Stimmen aus Maria-Laach

Abtei Maria Laach

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundvierzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenundvierzigsten Bandes.

	Seite
Zur Bevölkerungsfrage. (H. Pesch S. J.)	1
Die Heerfahrt des sel. Heinrich von Bonn und seiner Gefährten. (O. Pfülf S. J.)	24
Das Coppernicanische Sonnensystem. (J. G. Hagen S. J.)	49. 181. 287
Das neuentdeckte Wandgemälde in der Katakombe der hl. Priscilla in Rom. (Th. Granderath S. J.)	55
Annette von Droste-Hülshoffs Briefwechsel mit Levin Schücking. (W. Kreiten S. J.)	66. 190
Principes musicae — Fürsten der Tonkunst. (Th. Schmid S. J.)	113. 264
Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes. (O. Pfülf S. J.)	
I. Don Carlos' Anfänge	136
II. Don Carlos' Zukunftsaussichten	294
III. Don Carlos' Verhaftung	383
IV. Don Carlos' Ende	544
Altarabisches Dichterleben. (A. Baumgartner S. J.)	161
Religion und Volkswohlstand. (H. Pesch S. J.)	249
Die altarabische Dichtung und das Christenthum. (A. Baumgartner S. J.)	325
Henry George und die Encyklika „Rerum novarum". (H. Pesch S. J.)	365. 523
Die Reblaus und ihre Vorgänger. (E. Wasmann S. J.)	413
Die Mosaiken von Ravenna. (St. Beissel S. J.)	
I. Mosaiken, welche unter römischer Herrschaft zu Ravenna entstanden	422
II. Mosaiken, welche unter gotischer Herrschaft zu Ravenna entstanden	436
III. Mosaiken, welche unter byzantinischer Herrschaft zu Ravenna entstanden	497
Mohammed und die Literatur der Araber. (A. Baumgartner S. J.)	442
Zum Jubiläum des hl. Wolfgang. (A. Baumgartner S. J.)	493
Geschichtliches über die Verbreitung der Reblauskrankheit. (E. Wasmann S. J.)	516
Zur Geschichte der fête des fous. (G. M. Dreves S. J.)	571

Miscellen.

	Seite
Schriftstellerische Arbeiten der katholischen Missionäre in China	107
Statistische Angaben über die Berufsstände in Frankreich	109
Ein „wissenschaftliches“ Urtheil über Janssen	110
Das Werk für katholische Seeleute	234
Die katholischen Lehrervereine Deutschlands	245
Die Einführung einer einheitlichen Zeit	361
Neue Reime von Dürer	363
Ein Nachtrag zum Artikel über Pierluigi da Palestrina	483
Die Ceremonie des Fußkusses	486
Das internationale Schiedsgericht	488
Ein Protestant über das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus in der Gegenwart	623
Apologetisches aus dem Mittelalter	625
„Weder Protestantismus noch Romanismus, sondern Katholicismus“ .	627

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Seite

Allies, The Formation of Christendom 228

Bachem (Jul.), Die bedingte Verurtheilung 102

Baumgartner (Heinr.), Psychologie. 3. Aufl. 478

Becker (Wilh.), Die christliche Erziehung 100

Bellarmin-Sibel, Die ewige Glückseligkeit der Heiligen . . 359

v. Berlichingen, Die Befreier Wiens 1683 617

Berninger, Die geistliche Schulaufsicht in der Volksschule . . 99

Bickmann, Schlichte Weisen . . 619

Bierbaum, s. Elbel; Lombez.

Boucher, Boussole du langage Mandarin. 2. éd. 108

Boudinhon, Étude théologique sur les Ordinations Anglicanes 480

Brandscheid, Handbuch der Einleitung ins Neue Testament . . 611

— s. Testamentum, Novum.

v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras 218

Broxtermann, s. Richemann.

Bruder, s. Staatslexikon.

Carini, Monsignor Niccolò Ormaneto 230

Cursus philosophicus, s. Frick; Haan.

Seite

Dalponte, Compendium Theologiae fundamentalis 357

Dausch, Der neutestamentliche Schriftcanon und Clemens von Alexandrien 355

Delbrel, Les Jésuites et la Pédagogie au XVIe Siècle . . 481

Didiot, Cours de théologie catholique. Logique surnaturelle subjective. Logique surnaturelle objective 591

— Traité de la Sainte Écriture d'après S. S. Léon XIII . . 356

Diebold, Deutsche Sängerhalle . 621

Dreher, Kleine Grammatik der hebräischen Sprache 357

v. Droste-Hülshoff (Annette), s. Schücking (Theo).

Duhr, Ratio studiorum et Institutiones scholasticae S. J. per Germaniam olim vigentes. Tom. IV. (Monumenta Germaniae paedagogica. T. XVI.) 593

Dürer, Neue Reime 363

Eichert, Wetterleuchten . . . 233

Einfluß, Der, des tonischen Accentes auf die melodische und rhythmische Structur der gregorianischen Psalmodie 484

Elbel-Bierbaum, Theologia moralis. 2. ed. Vol. I. II. . . 612

Engelhard, Die St. Cyriacuskirche zu Duderstadt 231

Seite

Engels, Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei 614

Eulenstein, s. George.

Freericks, Der Apoll von Belvedere 616

Frick, Ontologia 226

Fuhlrott, Materialien für Prediger und Katecheten 358

Gasparri, Tractatus canonicus de sacra ordinatione 102

Gaude, De morali systemate S. Alphonsi Mariae de Ligorio 588

Gemperle, Rationes movendi poenitentes 359

George-Eulenstein, Zur Erlösung aus socialer Noth (The condition of labour). Offener Brief an Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. 365

Grubenbecher, Die lauretanische Gnadenkapelle in der Pfarrkirche zur hl. Maria in der Kupfergasse 614

Haan, Philosophia naturalis . 226

Habicher, Fünf Jahre unter den Horden Afrikas und Asiens . . 616

v. Hammerstein, Begründung des Glaubens. III. Theil: Katholicismus und Protestantismus 225

Hecher, Die ägyptische Königstochter 618

— Lebende Bilder in religiösen Dichtungen. I. Passionsblumen. II. Marienrosen. III. Märzenveilchen 619

Heilgers, s. Libermann.

Heiner, Katholisches Kirchenrecht 211

Helmes, Der ehrw. Diener Gottes Franz M. P. Libermann und seine Stiftung 229

Helmken, Der Dom zu Köln. 3. Aufl. 231

Hirschmann, Der heilige Sola 482

Höhler, Das dogmatische Kriterium der Kirchengeschichte . . 101

Hontheim, Institutiones Theodicaeae 347

Huckert, Welche Bedeutung gebührt der Religion in den socialen Kämpfen der Gegenwart? . 615

Hüttinger, Tassilo II. Trauerspiel. 617

Jacoby, Ida Gräfin Hahn-Hahn 621

Jahrbuch, Drittes, des katholischen Lehrerverbandes Deutschlands . 247

Janssens-Prell, Röschens erste Communion 233

Kannengieser, Ketteler et l'Organisation sociale en Allemagne 230

Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient . . . 468

Kerer, Das Büchlein von der Barmherzigkeit Gottes. . . . 615

Kolping, Erzählungen. V. Bd. 621

König (Leo), Die päpstliche Kammer unter Clemens V. und Johann XXII. 96

Korioth, Katholische Apologetik für die obern Klassen der Gymnasien und Realgymnasien . . . 465

Korum, Wunder und Göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier 1891 87

Kraeger, Johann Martin Miller 232

Kraus, Synchronistische Tabellen zur Kirchengeschichte. 2. Aufl. . 479

Kreschnička, Das Heilige Haus von Loreto 231

Krogh-Tonning, Die Gnadenlehre und die stille Reformation 94

Künstle, Hagiographische Studien über die Passio Felicitatis cum VII filiis 360

Laumannsche Jugendbibliothek. I. Bändchen. 1.—6. Lieferung . 620

Seite

Laumannsche Kinderlegende. I. Bändchen. 1.—6. Lieferung . 620
Leimbach, Untersuchungen über die verschiedenen Moralsysteme . 588
Libermann-Heilgers, Ideales Leben und Streben der christlichen Frauen und Jungfrauen 106
Lombez-Bierbaum, Der Seelenfriede. 2. Aufl. 106
Loyola (Juan de), s. Uriarte.
Mayer (Herm.), Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. II. Theil . . . 481
Missale Romanum. 8. ed. iuxta edit. typ. 355
Monumenta Germaniae paedagogica, s. Duhr.
Neher, Der Missionsverein oder das Werk der Glaubensverbreitung 228
Neumann, Qurn Dscheradi. Studien zu Matth. 8, 28; Marc. 5, 1; Luc. 8, 26. 37 613
Nieremberg-Scheeben, Die Herrlichkeiten der göttl. Gnade. 5. Aufl., besorgt durch P. Alb. M. Weiß O. Pr. 105
St. Norbertus-Verlagshandlung, Religiöse Kunstblätter 482
Pázmány, Opera omnia. Tom. I. Dialectica 227
Philosophia Lacensis, s. Hontheim.
Pieper, Zur Entstehungsgeschichte der ständigen Nuntiaturen . . 350
Pohl, Thomas von Kempen ist der Verfasser der Bücher De imitatione Christi 100
Prell, s. Janssens.
Presse, Die farblose. Eine religiöse, politische und sociale Pest . . 615
Prill, Einführung in die hebräische Sprache 357
Pustet, Bild der Heiligen Familie 234

Seite

Quilliet, De civilis potestatis origine theoria catholica . . 466
Rabenlechner, Mystische Rosen 618
Reiß, Jesuiten u. Jesuitenschulen 103
Reliquien, Die vornehmsten heiligen, im Dom zu Brixen . . . 105
Rhoen, Die Befestigungswerke der freien Reichsstadt Aachen . 104
Richemann, Die Dichtungen des Osnabrücker Dichters Broxtermann 232
Rohart, De Oneribus biblicis contra Gentes 225
Rolfus, Kirchengeschichte. 3. Aufl. 478
Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des bischöflichen Lyceums in Eichstätt 481
Schädel, Höhere Schule und sociale Frage 623
Schäffer, Adolf Kolping, der Gesellenvater. 3. Aufl. . . . 482
Scheeben, s. Nieremberg.
Scheffmacher, Licht in den Finsternissen. Neue Ausg. . . . 357
Schmid (Andr.), Geschichte des Georgianums in München . . 90
Schmitz (A.), Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit? 477
Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates 480
Schober, Caeremoniae Missarum aliaeque functiones ecclesiasticae illustratae 229
Schücking (Levin), s. Schücking (Theo).
Schücking (Theo), Annette von Droste-Hülshoffs Briefwechsel mit Levin Schücking . . . 66. 190
Schultze, Marie, Königin von Bayern. 2. Aufl. 622
Schynse, Pater August, und seine Missionsreisen in Afrika . . . 360
Sibel, s. Bellarmin.

Seite

Sommer, Aus dem Berufe . . 233
Specht, Die Frauenkirche in München 104
Staatslexikon. Herausg. im Auftrage der Görres-Gesellschaft durch Dr. Ad. Bruder. II. u. III. Bd. 479
Stolz, Legende oder der christliche Sternhimmel. 10. Aufl. . 478
Tappehorn, Anleitung zur Verwaltung des heiligen Bußsacramentes. 4. Aufl. 613
Tepe, Institutiones theologicae in usum scholarum. Vol. I. . 103
Ter Haar, De systemate morali antiquorum probabilistarum . 588
Tesnière, Handbuch der Anbetung des heiligsten Altarssacramentes. II. Theil 105
Testamentum, Novum, graece et latine. Ed. Frid. Brandscheid 611
Uriarte-Loyola, Vida del P. Bernardo F. de Hoyos . . 622

Seite

Variétés sinologiques 108
Veldenz, Postlagernd — Wie ich Maler wurde — Die beiden Schwestern 223
Wacker (F.), Comes pastoralis. Edit. altera 359
Weber (Paul), Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst . . . 625
Weder Protestantismus noch Romanismus, sondern Katholicismus 627
Weidmann, Deutsche Männer in Afrika 220
Weiß (Alb. M.), s. Nieremberg.
v. Weiß (Joh. Bapt.), Weltgeschichte. 2. u. 3. Aufl. XII., XIII. u. XIV. Bd. 352
Wilmers, Lehrbuch der Religion. 5. Aufl. I. u. II. Bd. . . . 99
Zottoli, Cursus litteraturae Sinicae 107

Zur Bevölkerungsfrage.

Die Bevölkerung bildet den innern Grundbestand jeder staatlichen Gesellschaft. Insofern gehört sie zunächst und unmittelbar der politischen Ordnung an.

Allein von der Zahl der Bevölkerung wird nicht nur die Existenz, Einheit, Wirksamkeit der staatlichen Gesellschaft, also nicht bloß die politische Geschichte, sondern ebensosehr die materielle Wohlfahrt der Nationen bedingt. Hiervon soll im Folgenden gehandelt werden.

I.

Unter absoluter Bevölkerung versteht man die Einwohnerzahl eines Landes als Summe der dasselbe bewohnenden Individuen.

Relative Bevölkerung dagegen bezeichnet die Dichtigkeit des Zusammenwohnens, welche vermittelst der Durchschnittszahl der auf einer geographischen Quadratmeile oder auf einem Quadratkilometer ($^1/_{55}$ der Quadratmeile) lebenden Einwohner ausgedrückt zu werden pflegt [1].

Die Vermehrung der Bevölkerung ist an und für sich ein Socialwohl [2]. Durch die Zahl nimmt auch die Wirksamkeit der Intelligenzen zu, wächst die Energie der Willenskräfte, steigt die physische Macht, um Hindernisse der Natur, Störungen durch Verbrechen und Angriffe äußerer Feinde leichter zu überwinden.

Hieraus ergibt sich von selbst die Erkenntniß der Vortheile einer zahlreichen und dichten Bevölkerung für den Volkswohlstand:

1. Ein zahlreiches Volk wird ceteris paribus politisch stärker sein als ein weniger zahlreiches auf gleichem Territorium. Die größere politische

[1] Vgl. Rümelin, Bevölkerungslehre, in Schönbergs Handbuch II, 886 ff.

[2] Taparelli, Versuch eines auf Erfahrung begründeten Naturrechts. Aus dem Italienischen (Regensburg 1845) II, 86 ff.

Macht aber bietet die Möglichkeit wirksamern Schutzes und kräftigerer Förderung für die ökonomischen Verhältnisse und Interessen der Nation.

2. Ein zahlreiches Volk kann unter Umständen durch Kolonisation fremde Länder seinem eigenen Vortheile dienstbar machen.

3. „Eine dichte Bevölkerung ist", wie Roscher sagt[1], „nicht bloß ein Kennzeichen bedeutender und stark benutzter Productivkräfte, sondern schon an sich eine Productivkraft selbst und hochwichtig als Sporn und Hilfsmittel zur Benutzung aller übrigen." Sie ist:

a) an sich eine Productivkraft. Die Zunahme der Bevölkerung bringt der Nation neue Intelligenzen und neue Arme, welche der nationalen Arbeit größere Ausdehnung und wegen der Möglichkeit einer bessern Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung auch größere Wirksamkeit verleihen können[2];

b) ein Sporn der productiven Thätigkeit. „Die Trägheit, körperlich und geistig, ist so verbreitet, daß vielleicht die Mehrzahl ewig genügsam in dem vorgefundenen Wirkungs- und Nahrungskreise verharren würde, wenn nicht so mächtige und allgemeine Reize wie der Geschlechtstrieb und die Kinderliebe zu dessen Erweiterung nöthigten." [3]

Vermehrt sich das Volk rascher, als seine Nahrungsquellen und seine gesellschaftlichen Einrichtungen vertragen, so liegt Uebervölkerung vor.

Im wirtschaftlichen Sinne spricht man von Uebervölkerung, wenn in einem Lande mehr Menschen vorhanden sind, als Arbeit und Nahrung finden können. Hier reden wir nur von der Uebervölkerung in diesem wirtschaftlichen Sinne.

Indes ist es von großer Bedeutung, daß man von der wirklichen die scheinbare Uebervölkerung wohl unterscheide.

Es kann sein, daß ein Territorium nicht mehr ausreicht, um den Lebensbedarf der in ihm vorhandenen Bevölkerung unmittelbar selbst hervorzubringen (England, Belgien). Ein solches Land ist dann wenigstens theilweise auf den Import ausländischen Getreides u. s. w. angewiesen. Allein hier bleibt denn doch zunächst zu untersuchen, ob nicht durch bessere Bewirtschaftung und allseitige Verwerthung des territorialen Bodens dennoch die höchst werthvolle ökonomische Selbständigkeit der Nation gewahrt werden könne. Und selbst wo das nicht der Fall, läge wirkliche Uebervölkerung erst dann vor, wenn nicht genügende Waren producirt werden

[1] Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie. § 253, S. 611.

[2] *Antoine* S. J., Éléments p. 588. [3] Roscher a. a. O.

könnten, um durch Austausch gegen die fehlenden Subsistenzmittel das Mißverhältniß zwischen Bewohnerzahl und Unterhaltsmitteln zu beseitigen.

Am häufigsten wird der Eindruck der Uebervölkerung hervorgerufen, obwohl diese in Wirklichkeit nicht vorhanden, durch krankhafte sociale und volkswirtschaftliche Zustände. Das ist in der That der Fall bei unsern europäischen Culturstaaten. Hier gilt das Wort Liberatores[1]: „Das, was fehlt, sind nicht die Producte der Erde, sondern ihre gerechte Vertheilung. Die Lebensmittel finden sich im Ueberfluß auf dem Markte; vielen jedoch fehlt das Geld, um sich dieselben anzuschaffen. Man lenke also seine Gedanken auf eine ehrliche Vertheilung der Güter, auf eine gerechte Bemessung der Arbeitslöhne, anstatt über unbegründete Theorien zu träumen und unnatürliche und grausame Heilmittel vorzuschlagen."

Ebendahin gehört auch die Ueberfüllung einzelner Berufe, die Concentration der Bevölkerung in den großen Städten[2], die zeitweilig auftretende Arbeits- und Erwerbslosigkeit u. dgl. Dies kann den Schein der Uebervölkerung hervorrufen, obwohl es sich in Wirklichkeit nur um Stauungen handelt, welche die Freiwirtschaft verschuldet hat, um Berufsübersetzung, partielle, locale, nicht aber um territoriale und absolute Uebervölkerung.

Was insbesondere die Arbeitslosigkeit betrifft, die Erwerbslosigkeit, unter welcher nicht bloß die Lohnarbeiter, sondern auch die Unternehmer mit stillstehendem oder Verlust gebendem Geschäfte zu leiden haben, so ist sie zum großen Theil die Frucht anarchischer Production. Daß eine Production, die das Verhältniß zum Consum nicht wahrt, deshalb in ihrem Absatz unsicher und ungleich ist und infolgedessen sich bald zur Erweiterung, bald zur Einschränkung des Betriebes genöthigt sieht — daß eine derartig anarchische Production mit Erwerbslosigkeit und Arbeitslosigkeit verbunden sein muß, liegt auf der Hand. Das Gegentheil wäre ein reines Wunder[3].

---

[1] Grundsätze der Volkswirtschaft S. 132.

[2] Vgl. hierzu die höchst belehrende und verdienstvolle Schrift von Professor Aug. Rincklake „Vorwärts" (Berlin 1893).

[3] Dr. Huckert hob in einem zu Berlin, 15. Februar 1894, gehaltenen Vortrage mit Recht hervor, daß die Ueberproduction nicht einmal die tiefste Ursache der Arbeitslosigkeit sei. „Unsere Industrie", sagt er, „producirt nicht allein zu viel, sondern vor allem sehr viel Unnöthiges und geradezu Schädliches, für das die niedern Klassen ihr Geld ausgeben, anstatt es auf die Regelung ihrer Lebenshaltung zu verwenden. Entschlössen sich Industrie und Bevölkerung, gemeinsam dahin zu streben, daß die wirklich nöthigen Dinge producirt und consumirt würden, so könnte

Man hat nun behauptet, es gebe nicht bloß eine scheinbare, sondern auch eine wirkliche Uebervölkerung. Ja sogar glaubte man von einem Naturgesetze reden zu dürfen in dem Sinne, daß die menschliche Natur, sofern sie ihren Tendenzen überlassen bleibe, mit Nothwendigkeit zur Uebervölkerung führe. Ist diese Behauptung wahr? Besteht eine natürliche Disharmonie oder Harmonie zwischen der Tendenz der Bevölkerungsvermehrung und der Möglichkeit der Unterhaltsmittelvermehrung?

II.

Mit dieser Frage beschäftigte sich die Malthus'sche Bevölkerungslehre. Ueber deren Einfluß schreibt jüngst Dr. Naúm Reichesberg: „In der That hatte die Malthus'sche Bevölkerungslehre einen noch nie dagewesenen Erfolg zu verzeichnen. Sie übte den größten Einfluß aus auf die reine Wissenschaft sowohl als auf die Gesetzgebung und Politik fast sämtlicher europäischer Staaten. Man suchte die Grundsätze derselben, wo es nur immer anging, zu verwirklichen, indem man die Ehegesetzgebung meistentheils entsprechend abänderte, die staatliche Armenpflege ‚reorganisirte' und dergleichen Maßnahmen mehr traf." [1]

Im Anschluß an ältere Lehren legte Thomas Robert Malthus (1766 bis 1834) seine Ansichten über das Bevölkerungswesen in dem 1798 erschienenen Werke Essay on the principles of population nieder [2].

Der Inhalt dieses „Versuches über die Principien der Bevölkerung" ist in Kürze folgender:

1. Der menschlichen Natur wohnt, wie allen lebenden Wesen, die Tendenz inne, sich stärker zu vermehren, als ihre Unterhaltsmittel

---

die Arbeitslosigkeit allerdings nicht verschwinden — denn die beiden andern Ursachen: Zurücktreten der Landwirtschaft und Ueberproduction der Industrie, wirkten noch fort —, aber auf das erreichbare Minimum herabgedrückt werden; und das ist das höchste, was sich bei socialen Fragen erlangen läßt, für welche es keine Lösung, sondern nur eine Besserung gibt." Ueber anarchische Production vgl. Professor Hitze, Kapital und Arbeit (Paderborn 1880) S. 38 ff.

[1] Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Socialpolitik (10. Mai 1894). Vgl. *Van der Smissen*, La population (Bruxelles 1893), p. 149—218; *V. Becker*, De ontwikkeling der Bevolking in den „Studien op godsdienstig, wetenschappelijk en letterkundig gebied". Nieuwe Reeks. Deel XLII. p. 227—247.

[2] Im Jahre 1803 folgte die zweite, 1826 die sechste, 1872 (London) die siebente, 1878 die achte Auflage. — Deutsche Uebersetzungen: Hegewisch, Versuch über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung. 2 Theile (Altona 1807); Stöpel, Versuch über das Bevölkerungs-Gesetz (Berlin 1879).

vermehrt werden können. Das ist das „Bevölkerungsprincip" oder — weil Malthus es mit der menschlichen Natur verknüpft — das „Bevölkerungsgesetz".

Malthus sucht dieses Princip oder Gesetz zu begründen, indem er untersucht, welche Vermehrung der in dem Menschen vorhandenen Tendenz entspricht, und eine wie schnelle Vermehrung seiner Unterhaltsmittel möglich ist.

1. Die Generationsfähigkeit des Menschen sei, wie bei Thieren und Pflanzen, unbegrenzt, der Generationstrieb aber übermächtig. Würden der Befriedigung desselben keine Grenzen gesetzt, hätte die natürliche Vermehrungstendenz ohne jedes Hinderniß vollkommen freien Lauf, so müßte sich Malthus zufolge die Zahl der Menschen wenigstens alle 25 Jahre verdoppeln.

Andererseits vermehren sich die Unterhaltsmittel nicht so rasch, selbst wenn man die Bebauung unbenutzter Strecken Landes und große Fortschritte der Productionsweise voraussetzen wollte. Nimmt man an, „daß die menschlichen Unterhaltsmittel, welche die Erde liefert, alle 25 Jahre um eine ihrer gegenwärtigen Production gleichkommende Quantität vermehrt werden können, so heißt dies eine viel stärkere Zunahme voraussetzen, als wir bei den größten Anstrengungen des Menschengeschlechts erwarten können" [1].

Schließlich stellt Malthus für die Tendenz der Bevölkerungszunahme eine geometrische Progression auf, als deren Anfangsglied die jeweilige Bevölkerungsmenge fungirt und deren Quotient die Zahl 2 bildet. Der Zeitraum aber, welcher die verschiedenen Glieder voneinander trennt, beträgt 25 Jahre.

Die Möglichkeit für die Vermehrung der Unterhaltsmittel andererseits wird durch eine arithmetische Progression dargestellt, deren Anfangsglied die gegenwärtig producirte Jahresmenge der Unterhaltsmittel bildet, und deren Differenz eben dieser Menge gleich ist. Der Zeitraum, nach dem ein weiteres Glied der Progression jedesmal erreicht wird, beträgt ebenfalls 25 Jahre.

Stellt man beide Progressionen zusammen, so zeigt sich jenes furchtbare Mißverhältniß zwischen der natürlichen Tendenz der Bevölkerungsvermehrung und der Möglichkeit der Unterhaltsmittelvermehrung.

---

[1] *Malthus*, An essay on the principles of population. Vol. I. 5th edit. (London 1817), p. 13. Heinrich Soetbeer, Die Stellung der Socialisten zur Malthusschen Bevölkerungslehre (Göttingen 1886).

Das Menschengeschlecht würde in geometrischer Progression sich vermehren, wie die Zahlenreihe: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256 u. s. w. es ausdrückt.

Die Unterhaltsmittel dagegen nähmen nur in arithmetischer Progression zu, entsprechend der Zahlenreihe: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 u. s. w.

2. Neben dem „Bevölkerungsprincip", demzufolge die Menschen die natürliche Tendenz haben, sich rascher zu vermehren als die Nahrungsmittel, stellt Malthus den zweiten Satz auf: Population is necessarily limited by the means of subsistence. Die wirkliche Bevölkerungsvermehrung ist nothwendig durch die Unterhaltsmittel begrenzt. Die Vermehrungstendenz der Bevölkerung gelangt also nicht zum vollen Austrag, wird an ihrer Verwirklichung theilweise gehindert. Auf die Dauer entsteht daher immer wieder ein Gleichgewicht zwischen Zahl der Bevölkerung und Menge der Unterhaltsmittel.

3. Dieses Gleichgewicht nun wird erzielt theils durch vorbeugende (präventive), theils durch zerstörende (repressive) Schranken (checks) der Bevölkerungsvermehrung.

a) Die präventiven Schranken hindern eine zu große Zahl von Geburten. Malthus empfiehlt moral restraint, „sittliche Enthaltung", d. h. Enthaltung von der Eheschließung.

Der sogen. Neo-Malthusianismus, als dessen Hauptvertreter Francis Peace, Robert Dale Owen (des Communisten Robert Owens Sohn), John Stuart Mill, Charles R. Drysdale, Paolo Mantegazza, Otto Zacharias, Stille, Otto u. s. w. zu rechnen sind, hat an Stelle der „unzureichenden" „moralischen Enthaltung" die „facultative Sterilität" („eheliche Klugheit") in schmachvollster Weise setzen wollen. Leider zeigt das in Frankreich herrschende und in Deutschland immer mehr zunehmende „Zweikindersystem", welche verheerenden Wirkungen solche Doctrinen, deren Verkündiger eher das Zuchthaus als eine wissenschaftliche Widerlegung verdienen, anzurichten im stande sind.

b) die repressiven Schranken vermindern eine zu große Zahl der Geborenen. Hierhin gehören alle aus Laster oder Elend (vice and misery) entspringenden Umstände, welche irgendwie dazu beitragen, die natürliche Dauer des menschlichen Lebens zu verkürzen, z. B. Krieg, Pest, Hungersnoth, äußerste Armut, schlechte Ernährung der Kinder, große Städte, ungesunde Beschäftigungen u. dgl.

Bei der Kritik dieser Malthusschen Bevölkerungstheorie beschränken wir uns auf die Angabe solcher Gründe, welche die Unrichtigkeit der fraglichen Lehre leicht und klar erkennen lassen.

1. Allgemein anerkannt ist heute, daß die von Malthus aufgestellten arithmetischen und geometrischen Progressionen der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen [1].

2. Bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts bemerkte Theodor Schmalz [2] mit Recht: „Es ist oft die Furcht von Schriftstellern geäußert worden, daß die Volksmenge in einem Lande wohl zu groß werde, daß es alsdann nicht alle seine Einwohner ernähren könne. Aber diese Furcht ist sehr thöricht und leer, weil die Natur unerschöpflich ist, weil gerade die Menge der Menschen desto mehr Verkehr veranlaßt, weil eben Menschen von Menschen leben."

Hierin sind zwei Beweisgründe gegen Malthus eingeschlossen:

a) Die Ertragsfähigkeit der Erde ist sehr elastisch. Wir kennen nicht den höchstmöglichen Grad der Intensität des Ackerbaues, obwohl neuere Untersuchungen — wir nennen z. B. die des Professors v. d. Goltz — die Möglichkeit einer geradezu gewaltigen Steigerung dieser Intensität, der Einträglichkeit der Viehzucht, des Getreidebaues 2c. bekunden. Ueberdies ist ein sehr großer Theil der Erde noch nicht bebaut.

b) Malthus selbst war es keineswegs entgangen, daß zugleich mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Möglichkeit einer vermehrten, gesteigerten Production von Unterhaltsmitteln gegeben wird. Die Zunahme der Bevölkerung ist eine Quelle des Fortschrittes und der Kraft, wachsender Beherrschung der Natur durch den Menschen. Hätte Malthus das, was er doch erkannte, auch bei der Aufstellung des Be-

[1] Handbuch der Staatswirtschaft (Berlin 1808) S. 152.

[2] Michael Thomas Sadler (1780—1835) war es neben Graham, Weyland, Senior, Bastiat, Carey, List, Ernst Engel u. s. w., der in seinem leider unvollendet gebliebenen Werke: The law of population (London 1830, 2 vols.) nachdrücklich gegen den Malthusianismus auftrat. Noch gleiche die Oberfläche der Erde, nach Franklins Ausspruch, einer ausgedehnten Wildniß, in deren Mitte nur einzelne Oasen cultivirten Landes sich befänden. Es übersteige die menschlichen Kräfte, zu berechnen, was die einmal ganz angebaute Erde an Producten hervorbringen würde. Aber selbst diese unberechenbare Masse von Producten würde verschwinden gegen die in Zahlen gar nicht auszudrückende Masse von Erzeugnissen, die hervorzubringen die Erde bei intensiver Cultur im stande sei. Die Unterhaltsmittel, meint Sadler, vermehrten sich dann auch viel schneller, als Malthus behauptet. Ja er ist nicht abgeneigt, die Malthusschen Progressionen umzukehren und eine geometrische Progression der Unterhaltungsmittel der arithmetischen Progression der Bevölkerungszunahme entgegenzustellen. Vgl. Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften II (1891), 508 ff.

völkerungsprincips genügend berücksichtigt, seine Lehre wäre ganz anders ausgefallen.

Man kann sagen, die Steigerung der Ertragsfähigkeit der Erde sei keine „unendliche“, „infinite“. Wir läugnen es nicht. Aber auch die Bevölkerungsvermehrung kann niemals infinit, unendlich sein. Beide Möglichkeiten, die Möglichkeit des Wachsthums der Bevölkerungszahl wie die Möglichkeit einer gesteigerten Ertragsfähigkeit der Erde, sind indefinite, in ihren Grenzen unbestimmbare Größen. Die Menschen mögen also zunehmen, sich vermehren —, in jedem Zeitraum wird die objective Möglichkeit einer Steigerung der Ertragsfähigkeit und des Ertrages der Erde von ihnen vorgefunden werden. Verschmäht es der Mensch nicht, im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten, so wird ihm von seiten der Natur niemals die Möglichkeit, Nahrung zu finden, entzogen werden.

3. Ganz gewiß besteht diese Möglichkeit nicht an jeder Stelle der Erde. Auf Felsen wächst kein Brod. Auch kann die Dichtigkeit der Bevölkerung eines Territoriums so groß sein, daß innerhalb dieses selbigen Territoriums die Nahrung für alle nicht dem Boden abgerungen werden kann.

Allein, das ist ein neuer Fehler, den Malthus begeht, wenn er für seine Theorie gewissermaßen ein abgeschlossenes Territorium voraussetzt. Zur Zeit, als Malthus schrieb, spielte der Getreide-Import noch keine große Rolle. Mit der wachsenden Bevölkerung nahm er zu und gewann an Bedeutung. Die Entwicklung der Industrie gewährte die Möglichkeit, in fremdem Lande gewachsenes Getreide zu kaufen. Niemand brauchte also vermöge eines „Naturgesetzes“ zu verhungern.

4. Der Hauptirrthum der Malthus'schen Theorie besteht darin, daß sie aus der von Malthus übertriebenen natürlichen Fortpflanzungsfähigkeit und dem entsprechenden Triebe ein „Naturgesetz“ für den Menschen und die menschliche Gesellschaft herleiten wollte.

Der Mensch ist frei, das Princip seiner Handlungen, auch des Eheschlusses, der freie Wille. Dieser aber wird geleitet von der Vernunft. Der Trieb mit seinen natürlichen „Tendenzen“ beeinflußt die Willensacte, aber er beherrscht sie nicht. Will man daher untersuchen, was für den Menschen „natürlich“ ist, so darf man nicht allein mit instinctiven Tendenzen rechnen.

Ueberdies ist auch der Schluß von der natürlichen Fortpflanzungsfähigkeit des einzelnen Menschen auf die gesellschaftliche Ver-

mehrung ungerechtfertigt. „In der Gesellschaft“, sagt Hermann Rösler [1], „hängt die Fortpflanzung offenbar nicht von der individuellen Zeugungskraft ab, sondern von der Fähigkeit, Menschen zu unterhalten, und von dem Verhältniß, in welchem die Unterhaltsmittel zur Consumtion überhaupt stehen. Jeder lebende Mensch repräsentirt nicht bloß ein Quantum Unterhaltsmittel, sondern auch eine sehr zusammengesetzte Menge anderer Consumtionsobjecte, die in großen Umrissen gleichfalls auf gesellschaftlicher Nothwendigkeit (dem jeweiligen Stande der Production) beruht. Aus der in diesen Verhältnissen sich kundgebenden Nothwendigkeit ist das Gesetz der gesellschaftlichen Vermehrung abzuleiten.“

Wäre die Gesellschaft ein physisches Wesen, so würde das Gesetz ihrer Vermehrung ein physisches sein können. Nun aber ist die Gesellschaft ein moralisches Wesen, bestehend aus freien, moralischen Wesen. Also läßt das Gesetz der gesellschaftlichen Vermehrung sich nicht aus jener physischen Fähigkeit des Menschen allein herleiten.

Immerhin mögen in einer Gesellschaft die Fälle leichtsinnigen Eheschlusses zahlreich sein. Weitaus die Mehrzahl der Gesellschaftsglieder aber wird thatsächlich nicht einzig die Leidenschaft, sondern auch die Vernunft zu Rathe ziehen, die gesellschaftliche Vermehrung somit nur im Verhältniß zu den erreichbaren Unterhaltsmitteln voranschreiten [2].

5. Henry C. Carey (1793—1879) stellte die Behauptung auf, das angebliche Mißverhältniß zwischen der Populationstendenz und der Ernährungsfähigkeit bestehe nicht, sondern vielmehr das umgekehrte, nämlich ein Verhältniß der Gleichmäßigkeit.

Nachdem Carey der Malthusschen Theorie gedacht hat, wirft er die Frage auf [3]: „Ist es möglich, daß der Schöpfer so sehr mit sich selbst in Widerspruch gerieth? Ist es möglich, daß er, nachdem er in der ganzen materiellen Welt ein System eingerichtet hatte, dessen Theile in der vollkommensten Harmonie untereinander stehen, daß er dann den Menschen, den Herrn von allem, Gesetzen unterworfen hat, die eine allgemeine Disharmonie erzeugen müssen? Ist es möglich, daß, nachdem er dem Menschen alle Eigenschaften verliehen hat, die zur Ergreifung der Herrschaft über die

---

[1] Vorlesungen über Volkswirtschaft (Erlangen 1878) S. 459.

[2] Vgl. Albert Schäffle, Deutsche Kern- und Zeitfragen (Berlin 1894) S. 59.

[3] Cfr. Principles of social science. 3 vols. (Philadelphia 1858—1860), III, 265 (deutsche Ausgabe S. 590). Careys Lehrbuch der Volkswirtschaft und Socialwissenschaft, übersetzt von Dr. Karl Adler (Wien 1870) S. 519 ff.

Natur nothwendig sind, es auch in seinem Plane gelegen war, denselben Menschen Gesetzen zu unterwerfen, kraft deren er Sklave der Natur werden muß?"

Ohne allen einzelnen Ausführungen Careys beizustimmen, glauben wir dennoch, daß die von ihm behauptete natürliche Harmonie zwischen den beiden Möglichkeiten der Volksvermehrung und der Vermehrung der Unterhaltsmittel einzig und allein den Thatsachen ebensowohl wie den Forderungen des vernünftigen Denkens entspricht.

Durch die Schuld der Menschen und der Gesellschaft, ebenso wie durch eine zeitweilige Complication äußerer Verhältnisse kann freilich bei einem Volke die natürliche Harmonie durchbrochen werden. „Namentlich ist es recht wohl denkbar und in der Wirklichkeit oft vorgekommen, daß die aus früherer Zeit herrührenden politischen, socialen 2c. Einrichtungen vom Interesse mächtiger Klassen festgehalten werden, obschon ihre Aenderung durchaus nöthig wäre, um der wachsenden Volkszahl einen angemessenen Spielraum zu verschaffen. Wie manches Volk ist durch Verhinderung rechtzeitiger Reform, die sich niemals durch eine Abwechslung von Stabilität und Explosion ersetzen läßt, dermaßen krank geworden, daß alle gedeihliche Entwicklung aufhörte!" [1] Allein derartige Verhältnisse sind nicht das Ergebniß eines „Gesetzes" der Volkswirtschaft, einer natürlichen Entwicklung der Verhältnisse, sondern vielmehr die widernatürlichen Durchbrechungen der wahren volkswirtschaftlichen Gesetze.

Nur noch einige Worte über den heutigen Stand der Frage. Den Kern der Malthusschen Bevölkerungstheorie bildet der Satz: Die Bevölkerung hat beständig die natürliche Tendenz, sich über die Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren.

Diese Grundanschauung hat bis heute unter den bedeutendsten Nationalökonomen ihre Vertheidiger [2].

Roscher meint, die Grundansichten von Malthus seien ein „festes Eigenthum der Wissenschaft". Ihm pflichten J. Stuart Mill, Rümelin, L. v. Stein, Ad. Wagner, Schäffle, Cohn, Molinari, Garnier, Block u. a. bei. Gegner dieser Auffassung sind Bastiat, Carey, Leroy-Beaulieu, Toussaint, Loud, Mangin, die katholischen Autoren Périn, Ratzinger, Liberatore u. a. Die Wahrheit ist auf seiten der Gegner der Malthusschen Bevölkerungstheorie.

---

[1] Vgl. W. Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft I, 85 f.

[2] Soetbeer a. a. O. S. 11.

Die Harmonie zwischen der Vermehrung von Bevölkerung und Unterhaltsmitteln gilt letzteren als das natürliche, die Disharmonie als das unnatürliche Verhältniß.

Eine wirkliche Uebervölkerung der Erde halten sie dementsprechend für eine lediglich abstracte Möglichkeit und für nicht viel mehr die wirkliche Uebervölkerung innerhalb der einzelnen nationalen Territorien.

Die scheinbare Uebervölkerung dagegen, die an Leiden und Elend der wirklichen gleichsteht, kann nicht selten zur historischen Thatsache werden.

In frühern Zeiten, als die einzelnen Völker fast ausschließlich auf die Producte ihres eigenen Territoriums angewiesen waren, traten die mit der scheinbaren Uebervölkerung verbundenen Nothstände häufiger ein.

Bei hoher Entwicklung des Weltverkehrs werden die aus der Insufficienz des eigenen Territoriums hervorgehenden Nothstände weniger häufig. Aber politische, sociale, wirtschaftliche Verhältnisse können immer noch zeitweise Elend und dadurch den Schein einer Uebervölkerung hervorrufen.

III.

Gehen wir jetzt auf die Maßregeln und Mittel gegen Uebervölkerung etwas näher ein, so brauchen wir wohl kaum hervorzuheben, daß es sich in unserer Auffassung nur um Mittel gegen das, was wir „scheinbare Uebervölkerung" genannt, handeln kann. Ebensowenig bedarf es der Versicherung, daß keineswegs alle im Laufe der Geschichte zur Anwendung gekommenen Mittel unsern Beifall finden. Solche Maßregeln sind:

1. Staatliche und polizeiliche Beschränkung der Eheschließung. Es waren namentlich deutsche Staaten, welche zu diesem Mittel griffen, nachdem einmal die Lehren des Malthusianismus in Deutschland Eingang gefunden. Man hielt sich für berechtigt, den Besitzlosen die Eheschließung zu erschweren, um auf diese Weise einer Zunahme der ärmern Bevölkerung entgegenzuarbeiten. Allein dieses Mittel

a) widerspricht dem natürlichen Rechte. Das Recht der Verehelichung ist ein klares, unbestreitbares Recht des Menschen, seiner Natur tief eingeprägt und kann und darf dem Menschen um so weniger wegen irgend welcher materiellen Rücksichten auf ein angebliches Gemeinwohl verkürzt werden, als die legale Befriedigung des stärksten natürlichen Triebes die Haltung des göttlichen Sittengesetzes und damit die Erreichung

des höchsten und letzten, allen Menschen gemeinsamen Zieles wesentlich erleichtert[1].

b) Die Erfolglosigkeit der Maßregel spricht ebenfalls gegen dieselbe und bestätigt den allgemeinen Satz, daß unsittliche Mittel niemals auf die Dauer dem wahren Wohl der Gesellschaft entsprechen können. Die Zahl der Eheschließungen blieb allerdings in den Ländern mit Ehebeschränkungen eine geringere. Doch um so häufiger wurde das Concubinat, um so zahlreicher waren die unehelichen Geburten. Illegitime Kinder aber bedrohen durch ihre meist vernachlässigte Erziehung die Gesellschaft unvergleichlich mehr als eine beträchtlich größere Anzahl ehelicher, wenn auch armer Kinder.

Gegen vorzeitigen und leichtsinnigen Eheschluß gibt es daher kein anderes Mittel als Stärkung des sittlichen Bewußtseins im Volke. Namentlich wird das Beispiel der Keuschheit, welches der Priester- und Ordensstand der Welt gibt, nicht ohne Einfluß auf die Gemüther der Menschen bleiben können, ihnen zeigen, daß es höhere Kräfte im Menschen gibt als instinctive Tendenzen. „Hier ist es," sagt Taparelli, „wo ich mich von Dankbarkeit und Bewunderung gegen den Autor und Gesetzgeber der christlichen Religion hingerissen fühle. Er hat in der Fülle der Zeiten die Enthaltsamkeit durch sein eigenes Lob verehrungswürdig, durch seine Gnade möglich, durch die Einrichtungen der Kirche sogar leicht gemacht und damit den Propagationstrieb auf milde Weise durch ein frei gewähltes Mittel beschränkt, ohne die Ehelosen der Versuchung des Verbrechens auszusetzen; und indem er bei den Ehelosen der freiwilligen Enthaltsamkeit auch noch die freiwillige Armut beifügte, hat er den Verheirateten dadurch den Besitz von Hab und Gut und deswegen auch die Erhaltung einer Nachkommenschaft erleichtert."[2]

2. Auswanderung[3]. Nimmt sie übermäßige Ausdehnung an, so beweist dies, daß das Volk sich nicht glücklich fühlt. Aber nicht bloß als

---

[1] Vgl. des Verfassers Schrift: Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung (Freiburg 1893) I, 60: „Der höchste Individualzweck, die Erreichung des jenseitigen Zieles, ist zugleich der oberste und allgemeinste Socialzweck, dem alle besondern Socialzwecke sich unterzuordnen haben, zu dem sie niemals in Widerspruch treten dürfen."

[2] Taparelli a. a. O. II, 88 ff. Vgl. auch *Périn,* De la richesse I, 541.

[3] Vgl. Philippovich von Philippsberg, Art. „Auswanderung" in Conrads Handwörterbuch I (1890), 1000 ff. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts richtete sich die überseeische europäische Auswanderung fast ausschließlich nach Amerika. Bereits im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aber werden neben Nordamerika

Symptom des Elends, sondern auch als Ursache neuen Schadens kann die Auswanderung gelten. Durch die Auswanderung verliert die Nation in jedem Auswanderer:

1) eine gewisse Arbeitskraft[1], sodann mit ihr

2) die auf die Erziehung und Bildung des Auswanderers verwendeten Werthe.

3) Endlich nimmt jeder Auswanderer wenigstens einen geringen Betrag von barem Gelde mit.

So berechnet z. B. Rudolf Meyer[2] den wirtschaftlichen Schaden, welchen die Auswanderung nach Amerika Deutschland verursachte, in folgender Weise: „Nach den Vereinigten Staaten wanderten von 1820—90 4552000 Deutsche aus, dazu ca. 220000 in den folgenden zwei Jahren (bis 1. Juli 1892), macht rund nach Amerika mit den von 1815—20 Ausgewanderten ca. 4906000. Man rechnet, daß von 10 Auswanderern 9 nach den Vereinigten Staaten gehen, demnach hätte Deutschland jetzt wohl rund 5½ Millionen Einwohner an das Ausland abgegeben, wovon seit Beginn der Schutzpolitik[3], d. h. seit Beginn von 1880 bis ultimo 1892, etwa 1700000! Manche davon nehmen Kapital mit, fast alle doch etwas noch in Amerika auszugebendes Reisegeld. Die Amerikaner rechnen, daß jeder Einwanderer an ‚Arbeitswerth' und Kapital um 1000 Dollars den amerikanischen Nationalwohlstand vermehrt." Wenn nun auch die Berechnung der Amerikaner den „Arbeitswerth" bloß als Gewinn für die amerikanischen Verhältnisse im Auge hat, nicht aber den Verlust, den das Heimatland der Auswanderer erleidet, so zeigen Meyers

---

auch Südamerika, Australien, Südafrika und Algier von den Auswanderern aufgesucht. Seit der Mitte des Jahrhunderts nimmt die europäische Auswanderung gewaltig zu, wenn auch die Zahl der Auswanderer großen Schwankungen unterworfen erscheint. Wirtschaftliche und politische Mißstände, schlechte Ernten, Krisen, politische Wirren bewirken jedesmal ein stärkeres Anschwellen der Auswanderung. So zeigt es z. B. die große Zahl derjenigen, welche nach der Krisis von 1826 England und nach der großen Hungersnoth von 1846 Irland verließen.

[1] Man möge sich durch die scheinbaren Vortheile einer Auswanderung aus industriellen Kreisen (zeitweilige Erhöhung der Löhne u. dgl.) nicht täuschen lassen. Es handelt sich dabei vielleicht um die Beseitigung einer localen Uebervölkerung; aber daß diese partielle Uebervölkerung gerade durch Auswanderung gehoben wird, bleibt für das Territorium in seiner Totalität ein großer Schaden, namentlich solange der Ackerbau wegen Mangels an Arbeitskräften geradezu in einer schweren Nothlage sich befindet.

[2] Der Kapitalismus fin de siècle (Wien-Leipzig 1894) S. 239.

[3] Richtiger gesagt: seit Beginn des allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges und der wachsenden Armut und Noth in der gesamten Bevölkerung.

Aufstellungen doch zur Genüge, welch immensen Schaden die ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse unserem Vaterlande zufügen, indem sie ihm fort und fort wohl zu verwerthende Arbeitskraft und Kapital entziehen.

Ganz anders als die Auswanderung in fremde Länder jedoch muß

3. die Kolonisation[1] beurtheilt werden. Kräftige oder wirtschaftlich hochstehende Völker haben von alters her durch kolonisatorische Thätigkeit sich ausgezeichnet; so die alten Phönizier, die Aegypter, welche in Griechenland eine neue Heimstätte der Cultur gründeten, die griechischen Republiken, die an allen Küsten des Mittelmeeres Niederlassungen hatten. Noch bis auf den heutigen Tag finden sich in zahlreichen Städten Mittel- und Südeuropas Ueberbleibsel der römischen Militärkolonien. Fast alle romanischen und germanischen Staatsschöpfungen des Mittelalters, die im Anschluß an die Völkerwanderung entstanden, erscheinen gewissermaßen als koloniale Bildungen. Die Kreuzzüge und die Kämpfe des Islam verknüpfen sich mit kolonisatorischen Bestrebungen. Durch Grenzkolonien wurde der Nordosten Deutschlands den Slaven abgenommen. Die deutsche Hansa wie die italienischen Städterepubliken übten in weitem Umfange kolonisatorische Thätigkeit. Kaum gibt es endlich heute ein mächtiges Volk in Europa, das nicht mehr oder minder Kolonisationspolitik triebe.

Eintheilung der Kolonien. Dieselbe wird verschieden ausfallen, je nachdem man dabei von historischen, wirtschaftlichen, ethnographischen, socialen oder technischen Gesichtspunkten ausgeht. Wir führen hier zunächst die Eintheilung an, welche Karl von Stengel[2] vom rechtlichen Standpunkte aus aufgestellt.

1) Um von einer Kolonie im rechtlichen Sinne zu reden, ist nach v. Stengel eine staatsrechtliche oder völkerrechtliche Abhängigkeit vom Mutterlande erforderlich. Gebiete, in welchen eine vollkommen selbständige Staatsgewalt besteht, mögen, wie z. B. Nordamerika oder Brasilien, im ethnographischen Sinne noch als Kolonien bezeichnet werden, im rechtlichen sind sie es nicht mehr.

Die Kolonien im rechtlichen Sinne zerfallen nun in drei Gruppen:

a) Die eigentlichen Kolonien sind überseeische Provinzen eines europäischen Staates. Völkerrechtlich erscheinen sie als Bestandtheile des Mutterlandes.

---

[1] Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Kolonien und Kolonialpolitik“ von Dr. E. Hasse. IV, 702 ff.

[2] Vgl. Conrads Handwörterbuch IV, 708.

b) Protectionsländer sind überseeische Gebiete mit staatlicher Organisation, die jedoch unter die Schutzherrschaft eines europäischen Staates sich gestellt haben, wie z. B. die französischen Kolonien Tongking und Tunis und die englischen und holländischen Vasallenstaaten in Indien. Die deutschen sogen. „Schutzgebiete" dürfen als Kolonien im eigentlichen Sinne gelten, soweit in denselben jede selbständige staatliche Organisation fehlt.

c) Interessen- oder Machtsphären. Es sind Gebiete, welche zwar noch nicht occupirt sind, aber durch Vereinbarungen zwischen Kolonialmächten der kolonialen Erwerbung oder der Protectoratsausübung seitens bestimmter Kolonialmächte vorbehalten bleiben.

2) Vom wirtschaftlichen Standpunkte bedeutsam ist die Unterscheidung zwischen Handelskolonien und Ackerbaukolonien[1].

a) Die Handelskolonien sollen den gegenseitigen Tauschverkehr erleichtern. Zuweilen dienen sie auch nur als Zwischenstationen für den Handel zwischen der Kolonialmacht und fremden Gebieten.

b) Ackerbaukolonien. Dieselben entwickeln sich entweder zu einem besondern Ableger des Mutterstammes, indem durch Rodung fruchtbares Ackerland für eine seßhafte, aus dem Mutterlande einströmende Bevölkerung gewonnen wird; oder es handelt sich bloß um Pflanzungskolonien, in welchen die Bestellungsarbeiten ausschließlich durch einheimische, an die klimatischen Verhältnisse gewöhnte Bevölkerung vollzogen werden und bloß die Leitung dieser Arbeiten in den Händen europäischer Pflanzer bleibt. In unsern deutschen Kolonien z. B. erlauben die klimatischen Verhältnisse für deutsche Kolonisten durchgängig nur die Leitung des Pflanzungsackerbaues der Eingebornen.

3) Hübbe-Schleiden bestreitet sogar die Einheitlichkeit des Begriffes der Kolonisation und glaubt unterscheiden zu müssen zwischen Kolonisation und Cultivation.

Eine Kolonie ist hiernach ein solches auswärtiges Wirtschaftsgebiet einer Nation, wo sie ihre eigene Nationalität als einheimische Bevölkerung ansiedeln kann.

Cultivalländer dagegen sind solche, die von einer Nation zwar dauernd besessen, für die Cultur eröffnet (daher der Name!) und als Wirtschaftsgebiet zum Vortheil des Mutterlandes benutzt werden können,

[1] Vgl. W. Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 3. Aufl. 1885. Roscher führt als eine besondere Art auch die „Eroberungskolonien" an, welche lediglich die Ausbeutung der Eingebornen zum Zwecke hatten.

aber sei es des Klimas, sei es der zahlreichen einheimischen Bevölkerung wegen eine dauernde Niederlassung fremder Arbeitskräfte nicht gestatten [1].

Demgemäß theilt Hübbe-Schleiden die überseeischen Besitzungen folgendermaßen ein:

A. Stationen (abhängig): 1. Marinedepots. Beispiele: St. Helena (britisch), Tonga (deutsch), Gabon (französisch).

2. Militärstationen. Beispiele: Gibraltar, Malta, Aden, Perim.

B. Kolonien: 3. Dependenzen (abhängig): Neufundland, Algerien, Kaledonien, Loanda.

4. Conföderirte Kolonien (selbständig): Canada, Australien, Kapland.

5. Emancipirte Kolonialländer (unabhängig): Vereinigte Staaten, Argentinien, Chile.

C. Cultivationen: 6. Handels- und Pflanzungsniederlassungen (abhängig): Cuba, übriges Westindien, Guyana, Senegambien, Britisch-Westafrika, Mauritius, Réunion, Singapore, Hongkong, Fidji, Samoa.

7. Nationaldomänen: a) abhängige: Ceylon, Java, Philippinen; b) selbständige: Britisch-Indien.

8. Emancipirte Cultivalländer (unabhängig): Mexico, Brasilien, Peru [2].

Kolonisation als Schutzmittel gegen Uebervölkerung. Die verschiedenen Vereine und Gesellschaften für Kolonisation, welche in Deutschland seit 1878 eine Kolonialbewegung ins Leben gerufen haben, führten unter den Beweggründen, welche ihre Bestrebungen leiteten, namentlich auch den Wunsch an, der deutschen Auswanderung ihren nationalen Charakter zu wahren, anstatt sie, wie bisher, an fremde Staaten abzugeben. In der That wird dies geschehen,

a) wenn wirklich Ansiedlungsgebiete für die Emigranten gewonnen werden, Gebiete, welche klimatisch, wirtschaftlich und politisch geeignet sind, Auswanderer aufzunehmen und lohnend zu beschäftigen. Eine derartige Kolonisation bedeutet gewissermaßen die Vervielfältigung eines Culturvolkes. Solange die Kolonie Dependenz des Mutterlandes bleibt, sind die dorthin Ausgewanderten für ihre Heimat nicht völlig verloren, und selbst wenn auch eine staatliche Ablösung stattfindet, so dauert der culturelle und ökonomische Zusammenhang doch noch immerhin fort.

---

[1] Hübbe-Schleiden, Ueberseeische Politik I. u. II. Hamburg 1881/1883.

[2] Vgl. Conrads Handwörterbuch IV, 705. v. Schäffles verwickelte Classification vgl. ebendaselbst S. 705 ff., oder in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft Bd. XLII, XLIII, XLIV.

In dem andern Falle, wo die Kolonie keine Ansiedlungsgebiete für Auswanderer darbietet, wo es sich nur um „Cultivation" handelt und nicht um eigentliche Kolonisation[1], wird doch

b) wenigstens *indirect* der „Uebervölkerung" des Mutterlandes in wirksamer Weise dadurch vorgebeugt, daß Handel und Industrie wesentliche Förderung erfahren können. Durch die Kolonien wird die Theilnahme am Welthandel und der Weltwirtschaft gesteigert, werden Absatzgebiete eröffnet, Lebensmittel, Kolonialwaren, Rohstoffe gewonnen, die der Production des Mutterlandes um so leichter und umfangreicher zu gute kommen können, weil Kolonie und Mutterland ein einziges gemeinsames Wirtschaftsgebiet bilden. Die *Möglichkeit einer Steigerung der allgemeinen Wohlfahrt* ist dadurch gegeben und damit die Möglichkeit, daß im Mutterlande selbst eine größere Anzahl Menschen Arbeit und Nahrung finden können. Wir sagen: die „Möglichkeit" — denn wo schlechte wirtschaftliche Institutionen herrschen, wird das Großkapital sich den Vortheil der Kolonien anzueignen verstehen und die große Masse des Volkes fast nur an den Steuern für Kolonialzwecke merken, daß sein Vaterland eine Kolonialmacht geworden ist.

Hiermit kämen wir schließlich wieder bei dem wichtigsten, wirksamsten und allgemeinsten Mittel gegen die Leiden einer scheinbaren Uebervölkerung an:

4. *Gehörige Vertheilung der Güter.* Das ist, wie Taparelli sagt, das große „*natürliche* Mittel" zur zweckmäßigen Ernährung der Bevölkerung, das *natürliche* Mittel gegen Elend und Noth, „welches die Gesellschaft selbst in Händen hält, und von dem sie auch ohne

---

[1] Nicht zur dauernden Ansiedlung, wohl aber theilweise zur Cultivation geeignet sind die überseeischen Besitzungen des *Deutschen Reiches*. Stand von 1891 (nach *Supan*):

	qkm.	Bevölkerung.
I. *Afrikanische Besitzungen*	ca. 2 717 000	?
1) Deutsch-Ostafrika	955 220	2 900 000
2) Togoland . . . . 3) Kamerun	926 680	?
4) Deutsch-Südwestafrika	835 100	200 000
I. *Südsee-Besitzungen*	251 420	400 000
1) Kaiser-Wilhelmsland	186 650	110 000
Bismarck-Archipel	47 100	188 000
Nördliche Salomons-Inseln	22 255	89 000
2) Marschall-Inseln	410	11 500
Navodo (Nauru)	5	1 324

Berücksichtigung einer bloß numerischen Vermehrung ihrer Individuen zur alleinigen Beförderung ihres zeitlichen Wohles Gebrauch machen soll“ [1].

IV.

Auch die Mittel zu Gunsten der Volksvermehrung verdienen unsere Beachtung. Bei der hohen politischen und ökonomischen Bedeutung der Volkszahl kann es nicht wunder nehmen, daß die staatlichen Gewalten ihre Aufmerksamkeit der Volksvermehrung oft zugewendet haben [2].

Schon Augustus bekämpfte im Jahre 18 v. Chr. durch seine lex Iulia de ordinibus maritandis, an welche sich die lex Papia Poppaea schloß, die Abneigung der höhern Stände gegen das eheliche Leben. Die Ehelosigkeit wurde hier mit Nachtheilen bedroht, für die fruchtbaren Ehen aber wurden öffentliche und privatrechtliche Vortheile in Aussicht gestellt. Erfolge hat diese Gesetzgebung keine zu verzeichnen gehabt. Es fehlte den im materiellen Genuß verkommenen Römern an der sittlichen Kraft, um die Sorgen und Mühen der Kindererziehung auf sich zu nehmen.

Im Mittelalter bedurfte es staatlicher Nachhilfe überhaupt nicht, da die Verhältnisse durch sich selbst schon die Volkszunahme begünstigten. Die Stürme der Völkerwanderung hatten zahllose Menschenopfer gefordert. Ebenso räumten die vielen Kriege und Fehden gewaltig auf. Wahrhaft entsetzlich waren endlich die Verheerungen der Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts, welche etwa die Hälfte der ganzen europäischen Bevölkerung dahinraffte. Die fruchtbaren Landstrecken, die der Cultur noch harrten, boten aber die Möglichkeit der Versorgung und daher einen dauernden und mächtigen Anreiz zur Gründung neuer Familien. In der Mitte des 12. Jahrhunderts erklärte Papst Hadrian IV. die Ehen der Unfreien für giltig, selbst wenn die Herren ihre Einwilligung dazu versagt hatten. So stand also auch dem Eheschluß jener zahlreichen Klasse der Bevölkerung ein Hinderniß nicht mehr im Wege.

Vom 16. Jahrhundert an beginnt wiederum eine stärkere bevölkerungspolitische Thätigkeit der Staaten, welche oft die Grenzen des Rechts und der Sittlichkeit überschritt. Man brauchte Soldaten für die größer werdenden Heere und Arbeiter für die Manufacturen. Darum wurden nicht nur die Einwanderung und die Eheschließungen begünstigt, die Auswanderung erschwert, zahlreicher Kindersegen mit Steuerfreiheit belohnt, son-

[1] Taparelli a. a. O. II, 90 f.

[2] Kämpfe, Art. „Bevölkerung“ im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft I, 1021 ff.

dern auch die illegitime Zeugung ihrer Schande entkleidet und sogar durch große Findelhäuser erleichtert [1].

Man hielt sich für befugt, alle Achtung vor der Freiheit und Selbständigkeit der Bürger hintanzusetzen „zum Besten des Staates". Als Beispiel hierfür erzählt Bentham: „Ich habe eben ein sehr dickes Buch über Politik von H. Beausobre, preußischem Hofrath, vor mir liegen, wo beim Artikel Population zwanzig verschiedene Recepte zu ihrer Vermehrung gegeben werden. Das neunzehnte lautet folgendermaßen: ‚Man muß darauf achthaben, daß zur Zeit der Früchte das Volk kein unreifes Obst esse.' Er hätte uns aber auch mittheilen sollen, in welcher Weise man hierüber wachen könne, wie viele Inspectoren nothwendig seien, um die Reife der Früchte zu beurtheilen, wie viele Wachen, um vor unreifen zu sichern u. s. w. Andere Recepte sprechen sich gegen die Heiraten mit Häßlichen aus, gegen die Heiraten zwischen Alten und Jungen u. s. w."

Will der Staat direct in die Volksvermehrung eingreifen, so kommt er schließlich immer bei absolutistischen Maßregeln an. Seinem Zweck entspricht und genügt die indirecte Fürsorge, indem er namentlich:

1. für die Verallgemeinerung des Wohlstandes eintritt,
2. ungebührliche Hindernisse der Eheschließung beseitigt,
3. eine den Bedürfnissen der Gesamtheit ebenso wie der Freiheit des Einzelnen angepaßte Gesundheitspolizei übt.

---

[1] Ludwig XIV. gewährte allen, die sich vor dem 20. Jahre verheirateten und 10 Kinder erzeugten, Steuerfreiheit. Napoleon I. versprach jedem Familienvater, der sieben Knaben hätte, einen derselben auf Staatskosten erziehen zu lassen. Nach preußischer Sitte wurde dem Vater für den siebenten Sohn ein Pathengeschenk zugedacht. Auch Pitt brachte im englischen Parlamente eine Bill ein, vermöge deren zahlreichen Familien besondere Begünstigungen ertheilt waren. Im Jahre 1819 gewährte der König von Sardinien jedem seiner Unterthanen im Herzogthum Genua, der 12 Kinder hatte, Freiheit von allen königlichen und Gutsabgaben. Neuerdings machten republikanische Deputirte Frankreichs wiederum den Vorschlag, bei großer Kinderzahl eines auf Staatskosten erziehen zu lassen. Vgl. Kämpfe im Staatslexikon I, 1024. — Friedrich II. von Preußen schützte nachdrücklich die in Unehren geschwächten Personen. Sein Grundsatz war: „Comme cet axiome est certain, que le nombre des peuples fait la richesse des États" (vgl. Oeuvres de Frédéric le Grand IV, 4; Mémoires de 1763 jusqu'à 1775, VI, 82). Unter dem 24. August 1741 schrieb er an Voltaire: „Je les (les hommes) regarde comme une horde de cerfs dans le parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et de remplir l'enclos" (Oeuvres XXII, 80). — Vgl. Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik" von Dr. L. Elster, II, 474. — Ueber die Art und Weise, wie die Vereinigten Staaten die Einwanderung und Kolonisation förderten, vgl. Dr. Rud. Meyer, Heimstätten- und andere Wirtschaftsgesetze der Vereinigten Staaten von Nordamerika u. s. w. (Berlin 1883).

V.

Sowohl um manche unserer obigen Ausführungen zu bestätigen oder zu erläutern, als auch um einen genauern Einblick in den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung zu vermitteln, mögen zum Schluß einige Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik[1] hier ihren Platz finden.

Bevölkerung der Erde nach den von Juraschek und Levasseur vorgenommenen Berechnungen:

	Absolute Bevölkerung.		Relative Bevölkerung, Einwohner auf 1 qkm.	
	Nach Juraschek.	Nach Levasseur.	Nach Juraschek.	Nach Levasseur.
	In Millionen.			
Europa	350	347	36,3	34
Asien	841	789	18,7	19
Afrika	203	197	6,8	6
Amerika	121	112	3,0	2,7
Australien	5	38[2]	0,5	3,5.

Bevölkerung der wichtigsten Culturstaaten:

	Zählungsjahr.	Volkszahl.	Einwohner auf 1 qkm.
Deutsches Reich	1885	46 855 704	86,7
Oesterreich	1880	22 144 244	73,8
Ungarn	1880	15 739 259	42,8
Bosnien und Herzegowina	1885	1 336 091	26,1
Belgien	1880	5 520 009	187,4
Dänemark	1880	1 980 259	50,0
Frankreich	1886	38 718 903	72,3
England und Wales	1881	25 974 439	171,1
Schottland	1881	3 735 573	47,3
Irland	1881	5 174 836	61,4
Großbritannien und Irland	1881	34 884 848	110,8
Italien	1881	28 459 628	96,0
Luxemburg	1885	213 283	82,4
Niederlande	1879	4 012 693	121,6
Portugal mit Azoren und Madeira	1878	4 550 699	49,0
Spanien	1877	16 634 345	33,0
Rußland ohne Polen und Finnland[3]	1885	81 725 185	16,9
Polen	1885	7 960 304	62,7

[1] Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Bevölkerungsstatistik" von Rauchberg, II, 427 ff. Die obigen Zahlenangaben sind diesem Artikel entnommen.

[2] Levasseur rechnet die Malayischen Inseln zu Australien, während Juraschek sie zu Asien rechnet.

[3] Rußlands gesamte Bevölkerung wird jetzt auf 124 Millionen angegeben, 5 Millionen mehr als 1891. Vgl. „Germania", 12. Jan. 1894, Nr. 8, Erstes Blatt.

	Zählungsjahr.	Volkszahl.	Einwohner auf 1 qkm.
Finnland	1880	2 060 782	6,3
Schweden	1880	4 565 668	10,3
Norwegen	1875	1 806 900	5,7
Schweiz	1888	2 934 057	71,0
Vereinigte Staaten von Nordamerika[1]	1880	50 155 783	6,6
Aegypten	1882	6 806 381	?
Japan	1884	37 451 764	98,1.

Die Volksvermehrung wird am besten erkannt, wenn man für eine größere Reihe von Zählungen die Zuwachsprocente berechnet, welche das Verhältniß des Volkszuwachses von Zählung zu Zählung zu dem Anfangsstande einer jeden Zählungsperiode ausdrücken. In dieser Weise gelangt Rauchberg[2] zu folgender Tabelle für Frankreich und Deutschland[3]:

	Deutsches Reich.		Frankreich.	
Im Jahre.	Bevölkerung.	Jährl. Zunahme. %	Bevölkerung.	Jährl. Zunahme. %
1820/21	26 291 606	1,43	29 871 176	0,87
1825/26	28 111 269	1,34	31 129 507	0,81
1830/31	29 518 125	0,98	31 787 900	0,41
1835/36	30 935 648	0,94	32 759 829	0,59
1840/41	32 785 150	1,16	33 406 864	0,39
1845/46	34 396 055	0,96	34 546 975	0,66
1850/51	35 395 496	0,57	34 901 938	0,20
1855/56	36 111 644	0,40	35 174 124	0,15
1860/61	37 745 187	0,88	35 844 902	0,37
1865/66	39 653 544	0,99	36 495 489	0,36
1870/72	40 816 249	0,58	36 102 921	0,18
1875/76	42 727 360	0,92	36 905 788	0,54
1880/81	45 234 061	1,14	37 672 048	0,41
1885/86	46 855 704	0,70	38 218 903	0,29.

Einige andere der wichtigsten Culturstaaten weisen für die einzelnen Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts folgende Zuwachsprocente der Bevölkerung auf:

---

[1] Nach der Zählung vom 1. Juni 1890 beträgt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 62 982 244. Vgl. Hofkalender 1894.

[2] A. a. O. S. 429. Es wird in jener Tabelle die Entwicklung der auf den gegenwärtigen Gebietsumfang des Deutschen Reiches und Frankreichs reducirten Volkszahl miteinander verglichen.

[3] Die fünfjährigen Perioden beginnen für das Deutsche Reich mit 1820, für Frankreich mit 1821.

Jahr.	England u. Wales.	Ver. Staaten v. N.-Amerika.	Oesterreich.	Italien.	Schweden.	Belgien.
1800	—	3,50	—	—	0,61	—
1810	1,43	3,64	—	0,66	0,13	—
1820	1,81	3,31	—	1,06	0,87	—
1830	1,58	3,31	1,25	0,47	1,17	—
1840	1,45	3,26	0,74	0,81	0,86	0,83
1850	1,26	3,58	0,40	0,43	1,09	0,87
1860	1,19	3,55	0,82	0,45	1,08	0,69
1870	1,32	2,37	0,82	0,71	0,80	0,75
1880	1,43	2,96	0,78	0,56	0,95	0,85.

Das stärkere Wachsthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika führt sich auf Einwanderung zurück, wie überhaupt neben der natürlichen Vermehrung die Wanderbewegung der Bevölkerung, Einwanderung und Auswanderung, den Wechsel der Volkszahl bestimmt.

Die folgende Tabelle endlich will zeigen, welchen Einfluß die beiden großen Factoren der Volksentwicklung, Zunahme durch den Geburtenüberschuß über die Sterbeziffer einerseits und die Wanderbewegung der Bevölkerung andererseits, während der Zeit von 1871—1880 [1] geübt haben.

[1] Eine übersichtliche Tabelle, welche mit ihren Angaben bis auf die Gegenwart reicht, finden wir in Dr. Rud. Meyer, Der Kapitalismus fin de siècle S. 235 f.

	Deutschland.	Großbrit. u. Irland.	Frankreich.	Italien.
	Bevölkerung in Millionen:			
1871	41,0	32,1	36,1	26,8
1890/91	49,4	38,8	38,3	30,2
	Todesfälle auf je 10000 Einwohner:			
1871	292	220	238	240
1890	243	206	220	264
	Heiraten auf je 10000 Einwohner:			
1871	90	81	84	78
1890	80	70	73	73
	Geburten auf je 10000 Einwohner:			
1871	406	349	269	309
1890	357	293	219	359
	Geburtenüberschuß über Todesfälle:			
1871	114	129	31	69
1890	114	87	10	95.

Eine andere Tabelle (S. 238) soll nachweisen, daß seit Einführung der Kornzölle die Zahl der Geburten auf je 10000 Einwohner in Deutschland sehr abgenommen:

1865	404	1883	358
1869	406	1884—86	?
1874	406	1887	369
1876—79	408	1888	367
1880	390 (Kornzölle!)	1889	366
1881	368	1890	357.
1882	366		

1871—1880 durchschnittliche jährliche

	Volkszunahme.	Geburtenüberschuß.	Mehr-Auswanderung (—) od. Mehr-Einwanderung (+).
		in % der mittlern Bevölkerung.	
Deutschland	1,01	1,19	— 0,18
Oesterreich ohne Galizien und Bukowina	0,70	0,75	— 0,05
Galizien und Bukowina . .	0,78	0,75	— 0,03
Belgien	0,93	0,98	— 0,06
Dänemark	0,98	1,20	— 0,22
Frankreich	0,20	0,17	+ 0,03
Großbritannien	1,30	1,40	— 0,09
Irland	= 0,44	0,82	= 1,26
Italien	0,56	0,70	— 0,14
Niederlande	1,17	1,21	— 0,04
Ungarn	0,08	0,23	— 0,15
Schweden	0,91	1,22	— 0,32
Norwegen	1,01	1,39	— 0,39
Schweiz	0,65	0,73	— 0,08.

Daß der ganze Erdkreis wirklich übervölkert werde, ist also offenbar eine Gefahr ohne jede actuelle Bedeutung. Die mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung der ganzen Erde erscheint bis zur Stunde als eine sehr schwache. In Australien kommen 1 Bewohner auf 2—3 qkm, in Südamerika 2 Menschen auf 1 qkm, in Nordamerika 6,6, in Rußland 16,9 Bewohner auf den gleichen Flächenraum. Allerdings wird das Wort, welches Gott einst zu den ersten Menschen sprach: Crescite et multiplicamini et replete terram, sich fort und fort verwirklichen. Und da andererseits weder die Productivkraft des Menschen noch die Natur einer positiv unendlichen Steigerung fähig ist, so würde, wenn einmal die Cultur in unberechenbarer Zukunft auf die ganze Erde ausgedehnt sein und zugleich ihren höchstmöglichen Grad erreicht haben würde, der Zeitpunkt einer wirklichen Uebervölkerung der Erde nahe gerückt sein. Allein diese Erwägung beweist nur, daß eben für Erde und Menschheit eine ewige Dauer nicht bestimmt wurde, man wollte denn sich zu der absurden Annahme verstehen, daß die extensiv und intensiv höchste Cultur des Kannibalismus oder anderer Verbrechen sich bedienen müsse, um Raum zu schaffen für den Träger der Cultur. Innerhalb der Zeiträume aber, in welchen das replete terram et subiicite eam[1] noch nicht seine Erfüllung gefunden, wird auch derselbe Gott, der jenes Wort gesprochen,

[1] Gen. 1, 28.

die dem Menschen zu seiner Erhaltung nothwendigen Mittel gewähren. „Wahrhaftig," sagt Romagnosi[1], „es hat nicht vieles Witzes noch vieles Herumlaufens bedurft, um zu sagen, daß man, wenn die Speise fehlt, sterben müsse, und daß nur diejenigen am Leben blieben, welche Speise hätten; aber ich kann nicht begreifen, wie man im allgemeinen behaupten kann, die Natur (oder besser die göttliche Weisheit) sei so unvorsichtig gewesen, eine Uebereinstimmung zwischen menschlichem Leben und den Nahrungsmitteln nicht herzustellen. Ich begreife es ganz gut, daß die in ein Fahrzeug zusammengedrängten Leute, denen, fern von jedem Lande, der Schiffszwieback ausgeht, sterben müssen; aber ich begreife nicht, warum die menschliche Rasse, die von Ackerbau, Jagd, Viehzucht lebt, die Getreide auch aus Afrika und Amerika herbeischaffen kann, die ihre Producte mit allen Völkern gegen Waren austauscht und die dorthin übersiedeln kann, wo Nahrungsmittel zu finden sind, — ich begreife nicht, warum eine solche Bevölkerung wegen ihres Wachsthums die Pest herbeisehnen soll oder die Armen zu einem gezwungenen Cölibat verurtheilen muß."

Heinrich Pesch S. J.

Die Heerfahrt des sel. Heinrich von Bonn und seiner Gefährten.

Am Weißen Sonntag des Jahres 1147, am 27. April, stieß eine Flotte mit Reisigen dicht gefüllt vom Gestade des heiligen Köln ab. Sie zogen aus, wie Erzbischof Arnold in jenem Jahre in einer Urkunde sagt[2], „zu Ehre und Ruhm des Herrn Jesus Christus, um anzubeten an dem Orte, wo seine Füße gestanden". Es waren Ritter und Herren von Köln und den andern Städten am Rhein. Nur von wenigen ist der Name auf uns gekommen, wie von Goswin von Randerath. Um Geld zu Rüstung und Reise verkaufte er sein väterliches Gut zu Dorweiler an das Maria-

[1] Economia politica e statistica civile. Vol. VI, P. I, bei Liberatore, Grundsätze der Volkswirtschaft, aus dem Italienischen von Graf v. Kuefstein (Innsbruck 1891), S. 130.

[2] Lacomblet, Urkundenbuch I, 248.

graden-Stift in Köln. Der Propst des Stiftes zahlte ihm 100 Mark, aber nach glücklicher Heimkehr wollte der Ritter es wieder einlösen. Auch Konrad von Windeck schloß sich an und, ein Edler unter den Edeln, Heinrich von Bonn[1]. Zwei Priester, die den Zug begleitet, sind dessen Geschichtschreiber geworden; es waren der Priester Dodechin von Lahnstein und der Priester Winand von Köln[2].

Schon den 19. Mai liefen die Kölner an der englischen Küste, nahe bei Plymouth, im Hafen von Dartmouth (Devonshire) ein. Ein ganzes Heer war bereits versammelt. Man zählte ungefähr 164 Schiffe, Kreuz-

---

[1] „Miles Coloniensis, oriundus in villa quae est ultra Coloniam per quattuor leugas, nomine Bonna, vir utique stemmate nobilis et moribus." Indiculum fundat. monast. S. Vincentii Ulixibone (Portug. Monum. Scr. I, 91).

[2] Den ausführlichsten Bericht über den Zug gibt der Engländer Osbern (de Balberton?). Derselbe ist edirt von Stubbs in der Einleitung zu Itinerarium peregrinorum etc. 1864 und bruchstückweise in Monum. Germ. SS. XXVII, 5 sqq. Weitere Ausführungen als die deutschen Berichterstatter gibt auch der Mönch Arnulf, allem Anschein nach ein geborner Flanderer (*Martène* et *Durand*, Collect. I, 800; *Bouquet* XIV, 325). Doch liegt seiner Erzählung wie den beiden deutschen augenscheinlich ein einziger Bericht zu Grunde. Wilken (Geschichte der Kreuzzüge III, 12, S. 264) meint wohl mit Recht: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mehrere es bequem fanden, einen von ihnen für richtig anerkannten Bericht, den einer oder der andere der Mitpilger aufgesetzt hatte, für seine Freunde im Vaterlande sich anzueignen und ihn dann unter ihrem Namen mit einigen Aenderungen und Zusätzen, welche etwa für nöthig oder für nützlich geachtet wurden, an ihre Freunde in der Heimat zu senden." Höhlbaum bei Wattenbach (Deutsche Geschichtsquellen, 5. Aufl., II, 404) sieht in Winands Brief, der nach seiner Vermuthung „wie ein Flugblatt verbreitet gewesen", die ursprüngliche Vorlage für die Berichte von Dodechin, Arnulf und der Kölner Chronica regia, was jedoch nicht auszureichen scheint, falls nicht auch Dodechin und Arnulf als Augenzeugen angenommen werden, die jenen Bericht nur weiter ergänzt haben. Allerdings ist Winand der einzige, dessen persönliche Betheiligung beim Zuge auch anderweitig einigermaßen beglaubigt erscheint, indem das Indiculum fundationis monasterii B. Vincentii Ulixibone (verfaßt 1188 mit Berufung auf Augenzeugen) einen von den Deutschen aufgestellten Priester nennt „mit Namen Roardus oder, wie andere sagen, Winandus". — Auch in andern zeitgenössischen Berichten wird der Zug erwähnt, mehrfach mit Angaben, welche sich auf die uns bekannten Quellen nicht zurückführen lassen: *Henric. de Huntingdon*, Hist. Angl., M. G. XIII, 153; Chronic. Haugustal., M. G. XXVII, 16; Chronic. Alberic., M. G. XXIII, 839; Helmoldi Chronic. Slav., M. G. XXI, 58; Annal. Rodens., M. G. XVI, 718 u. s. w. Die Quellen finden sich zusammengestellt und kritisch beleuchtet bei Ulr. Cosack, Die Eroberung Lissabons im Jahre 1147. Halle 1875. In Bezug auf das Abhängigkeitsverhältniß der deutschen bezw. flandrischen Berichte stimmt auch er mit Wilken und Höhlbaum. — Röhricht (Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge II [Berlin 1878], 80 ff.) schließt sich fast ganz dem Berichte des Anglonormannen Osbern an, nicht immer mit der erwünschten Genauigkeit in Wiedergabe der lateinischen Berichte.

fahrer von allen Sprachen und Ländern, nahe an 13000 Mann. Zahlreich waren die aus Flandern vertreten; die Männer aus Boulogne-sur-Mer, dem alten Bononia der Römer, gehörten Frankreich an; die Friesen (Holländer) zählten 200 Mann; Poptetus und van Wutte werden als Führer genannt [1]. Unter denen, welche die Gebiete Britanniens sandten, etwa ein Drittel des ganzen Heeres, war das normännische Element das vorherrschende; aber auch Angeln und Schotten werden angeführt und, von ihnen deutlich geschieden, noch Fremde, die sich ihnen angeschlossen, ohne Zweifel Skandinavier. Dahin deutet wenigstens die Chronik des Mönches Alberich von Troisfontaines, die mit großer Bestimmtheit einen Prinzen von Norwegen (rex Norewegiae) als Theilnehmer erwähnt [2]. Auch Deutsche von den Ufern der Weser waren bereits eingelaufen. „Von allen Theilen der Erde," schreibt Arnulf, „vom Geiste Gottes herbeigetrieben, kam die Kriegsflotte zusammen."

Es war das Jahr des zweiten Kreuzzuges. Der hl. Bernhard hatte predigend Deutschlands Gaue durcheilt; am Weihnachtsfeste 1146 hatte im hohen Dome zu Speier Kaiser Konrad das Kreuz genommen. „In demselben Jahre", so berichten die Annalen von Klosterrad [3], „erscholl gleichsam vom Himmel das Wort des heiligen Kreuzes durch alle Länder Deutschlands und des Westens über die Söhne der Jerusalemfahrt. . . Da nahm man allenthalben das Kreuz als Zeichen des Zuges nach Jerusalem, der zehnte Theil des ganzen Landes." In drei großen Strömen ergoß sich die Fluth der deutschen Gottesstreiter, welche heilige Begeisterung für eine höhere Sache aus ihrer Heimat trieb. Die Sachsen, zumal die des Ostens, zogen als Kreuzespilger gegen die heidnischen Wenden. Aus Oberdeutschland und den östlichen Marken folgte man den stolzen Heereshaufen des Kaisers, aus dem Westen den Fahnen Ludwigs von Frankreich auf die Landreise durch Griechenland. Ein dritter Theil hatte sich für die Reise zur See entschieden und sammelte sich an der Küste Englands, um von hier aus den Weg nach dem Heiligen Lande zu nehmen. Bei diesem fand sich auch einer der Haupturheber der ganzen ungeheuern Bewegung, der Mönch Ar-

---

[1] Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge II, 104, n. 98.

[2] Von andern wird die Angabe als ein offenbarer Irrthum oder eine Verwechslung einfach verworfen. Doch fanden sich auch bei der 1189 von Dartmouth ausziehenden Kreuzesflotte neben Engländern, Flanderern und Deutschen eine Anzahl skandinavischer Schiffe (de Datia).

[3] Annal. Rodens., M. G. XVI, 718.

nulf[1] aus Flandern. „Einen neuen Apostel“ nennt ihn die Geschichte der Aebte von Gemblours, „ausgezeichnet durch seinen Wandel, seine Erscheinung wie seine Wissenschaft, der überall das Wort des Herrn verkündigte“. Auch dieser gewaltige und beredte Mann ist zum Geschichtschreiber des Zuges geworden.

Vor allem galt es, in die bunt zusammengesetzte Schar, zumal für die gefährliche Zeit der Seereise, Ordnung und Manneszucht zu bringen. Führer wurden gewählt; nicht einer für alle — die Nationalehre wollte das nicht dulden —, sondern je nach der Stammverwandtschaft. Die „aus dem Römischen Reiche“, die Theutonici, wie allein die Kölner Königschronik sie nennt[2], wählten zu ihrem Führer den Grafen Arnold von Aerschot (bei Löwen), einen Verwandten jenes Grafen Gottfried des Bärtigen von Löwen, der damals noch den Titel eines Herzogs von Lothringen führte[3]. Später, da Arnold persönlich mehr in den Vordergrund tritt, werden deshalb auch die deutschen Scharen als „Lothringer“, Arnold selbst als „Herzog von Lothringen“ bezeichnet[4], wie ein Regiment nach seinem Führer. Die Flanderer und die Männer von Boulogne stellten an ihre Spitze den Ritter Christian von Ghistelle (bei Ostende); schon zwanzig Jahre früher hatte er in heimischen Fehden sich erprobt[5]. Die Engländer, zu verschiedenartig und uneins in sich, gruppirten sich unter vier verschiedenen Führern, von denen Saher de Arcellis der beste Soldat, Hervé von Granville der angesehenste und weiseste im Rathe war. Die Geschichtschreiber unterscheiden von da an beharrlich nur noch zwei große Gruppen: die „Kölner und Flanderer“ von der einen, die „Normannen und Engländer“ von der andern Seite.

---

[1] Allem Anschein nach derselbe, den Otto von Freising u. a. als Mönch „Rudolf“ bezeichnen, dessen machtvolle Kreuzzugspredigt mißverstanden im südlichen Deutschland zu so grausamen Judenhetzen geführt hat, und gegen den der hl. Bernhard auftrat. Sehr zu Gunsten dieses Rudolf sprechen die Annalen von Klosterrad (M. G. XVI, 718; *Bouquet* XIV, 421; vgl. ibid. 325 a). Cosack bezeichnet diese Vermuthung als zu vag, aber die von ihm selbst entgegengestellte ist kaum besser.

[2] Doch heißen sie ständig so im Indiculum fundat. monast. S. Vincentii.

[3] Nachmals „Herzog von Brabant“. Damberger, Fürstenbuch § 551, S. 462; vgl. § 577, S. 488.

[4] Aus dieser Bezeichnung leitet dann einer der Fortsetzer des Sigebert (M. G. VI, 453) ab ein „navalis Dei exercitus, ex Anglia, Flandria atque Lotharingia collectus“, was mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Die eigentlichen Lothringer folgten theils Kaiser Konrad, theils Ludwig von Frankreich auf dem Landwege. Die „Lotharingi“ bei unserem Zuge sind stets die sämtlichen Truppen unter Arnold von Aerschot, d. h. die „Deutschen“.

[5] M. G. XII, 617.

Durch heiligen Eidschwur verpflichteten sich nun alle zu Eintracht und brüderlicher Hilfeleistung; zugleich aber wurden die strengsten Gesetze erlassen. Für jedes Schiff war ein eigener Priester als Seelsorger aufgestellt; jedermann sollte alle acht Tage durch Beicht und Abendmahl zum Kampf sich stärken; Kleidung und Gesellschaft durften gegen christliche Zucht nicht verstoßen; Ausschreitungen der Gewalt sollten unnachsichtig geahndet werden nach dem Grundsatze: Tod für Tod; Zahn für Zahn. Für je 1000 Mann waren zur Ueberwachung zwei Richter bestellt. So ging man denn am 23. Mai frohen Muthes in die See.

Den gewöhnlichen Seeweg der Pilger nach Palästina hat Adam von Bremen eben um jene Zeit genau verzeichnet[1]: „Von Prawle (bei Dartmouth) nach St. Mahé in der Bretagne in einem Tage; von da nach Ferrol bei Santiago in 3 Tagen und 3 Nächten; von da nach Lissabon 2 Tage und 2 Nächte; von Lissabon zur Meerenge von Gibraltar 3 Tage und 3 Nächte u. s. w." Aber so glatt ging es diesmal nicht ab. Anfangs herrschte unerfreuliche Windstille. 5 Tage und 5 Nächte hatte die Fahrt auf hoher See gedauert, als an der Vigil von Christi Himmelfahrt ein furchtbarer Sturm losbrach. Dieser währte den ganzen folgenden Tag; die Kreuzfahrer litten sehr; die Flotte wurde weit auseinander getrieben. Fünfzig der Fahrzeuge gingen endlich den 30. Mai bei Gozzim (Gijon) vor Anker. Von den ausgestandenen Strapazen waren die Pilger ganz erschöpft; es war das Geschick, wie der Mönch Arnulf sich ausdrückt, das „der König der Könige seine Rekruten (tyrunculos suos) erfahren lassen wollte". Nach dreitägiger Rast ging es weiter; Freitag vor Pfingsten kamen die Pilger noch Noya an der Mündung des Tambre. Nur 8 Meilen entfernt lag der berühmte Wallfahrtsort Compostella; schon am folgenden Morgen brach man dahin auf, um „an dem geheiligten Grabe", oder wie Dodechin schreibt, „beim ehrwürdigen Leibe" des Apostels das Pfingstfest zu feiern; es geschah „mit großer Herzensfreudigkeit"[2]. Nach 8 Tagen wurde das Schiff wieder bestiegen; am 16. Juni langten sie in Oporto (Portus Gallorum) an.

Der Bischof der Stadt wartete ihrer bereits mit einem Auftrage des Königs, der von ihrer Ankunft durch schon früher eingetroffene Schiffe Kunde

---

[1] M. G. VII, 368.

[2] Daß die Kölner auch sonst in Compostella nicht unbekannt waren, zeigt die Erzählung bei Cäsarius von Heisterbach (Dial. Dist. V. c. 39) von den „zwei reichen und angesehenen Kölner Bürgern". Auch die kölnischen Kreuzfahrer des Jahres 1189 machten diese Wallfahrt, geriethen aber dabei leider durch Mißverständnisse in Streit (Annal. Col. Max. a. 1189).

hatte, und hieß sie aufs freudigste willkommen. Dank wohlwollender Verfügung des Königs fanden sich um billigen Preis Lebensmittel im Ueberfluß; den Fremden mundeten sie köstlich. Aber eine ernste Frage trat an sie heran. Der König von Portugal ließ durch den Mund des Bischofs sie auffordern, ihm in der Noth gegen die Sarazenen, die Feinde des Kreuzes, zu helfen, nicht durch rasch entscheidende Waffenthat im offenen Felde, sondern durch Belagerung und Einnahme der unüberwindlich festen Stadt Lissabon. Man verschob die Berathung auf den folgenden Tag. Unter freiem Himmel, auf dem in der Höhe gelegenen Gottesacker versammelte man sich; dort sprach zu ihnen der Bischof in eindringlicher lateinischer Rede. Nach jedem Absatze hielt er inne und ließ seine Worte verdolmetschen, damit alle sie verstehen sollten: Der Kampf, zu dem er sie auffordert, ist kein Gewaltact, sondern ein gerechter Krieg; Hilfe für den König im gegenwärtigen Augenblick ist ein Act christlicher Bruderliebe in der Noth, eine That strafender Vergeltung an dem übermüthig frevelhaften Feind. Gott, seinen Verheißungen getreu, wird sicher den Sieg verleihen, und der König reichen Lohn. Dann feierte der Bischof die heiligen Geheimnisse. Allein die Mannen der 50 Schiffe durften nichts entscheiden, solange die Führer nicht zur Stelle waren; man mußte warten auf den Grafen Aerschot und den Ritter Christian, die noch auf hoher See umhergetrieben wurden. Nicht nur Fragen der Klugheit, auch Fragen des Gewissens kamen in Betracht; die Pilger hatten die Heerfahrt ins Heilige Land durch Gelübde versprochen. Sie baten, auch noch den Erzbischof von Braga zur Berathung zu rufen, und er kam. Endlich nach elftägigem Warten war die ganze Flotte wieder vereinigt, und die Führer entschieden, über das, was der Bischof im Auftrag des Königs ihnen vorgelegt, mit dem König persönlich zu verhandeln; die beiden Bischöfe als Männer des Vertrauens sollten die Pilger begleiten.

An der Vigil von Peter und Paul fuhr die Kreuzesflotte im Tajo ein. Zwei Dinge fesselten aller Blicke: die weite, volkreiche Stadt, die majestätisch ausgebreitet langsam den Hügel emporstieg, mit ihren befestigten Außenwerken, ihren zahlreichen mächtigen Thürmen und gewaltigen Mauern, Ulixisbona, die sagenhafte, fernhin bekannte Stadt, die einst schon Ulixes nach der Zerstörung Trojas auf einer seiner Irrfahrten sollte gegründet haben, „wunderbar in ihrem Bau, uneinnehmbar für menschliche Kraft". Aber droben am Himmel thürmten sich nie gesehene, wundersame Wolkenbildungen. Wider die schwarzen Massen, die drohend von der Seite der Stadt sich wälzten, zogen vom Meere her hellleuchtende Gebilde.

Es entstand ein furchtbares Wogen und Kämpfen; aber die dunkeln Massen zerstoben, es siegte das leuchtende Gewölk und es ward klarer Himmel, ein siegverheißendes Vorzeichen für das Christenheer. Sobald im Westen die Engländer festen Fuß gefaßt hatten, sandten sie die Bischöfe an den König ab, der seit mehr als acht Tagen in der Nähe stand. Dieser kam selbst ins Lager und verlangte den Anführer des Kreuzheeres zu sprechen. Es mußte ihm verwunderlich dünken, da man statt eines Namens deren sechs nannte. Erwählte Vertrauensmänner im Verein mit den beiden portugiesischen Bischöfen traten bald mit ihm zur Verhandlung zusammen. Noch war man bei den Pilgern uneins und unentschlossen; alles entschied die Person des Königs.

Wenn je in einem Herrscher das Königthum von Gottes Gnaden eine edle und liebenswürdige Verkörperung gefunden hat, so in Alfons I. Henriquez, dem Gründer des portugiesischen Königreiches. Sein Vater war jener Heinrich von Burgund aus dem königlichen Blute von Frankreich, den Alfons VI. von Leon als Lohn für Heldenthaten und Freundestreue erst zum Statthalter, dann zum erblichen Grafen eines kleinen Grenzgebietes zwischen dem Königreich und dem maurischen Antheil von Spanien gemacht hatte. Die Mutter, ein Weib von außergewöhnlicher Begabung, war eine Königstochter von Castilien. Der Vater starb früh, die unnatürliche Mutter ward zur Verrätherin am eigenen Kind; aber Gnade und Natur schienen sich zu vereinen, um für alles dies Ersatz zu leisten. Alle Gaben schienen über ihm ausgegossen. Von der Mutter hatte er seltene Schönheit, Klugheit und Thatkraft, vom Vater Heldenmuth und Christensinn geerbt; die trüben Verhältnisse, unter denen er emporwuchs, brachten seinen Geist früh zur Reife. Am Pfingstfest 1124, eben 14 Jahre alt, hatte er sich vor dem Altare zu Zamora die Waffenrüstung angelegt, vier Jahre später mit gewaffneter Hand dem fremden Günstling der Mutter das väterliche Erbe abgerungen. Ihm jubeln die Herzen zu; um ihn sammelt sich die Blüthe der Ritterschaft. Er sichert sein Land durch das trotzige Bollwerk von Leiria, hoch oben auf der Felsenzacke, die den Weg von Coimbra nach Lissabon beherrscht. Nicht ohne Glück führt er die ersten Streiche gegen Castilien. Es ist die christliche Großmacht auf der Halbinsel, aber es will Alleinherrschaft und Oberhoheit über das kleine Portugal. Zum zweitenmal steht er daher auf, da der stolze Castilier sich den Kaisertitel anmaßt; auch dem König von Navarra reicht er die Hand gegen die alles bedrohende castilische Uebermacht. Ohne Schaden geht er aus dem ungleichen Kampfe hervor, jetzt als „Fürst“ des Landes

Portugal. Mit Castilien im Frieden, wendet er die ganze Kraft wider die Mauren. Klein ist sein Heer, aber der Sieg folgt seinen Waffen. Selbst über den Tajo wagt er sich; ins Herz des Feindeslandes will er Schrecken und Verheerung tragen. Da erhebt sich die ganze ungeheure mosleminische Macht in Spanien, ihn zu erdrücken; selbst Afrika sendet seine Scharen. Auf einer kleinen Anhöhe in der Ebene von Ourique, bei dem spätern Cabeza de Reyes, gelagert, sieht er mit seinem schwachen Christenhäuflein von ungezählten Massen feindlicher Streiter sich umwogt. Auf einen christlichen Kämpfer rechnete man 100 Mauren; die alten Chroniken steigern den Unterschied noch weiter bis ins Ungeheuerliche. Der Tag des hl. Jacobus 1139 sollte die Entscheidung bringen, durch den Beistand des Himmels.

Jahrhunderte später, nach dem Aussterben der echten Linie des portugiesischen Königshauses, wurde, wie es heißt, 1596 in dem Klosterarchive von Alcobazar von einem gelehrten Cistercienser eine alte, schon stark beschädigte Urkunde aufgefunden, welche die eidliche Aussage Alfons' I. selbst über das große Ereigniß von Ourique zu enthalten vorgab. Die Echtheit der Urkunde, sofort stark in Zweifel gezogen und argwöhnisch geprüft, noch im vorigen Jahrhundert von manchen mit Eifer vertheidigt, wird heute allgemein bestritten; aber fast ebenso allgemein wird zugegeben, daß das, was sie besagt, nur eine feste Ueberlieferung zum Ausdruck bringt, die mit aller Deutlichkeit bis in die ältesten Zeiten der Monarchie zurückgeht. Das kleine Christenheer in der Ebene von Ourique war von Schreck gelähmt beim Anblick der gegen die christlichen Waffen entfesselten Scharen. Alles stand auf dem Spiel; Sorge preßte schwer auf den heldenkühnen jungen Fürsten. In einsamer Abendstunde öffnet er trostsuchend die Heilige Schrift, die er mit sich führt. Er liest den Sieg des Gedeon über die Madianiten, um sich zu ermuthigen und um zu beten. Der Schlummer überkommt ihn; aber im Schlafe sieht er, wie ein Greis sich nähert, ihm Sieg verkündet und himmlisches Vorzeichen desselben verheißt. Da, aus dem süßen Traum, weckt ihn der Knappe: ein alter Mann sei da, der ihn zu sprechen verlange. Der Alte tritt ein; es ist ein Einsiedler; seit 66 Jahren hat er mitten unter den Ungläubigen in einsamer Zelle dem wahren Gott des Himmels gedient. Der Fürst erkennt ihn; es ist derselbe, den er noch eben im Schlummer geschaut. Der Alte kommt im Auftrag des höchsten Herrn: Alfons wird siegen; über ihm waltet Gottes Barmherzigkeit; seine Nachkommenschaft wird herrschen und blühen bis ins 16. Geschlecht. In der kommenden Nacht, wenn von des Ein-

siedlers Zelle das Glöcklein tönt, soll der Fürst hinaustreten aus dem Lager, ganz allein; der Herr wird ihm seine Güte zeigen.

Die Nacht kam; Alfons harrte im Gebet; endlich um die zweite Nachtwache hallte das Glöcklein herüber. Angethan mit Schwert und Schild trat der Fürst aus dem Lager. Da, im Osten, zu seiner Rechten schimmert ein Lichtstrahl auf; er wird größer und immer größer. Deutlicher stets enthüllt sich dem Auge inmitten der blendenden Helle ein Kreuz, wunderbar groß, hoch über der Erde schwebend, strahlend wie die Sonne; an dem Kreuze der Heiland der Welt, rings umgeben von einer Schar von Jünglingen in lilienhaftem Weiß. Dem Fürsten entsinken Schwert und Schild; er löst die Waffenrüstung und zieht die Schuhe von den Füßen und wirft sich hin in inbrünstigem Gebet. Und der Herr sprach zu ihm: Nicht um deinen Glauben zu mehren bin ich dir erschienen, sondern um dein Herz zu stärken für diesen Streit. Sei getrost, Alfons ... dein Volk wird frisch und muthig sein zum Kampf; es wird verlangen, daß du dich König nennest; zögere nicht, dem Wunsch zu willfahren. Ich bin derjenige, der Königreiche und Herrschaften baut und zerstreut. Ich will dir und mir in deinem Samen ein Reich befestigen, damit mein Name zu fernen Völkern getragen werde. Auch deine Nachfolger sollen erkennen, wer es ist, der dieses Reich gegeben hat. Deshalb sollst du das Wappen deines Reiches wählen aus dem, womit ich einst die ganze Menschheit mir erkauft, und aus dem, wofür ich selbst bin verkauft worden von meinem Volk[1], und: „es wird mir ein geheiligtes, im Glauben reines, der Frömmigkeit wegen geliebtes Reich sein“.

Tags darauf begann die ungleiche Schlacht. Mit ihren Massen glaubten die Mauren das Christenhäuflein zu zermalmen, aber ein Widerstand, fest wie Stahl und Diamant, warf sie zurück. Heiß wogte der Kampf; Sturm über Sturm ward gewagt und stets wieder abgeschlagen. Schon neigte sich der Tag, da plötzlich brach eine Schar von Rittern aus dem Lager hervor; es war der Heldenfürst an der Spitze seiner Auserlesenen. Jäher Schrecken ergriff den Feind; in wilder Auflösung wandte alles sich zur Flucht. Unermeßliche Beute, unsterblicher Ruhm waren die Frucht dieses Kampfes, unberechenbar die Folgen für die Zukunft des jungen Staates. Auf dem Schlachtfeld noch ward der fürstliche Held zum König ausgerufen. Die Cortes von Lamego 1143 schufen

---

[1] Das Wappen Portugals trägt fünf Schilde (Andenken der fünf Wundmale), in Kreuzesform geordnet; auf diesen Schilden die 30 Silberlinge.

feste Rechtsordnung für das neue Reich; sie brachten fürstlichen Lohn für die Helden, die an des Königs Seite gestritten, und übernahmen freiwillig die Zinspflicht des Königreiches gegen den Statthalter Christi auf Erden. Hinfort stand es unter dem besondern Schutze des Apostolischen Stuhles.

Ein weiser Regent, ein großer Feldherr, ein weitblickender Staatsmann, wendet sich der König aufs neue wieder zum heiligen Krieg gegen die Feinde des Christennamens. Wo Widerstand sich erhebt, wo die Gefahr am höchsten, der Sieg am schwersten, da kämpft der König. Nicht nur Fürst und Herrscher, auch der erste Ritter seines Reiches will er sein. Staunend blicken die gekrönten Häupter Europas aus den Netzen ihrer Interessen- und Intriguenpolitik auf den sieggekrönten Gottesstreiter. Schon hat seine Kühnheit und Klugheit über Felsen und Strom, über Mauer und Thurm hinweg selbst in dem unzugänglichen Santarem die Siegesfahne aufgepflanzt. Eine Aufgabe bleibt noch, der er machtlos gegenübersteht: Lissabon, der „Schild der Mauren“, der Ausgangspunkt so vieler Leiden für die Christen, der Stützpunkt jeder feindlichen Unternehmung für die Sarazenen. Schon einmal war die Belagerung versucht; schon einmal waren auswärtige Ritter und auswärtige Schiffe um Beistand angerufen worden. 70 Normannenschiffe („de partibus Galliarum“) bedrängten vom Flusse aus die Stadt, der König verheerte zu Land die Umgebung; aber Lage und Stärke der gewaltigen Festung brachten alles zum Scheitern. Jetzt, fortgerissen durch die neuen wunderbaren Erfolge, die der Himmel verliehen, zieht der König abermals vor Lissabon, im Vertrauen nicht auf seine kleine Schar, sondern auf jene höhere Macht, die ihn bis dahin geleitet. Muthig trifft er die Vorbereitungen; seine Streitkräfte sind zum großen Theil über das Land hin zerstreut als Besatzung der festen Plätze, von denen manche erst vor kurzem erobert. Was ihm übrigblieb, kam mit der Zahl der Vertheidiger nicht in Vergleich. Es schien ein aussichtsloses, tollkühnes Beginnen. Da, eben als die Belagerung anheben sollte, wirft ein Sturm die Flotte der fremden Kreuzfahrer an seine Küsten. Es war die Hilfe, die der Himmel sandte; Alfons zögerte nicht, die Hand danach auszustrecken.

Vor ihm standen nun die ritterlichen Führer des Kreuzheeres. Er stellt seine Lage vor, macht seine Versprechungen; aber bei den Engländern will nichts verfangen. Es war jetzt der günstigste Wind für die Fahrt nach Palästina, der Erfolg der Belagerung ungewiß, gewiß nur ein langer Aufenthalt und ein reiches Maß von Strapazen. Manche der

normannischen Ritter hatten bereits vor fünf Jahren die vergebliche Belagerung mitgemacht. Zahlreiche sarazenische Kauffahrteischiffe aus Spanien und Afrika, die jetzt auf dem Meere kreuzten, luden ein zu leichterem Fang und reicherer Beute. Unter den Kreuzfahrern ward berathen und gestritten, lange und eifrig; doch schon hatte der König die Herzen der Flanderer gewonnen. Sie werden deshalb verdächtigt; allein jedes eigensüchtige Motiv weisen sie ab; sie „wollen beim Könige bleiben", das ist ihr einziger Grund. Noch widersetzte sich lange von den Engländern William Calf mit seinem Bruder und den Männern von Southampton und Hastings, aber zuletzt stimmte auch die große Mehrzahl der Anglonormannen dem Könige zu; Kölner, Flanderer, Boulognesen, Bretonen und Schotten waren freudig einverstanden. Der eine Theil der Flotte, die Flanderer voran, mit ihnen die Kölner und Boulogner, segelten nach der Ostseite der Stadt, um dort alsbald ihr Lager aufzuschlagen; es geschah am 1. Juli. Die Engländer waren noch unter sich getheilt; William Calf wollte mit 8—10 Schiffen allein weiter segeln; laut nannte er es einen „Verrath" am Kreuzzugsgelübde, wenn man bleibe. Es kam zu stürmischen Auftritten; Hervé de Glanville mit den Vornehmsten der englischen Ritterschaft that einen Fußfall vor dem Führer der Opposition. Diese ward überwältigt, vielleicht auch überzeugt. Er stellte seine Bedingungen hinsichtlich des Unterhaltes der Seinen, aber versprach, willig zu bleiben. Vielen der Ritter traten vor Freude die Thränen in die Augen. Leider hatte schon diese erste große Verhandlung Anlaß geboten zu Mißtrauen, Verdächtigungen und gegenseitigen Anklagen zwischen Engländern und Flanderern. Dieser Gegensatz erhielt sich auch ferner und spiegelt sich noch jetzt in den Berichten der Augenzeugen. Der deutsche und flandrische Bericht geht kühl hinweg über das, was die Engländer geleistet, der englische ist voll von Abneigung und Anklage gegen alle germanischen Elemente, besonders die Flanderer. Etwas ehrenvoller gedenkt er der Kölner, die er fast stets an die Spitze stellt. Immerhin müssen auch sie zuweilen etwas von der wegwerfenden Geringschätzung erfahren, mit welcher der Stolz des Anglonormannen auf andere Nationen herabzublicken pflegt.

Feierlich ward nun das Bündniß mit dem König geschlossen; Engländer, Kölner, Flanderer sandten dazu ihre Vertreter und stellten Geiseln; noch einmal brachten die beiden Bischöfe an die bedrohte Stadt die Aufforderung zur Ergebung, mit dem Anerbieten freien Abzugs. Die Antwort war ein wüthender Kampf am nächsten Tage.

Am 30. Juni waren eben die Führer bei dem König versammelt, um über die ersten Maßregeln zu berathen, und hatten schon einen allgemeinen Sturm für den folgenden Morgen beschlossen, als wilder Waffenlärm zu ihnen drang. Einige englische Bogenschützen hatten keck der Besatzung zugesetzt, was diese mit groben Steingeschossen erwiderte. Von beiden Seiten gesellten neue kampfbegierige Scharen sich hinzu, bald war man im vollen Feuer des Kampfes. Bis in die Mitte der Vorstadt drangen die Engländer vor; umsonst waren die Bemühungen Sahers de Arcellis, sie zurückzurufen. Es war nicht mehr möglich; auf einem freien Platze, einem Begräbnißplatz der Stadt, stand man in Schlachtordnung sich gegenüber. Nichts anderes blieb dem besorgten Führer übrig, als noch bei sinkendem Abend sich selbst an die Spitze zu stellen und durch neue Truppen die Kämpfenden zu verstärken. Bald wandte sich der Feind zu eiliger Flucht, von wenigen Tapfern verfolgt. Unter dem Scheine brennender Häuser zogen die meisten auf die Schiffe zurück. Auserlesene Mannschaft blieb zur Bewachung des Eroberten. Am folgenden Morgen wagten die Sarazenen nochmals einen ungestümen Ausfall. Doch der König mit seinen Rittern war zur Stelle, und die Engländer, geführt von Saher de Arcellis, schlugen kräftig drein. Schon bei der Landung hatten sie einen ersten Zusammenstoß siegreich bestanden; es war jetzt ihr dritter Sieg. Mit blutigen Köpfen wurden die Mauren in die Stadt zurückgejagt, sie gaben die Vorstädte preis und zogen sich endgiltig in die innere Stadt zurück. Die ersten Waffenthaten waren auf der Seite der Engländer gefallen, aber den Vortheil theilten Flanderer und Kölner auf der andern Seite. „Ohne Schwertstreich“, sagt der englische Bericht [1], fiel die Vorstadt ihnen zu. Die Vorstädte bargen noch Lebensmittel in Fülle; in dem unverhofften raschen Erfolg sah man Gottes Hand.

Nun ward die Stadt umschlossen. Gegen Norden auf einem Berge lagerte der König mit seinen Getreuen; in geringer Entfernung von ihm begann das Lager der Engländer, das nach Westen hin um die Mauern sich erstreckte; vom Osten her dehnten die Kölner und Flanderer sich aus; Wachtschiffe kreuzten auf dem Fluß. Vor allem galt es, die Belagerungsmaschinen zu bauen; es forderte emsige und angestrengte Arbeit bis zum 1. August. Unterdessen brachte jeder Tag neue Scharmützel und neue Verluste für Freund und Feind. „Während die Wolken feindlicher Geschosse auf sie herabregneten,“ sagt der portugiesische Bericht, „hörten sie

[1] Relicto eis *inexpugnato* suburbio.

(die Franken), da sie für Christus den Tod des Leibes verachteten, nicht auf, selbst zum Sterben verwundet, noch Wunden auszutheilen." Von den Mauern herab höhnten die Sarazenen, schändeten und besudelten das Crucifix, lästerten die heilige Dreifaltigkeit, vor allem aber die Jungfrau Maria, riefen den Pilgern schmähende und entehrende Namen zu; die Erbitterung stieg aufs höchste. Eines Sonntags, als zum Schluß der heiligen Messe das gesegnete Brod (Eulogien) vertheilt werden sollte, erschien es plötzlich blutig roth. Der Priester befahl, mit dem Messer die Röthe abzuschaben, aber das Blut war nicht zu entfernen, das Brod erschien wie blutig rohes Fleisch; so erhielt es sich Tage und Wochen lang; alle sahen es. Der Vorfall erregte Aufsehen, aber verschieden war der Eindruck. Der Engländer Osbern meint: „Einige legten es so aus, daß sie sagten, es bedeute, daß jenes wilde und unbändige Volk (die Flanderer) stets lüstern nach fremdem Besitz, wenn es auch jetzt den frommen Schein einer Kreuzfahrt angenommen, den Durst nach Menschenblut doch noch nicht abgelegt habe."

Die Kölner und Flanderer hatten bereits mit fünf Wurfschleudern die Mauern und Thürme kräftig bombardirt, als mit Anfang August auch die übrigen Belagerungsmaschinen fertig standen; auf ihrer Seite war es ein Sturmdach (die „Sau" nannte es der damalige Soldatenausdruck), ein „Widder" zur Berennung der Mauern und ein Wandelthurm mit Fallbrücke. Die Engländer hatten Kraft und Kosten ausschließlich an einen riesigen Wandelthurm gesetzt; 95 Fuß betrug dessen Höhe. Auch auf den Schiffen hatte man mehrere bewegliche Brücken in Bereitschaft, um im rechten Augenblick von der Flußseite aus in die Stadt zu dringen. Am 3. August sollte der gesamte Belagerungsapparat zugleich in Thätigkeit gesetzt werden. Aber alles mißlang. Die Schiffe wurden von widrigem Wind zurückgeworfen und durch Wurfgeschosse aus der Stadt erheblich geschädigt. Der Riesenthurm der Engländer gelangte nicht bis zur Mauer; er blieb im Sande stecken und war nicht weiter zu bewegen. Aus der Stadt überschütteten ihn drei Wurfschleudern mit ihren Geschossen. Die Verluste waren groß; dazu kam die Demüthigung. Es gelang dem Feind, nach vier Tagen den Thurm in Brand zu stecken, und vor ihren Augen sahen die Engländer das stolze, kostspielige Werk in Asche sinken. Den Kölnern erging es wenig besser; Sturmdach und Thurm wurden auch ihnen vom griechischen Feuer zerstört; der Widder konnte mit genauer Noth und nicht ohne Beschädigung in Sicherheit gebracht werden. Der Befehlshaber derselben wurde in der Mauerbresche selbst, die er angerichtet,

von dem Feind mit Steinen zu Tod geworfen. Innerhalb weniger als vier Tagen war die vierwöchentliche Arbeit von mehreren tausend Händen zu nichte geworden. Die Verluste an Menschenleben waren zahlreich; allen sank der Muth. Wohl acht Tage währte die Niedergeschlagenheit; aber, sagt der Bericht „in der Hoffnung auf Gottes Erbarmen begannen sie, Muth und Maschinen wieder aufzurichten". Der Mißerfolg der Kriegsapparate lenkte die Kölner auf eine neue Art des Angriffs; sie begannen Minen zu graben. Fünfmal, nach unverdrossener Arbeit, glaubten sie sich dem Ziele nahe; fünfmal machte die Wachsamkeit des Feindes sie zu Schanden. Der Platz war schlecht gewählt, den Ausfällen aus der Stadt zu sehr bloßgestellt; kein anderes Unternehmen während der Belagerung kostete so furchtbare Opfer. Unterdessen wurden zwei Schleudermaschinen gebaut; bald begannen sie ihre Arbeit unter der Anstrengung von Tausenden. Die eine der Schleudermaschinen wurde stets durch 100 Ritter gespannt; in zehn Stunden schleuderte sie 5000 Steine gegen die Stadt; die andere, am Ufer des Tajo, wurde von den Schiffsleuten in Bewegung gesetzt.

Zum Trost für die Belagerer trat jedoch stets mehr zu Tage, daß innerhalb der Stadt die größte Noth herrsche. Zwar hatten die sarazenischen Krieger noch reiche Vorräthe, aber dem Volke wurde davon nichts verabreicht. Dieses nährte sich gierig vom Fleisch von Hunden und Katzen oder starb vor Hunger. Die Leichen faulten auf allen Straßen. Die widerlichsten Küchenabfälle, die von den Schiffen der Kreuzfahrer hinausgeworfen wurden, fingen die Sarazenen an den Stadtmauern sorglich auf, um damit ihren Hunger zu stillen. Viele verließen heimlich die Stadt und flohen zu den Belagerern. Wer die Taufe annehmen wollte, wurde freundlich aufgenommen; von den andern wurden bei der gesteigerten Erbitterung einige todtgeschlagen, mehrere mit abgehauener Hand in die ausgezehrte Stadt zurückgeschickt. Aber die eigenen Mitbürger nahmen sie nicht mehr auf, und angesichts der Kreuzfahrer wurden sie von den Mauern der Stadt herab durch die eigenen Mitbürger zu Tode gesteinigt. Ein Wachtposten der Flanderer hatte einmal unter den Ruinen der Vorstadt die Abfälle von Feigen zurückgelassen, nachdem man sich mit den Früchten die Langweile des Wachtdienstes versüßt. Vier Mauren hatten dies bemerkt und schlichen einer nach dem andern leise herbei, um eine Handvoll zu erhaschen und rasch sich wieder aus dem Staub zu machen, ähnlich wie die Spatzen. Die Flanderer, denen dieses nicht entgangen war, ließen nun in ihrer Gutmüthigkeit öfter etwas zu essen zurück, damit die armen Leute etwas vorfänden. Das brachte aber einen Witzbold auf den Ge-

danken, mit den hungrigen Mauren einmal den Vogelsteller zu spielen. Er legte Schlingen und stellte Speise aus, und ehe man sich's versah, waren zum Spaß für das ganze Heer drei Mauren wie Vögel in den Netzen gefangen.

Eines Abends erspähten die Belagerer ein feindliches Boot, mit zehn Leuten bemannt, das stromaufwärts fuhr. Mit aller Kraft ruderte man nach; bald war das Boot genommen. Es trug einen Brief an den Emir von Evora, ein früheres Hilfegesuch zu erneuern. Nicht lange nachher fischten die Christen einen Leichnam auf, der den Strom herabtrieb. An seinem Arme fand man eine Botschaft befestigt, die Antwort des Emirs auf jenen ersten Hilferuf. Er lebe mit dem König von Portugal im Frieden, erklärte der Emir; er könne diesen Frieden nicht brechen. Großer Jubel herrschte darob im Lager; eine glückliche Kriegsthat der Engländer erhöhte den Muth. Einige Christen, die am linken Tajo-Ufer bei Almada dem Fischfang nachgegangen waren, wurden von den Mauren jener Stadt überfallen, mehrere getödtet, fünf Bretonen gefangen fortgeführt. Anfangs war man von allen Seiten entschlossen, mit starker Heeresmacht die Stadt zu züchtigen; doch im Augenblick der Entscheidung siegten bei Kölnern und Flanderern die Bedenken. Nur eine kleine Schar von Engländern zog aus; aber Muth und Entschlossenheit ersetzte die Zahl. Noch am gleichen Abend kehrten sie heim mit 200 Gefangenen und reicher Beute; 80 blutende Maurenköpfe staken an ihren Lanzen; sie selbst hatten nur einen einzigen Mann verloren. Von den Mauern Lissabons sah man die triumphirende Heimkehr, sah man die blutenden Köpfe vorübertragen. Schrecken verbreitete sich in der Stadt; das Ansehen der Engländer stieg. Ohne Unterlaß hatten unterdessen Kölner und Flanderer die Erdarbeiten wieder aufgenommen. Eine ungeheure Mine war angelegt, 40 Ellen breit von der Front; fünf Eingänge führten in das Innere. In einem Monat war das Werk hergestellt; selbst der voreingenommene Engländer konnte demselben seine Bewunderung nicht versagen: „Opus admirabile dictu!“ Auch auf der andern Seite des Heeres wurde nicht gefeiert. Ein kunstfertiger Pisaner hatte zu einem neuen, mehr geschützten und leichter beweglichen Wandelthurm den Plan entworfen. „Opus laudabile“, meint der deutsche Berichterstatter. Der König stellte dazu das Material, das ganze Heer half zur Vollendung mit, vor allem die im westlichen Lager, Engländer und Normannen; besonders rühmend erwähnt Osbern des angelsächsischen Baumeisters (artifex noster Saxo), dem noch am letzten Tag des Kampfes das Bein zerschmettert wurde.

Indes erschien den Belagerten die Minenarbeit der Deutschen die nächste und drohendste Gefahr; am 29. September brachen sie aus der Stadt hervor, die Erdarbeiten zu zerstören. Bis zum sinkenden Abend wurde oberhalb der Minengänge gekämpft. Man ließ die Mauren vordringen, nur durch die Bogenschützen im Schach gehalten. Da sie endlich ermattet zur Stadt sich zurückwandten, sperrten ihnen die Ritter den Weg; kaum einer kam mit heiler Haut davon. Tag und Nacht ging im Innern der Erde die Arbeit voran. Unterhalb der breiten Mauern waren riesige Höhlungen ausgegraben; hölzerne Stützen verhüteten noch den Zusammenbruch. Um diese herum wurde pechgetränktes Holz und leichtes Brennmaterial aufgeschichtet. Als gegen Mitte October auch die Engländer ihren neuen Thurm, ein Ungethüm von 83 Fuß, vollendet hatten, begann in der Nacht des St. Gallustages (16. October) der Entscheidungskampf. Die präparirten Holzmassen innerhalb der Mine wurden in Brand gesetzt; sonst blieb noch alles ruhig. Um die Zeit des Morgengrauens schreckte plötzlich ein furchtbares Krachen und Beben alles aus dem Schlaf. Die Mauer war eingestürzt bis auf den Grund; 200 Fuß weit klaffte die Bresche. Kölner und Flanderer greifen nach den Waffen und stürmen kampfbegierig der Maueröffnung zu. Aber schon stehen die Sarazenen bereit zu verzweifelter Gegenwehr, die ganze Stadt drängt sich bei der Bresche zusammen; die Angreifer werden blutig zurückgeschlagen. Steine, Erde, Schiffsgebälk, Thüren und Pfosten von Häusern werden in aller Hast zusammengeschleppt zu Barrikaden. Bald starrt den Angreifern ein fester Wall entgegen, fast von Mannshöhe. Umsonst versuchen die Christen, die Arbeit zu stören; laut rufen sie den Namen Christi an und versuchen stets aufs neue zu stürmen. Die Vertheidiger waren wie die Igel mit Pfeilen gespickt, aber zum Handgemenge konnte es nicht kommen; der Wall that seine Dienste. Die Engländer und Normannen boten sich jetzt den Waffenbrüdern an, die Bresche zu stürmen. Der Feind mußte aufs äußerste ermattet sein; ein Sturm mit frischen Truppen verhieß Erfolg. Allein voll Entrüstung wurde das Anerbieten zurückgewiesen, wenn man dem Engländer glauben darf, selbst mit beleidigenden Schimpfreden, — und bei diesem Anlaß nennt er ausnahmsweise die Flanderer vor den Kölnern. Für sich hätten sie diese Bresche in die Mauer gelegt, meinten die trotzigen Ritter, nicht für die Engländer; diese möchten erst einmal ihr Glück mit ihrem Thurme versuchen und die Vertheidiger auf der andern Seite beschäftigen.

Es waren blutige Tage, die durchkämpft wurden; mancher Held der rheinischen Erde bedeckte sich mit Wunden, viele sanken ins Grab. Die Trauer war groß. „Die Unsrigen“, schreibt Dodechin, „sahen sich entkräftet und rathlos und riefen flehentlich empor um Christi Erbarmen.“ Der Kampf wurde eingestellt; es sollten vorab auch die Engländer mit dem Thurme ins Gefecht. Am 19. October — es war ein Sonntag — erschien der Erzbischof von Braga, um über den Thurm, auf welchen die letzte Hoffnung gebaut war, die Weihe der Kirche zu sprechen. Nach der Segnung trat ein Priester vor das Heer, eine Reliquie des wahren Kreuzes in der Hand, um durch apostolisches Wort die Kämpfer zu entflammen. „Ihr, theuerste Brüder,“ rief er ihnen zu, „die ihr Christus gefolgt seid als freiwillig Verbannte in der Fremde, die ihr freiwillig Armut auf euch genommen habt, höret und verstehet es: denen, die anfangen, wird die Verheißung, denen, die ausharren, der Lohn zu theil. . . . Sehet, Brüder, sehet das Holz vom Kreuze des Herrn! . . . Ich selbst, Brüder, Theilhaber an euern Mühen und Leiden, euer Genosse im Lohn, wünsche, daß an mir so geschehe, wie ich es euch verspreche. Mit Gottes Hilfe werde ich in diesem Belagerungsthurm als unzertrennlicher Hüter und Begleiter dieses heiligen Kreuzholzes bei euch ausharren, gewiß, daß weder Hunger noch Schwert, noch Leiden oder Noth uns trennen wird von Christus. . . .“ Unter Seufzen und Schluchzen fielen dann alle auf die Kniee, während der Priester mit der Reliquie des wahren Kreuzes Christi sie segnete. Gestärkt durch die Kraft des heiligen Kreuzes ging man dann ans Werk. Der Thurm des Pisaners, durch Flechtwerk und ausgespannte Thierhäute so viel als möglich gegen das griechische Feuer geschützt, ward bis auf die Entfernung von 15 Ellen an die Mauer herangeschoben. Am Morgen des 20. wendete man ihn gegen den der Flußseite zugekehrten Eckthurm der Umfassung. Aber der Feind sammelte dort eine so furchtbare Macht, daß man es bald gerathen fand, das Belagerungswerk die Mauer entlang 20 Ellen über jenen Eckthurm hinauszurollen. Hier ließ man es, nur acht Fuß von der Mauer entfernt, in günstiger Stellung. Von den obern Stockwerken aus konnte man die Besatzung jenes Eckthurmes von der ungeschützten Rückseite her ganz bequem beschießen. Bald war die Mauer vom Feinde gesäubert, und mit Anbruch der Nacht zogen sich die Christen zu kurzer Ruhe ins Lager zurück; nur 100 Engländer und 100 Portugiesen mit einer Schar von Leichtbewaffneten und Dienstleuten blieben als Bedeckung. Allein während der Nacht trat infolge der Fluth der Tajo aus und schnitt den Belagerungsthurm vom übrigen Christen=

heere ab. Kaum war dies in der Stadt bemerkt, als die Sarazenen in wüthenden Ausfällen die kleine Besatzung angriffen, und während die Ritter unten kämpften, suchte man von der Mauer aus durch Steinblöcke und ganze Massen von griechischem Feuer den Thurm zu zerstören. Doch dieser erwies sich als vortrefflich angelegt; feste Schutzdächer waren angebracht, besonders an der einen Seite die „wälische Katze", unter deren sicherem Schirme einige entschlossene Männer unverdrossen der Löscharbeit oblagen, und die zum Schutz vorgespannten Thierfelle immer wieder mit Wasser übergossen. Ein wahrer Verzweiflungskampf wurde gekämpft; mehrmals stieg die Gefahr aufs äußerste, fast alle Portugiesen ergriffen zuletzt die Flucht. Da endlich trat die Fluth zurück, und Ablösung wurde möglich. „Zwei Tage und eine Nacht lang, ohne je die Waffen abzulegen," hatten dieselben Männer im Kampfe gestanden.

Jetzt war es Zeit zum entscheidenden Schlag. Morgens 10 Uhr am 21. October wurde beschlossen, den Thurm noch bis auf vier Fuß an die Mauer zu rücken und die Fallbrücke zum Sturm herabzulassen. So wurde denn das Thurm-Ungeheuer ganz nahe herangeschoben. „Und siehe," schreibt der flandrische Mönch, „der Thurm, angefüllt mit Streitern, ragte über die Mauer empor. Gleichzeitig machte die Heeresabtheilung auf unserer Seite, indem die Lothringer an der Spitze gegen die Bresche stürmten, einen furchtbaren Angriff auf den Feind. Aber die Soldaten des Königs, die im Kopfe des Thurmes kämpften, erschreckt durch den Hagel sarazenischer Wurfgeschosse, ließen es an Herzhaftigkeit fehlen, so daß die Sarazenen hervorbrachen und sicher den Thurm abermals verbrannt hätten, wären nicht zufällig einige der Unsrigen zur Stelle gewesen, die Widerstand leisteten. Alle Hoffnung ruhte noch auf diesem Thurm, und deshalb, sobald man von der Gefahr gehört hatte, in welcher der Thurm geschwebt, sandten die Kölner und Flanderer ihre beste Mannschaft zu dessen Schutze ab."

Vom Thurm aus läßt man jetzt die Fallbrücke herab, und bald mußten die Christen auf der Mauer festen Fuß fassen. Aber im selben Augenblick schon strecken die Sarazenen die Waffen. Mit 13 000 Mann war eine feste Stadt von 200 500 Einwohnern überwunden. Es geschah, wie alle Berichterstatter hervorheben, am 21. October, dem Feste der 11 000 Jungfrauen. Es war in doppeltem Sinne ein Ehrentag der Kölner.

Von dem ganzen Aufgebot an Frömmigkeit und Heldenmuth, welche den zweiten Kreuzzug ins Leben gerufen, war dies der einzige Erfolg, die einzige Ruhmesthat der zum Kampf wider den Halbmond vereinigten

Christenheit; aber es war ein Ereigniß von unübersehbarer Tragweite für die ferne Zukunft. Der Kaiser wie der König von Frankreich kehrten nach ungeheuern Rüstungen, nach siegesstolzen Planen, nach den furchtbarsten Verlusten und Anstrengungen ruhmlos und thatlos in die Heimat zurück. Aber die kleine Flotte, wie durch ein Spiel des Zufalls an die Küste Portugals getrieben, errang im Vorübergehen einen Erfolg, der auf Jahrhunderte fortwirken, über die fernen Länder des Westens seinen Segen verbreiten sollte. Es war dasselbe Lissabon, das die Geburtsstätte eines Antonius von Padua werden, das auf lange einen Petrus de Alcantara in seinen Mauern bergen sollte. Aus diesem Lissabon ward der Same des Christenthums nach Indien, Japan und China getragen; Brasilien und Afrika erhielten von ihm die Glaubensboten. Schon die Zeitgenossen, vor denen die Zukunft noch verschleiert lag, fühlten sich mächtig ergriffen durch den fast wunderbaren, von niemand geahnten Erfolg. Man fühlte es, man stand vor einem Werke der Vorsehung. „In jenem selben Jahre", so schreibt Heinrich von Huntingdon[1], „wurde das Heer des Kaisers von Alemannien und das des Königs von Frankreich, die, ansehnlich schon durch die hocherlauchten Führer an ihrer Spitze, mit dem größten Stolze ausgezogen waren, elend zu nichte, weil Gott sie verworfen. Erst durch Hunger aufgerieben, gingen sie dann durch den Verrath des griechischen Kaisers, dann durch das Schwert zu Grunde. Unterdessen hatte eine Kriegsflotte von wenig ansehnlichen Männern, die auf keine großen Führer vertrauen konnte außer auf den allmächtigen Gott, die glücklichsten Erfolge; denn sie zogen aus in Demuth. Eine feste Stadt in Spanien, Ulirisbona genannt, und eine andere, die Almada heißt, und das ganze umliegende Land haben sie — wenige gegen viele — unter Gottes Beistand kämpfend erobert. Wahrhaft, Gott widersteht den Hochmüthigen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade! Das Heer der Franzosen und des Kaisers von Alemannien war glänzender und größer als jenes, welches das erste Mal Jerusalem erobert hat, und von wenigen sind sie aufgerieben, wie Spinngewebe auseinandergerissen und vernichtet worden. Jenen unansehnlichen Rittern aber, die wir vorhin erwähnt, konnte keine Menge widerstehen, und je zahlreicher jene waren, die sich gegen sie erhoben, desto mehr wurden sie zu Schanden." „Vollendet aber wurde dieser vielersehnte und kaum erhoffte Sieg durch Gottes Kraft," urtheilt der Augenzeuge Dodechin, „am Feste der 11 000 Jungfrauen

[1] Hist. Angl., M. G. XIII, 153.

Christi, und wir zweifeln nicht, daß er durch die Fürbitte dieser uns zu theil geworden ist."

Noch gab es vor Lissabon lange Verhandlungen, lauten Streit und manche kleine Menschlichkeiten, bis die Bedingungen der Uebergabe festgesetzt und die Vertheilung der Beute geregelt war. Argwohn erhob sich zuerst gegen die Führer, weil sie die von seiten der Stadt gestellten Geiseln ohne weiteres dem König überliefert hatten, Argwohn auch gegen den König selbst, welcher den Belagerten gern einen Theil ihrer Habe gelassen hätte. Kaum war im Lager der Engländer der Aufruhr beschwichtigt, als er um so heftiger bei den Kölnern und Flanderern ausbrach. Sie wollten mit gewaffneter Hand dem König die Geiseln wieder entreißen, um an diesen Rache zu üben; mit dem Aufgebot all ihres Ansehens und ihrer Kraft mußten die Führer entgegentreten. Mittlerweile war der König durch die Engländer von allem unterrichtet und hatte sich schon in Kampfbereitschaft gesetzt, als Graf von Aerschot und Christian von Ghistelle vor ihm erschienen, ihn zu beruhigen und für die Ihrigen Abbitte zu thun. Der König ließ die Waffen niederlegen und wandte sich dann ernst an die beiden Ritter: Morgen werde er die Belagerung ganz aufgeben und auf die schon zur Unterwerfung bereite Stadt verzichten. Der Ruhm der Eroberung dieser Stadt gehe ihm nicht über ein ehrenhaftes Handeln (honestas). Ja lieber wolle er alles verlieren als auf die Ehrenhaftigkeit des Handelns verzichten. Nachdem man ihn so beleidigend behandelt, wolle er mit solchen niedriggesinnten, frechen und tollköpfigen Menschen nichts zu thun haben. Indes er ließ sich beschwichtigen; Ruhe und Frieden kehrten zurück; am 22. October schwuren alle Kreuzfahrer für die Zeit ihres Aufenthaltes dem König den Treueid.

Die feierliche Besitzergreifung der Stadt erfolgte am 23. October. An der Spitze zog der Erzbischof mit den Bischöfen und dem Clerus, voraus das Kreuz. An sie schloß sich der König, umgeben von den Führern des Kreuzheeres und seinem Gefolge; dann auserwählte Abtheilungen der siegreichen Truppen, allen voran die Kölner, dann die Flanderer. Man hatte ihnen dies als besondere Auszeichnung zugestanden. Auf der Citadelle wurde ein gewaltiges Kreuz aufgerichtet, das über die ganze Stadt emporragte; zu Fuß umschritt dann der König die Citadelle als Zeichen der Besitzergreifung; der Erzbischof stimmte Asperges und Te Deum an und betete über die Stadt.

Diese selbst mit allem Land ringsumher fiel dem König zu; alle Habe an Gold, Silber und Geräthe war den Kreuzfahrern zugesprochen;

den Einwohnern blieb das nackte Leben und die Erlaubniß zum Auswandern. Nur der Kadi durfte seine Habe behalten, mit Ausnahme seines Pferdes, auf das der Führer der Deutschen sein Auge geworfen. Es ist erklärlich, daß auch jetzt von seiten der Soldaten Ausschreitungen vorkamen; der englische Berichterstatter schildert dieselben in den dunkelsten Farben. Aber alles endete in Frieden. Auch diejenigen, welche heimlich etwas von der Beute beiseite geschafft, lieferten es nachträglich aus, und ehrlich und brüderlich wurde alles getheilt.

Alsbald setzte nun auch der König einen Bischof von Lissabon ein und wählte dazu nicht einen seiner Leute, sondern einen der englischen Helden, Gilbert von Hastings, „ein Ausländer zwar", wie Mariana[1] schreibt, „aber hervorragend durch den Ruf der Gelehrsamkeit und den Ruhm lautern Wandels". Seine Weihe scheint sofort vollzogen worden zu sein, wohl am 25. October, dem Feste der hll. Crispin und Crispinian, das deshalb in der Kirche von Lissabon von alters her in besondern Ehren steht[2]. „Am Tage, da das Fest aller Heiligen gefeiert wird," meldet Osbern zum Schluß, „wurde zu Ehren und zum Lobe des Namens Christi und seiner heiligsten Gebärerin das [alte] Gotteshaus von dem Erzbischof und vier Bischöfen neu geweiht und die Stadt als Bischofssitz wiederhergestellt." Bis zum 1. Februar 1148 blieben die Kreuzfahrer in Portugal und leisteten noch Beistand zu weitern Eroberungen. Manche entschlossen sich auch, für immer da zurückzubleiben, und in der portugiesischen Ueberlieferung wird die Gründung einer Reihe von Städten auf sie zurückgeführt[3].

[1] De reb. Hisp. l. X, c. 19. Der Fortsetzer des Sigebert (M. G. VI, 453) erzählt: „Eine Heeresflotte Gottes ... brach mit ungefähr 200 Schiffen auf, landete ... an der Vigil der Apostelfürsten zu Ulirisbona und nahm dasselbe nach viermonatlicher Belagerung unter zahlreichen Tödtungen und Verwundungen durch Gottes Kraft und die eigene Anstrengung ein. Und wiewohl sie nur 13000 waren, haben sie 200500 Feinde überwunden, und mit Lobgesängen hielten sie ihren Einzug, weihten eine Kirche und consecrirten daselbst einen Bischof und Geistliche."

[2] Acta SS. Oct. VIII, 281.

[3] Mariana l. c. Anal. Rodenses, M. G. XVI, 718; die erste Erwähnung solcher Koloniegründung ist wohl im Indiculum fundat. monast. S. Vincentii. — Auch eine Heirat knüpfte sich später noch an die Geschichte dieser Eroberung an. Wenigstens schreibt Robert de Monte (M. G. VI, 534) zum Jahre 1184: „König Heinrich von England erlangte durch seine Klugheit und sein Geld, daß die Schwester des Königs von Portugal in Hispanien die Gemahlin des Grafen Philipp von Flandern, seines Verwandten, würde. Sie kam denn auch zum Grafen von Flandern mit großem Reichthum an Gold und Silber. Ihr Vater, wiewohl jetzt steinalt, lebt noch (Alfons I. † 1185), der in seiner Jugend, von den Engländern und Normannen gegen die

Eine eigenthümliche Fügung wollte es, daß in spätern Jahrhunderten zweimal eine feierliche Uebertragung von Reliquien der Gefährtinnen St. Ursulas von Köln nach Lissabon stattfand, einmal 1544 durch den sel. P. Petrus Faber S. J. und nochmals in größerem Umfange und mit den großartigsten Feierlichkeiten am 25. Januar 1588. Engländer, Flanderer und Deutsche hatten einst auf die Fürbitte dieser Heiligen die kaum mehr erhoffte Einnahme der Stadt einstimmig zurückgeführt, aber jetzt hatte sich alle Erinnerung daran verloren[1]. Nicht ganz so vergeßlich war man von seiten der Deutschen.

Gleich anfangs, bei der ersten Einrichtung des Lagers, hatten die Kreuzfahrer auf eine würdige Begräbnißstätte für diejenigen ihrer Brüder gedacht, die im Kampfe für das Kreuz gegen die Feinde des Glaubens ihr Leben opfern würden. Sowohl im Osten bei den Kölnern und Flanderern, als im Westen bei Normannen und Angeln wurde eine Kirche als Begräbnißstätte errichtet. Die Arbeiten des Baues leiteten die Franzosen; der König selbst legte den Grundstein. Die Kirche der deutschen und flandrischen Gefallenen war von Anfang an dem besondern Patron des Königs, dem hl. Vincenz, geweiht, dessen Namen sie auch später beibehielt[2]. Schon während der Belagerung wurde hier täglich die heilige Messe gefeiert, und gleich anfangs hatten die Deutschen eine Glocke auf-

---

Sarazenen unterstützt, die Stadt Ulirisbona, die man gewöhnlich Lisleboua nennt, eroberte. . . . Er machte diese Stadt mit Erlaubniß des Papstes zum Sitz eines Erzbisthums und ordnete demselben sechs andere Städte unter, die er gleichfalls erobert hatte." Auch die Kölner hatten kein schlimmes Andenken hinterlassen. Als die fünf Schiffe, welche sie für den dritten Kreuzzug ausgerüstet hatten, zugleich mit andern Pilgerfahrzeugen 1189 im Hafen von Lissabon einliefen, bat sie Sancho I., ihm zur Eroberung von Alvor behilflich zu sein. Die Stadt war bald genommen, und die Pilger schieden in Friede und Freundschaft (Annal. Col. Max., M. G. XVII, 796). Unmittelbar darauf kam eine größere Kreuzesflotte mit deutschen, flandrischen, dänischen und friesischen Schiffen, die gleichfalls den Bitten des Königs nachgab, die Belagerung von Silves auf sich zu nehmen. Die Belagerung war überreich an Anstrengungen und Opfern, endete aber trotz des schließlichen Erfolges mit schnödem Streit. Doch blieb ein Flamländer, Namens Nikolaus, als Bischof von Silves zurück (*Robert. Antissiodor.*, Chronic., M. G. XXVI, 254; vgl. auch Röhricht, Beiträge II, 171).

[1] Acta SS. Oct. IX, 251—255.

[2] In diesem Kloster wird 1188 ein Deutscher genannt, Otha (Otho), vir natione theutonicus et praefati monasterii bonus conversus, fere a prima eius fundatione vitam ducens ibidem satis religiosam, welcher Theilnehmer an der Pilgerfahrt und Augenzeuge der Belagerung gewesen, und auf dessen Aussage zum Theil der Bericht des Indiculum fundationis monasterii S. Vincentii zurückgeführt wird.

gehängt, mit welcher „nach heimischer Sitte" die Tagzeiten geläutet wurden [1]. Die Kirche der Engländer und Portugiesen trug den Namen „Heilige Maria zu den Martyrern"; an ihrer Stelle wurde später das Franziskanerkloster gebaut, das die sich ausbreitende Stadt bald von allen Seiten umschloß.

Die Deutschen und Flanderer in ihrer schlichten Frömmigkeit, im Bewußtsein, daß nur der Beweggrund des Glaubens und die Rücksicht auf Gottes Ehre sie in die Waffen gerufen und ins ferne Land geführt hatte, nahmen keinen Anstand, alle, die in solchem Kampf gefallen waren, als Blutzeugen zu betrachten. Uebereinstimmend sagt der portugiesische Bericht auch von der Kirche der Engländer: „Sie wurde St. Maria ad Martyres genannt wegen derer, die, bis zum Tode für Christus kämpfend, dort begraben worden sind." „An jener Stätte," schreibt Dodechin, „wo die Leiber unserer Martyrer außerhalb des Lagers (extra castra) begraben liegen, da sahen viele, welchen die göttliche Güte solches gewähren wollte, strahlende Lichter leuchten. Ueberdies erhielten zwei Stumme, die im ganzen Heere wohl bekannt waren, der eine am Feste des hl. Gereon und seiner heiligen Genossen, der andere am Feste Allerheiligen, an demselben Ort den Gebrauch der Sprache. Und dies behaupte ich nicht aus eigener Eingebung, sondern mit meinen Augen habe ich's gesehen, mit meiner Hand es berührt; viele und wahrheitsliebende Zeugen stehen mir zur Seite." Auch der Engländer Osbern, der sonst nicht von „Martyrern" spricht und der eigenen Todten kaum erwähnt, wird durch seine gereizte Stimmung gegen Flanderer und Kölner nicht abgehalten, ganz trocken zu erzählen: „Zwei Kirchen werden von den Franken aufgebaut, die eine auf der Ostseite bei den Kölnern und Flanderern, wo auch zwei, die von Geburt stumm waren, durch Gottes Hilfe den Gebrauch der Sprache erlangten." Am ausführlichsten berichtet der flandrische Mönch: „Ihr sollt wissen, daß die Leiber einiger unserer Brüder, die auf verschiedene Weise ihren Tod fanden, bei Ulixisbona begraben liegen. Die Zeichen ihres Friedens sind einige von Geburt Taubstumme, welche die Erbarmung Gottes redend machte. Den einen weckte sie am Feste des hl. Gereon und seiner Gefährten aus dem Schlafe, wie auch den

[1] „. . . oblationes ibi large fiebant a populo ad basilicae fabricam erigendam. Constituerunt [teutonici] et alium bonae vitae nomine Henricum laicum, qui more patriae suae pulsaret ad horas campanam, quam ibi suspenderant, excubansque prae foribus ecclesiae attentius atrium custodiret intus et foris." Portugalliae Monumenta Hist. I, 91, n. 5.

andern[1] [?] und ließ ihn, so kam es ihm vor, an der Hand einer von Licht strahlenden Mannesgestalt zum Grab der Martyrer führen, wo er in Verzückung hinsank, und löste ihm das Band der Zunge. Ebenso hörte ich an derselben Stelle am Feste Allerheiligen einen andern, dem die gleiche Erbarmung zu theil geworden war, reden und Gott preisen, der wunderbar ist in seinen Heiligen." [2]

Weitaus der gefeiertste unter diesen Martyrern war Heinrich von Bonn. Ganz ausführlich verbreitet sich über ihn der portugiesische Bericht[3]: „Es geschah, daß ein kölnischer Ritter, Namens Heinrich, geboren in dem vier Meilen jenseits Köln gelegenen Dorfe Bonn, ein Mann, ebenso edel an Herkunft wie an Sitten, im Kampfe um die Stadt getödtet wurde. Kaum war er wie die übrigen auf dem Friedhofe zum hl. Vincenz zur Erde bestattet, da begannen Wunderwerke, die durch göttliches Eingreifen an seinem Grabe in auffallendster Weise geschahen, anzuzeigen, daß er in Wahrheit ein Blutzeuge Christi und sein Tod kostbar in den Augen des Herrn gewesen sei." Nach eingehender Schilderung der Heilung der zwei Taubstummen am Grabe Heinrichs fährt der Bericht fort: „Als ein so wunderbares Ereigniß im Lager bekannt wurde, priesen alle, die es sahen und hörten, Gott, der stets wunderbar ist in seinen Heiligen, und betrachteten hinfort den Ritter Heinrich als einen geliebten Martyrer Christi. Da ereignete es sich wenige Tage nachher, daß auch sein Waffenträger (Knappe) im Kampfe fiel, und seine Landsleute hoben ihn auf und begruben ihn in ziemlicher Entfernung vom Grabe seines Herrn. Aber der Ritter Christi, Heinrich, erschien im Schlafe demjenigen, der am Eingang der Kirche des hl. Vincenz als Wächter angestellt war. . . . Er ruft ihn beim Namen und verlangt und bittet inständig, derselbe möge aufstehen und noch in der Nacht seinen Knappen von der Stelle, wo er jetzt ruhe, wegnehmen und ihn an seine (Ritter Heinrichs) Seite legen. So geschah es einmal und zweimal. Da der Wächter der Bitte aber nicht nachkam, erschien er zum drittenmal mit erzürntem Gesicht, ganz furchtbar, und drohte, falls jener noch länger zögern würde, sein Geheiß zu erfüllen.

---

[1] Der lateinische Text ist etwas unklar und wohl verdorben. Manche Chronisten haben daraus abgeleitet, daß drei Stumme geheilt worden seien, z. B. der Fortsetzer des Sigebert (M. G. VI, 453).

[2] „Mit merkwürdiger Uebereinstimmung zieht sich durch die verschiedenen Berichte die Geschichte von der Heilung zweier Stummer, die der Wunderwirkung der heiligen Martyrer zugeschrieben wird." Cosack a. a. O. S. 46.

[3] Indic. fundat., in Portug. Monum. Hist. I, 91, n. 6 sqq.

Zitternd und bebend stand nun jener auf — denn er war an dem Orte ganz allein — und kam zu der Stelle, wo jener Knappe begraben lag, grub ihn aus und bestattete ihn an der Seite seines Herrn, doch gesondert in einem eigenen Grabe. . . . Ein Palmzweig aus Jerusalem, den er (Ritter Heinrich) nach Pilgerart an der Schulter getragen, und den man, ihm zu Häupten, mit ins Grab gelegt hatte, begann nach kurzer Zeit neu zu grünen und aus der Erde hervorzuwachsen. Er wuchs in die Höhe und wurde zum grünen, blätterreichen Baum. Alle Bresthaften nun, die fortan gebeteshalber zu seinem Grabe kamen, nahmen etwas von jener Palme und hingen es an den Hals, oder zerstießen es zu Pulver und tranken es und wurden, was immer ihre Krankheit war, alsbald geheilt. Und wie die Augenzeugen sagen, blieb die Palme, bis sie durch die Hände der Kranken bis zum letzten Stückchen fortgeholt war. Andere aber behaupten, ohne Widerspruch zu finden, man habe sie heimlich ausgegraben, um sie an einen andern Ort zu verpflanzen."

In Köln blieben diese Vorkommnisse nicht unbeachtet. Die Kölner Königschronik berichtet zwar nur kurz: „Die Leiber einiger Christen, die auf verschiedene Art ihren Tod fanden, wurden bei Ulixisbona durch Wunderzeichen verherrlicht." Der alte Gelenius aber, welcher sich die kirchliche Vergangenheit Kölns zu seinem besondern Studium gewählt hatte, hat noch 1645 mehr davon gewußt. In dem von ihm zusammengestellten Kalender der Jahresgedächtnisse von Kölner heiligen und gottesfürchtigen Personen schreibt er[1] zum 18. October: „An demselben Tage das Fest des sel. Heinrich von Bonn, der im Jahre 1147 mit andern Edeln dem Kreuzzug gegen die Ungläubigen sich anschloß und, bei Lissabon für den christlichen Glauben gefallen, durch viele Wunder verherrlicht wird."

---

[1] *Gelenius,* De admiranda magnitudine Coloniae, lib. IV, p. 732.

Otto Pfülf S. J.

Das Coppernicanische Sonnensystem.

Ptolemäus und Coppernicus, das sind die beiden Namen, an welche die Geschichte des großen Geisteskampfes in der Sternkunde geknüpft ist.

Der Kampf, als bloßer Geisteskampf und ausgefochten von ernsten, wahrheitsliebenden Forschern, war nicht vom Uebel. Als solcher ist er längst beendet, und sein Ergebniß ist die vollständige Klärung der Wahrheit. Kein einziger Forscher, der in diese Wissenschaft eingedrungen, steht heute dem Coppernicanischen System feindlich oder auch nur zweifelnd gegenüber.

Hört man hie und da noch Nachklänge des längst verschollenen Streites, so kommen sie von solchen, die im Laufe ihrer Ausbildung durch Lehrer oder Bücher bis an die Mauern dieses Tempels herangeführt wurden, dann aber, wo der Ernst des Lebens begann, nach andern Richtungen zu gehen hatten. Wer kann es ihnen unter solchen Umständen verargen, wenn sie in einem Nachspiele des Kampfes eine Art Erholung finden und sich meist um so mehr erhitzen, je weniger Gelegenheit sie hatten, der raschen Fortbildung der Sternkunde zu folgen? Die einen schelten die frühern Anhänger des Ptolemäus, daß sie nicht mit fliegenden Fahnen zu Coppernicus überliefen, die andern schauen immer noch nach bedenklichen Zeichen am Coppernicanischen Himmel, in der Hoffnung, der Kampf werde sich schließlich doch noch zu Ptolemäus' Gunsten entscheiden.

Uns schien es das Angemessenste, wenn wir uns auf eine einfache Auseinandersetzung des Thatbestandes beschränkten, indem wir die beiden Systeme aus den Werken der beiden Führer darzulegen uns bemühten.

Das Ptolemäische Sonnensystem haben wir schon bei einer frühern Gelegenheit im Anschluß an den Almagest unsern Lesern vorgelegt [1]. Jetzt wollen wir versuchen, Coppernicus aus seinem großen Werke De revolutionibus orbium coelestium selbst reden zu lassen.

Wir beginnen mit einer Vorgeschichte dieses Werkes, besprechen dann die Verbesserungen, die Coppernicus an dem Ptolemäischen Sonnensystem anbrachte, und erörtern schließlich die Gründe, die ihn dazu veranlaßten.

---

[1] Diese Zeitschrift Bd. XLIII, S. 1 ff.

I.

Das Wiedererwachen der Sternkunde aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer erfolgte im Anfange des 15. Jahrhunderts. Es war kein plötzliches Erwachen der Wissenschaft, kein Sprung aus langer Ruhe in volle Thätigkeit. Nur langsam streckte sie die steifen Glieder, und ihre ersten Gedanken waren noch von den Träumen vergangener Zeiten getrübt. Wie leicht hätte sie in einen süßen Nachschlummer zurücksinken können, wenn nicht ein großer Geist mit Riesenkraft sie aufgerüttelt hätte! Der Weckruf war so gewaltig, der Antrieb zu neuem Leben so unwiderstehlich, daß die Sternkunde mit Riesenschritten sich voranbewegte. Bald schneller, bald langsamer schritt sie von Entdeckung zu Entdeckung und ist bis heute, nach beinahe 400 Jahren, nicht stehen geblieben. Ja es scheint, als wolle sie jetzt ganz neue Bahnen betreten, wohin ihr die ältern Söhne mit Bangigkeit nachblicken, während die jüngern ihr mit um so mehr Begeisterung folgen.

1. Die Sternkunde hatte in der griechischen Schule eine Heimat gefunden mit dem Hauptsitze in Alexandrien. Fast 1000 Jahre lang hatte sie dort Verehrer und Schüler. Der große Entdecker Hipparch war ihre schönste Zierde, der Schulmann Ptolemäus ihr bekanntester Vertreter.

Auch im christlichen Alexandrien verlor sie ihr Heimatsrecht nicht. Die dortigen Kirchenfürsten waren ihre treuesten Pfleger und holten Rath bei ihr in der schwierigen Aufgabe, aus dem Laufe von Sonne und Mond die christlichen Feste zu bestimmen.

Den fanatischen Söhnen Mohammeds war es vorbehalten, den Sitz dieser Muse zu zerstören und sie zur Gefangenen zu machen. Allerdings fand sie auch unter den Arabern, Persern und Tataren einige Verehrer, aber keinen einzigen ihrer würdigen Sohn, der ihre Krone mit neuen Entdeckungen geziert hätte.

Das alexandrinische Schulbuch des Ptolemäus war in die Fesseln der arabischen Sprache gelegt und dem Abendlande nur durch barbarische Rückübersetzungen ins Lateinische bekannt.

Die Sternkunde verfiel in einen tiefen und langen Schlummer unter der Eisdecke von hergebrachten Axiomen über den Mittelpunkt der Welt und die acht krystallenen Sphären.

Endlich fing es an, sich unter der starren Decke zu regen, und zwar zuerst in Deutschland und Italien. Das junge Leben entwickelte sich rasch, bis es im Dreißigjährigen Kriege nach Frankreich gedrängt wurde, von wo es dann nach England und Dänemark überging.

Der erste, der das Eis brach, war der deutsche Cardinal Nikolaus Krebs, der Sohn eines Moselfischers aus dem Dorfe Cues bei Trier (geb. 1401, gest. 1464). Er war nicht Astronom von Fach, überhaupt nicht Beobachter des Himmels, aber ein großer Denker.

Nach seiner Auffassung war die Erde ein Stern wie die andern, kleiner als die Sonne, aber größer als der Mond. So wenig galt ihm das Axiom vom Mittelpunkt der Welt, daß nach ihm die Welt überhaupt keinen Mittelpunkt hatte.

Der Erde sprach er die Achsendrehung zu, und außerdem noch zwei andere Bewegungen, bei denen er sich aber in die Speculation verlor, da er noch nicht auf dem Boden der Beobachtung stand.

In einer andern Richtung erwachte astronomisches Leben in zwei Männern, die im Verhältnisse von Lehrer und Schüler standen und beide an der Universität in Wien lehrten.

Georg Peurbach, aus einem Städtchen gleichen Namens in Oberösterreich (geb. 1423, gest. 1461), ging nach Rom, Ferrara und andern Orten Italiens und erfreute sich der geistigen Anregung des Cardinals Nikolaus von Cues.

Diese Anregung übertrug er auf seinen Schüler Johann Müller, Künisperger und Regiomontanus genannt (geb. 1436 bei Köngisberg in Franken, gest. 1476 zu Rom), seinen spätern Nachfolger auf dem Lehrstuhle zu Wien. Im Alter von 25 Jahren war Müller mit Cardinal Bessarion nach Rom gegangen. Die Jahre 1571—1574 verbrachte er in Nürnberg, wo ihm der Patrizier Bernhard Walther eine Sternwarte baute, die erste auf deutschem Boden.

Peurbach und Müller haben sich durch ihre geistige Thätigkeit in der Geschichte einen Namen erworben, obwohl sie beide nur ein geringes Lebensalter erreichten. Sie waren nicht kühne Speculanten wie ihr Vorgänger Nikolaus von Cues, sondern emsige Forscher. Sie setzten sich noch nicht über die alten Axiome hinaus, sondern suchten dieselben zu läutern und auf ihre Quelle zurückzuführen, indem sie den entstellten Almagest nach dem griechischen Texte wiederherzustellen trachteten.

So war also etwas Leben in die Sternkunde gekommen; allein es war noch nicht ein Leben zum selbständigen Fortschritt, sondern ein Kampf zwischen Schlafen und Wachen, ein Gemisch von alten Träumen und neuen Gedanken.

Sollte dieser Zustand nicht wieder Jahrhunderte dauern und vielleicht mit einem neuen Schlummer enden, so bedurfte es eines großen Geistes, der

die Unabhängigkeit und den Muth des Cusanus mit dem emsigen Streben eines Peurbach und Müller in sich vereinigte; es bedurfte eines Mannes, der nicht wie die letztgenannten in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft wurde und dem es vergönnt war, auf einer Warte dem Lauf der Gestirne zu folgen, nicht bloß wie Müller während vier Jahren, sondern Jahrzehnte hindurch.

Und dieser Mann erschien. Es war Nikolaus Köppernick, genannt Coppernicus.

2. Drei Jahre vor dem Tode Müllers wurde Coppernicus zu Thorn geboren und erreichte nach stillem, arbeitsamem Leben ein Alter von 70 Jahren.

Er gehörte zu den wenigen, welche das ganze Wissen ihrer Zeit zu bemeistern vermögen. Die sämtlichen vier Facultäten des Universitätsstudiums hatte er in sich aufgenommen und in seinem Leben bethätigt.

Die Theologie war sein eigentliches Berufsfach und verschaffte ihm ein Canonicat am Domstifte zu Frauenburg. Die Arzneikunde hatte er in Krakau erlernt und später vielfach zum Wohle der Armen verwerthet. Die beiden Rechte hatte er in Italien studirt und in manchen Rechtsfragen zum Nutzen seiner Diöcese verwandt. Die Philosophie und insbesondere Mathematik und Astronomie hatte er, nach dem Beispiele Johann Müllers, in Bologna und Rom weiter verfolgt und an letzterem Orte sogar gelehrt.

Er bemeisterte die klassischen Sprachen, wie sein großes Werk zur Genüge bezeugt. Aber auch Musik und Zeichenkunst waren seinem allseitigen Streben nicht fremd geblieben.

Daß ein so reichbegabter Geist sich nicht gebunden fühlte durch althergebrachte starre Axiome und durch die herrschende Schuldoctrin vom Mittelpunkte der Welt und den acht krystallenen Sphären, das kann man sich unschwer vorstellen. Konnte er sich doch bei seinen Vorlesungen in Rom, wo er die griechischen und lateinischen Bücher zur Verfügung hatte, nicht verhehlen, daß die Lehre von den Bewegungen des Himmels seit mehr als tausend Jahren nicht nur keinen Schritt vorwärts aufzuweisen hatte, sondern durch unrichtige Uebersetzungen des Almagest und durch Mißdeutungen der Ptolemäischen Lehre ein wahres Zerrbild von Wissenschaft geworden war.

Mit dieser Andeutung über die reiche geistige Begabung Coppernicus' haben wir indessen nur den halben Mann geschildert. Er war auch ein Mann von ernsten Sitten.

3. Nicht wie ein Empörer brach er mit der alten Vergangenheit. Es war nicht Verachtung gegen die überlieferte Lehre, es war kein überstürzter Entschluß, kein leidenschaftliches Poltern, kein Zerwürfniß mit sich selbst oder seinen Mitmenschen, kein Spott oder Hohn gegen seine Gegner, keine stolze Auflehnung gegen seine Obrigkeit, was wir bei Coppernicus finden. Nein, mit Ernst und Wahrheitsliebe ging er an seine Arbeit heran, die er nun als seine Lebensaufgabe betrachtete.

Im Alter von 34 Jahren schien er seine Zweifel an dem alten Weltsysteme zur vollen Ueberzeugung von dessen Haltlosigkeit ausgebildet zu haben. Von da an verwandte er noch ein volles Vierteljahrhundert auf den stillen Aufbau seines neuen Systems, und ein weiteres Jahrzehnt ruhte das Manuscript in seiner Schublade. Als die Arbeit endlich auf das Drängen seiner Freunde erschien, legte er sie demjenigen zu Füßen, den er als den höchsten Lehrer der Christenheit betrachtete, im vollsten Vertrauen auf die Wahrheit seiner Sache, aber auch mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit gegen seinen höchsten geistlichen Obern auf Erden.

Doch betrachten wir alles dieses mehr im einzelnen.

Coppernicus war nicht ein frühreifes Kind, sondern entwickelte sich geistig wie körperlich normal. Als er seine Studien in Krakau abschloß, um sie in Italien fortzusetzen, war er schon 24 Jahre alt, und als er nach Krakau zurückkehrte, zählte er 29 Jahre. Erst im Alter von 32 Jahren kehrte er als gemachter Mann in seine Heimat zurück, um sie nie wieder zu verlassen.

Zwei Jahre später fing er an, seine Gedanken über das neue Weltsystem niederzuschreiben. Es wird allgemein angenommen, daß er schon damals von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugt war. Aber wie schön zeigt sich da der wahre Naturforscher! Anstatt der Welt seine neuen Hypothesen anzupreisen und sich über die alte Schule lustig zu machen, ergreift er den einzig richtigen Weg, den der Beobachtung, um die Natur selbst von sich Zeugniß geben zu lassen.

Er fertigte sich Linien- und Winkelmaße an, indem er die Theilungen mit Tinte auf Tannenholz auftrug. Der Thurm, auf welchem er seine nächtlichen Studien betrieb, wird noch in Frauenburg gezeigt. So arbeitete er bei Tag und bei Nacht bis in sein 57. Jahr, wo er endlich das Werk seines Lebens für abgeschlossen betrachtete.

Schon in Bologna hatte er sich im Beobachten geübt, so daß sich seine Erforschungen der Himmelsbewegungen auf einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren erstreckten.

Unter seinen Aufzeichnungen findet man die Schiefe des Thierkreises, die Zeiten der Tag- und Nachtgleichen, die Zeit des Apogäums oder der größten Sonnenferne, Sternbedeckungen durch den Mond, Mondfinsternisse, Zenithdistanzen des Mondes und die Oppositionen der Planeten Mars, Juppiter und Saturn.

Merkwürdigerweise finden sich unter denselben keine einzige Sonnenfinsterniß und keine Beobachtung des Planeten Merkur. Die Bahn des Merkur wurde deshalb von ihm aus zuverlässigen Angaben anderer Beobachter bestimmt.

Aus dieser Thatsache glaubte Arago schließen zu dürfen, Coppernicus habe diesen der Sonne nächsten Planeten in seinem Leben nie gesehen. Doch dürfte dieser Schluß etwas voreilig sein. Die Erzählung, Coppernicus habe auf dem Todbette bedauert, ins Grab steigen zu müssen, ohne den Planeten Merkur gesehen zu haben, war indessen zu schön, um nicht wie so viele ähnliche Märchen von einem Buche ins andere zu wandern.

4. An dieser Stelle verdient ein Mann genannt zu werden, der allerdings nur äußerlich mit dem Coppernicanischen Sonnensystem in Verbindung stand, dem aber die Geschichte der Sternkunde für seine Dienste Dank schuldet. Das ist Georg Joachim aus Feldkirch in Vorarlberg, gewöhnlich Rhaeticus genannt. Obwohl nicht selbst ein hervorragender Astronom, war er doch ein begeisterter Schüler Coppernicus', und wohl der erste, der sich in das neue System hineinarbeitete. Im Jahre 1539, im Alter von 25 Jahren, gab er seinen Lehrstuhl der Mathematik in Wittenberg auf, um Coppernicus aufzusuchen und die neue Sternkunde von ihm zu erlernen. Zwei oder drei Jahre später reiste er mit dem kostbaren Manuscripte seines Lehrers nach Nürnberg, um den Druck desselben einzuleiten und zu überwachen. Das Werk erschien nur wenige Tage vor dem Hinscheiden des großen Meisters, im Jahre 1543.

Man schließt hieraus mit Grund auf das große Vertrauen, welches der Meister in seinen Schüler setzte, aber auch auf das Verdienst des letztern, seinen Lehrer endlich, am Abende seines Lebens, zur Herausgabe des unsterblichen Werkes vermocht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Das neuentdeckte Wandgemälde in der Katakombe der hl. Priscilla zu Rom.

Das unterirdische Rom, diese ehrwürdige Ruhestätte ungezählter Martyrer und Heiligen und der Zufluchtsort des christlichen Cultus in den Zeiten blutiger Verfolgungen, birgt in seinem Dunkel noch immer eine Menge reicher Schätze, deren Erforschung helle Lichtstrahlen auf eine der wichtigsten Perioden der Kirchen- und Weltgeschichte wirft und die Andacht derjenigen hebt, welche zur frommen Erinnerung an die Urzeiten des Christenthums jene heiligen Orte besuchen. Ein kostbarer Schatz wurde Mitte März dieses Jahres zu Tage gefördert. In der sogen. Griechischen Kapelle der Katakombe der hl. Priscilla entdeckte Msgr. Wilpert, einer der hervorragendsten Katakombenforscher unserer Zeit, mehrere Wandgemälde aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, unter denen eines, die theils der liturgischen Handlung treu entsprechende, theils sinnbildliche Darstellung des eucharistischen Opfers, von nun an zu den werthvollsten Monumenten der Katakomben zählen wird.

Die Katakombe der hl. Priscilla, welche an der salarischen Straße, eine halbe Stunde vor dem Thore gleichen Namens liegt, gehört zu den ältesten Katakomben Roms; sie ist nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Fachgelehrten angelegt zur Zeit der Apostel. Wer die Gründerin, die hl. Priscilla, gewesen ist, können wir nicht mit derselben Gewißheit sagen. Eine uralte Tradition bezeichnet sie als die Gemahlin des hl. Pudens, jenes römischen Senators, welcher den hl. Petrus in sein Haus aufnahm. Daß die Katakombe die Grabstätte der Familie dieses vornehmen Römers war, wird von den alten Pilgerbüchern bezeugt, nach denen sich die Gräber seiner beiden Töchter Pudentiana und Praxedis in dieser Katakombe befanden. Aus den Grabinschriften, welche die neueste Forschung zu Tage gefördert, erhellt in der That, daß die hier begrabenen Familien in einer besondern Beziehung zum hl. Petrus gestanden haben; denn wenigstens siebenmal kommt der Name Petrus als Vorname der hier Bestatteten vor, eine ganz auffallende Thatsache, da sich dieser Name sonst nirgendwo in den Katakomben als Name der Bestatteten findet. Zweimal tritt auch der Name Priscilla auf, beide Male in Verbindung mit den Namen der vornehmen Familie der Acilier. Doch gehört

keiner dieser Namen zum Grab der Gründerin der Katakombe. In der ältern dieser beiden Priscillen hat de Rossi durch Vergleichung der Inschrift mit andern alten Documenten die Tochter des Manius Acilius Glabrio erkannt, welcher im Jahre 152 Consul war und auch eine (Vera) Priscilla zur Gattin hatte[1]. Unsere Katakombe aber ist viel früher angelegt.

Die cappella greca, so genannt wegen zweier griechischen Inschriften, die sich auf der Wand zur Rechten des Eintretenden befinden, ist die vornehmste Kammer in der Katakombe der hl. Priscilla und diente zu gottesdienstlichen Versammlungen. Zu ihr gehört eine große, rechteckige, gewölbte Vorhalle, die etwa 200 Menschen fassen kann. Der Bewurf der Wände und des Gewölbes dieser letzteren ist fast ganz herabgefallen;

---

[1] Vgl. hierzu die Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde 1890, S. 309 ff., wo de Waal die interessanten Ausführungen de Rossis zusammenfaßt. — Die neuern Forschungen in der Katakombe der hl. Priscilla haben auch Licht über eine Frage verbreitet, welche bis dahin vielen nicht genug aufgeklärt schien, die Frage, ob Manius Acilius Glabrio, welcher zugleich mit dem spätern Kaiser Trajan im Jahre 91 das Consulat bekleidete, Christ war und den Martyrertod erlitt. Mehrere heidnische Schriftsteller berichten über ihn, während die christlichen Denkmäler schweigen. Nach jenen wurde Glabrio noch im Jahre seines Consulates vom Kaiser Domitian zum Kampfe mit wilden Thieren verurtheilt, und als er wider Erwarten siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, in die Verbannung geschickt. Vier Jahre später ließ der Kaiser ihn hinrichten. Als Grund für seine Verurtheilung wird von Suetonius „das Streben nach Neuerungen" angegeben, und bei Dio Cassius heißt es, daß er desselben Verbrechens angeklagt gewesen wie Flavius Clemens und dessen Gemahlin Domitilla, nämlich der Feindschaft gegen die Götter (ἀθεότης), und dieser Schriftsteller fügt hinzu, wegen dieses Verbrechens seien noch viele andere, welche den jüdischen Gebräuchen anhingen, getödtet worden. Demgemäß hätte man annehmen dürfen, daß Glabrio Christ gewesen und als Martyrer gestorben sei, zumal da über das christliche Bekenntniß des Flavius Clemens und seiner Gattin kein Zweifel besteht. Aber wegen des auffallenden Schweigens christlicher Quellen über Glabrio wollten viele sich nicht dazu verstehen, ihn zu den Christen und Martyrern zu rechnen. Nun sind durch die Ausgrabungen in S. Priscilla christliche Quellen aufgedeckt worden, aus denen hervorgeht, daß eine große und reich decorirte Kammer in dem Cömeterium der Begräbnißplatz der vornehmen Familie des Acilius Glabrio war und daß mehrere Generationen dort ihre Ruhestätte gefunden, also christlich waren. Man kann die Namen verfolgen bis zu einem Acilius Glabrio, welcher nach de Rossi der Enkel des oben genannten Manius Acilius Glabrio war, und dem der Vater, also der Sohn des letztern, die Grabinschrift gewidmet. Ob der Consul vom Jahre 91 selbst in jener christlichen Grabkammer zur Ruhe bestattet worden, ist zweifelhaft, da er in der Verbannung hingerichtet wurde und die in der Verbannung Gestorbenen ohne Erlaubniß des Kaisers nicht in der Heimat begraben werden durften. Vgl. Genaueres hierüber bei de Waal a. a. O. S. 305 ff.

auf den Resten sieht man noch Stücke von Decorationen und religiösen Gemälden. An die Langseite der Vorhalle schließt sich die eigentliche griechische Kapelle an, welche nur für den mit den heiligen Functionen betrauten Clerus bestimmt gewesen zu sein scheint. Sie ist gleichsam eine Basilika im Kleinen und besteht aus zwei Theilen, einem etwas größern, rechteckigen, und einem kleinern, der von vier gemauerten Rundbogen so begrenzt wird, daß er durch den einen offenen Bogen mit dem andern Theile in Verbindung steht und unter den drei andern Bogen in drei Apsiden ausläuft [1]. Die Apsiden abgerechnet, hat dieser Theil, den wir das Chor nennen möchten, etwa zwei Meter im Gevierte. Die Rundbogen sind nicht ganz gleichförmig gebaut, da die Katakombe aus einer verlassenen Sandgrube entstand und man sich bei der Umgestaltung derselben zur Katakombe der ursprünglichen Anlage anbequemen mußte. In der Mitte des Gewölbes befand sich ein Licht- und Luftloch, welches aber jetzt geschlossen ist, so daß man sich in der Kapelle ganz im Finstern befindet, wenn man sie nicht durch künstliches Licht erhellt. Jedem Besucher der Kapelle mußte es nun auffallen, daß der erste Theil, „das Schiff", reich ornamentirt und seine Wände ganz mit Bildern, Darstellungen aus der Heiligen Schrift, bedeckt war [2], das Chor dagegen keine Spur von einem Gemälde aufwies, obgleich sich über den Bogen schöne, für Gemälde geeignete Wandflächen befanden. Msgr. Wilpert vermuthete darum, daß unter der Decke von Tropfstein und Schmutz, die sich aufgelagert hatte, Gemälde vorhanden seien, und beschloß, Untersuchungen vorzunehmen. Er begann gleich rechts in der Ecke seine Arbeit damit, daß er mit Wasser und Seife die Wand vom Schmutze und von dem Mörtel reinigte, welcher bei Vermauerung des Licht- und Luftloches heruntergefallen war.

Bald sah er seine Vermuthung bestätigt. Zuerst traten die Linien eines Hausgiebels hervor und dann die Kuppel eines Rundbaues und

[1] Ueber die cappella greca und ihre nächste Umgebung wird Msgr. Wilpert eine Schrift mit vielen sorgfältig aufgenommenen Illustrationen in Bälde veröffentlichen.

[2] Ueber dem Bogen, welcher in das Chor führt, befindet sich das älteste Bild der Mutter Gottes, welches wir besitzen. Bis dahin schimmerte es nur dunkel durch die Tropfsteindecke durch. Nachdem diese jetzt durch Msgr. Wilpert beseitigt ist, tritt das schöne Bild klar hervor. Es ist offenbar aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Die Madonna sitzt auf einem Stuhle ohne die hohe Rückenlehne, welche für die Darstellungen derselben seit dem Anfange des 3. Jahrhunderts charakteristisch ist, und ihre Haartracht erinnert an diejenige der Kaiserinnen aus der Zeit Trajans und Hadrians. Sie hat das Kind auf ihrem Schoße und erwartet die drei Weisen, welche sich ihr in Eile nahen.

ein auf sieben Säulen ruhender Palast. Im Vordergrunde zeigte sich eine merkwürdige Figur, wie die einer halb aufgerichteten Schlange. Die erstaunten Archäologen versuchten verschiedene Erklärungen. De Rossi, dem eine Zeichnung ans Krankenlager gebracht wurde, äußerte befremdet, so etwas finde sich nirgendwo in den Katakomben. Aber als Msgr. Wilpert in seiner sehr beschwerlichen Arbeit fortfuhr, zeigte sich bald der zu dem Schweife gehörige Löwe — jene Figur war der Schwanz eines Löwen —; dann trat das Bild eines Mannes hervor, welcher mit erhobenen Armen betet, und auf der andern Seite desselben ein zweiter Löwe. Das Bild war die Darstellung Daniels in der Löwengrube.

Dieses Gemälde konnte mit bloßer Anwendung von Wasser und Seife bloßgelegt werden. Bei den andern hätte dieses Mittel nicht ausgereicht, da sie bis zu 2 mm Dicke mit einer Tropfsteinkruste bedeckt waren, die sich theils von außen aufgelagert, theils, was für die Gemälde verhängnißvoller war, von innen herausgebildet hatte. Es gelang nun Msgr. Wilpert, sich eine Säure zu verschaffen, welche den Tropfstein auflöst, ohne den Gemälden zu schaden. Bei seinen weitern Arbeiten schabte er dann den Tropfstein mit einem scharfen Instrumente ab, bis die Gemälde durchschienen. Den Rest beseitigte er mit Hilfe der Säure.

Ueber dem Eingangsbogen trat die Auferweckung des Lazarus hervor, mit der Eigenthümlichkeit, daß Lazarus auf dem Bilde zweimal dargestellt ist, einmal, wie er sich mumienartig und in den Leichenbinden noch im Grabe zeigt, und wiederum, wie er in einiger Entfernung vom Grabe begrüßt wird von einer weiblichen Person, einer seiner Schwestern. Ueber der Apsis zur Linken, dem Daniel mit den Löwen gegenüber, fand sich das Opfer Abrahams. Das Gemälde ist stark beschädigt, der Bewurf theilweise zerstört. Von Isaak ist nur der Kopf geblieben. Rechts von ihm sieht man den Opferaltar mit loderndem Feuer; links von Abraham den Widder.

Das schönste Bild war nun offenbar über jenem Bogen zu erwarten, welcher dem Eingangsbogen gerade gegenüber liegt und unter welchem in der Apsis offenbar die Stelle für den Altar war, so daß sich das Gemälde wie ein Altarbild gerade vor den Augen der versammelten Gläubigen befand. Schon vor Aufdeckung der beiden zuletzt genannten Gemälde hatte Msgr. Wilpert versucht, das Bild bloßzulegen. Die ersten Linien, welche zum Vorschein kamen, ließen ihn vermuthen, daß es die Darstellung der Scene am Jakobsbrunnen sei, die Unterredung des Heilandes mit der Samariterin. Aber als er nun seine Arbeit fortsetzte, gestaltete

sich die vermeintliche Brunnenöffnung zu einem Teller mit zwei Fischen, und zu den zwei Personen, deren Umrisse schon vorher erschienen waren, gesellten sich noch fünf andere; erst allmählich wurde es klar, daß sich hier eine so herrliche Darstellung der eucharistischen Feier befinde, wie sie bis dahin nirgendwo in den Katakomben entdeckt worden war. Das Bild war das Hauptbild in der Kapelle, und die andern nahmen zu ihm eine dienende Stellung ein.

Wie an einem Tische sitzen sieben Personen, sechs in einer Linie, dem Beschauer zugewandt, fünf Männer und eine Frau, an den Gesichtszügen, Haltung und Kopfschleier — die Frauen durften ja nach der Vorschrift des hl. Paulus nur mit verschleiertem Haupte in der Kirche erscheinen — als solche sofort kenntlich. Vor sich haben sie, wie auf dem Schoße, etwas, was einem langen, über die Reihe an beiden Seiten hinausgehenden Kissen oder Polster gleicht, ähnlich, wie wir es bei andern Katakombenbildern, so beim Mahle der sieben Jünger am See Tiberias, sehen. Die siebente, allein einen Bart tragende Person sitzt außer dieser Reihe an der Spitze, den andern so halb zugewandt, daß sie dem Beschauer das Profil zeigt. In beiden weit vorgestreckten Händen hält dieser Vorsitzende ein kleines, rundes Brod, im Begriffe, dasselbe zu brechen. Haltung und Miene verrathen Ernst und Würde und große, der Handlung zugewandte Aufmerksamkeit, ja eine gewisse, wie zum Brechen des Brodes erforderliche Anstrengung. Vor ihm steht rechts ein Kelch mit niedrigem Fuß und zwei Henkeln, weiterhin gegen die Mitte der Gruppe ein Teller mit zwei Fischen, und noch weiter, symmetrisch dem Kelche entsprechend, ein Teller mit fünf Broden. Alle Personen verrathen Andacht und aufmerksame Theilnahme an der Handlung des Brodbrechens. Die dem Vorsitzenden zunächst befindliche schaut mit frommer Rührung auf ihn hin, die zweite und dritte blicken auf die Fische und strecken ihre Hände in der Richtung derselben aus, die Frau ist in frommen Gedanken vertieft, die beiden letzten Personen richten wieder ihre Blicke auf die Fische oder den Vorsitzenden, wohin die letzte wieder die Arme ausstreckt. Rechts und links stehen in einer Reihe sieben mit Broden gefüllte und überfüllte Körbe. Das ganze Gemälde, die Körbe eingeschlossen, ist 1,70 m, ohne die Körbe 0,80 m lang, die Höhe mag 0,30—0,40 m betragen. Es hat sich erhalten wie wenige Katakombenbilder. Der Tropfstein hat sich hier nicht von innen herausgebildet und die Farben durchdrungen, sondern von außen aufgelagert und so das Bild wie eine Decke gegen Schmutz und Regen geschützt und den räuberischen Antiquitätenliebhabern früherer Zeiten ver=

borgen. Man darf in dem Bilde freilich kein soeben fertiggestelltes und farbenprächtiges Gemälde suchen, aber es ist doch recht frisch geblieben und weist nicht etwa nur nothdürftig die äußern Umrisse der Zeichnung auf, sondern auch die Farben der Gegenstände und die Haltung und die Gesichtszüge der Personen.

Beim ersten Blicke erkennt man in dem Gemälde die Darstellung des eucharistischen Mahles, und dies ist so klar dargestellt wie in keinem andern Gemälde der Katakombe. Nirgendwo sonst hat man bisher auf den alten Gemälden den Kelch gefunden; auf dem unsrigen sehen wir Brod und Wein, beide Elemente des heiligsten Altarssacramentes. Der Vorsitzende, welcher allein von allen den Bart trägt, als Zeichen seiner Würde, nimmt einen abgesonderten, von den übrigen getrennten Platz ein. „Das Sacrament der Eucharistie", sagt Tertullian[1], „nehmen wir von keiner andern Hand als von der des Vorsitzenden", und der hl. Ignatius ermahnt die Magnesier, alles in Eintracht zu thun, indem der Bischof den Vorsitz führt an Stelle Gottes[2]. Aus der ganzen Feier der heiligen Eucharistie hat der Künstler den Moment herausgegriffen, in welchem der Bischof vor der heiligen Communion das Brod bricht. Gerade in der ältesten Zeit der Kirche wird die Handlung des Brodbrechens bei der Eucharistie stets besonders hervorgehoben und mit Vorliebe als pars pro toto zur Bezeichnung der ganzen eucharistischen Feier gebraucht. Keiner der Evangelisten, welcher die Einsetzung der heiligen Eucharistie erzählt[3], läßt die Brodbrechung unerwähnt; ebensowenig der hl. Paulus[4]. Von den ältesten Christen in Jerusalem sagt die Apostelgeschichte[5], daß sie verharrten in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebete, und daß sie täglich im Tempel einmüthig beteten und in den Häusern „das Brod brachen"; im 20. Kapitel erzählt der Verfasser ein Ereigniß, welches an einem Sabbat eintrat, „als wir uns versammelt hatten zum Brodbrechen". Die Didache[6] bezeichnet das consecrirte Brod einfach als „das Gebrochene" (τὸ κλάσμα). „Der Kelch der Segnung, den wir segnen," sagt der hl. Paulus[7], „ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Theilnahme am Leibe Christi?" Es ist, als wenn der Künstler in der cappella greca gerade diesen Ausspruch des hl. Paulus

[1] De corona mil. III. [2] Cap. VI.
[3] Matth. 26, 37. Marc. 16, 22. Luc. 22, 19.
[4] 1 Kor. 11, 24. [5] 2, 42. 46. [6] IX, 3. 4.
[7] 1 Kor. 10, 16.

an dem Orte habe fixiren wollen, an dem die Gläubigen zur Segnung des Kelches und zum Brodbrechen sich zu versammeln pflegten, und zwar gerade über dem Altare, auf welchem das Brod gebrochen wurde, und an jener Stelle, wohin aller Augen gerichtet waren. Alles übrige, was er auf die Wand zeichnet, soll ihnen die Bedeutung der Feier vor die Sinne führen. Die Fische sagen ihnen, wen sie empfangen. Nach der uns freilich fremden, in der Katakombenzeit aber ganz allgemein bekannten Symbolik bedeutete der Fisch Christus, und unzählige Male kommt er als Sinnbild Christi auf den Monumenten vor[1]. „Christus ist der Fisch, bildlich so genannt", sagt Origenes[2]. Schon vor seiner Zeit pflegte man die Buchstaben des griechischen Wortes ἰχθύς als die Anfangsbuchstaben des Namens und der Titel Christi zu betrachten (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ υἱὸς σωτήρ). Im besondern galt der Fisch als Sinnbild des Heilandes in der heiligen Eucharistie. So finden wir in einer der ältesten Kammern in S. Lucina einen schwimmenden Fisch, welcher auf seinem Rücken einen mit Brod angefüllten Korb trägt; durch das Flechtwerk des Korbes sieht man außerdem in demselben ein mit rother Flüssigkeit gefülltes Glas, offenbar rothen Wein[3]. Durch dieses Bild ist ausgedrückt, was später der hl. Hieronymus in die Worte faßt: „Nichts kann reicher sein als der, welcher Christi Leib in einem geflochtenen Korbe, sein Blut in einem gläsernen Kelche trägt." [4] Abercius, Bischof von Hieropolis aus dem 2. Jahrhundert, verfaßte sich selbst seine Grabschrift, in welcher es heißt: „Der Glaube brachte Speise und setzte sie vor, den Fisch aus einer Quelle, den übergroßen, makellosen, den die unbefleckte Jungfrau (die Kirche) ergriffen und ihren Freunden ganz zum Essen hingegeben; sie hat auch guten gemischten Wein und reicht ihn mit dem Brode dar." [5] Noch sei die griechische metrische Inschrift erwähnt, die im Jahre 1839 auf einem Kirchhofe bei Autun aufgefunden wurde, in welcher es unter anderem heißt: „Des Heilandes der Heiligen süße Speise empfange. Genieße mit Verlangen den Fisch, den du in den Händen hältst[6]. O Fisch, begnadige mich u. s. w." [7] Die ersten Buchstaben der Verse sind die des Wortes ἰχθύς, Fisch. Dieser Fisch ist Christus. So erkannten auch die in der

---

[1] Vgl. Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer I, 516 ff.

[2] Χριστὸς ὁ τροπικῶς λεγόμενος ἰχθύς. Bei Kraus a. a. O. S. 520.

[3] Siehe Figur 142 bei Kraus a. a. O. S. 437.

[4] Ep. 125 ad Rustic. n. 20, ed. *Migne*, P. L. XXII, 1085.

[5] Kraus a. a. O. S. 523.

[6] Die heilige Communion wurde den Gläubigen in die Hand gegeben.

[7] Kraus a. a. O. S. 524.

cappella greca zur eucharistischen Feier versammelten Christen in dem Fische unseres Gemäldes denjenigen, welchen sie empfangen sollten, und wenn die auf dem Bilde dargestellten Personen auf den Fisch hinschauen und ihre Hände danach ausstrecken, so bedeutet dies die Sehnsucht der Christen nach Christus im heiligsten Altarssacramente.

Nun sind aber zwei Fische da und auf einem andern Teller fünf Brode. Christus vermehrte in der Wüste zwei Fische und fünf Brode so, daß er damit fünftausend Männer speiste[1]. Die rechts und links stehenden, mit Brod überfüllten Körbe deuten auf den Ueberfluß der Speise hin, welche Christus den Tausenden bot, und auf die Ueberbleibsel des Mahles, welche zwölf Körbe füllten. Alles dies soll die Betrachtenden an das Wunder der eucharistischen Wandlung und Speisung erinnern, wie ja von jeher bei den Vätern sowohl wie auf den Monumenten der Katakomben das Wunder der Brodvermehrung als Vorbild des eucharistischen Wunders galt, und der Heiland selbst von dem Wunder der Brodvermehrung Veranlassung nahm, auf die dereinstige Speisung durch sein Fleisch und Blut hinzuweisen[2].

Die Darstellung der Brodbrechung ist das Hauptbild der Kapelle, auf welches sich alle übrigen beziehen und zu deren Erklärung die übrigen dienen sollen. Daniel in der Löwengrube wird wunderbar von Gott gespeist und wird darum auch sonst dargestellt zur Erinnerung an die Speise, welche Gott den mühseligen und beladenen Erdenpilgern bereitet hat[3]. Die Auferweckung des Lazarus stellt uns die Wirkung der Eucharistie vor Augen, von der Christus sagt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“[4] Von besonderer Wichtigkeit ist das Bild zur Linken, das Opfer Abrahams. Ebensowenig wie die beiden andern befindet sich dieses seiner selbst wegen in der Kapelle; auch dieses Bild soll einen Lichtstrahl auf die Brodbrechung werfen. Das Opfer Abrahams verhält sich zur eucharistischen Handlung wie das Vorbild zur Erfüllung; nicht nur ist es ein Vorbild des Kreuzesopfers, sondern auch des eucharistischen Opfers, und der Zweck jenes Gemäldes zur Linken, der Brodbrechung, ist, diese als eine Opferhandlung zu kennzeichnen.

Was unser Gemälde dem Betrachtenden sagt, wird erklärt und ergänzt durch die Beschreibung der eucharistischen Feier, welche der Martyrer

---

[1] Joh. 6, 5 ff. [2] Joh. 6, 35 ff.
[3] Vgl. Kraus a. a. O. I, 435. [4] Joh. 6, 55.

Justinus in derselben Stadt, zu Rom, um dieselbe Zeit, in welcher das Bild gemalt wurde, in seiner ersten Apologie[1] gibt. Während der Maler naturgemäß nur einen Moment darstellen konnte, beschreibt der hl. Justin die ganze Feier so, daß wir in derselben die wesentlichen Punkte unserer Meßliturgie wiederfinden: die Lesungen aus dem Evangelium und den Propheten und die Predigt über die gelesenen Abschnitte; dann Gebete sowie die Herbeibringung von Brod und Wein und Wasser, die Danksagungen des Vorstehers, an welchen das Volk theilnimmt durch den Zuruf „Amen", die Consecration, die Theilung der consecrirten Elemente und die Communion. „Denn nicht", so sagt er, „nehmen wir jenes als gewöhnliches Brod und gewöhnlichen Trunk, sondern wie das fleischgewordene Wort Gottes, Jesus Christus, unser Erlöser, Fleisch und Blut um unseres Heiles willen besaß, so haben wir auch die Lehre überkommen, daß jene Speise, über welche durch das Gebet, welches Christi Worte enthält, Dank gesagt ist, . . . das Fleisch und das Blut des fleischgewordenen Christus sei." Dann führt er die Einsetzungsworte des Heilandes an, jene Worte, welche in der Danksagung über die Elemente gesprochen werden. Hinsichtlich der Communion bemerkt er, daß sie durch die Diakonen an die Anwesenden vertheilt und den Abwesenden gebracht werde. Vom Opfercharakter der heiligen Messe spricht er nicht, wie es auch seinem apologetischen Zwecke weniger entsprach. Um so klarer hebt denselben die Didache hervor[2], welche für Christen geschrieben und älter ist als Justins Apologie: „Am Sonntage aber versammelt euch, brechet das Brod und saget Dank, nachdem ihr eure Sünden bekannt habt, damit euer Opfer rein sei. Jeder aber, welcher mit seinem Nächsten im Streit lebt, komme nicht zu eurer Versammlung bis zur Aussöhnung, damit euer Opfer nicht befleckt werde. Denn vom Herrn ist gesagt: ‚Ueberall wird mir ein reines Opfer dargebracht. . . .' (Mal. 1, 11)." So beleuchtet und ergänzt sich gegenseitig die geschriebene und die durch den Pinsel des Künstlers fixirte oder in den Stein eingegrabene Tradition.

Man darf nun nicht glauben, daß unser Gemälde eine historisch treue Darstellung der eucharistischen Feier ist, wie sie im Anfange des zweiten Jahrhunderts gefeiert wurde. Schon ein Vergleich mit der Darstellung des Martyrers Justinus zeigt das Gegentheil. Uns Kindern des 19. Jahrhunderts wäre freilich ein Bild, das mit historischer Treue die liturgische Feier der Urzeit des Christenthums darstellte, gar

---

[1] Cap. LXV sqq. [2] Cap. XIV.

sehr erwünscht. Den Christen aber, welche an dieser Feier selbst theilnahmen, war eine bildliche Darstellung derselben ebensowenig Bedürfniß, wie uns die Darstellung unserer heiligen Messe auf den Wänden unserer Kirchen. Was wir in Wirklichkeit besitzen, braucht uns nicht im Bilde vorgeführt zu werden. Dazu kommt, daß, wie bekannt, die ersten Christen bemüht waren, ihre Geheimnisse den Heiden zu verbergen, und wenn sie die Wände ihrer Versammlungsorte mit bildlichen Darstellungen ihrer Geheimnisse schmückten, so wählten sie die Bilder so, daß deren Bedeutung den Heiden dunkel blieb, den Christen aber sofort offen vorlag. So vermieden sie z. B. ängstlich die Darstellung der Kreuzigung, und selbst das bloße Kreuz findet sich fast nur verdeckt in Form eines Ankers oder in andern Figuren. Dies Bestreben zeigt sich auch besonders hinsichtlich der Eucharistie. Sie glaubten sich hierzu verpflichtet durch das Wort Christi: „Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor, damit sie selbe nicht mit ihren Füßen zertreten und sich umkehrend euch zerreißen.“ [1] Wir finden die heilige Eucharistie dargestellt durch den Fisch, welcher einen Korb trägt, in dem sich Brod und ein Glas Wein befindet, durch das Mahl, welches der Herr den sieben Jüngern am See Tiberias bereitete [2] — wir sehen sieben Männer, vor denen acht Körbe mit Brod und zwei Fische stehen, zum Mahle vereint —, durch die Hochzeit zu Cana, durch das bekannte Bild von dem dreifüßigen Tische, auf dem ein Brod und ein Fisch liegt, neben dem auf der einen Seite eine betende Person mit zum Himmel erhobenen Händen und auf der andern Seite eine andere Person steht, welche die Hände nach Brod und Fisch ausstreckt, sei es zur Segnung, sei es, um das Verlangen nach dem eucharistischen Heilande auszudrücken. Die Bedeutung dieser Bilder war den Nichtchristen völlig unbekannt, den mit ihren Symbolen vertrauten Christen aber sofort klar, ebenso klar, wie z. B. uns die Bedeutung von Trauben und Aehren oder des mit dem Kreuze beladenen Lammes. Wie diese Darstellungen, so ist auch das Wandgemälde, von dem wir sprechen, nicht eine treu historische, sondern eine theilweise sinnbildliche Darstellung der eucharistischen Feier aus dem Anfange des 2. Jahrhunderts. Schon die Teller mit den Fischen und Broden und die mit Brod gefüllten Körbe zeigen dies; denn diese waren bei dem eucharistischen Opfer gewiß nicht vorhanden. Doch geht andererseits keine andere Darstellung der Eucharistie so weit in Wiedergabe der

---

[1] Matth. 7, 6. [2] Joh. 21, 2 ff.

Wirklichkeit wie die unsrige, und hierin besteht ein besonderer Werth dieses Wandgemäldes. Der Vorsitzende auf dem Gemälde hat das Brod in seinen Händen, wie der Bischof das eucharistische Brod, und zwar nimmt er in dem Augenblicke, welchen der Künstler darstellt, gerade jenen Act vor, nach welchem die ganze Feier in der ältesten Zeit benannt zu werden pflegte, die Brodbrechung; vor ihm steht der Kelch, dessen Abbildung sich sonst nirgendwo findet. Vor den Nichtchristen bleibt jedoch das Geheimniß gewahrt; denn sie sehen nichts vor sich als eine zum Mahle vereinte Gesellschaft. Der Christ erkennt sofort die Brodbrechung als eine liturgische Handlung. In Brod und Wein sieht er das von Christus ihm bereitete Mahl. Die Fische führen ihm denjenigen vor Augen, welcher unsichtbar für das Auge unter den Gestalten von Brod und Wein zugegen ist. Fünf Brode und zwei Fische rufen ihm das Wunder der Brodvermehrung ins Gedächtniß zurück, das sich bei der eucharistischen Feier in höherer Weise wiederholt. Die Haltung der am Mahle theilnehmenden Personen mahnt ihn zur Andacht und zum sehnsüchtigen Verlangen nach Christus. Daniel in der Löwengrube versinnbildet ihm die wunderbare Art, in welcher er in dem an Gefahren so reichen Erdenthale von Gott gespeist wird; die Auferweckung des Lazarus erinnert ihn an die Verheißung Christi und eröffnet ihm eine frohe Aussicht auf die Zukunft, wenn er würdig an dem Mahle theilnimmt; das Opfer Abrahams führt ihm die Erhabenheit der Handlung vor, welcher er beiwohnt: sie ist das Opfer, in welchem der eingeborne Sohn Gottes dem himmlischen Vater dargebracht wird. Kurz, der Christ ist in jener Kapelle von Bildern umgeben, wie sie nicht besser gewählt sein könnten, um ihn in jene Seelenstimmung zu versetzen, mit welcher er der eucharistischen Feier beiwohnen soll.

Für uns hat die Darstellung der eucharistischen Feier in der cappella greca noch einen ganz besondern Werth durch ihr hohes Alter, durch welches sie die meisten übrigen bildlichen Darstellungen der Katakomben übertrifft und kaum von irgend einer übertroffen wird. Auch die künstlerische Vollendung des Gemäldes verräth den geringen Abstand seiner Entstehungszeit von der Zeit der klassischen Kunst. Die Zeichnung der Personen und die Gruppirung derselben zu einem Gesamtbilde gewährt ihm den Vorrang vor den meisten Katakombenbildern, die ja in der Regel weniger Kunst- als historisch-theologischen Werth besitzen. Endlich ist unser Wandgemälde seit den 17 bis 18 Jahrhunderten seines Bestehens nicht nur in seiner Integrität erhalten geblieben, sondern es hat auch seine Farben und seine Frische wie kaum ein anderes bewahrt. Wir

besitzen in ihm ein überaus werthvolles Erbstück unserer ältesten Ahnen im Glauben, einen dem leiblichen Auge sichtbaren Beweis für die Uebereinstimmung unseres Glaubens mit dem ihrigen, ein kostbares Denkmal jener Zeiten, in denen das Christenthum trotz allen Druckes und der blutigsten Verfolgungen sich immer fester begründete und unaufhaltsam immer weiter verbreitete.

Wir schulden Msgr. Wilpert, dessen Katakombenkunde und unermüdlicher Forschereifer uns mit demselben beschenkte, unsern wärmsten Dank. Von bewährtester Seite ist sein Verdienst in höchst ehrenvoller Weise anerkannt worden. Als Commendatore de Rossi, der große Meister der Katakombenforschung, auf seinem Krankenlager von der neuen Entdeckung Kunde erhielt, raffte er sich auf und ließ sich zur Katakombe der hl. Priscilla bringen, und als er das Gemälde gesehen, sagte er zu Msgr. Wilpert: „Durch diese Entdeckung haben Sie den Ausgrabungen in den Katakomben die Krone aufgesetzt."

Theod. Granderath S. J.

Annette von Droste-Hülshoffs Briefwechel mit Levin Schücking[1].

Es kann keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, daß, wenn auch nicht zu den höchsten und edelsten, so doch zu den schönsten, allgemein beliebtesten und sympathischsten Hervorbringungen der Muse Annette von Droste-Hülshoffs ihre Briefe gehören. Wer die starke Originalität der Dichtungen mit ihrer spröden Herbheit und nicht immer ganz durchsichtigen Tiefe nicht ganz in sich zu bewältigen vermag oder von einem Kunstwerk einen nicht gerade durch Studium erkauften Genuß erwartet, der findet in den Briefen den ganzen eigenartigen Charakter der westfälischen Dichterin ohne jene erschwerenden Begleiterscheinungen; ja man darf sagen, wem die Dichterin nicht ganz zusagt, der lernt das Edelfräulein von Rüschhaus lieben, weil sie hier sich gibt, wie sie ist, mit ihrem reichen Geist, ihrem kindlich bescheidenen Sinn und ihrem tiefen Gemüth, ohne

[1] Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig. F. W. Grunow, 1893. Vgl. zu Nachstehendem die beiden Biographien der Dichterin durch den Unterzeichneten (Paderborn 1887) und H. Hüffer (Gotha 1887).

den zwar kostbaren, aber bisweilen doch etwas zu dichten Schleier bewußter Kunstpoesie. Die Briefe Annettens an Schlüter werden daher als die Erstlingsgabe aus dem brieflichen Nachlaß immerdar allen ein theures Büchlein bleiben, die sie einmal gelesen haben. Wir selbst waren so glücklich, in der neuen Ausgabe der Gesamtwerke [1] eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Briefen der Dichterin an verschiedene zum Abdruck bringen zu dürfen, denen dann H. Hüffer noch eine stattliche Reihe von kostbaren Auszügen aus andern folgen lassen konnte. Wenn nun endlich ein ganzes Bändchen ungedruckter Briefe Annettens an einen Mann angezeigt wird, der ihr in seiner Art, wenigstens eine geraume Zeit hindurch, ebenso nahe oder gar näher stand als ihr „liebes Professorchen", so müßte das für alle Droste-Forscher wie -Freunde ein hochwillkommenes Ereigniß sein — wenn bei der Geschichte nicht doch ein Haken wäre. In der That weiß man beim ersten Anblick dieser neuen Veröffentlichung nicht recht, ob man sich ihrer freuen soll oder nicht. Daß man gar manche Seite des Büchleins sehr gerne entbehrt hätte, ja daß man ihr Dasein in der Oeffentlichkeit bedauern muß, steht uns ziemlich fest. Die Sache ist aber nun einmal nicht zu ändern; das Buch liegt auf dem offenen Markt, und es muß berücksichtigt werden. Es wäre eine kindliche Vogelstrauß-Politik, seinen Inhalt als unbekannt zu behandeln.

Vorerst also einige Worte über die Veröffentlichung selbst. Die Herausgeberin erzählt in der Einleitung (S. X): „Nach Annettens Tode wurde von ihrer Familie die Aufforderung an Levin Schücking gerichtet, ihre Briefe zurückzugeben. Dieser Forderung durfte er nicht nachkommen, da die Verstorbene zeitlebens die tiefe Innigkeit dieser Freundschaftsbeziehung so sorgfältig vor den Ihrigen verdeckt hatte. Er sagte deshalb, um dem Ansuchen der Auslieferung auszuweichen, die Vernichtung der Briefe zu. Vielleicht hat nur ein glücklicher Zufall den kostbaren Schatz vor diesem Schicksal gerettet. Aber die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß eine spätere mündliche Verständigung zwischen Schücking und Annettens Bruder, dem Freiherrn Werner von Droste-Hülshoff, diese Zusage aufhob. Das Vorhandensein der B[illegible] jederzeit allgemein bekannt, wie u. a. auch aus den von der Frei[illegible] von Droste-Hülshoff herausgegebenen ‚Gesammelten Werken von [illegible] ist [illegible] von Droste-Hülshoff' S. 470 hervorgeht. Schücking selbst hat [illegible] seiner Einleitung zu den ‚Gesammelten Schriften' als noch vorhanden erwähnt, indem er eine Stelle aus einem der Briefe mit Angabe des Datums wörtlich anzieht."

Die Aufhebung der Zusage betreffs der Vernichtung als möglich oder auch „als größere Wahrscheinlichkeit" vorausgesetzt, fehlt in dieser Stelle eine nothwendige Erklärung für die Zulässigkeit des Schrittes von der privaten Aufbewahrung der Briefe zur Veröffentlichung derselben. Daß zu einem solchen Schritt die Zustimmung der Familie, wo nicht vom gesetzlichen, so doch vom allgemein sittlichen Standpunkt von nöthen war, scheint uns ebenso klar, als es uns unwahrscheinlich deucht, daß eine solche Zustimmung gegeben wurde. Wir begreifen einerseits recht wohl den Wunsch der Erben Schückings, nach Kenntniß-

[1] Band IV.

nahme des ihnen zugefallenen „kostbaren Schatzes“ diesen mit den vielen Verehrern der Dichterin und des Dichters zu theilen; ob jedoch ein so einseitiges Vorgehen, wie wir ein solches annehmen müssen, den hergebrachten und wohlberechtigten Gepflogenheiten literarischer Discretion entspricht, können wir getrost dem öffentlichen Urtheil zur Entscheidung überlassen. Wenn Schücking der entschiedenen Ansicht war, er dürfe nicht einmal der Forderung der Verwandten nachkommen, „da die Verstorbene zeitlebens die tiefe Innigkeit der Freundschaftsbeziehungen so sorgfältig vor den Ihrigen verdeckt hatte“, so ist schwer zu begreifen, wie es nun auf einmal angehen sollte, nicht bloß die Verwandtschaft, sondern Krethi und Plethi in diese „Innigkeit“ einzuweihen. Uns will scheinen, es hätte sich sehr wohl ein Mittelweg einschlagen lassen, der einerseits das Recht der Leser auf alle ihnen zustehenden Denkmale Drostescher Hervorbringungen berücksichtigte, andererseits aber auch das unveräußerliche Recht der Dichterin selbst wahrte, dasjenige, was sie nur Schücking persönlich sagen wollte, auch nur von diesem gewußt, im übrigen aber als ungebrochenes Geheimniß behandelt zu sehen. Es unterliegt auch nicht dem mindesten Zweifel, daß Annette nie und nimmer dieser ungekürzten Veröffentlichung ihre Zustimmung gegeben, ja daß sie lieber nie eine Zeile geschrieben, als sich so auf öffentlichem Markte bis in ihr Innerstes verrathen zu lassen. Es gibt Dinge, die nicht verjähren, und dazu gehört in erster Linie das Recht eines Menschen auf seinen guten Namen und seine Geheimnisse, solange er selbst nichts thut, was einen Verzicht auf dieses Recht bedeutet. Ein Schatten eines solchen Verzichtes liegt aber in vorliegendem Falle nicht vor. Im Gegentheil spricht der ganze Charakter dieser Correspondenz einen lauten Protest gegen jede Art von Mittheilung an dritte Personen.

Unter dem 11. September 1842 schreibt Annette aus Rüschhaus an Schücking: „Du wunderst Dich wohl, daß ich auch mein Bild und Briefe zurückverlangt habe? Mein gutes Herz, das habe ich bloß aus Rücksicht für Elisen gethan; mich dünkte, es war ein Opfer, was ich ihrem Selbstgefühl schuldig war, um der Sache so ganz das trübe Ansehen eines Austausches alter Liebespfänder zu nehmen. Zum Glücke ist jetzt von ihr selbst die Idee ausgegangen, daß dieses ja gar nicht nöthig sei, und sie ist in ihrem letzten Briefe ganz der Meinung, daß ich Dir mein Port[illegible]s ja lassen solle; ich brauche Dir nicht zu sagen, wie angenehm mir dieses zu lesen war und mit wie betrübtem Herzen ich es würde haben wieder anrücken sehen. Mit den Briefen ist es ein anderes, manche sind gefährlich für Elisen, und diese müssen durchaus aus der Welt; *auch dieser Brief darf das Leben nicht behalten*; deshalb lasse ich mich auch so ruhig gehen mit dem lieben alten Du, dem es mir recht schwer wird fortan zu entsagen. — Wenn ich sicher wüßte, daß Du Deine Faulheit so weit bezwingen könntest, sie alle, d. h. die meinigen, gewissenhaft wieder durchzulesen und nebst jenen, worin von Elisen die Rede ist, noch alle zu verbrennen, worin ich Dich duze, *oder die sonst Mißverständnisse und Spöttereien über mich schütten könnten*, so wollte ich Dir die andern gern lassen. Aber das kannst Du nicht, Du kannst keine alten Briefe lesen, das geht gegen Deine Natur, darum sind sie Dir auch zu nichts nütze. Wenn die vormeersburglichen aber noch in Münster sind, und Du auf Elisens Vorschlag, daß wir, mit einem

Passe von Dir versehen, hingehen und jeder das Seinige zu sich nehmen soll, eingehst, so kann ich nach geschehener Auswahl Dir den Rest ja zuschicken, wenn Du es wünschest, obwohl Du noch neue Briefe genug von mir bekommen wirst." Trotz der ausdrücklichen Bemerkung: „auch dieser Brief darf das Leben nicht behalten", finden wir ihn doch, selbst mit diesem seinem Todesurtheil, in der neuen Sammlung abgedruckt. Wie uns ein späteres Schreiben belehrt (120), hat Annette die vorgeschlagene Sichtung ihrer frühern Correspondenz mit Schücking bei dessen Tante vorgenommen, und der Erfolg war, — daß uns kein einziger „vormeersburglicher" aufbewahrt ist. So handelte also Annette unter dem Eindruck der bloßen Furcht, es könne einmal etwas von ihren Mittheilungen an Schücking in fremde Hände fallen. Nur unter der Bedingung, daß die Briefe vernichtet werden, läßt sich Annette „auch so ruhig gehen mit dem lieben alten Du, dem es recht schwer wird fortan zu entsagen". Seien wir einen Augenblick nicht einmal so streng als Annette und betrachten wir das bloße „Du" nicht als genügenden Grund der Geheimhaltung, so gibt es doch in der ganzen folgenden Correspondenz formell und sachlich hundert Gründe, die im Sinne der Dichterin eine Vernichtung oder wenigstens strengste Geheimhaltung der Briefe verlangen, Gründe, die nicht bloß für den Adressaten, sondern, so scheint es, auch für jeden zwingend sein mußten, der auf irgend eine Weise zur Kenntniß des Inhaltes gelangt war. Es ist jedem Kenner der Annetteschen Werke und Geschichte, besonders ihrer Artikel über Westfalen, hinreichend geläufig zu wissen, wie ängstlich die Dichterin den Schein indiscreter Beurtheilung und Besprechung von Verwandten und Freunden vermieden wissen wollte. Und da sollte sie nicht um jeden Preis darauf bestanden haben, Briefe jeglichem unberufenen Auge entzogen wissen zu wollen, in denen sie sich auch in betreff der ihr zunächst Stehenden so frei und unbefangen ausspricht, wie sie dies einem Manne gegenüber thun konnte, der diese Personen auch nach der minder günstigen Seite recht wohl aus persönlichem Umgang kannte?

Die Thatsache, daß Annette von Droste-Hülshoff der Literaturgeschichte angehört, kann sie des Rechtes auf ihr Geheimniß nicht berauben, noch weniger aber jene Personen für vogelfrei erklären, die den Lebensweg Annettens gekreuzt haben oder zu ihrer nächsten Umgebung gehörten. Es ist eine krankhafte Neigung unserer Zeit, im Namen der Geschichte selbst an Schlüssellöchern und Bretterwänden zu lauschen, um neue Quellen und Beiträge zu sogen. vollständigen Darstellungen zu ergattern. Es gibt Briefe, die, auch nachdem sie von der befugten Hand eröffnet sind, das Siegel für jeden Unberufenen noch unverletzt tragen. Herr des Geheimnisses ist aber nicht der Empfänger, sondern der Absender; nur dieser hat die Befugniß zu ertheilen, weitere Kreise in das Anvertraute einzuweihen. Das sind Dinge, die jedes Kind weiß und gegen die nicht zu handeln jedes nicht vom Zeitgeist angesteckte Gemüth für selbstverständlich hält. In der Einleitung sagt die Herausgeberin (XI), „daß sie den Wortlaut [der Briefe] unverändert und treu wiedergibt; nur ein paar Stellen sind mit Rücksicht auf noch Lebende ausgelassen worden". Nun möchten wir aber behaupten, daß die Todten ein noch zarter zu achtendes Recht auf ihren Ruf und ihre Geheimnisse haben als noch unter den Lebenden Weilende; wenigstens

sehen wir nicht ein, was der Tod an diesem natürlichen Rechte ändern soll. Man wird uns erwidern, daß ja eigentlich so gar Schlimmes von irgend jemanden, es sei denn die Bornstedt, nicht gesagt wird. Allein wie Annette an der oben mitgetheilten Stelle es ausspricht, gibt es auch andere Dinge, die man nicht unter die Leute kommen lassen will. Wie richtig die Dichterin über literarische Ausschlachtung freundschaftlicher Beziehungen dachte, geht aus ihrer Bemerkung beim Tode ihrer langjährigen Bekannten Wilhelmine von Thielmann hervor. „Den Tod der Thielmann wußte ich schon; requiescat in pace! Sie war mal sehr liebenswürdig und beinahe glücklich, seit Jahren aber keines von beiden mehr, da eine periodische Geistesverwirrung, die alle 7—8 Jahre auf einige Wochen eintrat und früher nur ein gesteigertes inneres Leben, einen höchst anziehenden Phantasie- und Gemüthsreichthum hinterließ, nach dem letzten Anfalle (vor 3—4 Jahren) ihr einen fortwährenden Zustand von Confusion und Grillenhaftigkeit zuwege gebracht hatte, so daß sie sich selbst und andern zur Last war und mein letztes Zusammentreffen mit ihr auf unserer Herreise mir einen traurigen und unheimlichen Eindruck hinterlassen hat. Uebrigens hat sie unendlich viel erlebt, ihren Mann als Unterlieutenant gegen den Willen ihrer Verwandten geheiratet, ihr erstes Kind in einer elenden Hütte auf Stroh geboren und ist eine sehr glückliche a r m e und sehr unglückliche r e i c h e Frau gewesen. Ihre Erfahrungen, sowohl was Lebens- und Zeitverhältnisse als Beziehungen zu bedeutenden Menschen betrifft, waren höchst merkwürdig und ausgebreitet; sie hat mir früher vieles davon mitgetheilt, was ich aber nie benutzen möchte, nicht weil es Geheimnisse wären, sondern weil es mir wie eine Grausamkeit vorkommt, Poesie aus dem Unglück seiner Freunde zu pressen“ (73).

Wenn wir aus diesen Gründen die jetzige Veröffentlichung der Briefe, wie sie vorliegt, bedauern müssen, so sind wir doch weit entfernt, die Nothwendigkeit einer gänzlichen Unterdrückung derselben zu behaupten. Es will uns bedünken, daß, wie schon angedeutet, ein Mittelweg sehr wohl angezeigt und auch leicht zu finden gewesen wäre, indem nämlich entweder eine Verständigung mit der Familie der Dichterin über das zu Entfernende stattgefunden hätte oder doch wenigstens eine vom Standpunkt der Familie veranstaltete Auswahl des Passenden gemacht worden wäre. In der That kann nicht geläugnet werden, daß die Briefe manches Schätzenswerthe und in Einzelfragen auch Neues für die Biographie, jedenfalls aber eine Vermehrung echt Drostescher Originalwerke bringen, die man nicht gern wieder missen möchte, wenn sie auch an das Interesse der Schlüterschen Sammlung nicht ganz hinanreichen. Das alles aber hätte gegeben werden können ohne die peinlich berührende, durch kein Gesetz objectiver Geschichtsforschung geforderte Vollständigkeit.

Mag der verstorbene Schlüter in seiner Veröffentlichung vielleicht auch etwas ängstlich gewesen sein, eine Fälschung des Bildes der Dichterin nach der guten oder minder guten Seite hin wird niemand von seiner Art der Herausgabe behaupten wollen. Man hätte ja vielleicht auf manche witzige oder bissige oder allenfalls charakteristische Bemerkung Annettens verzichten müssen, aber besser ein neuer Beleg für ihre bekannte Eigenart weniger als eine vielleicht objectiv nicht immer berechtigte Schilderung eines dritten Unbetheiligten, dessen

nahe Anverwandten in geehrter Stellung noch leben. In einzelnen Fällen hätte ein Anfangsbuchstabe statt des vollen Namens die Sache schon bedeutend abgeschwächt. — Doch nun zu den Briefen selbst.

Die Zahl der mitgetheilten Schreiben Annettens beläuft sich im ganzen auf 27; sie fallen alle in die Zeit, für welche in den Schlüterschen Briefen jene auffallende Lücke besteht — von 1842 bis Februar 1846. Aus Mai bis December 1842 haben wir 9, aus 1843 5, aus 1844 10, aus 1845 2 und aus 1846 einen Brief. Schreiben von 10, 15, ja 20 Druckseiten sind nicht gar so selten; gleich der erste umfaßt 21 Seiten. Daß bei einer solchen Menge und Ausführlichkeit der Mittheilungen sich manches Hochinteressante findet, ist selbstredend; ja es ist zu bedauern, daß den beiden Biographen der Dichterin all dieses Material zur Zeit nicht vorgelegen hat. In den Hauptlinien der Zeichnung wäre freilich keine Aenderung eingetreten, in Einzelschattirungen hätte dagegen das eine oder andere Wort klarer gefaßt, verstärkt oder abgeschwächt werden können. Und so möchten auch diese Ausführungen nur mit Rücksicht auf unsere Biographie der Dichterin betrachtet werden.

Das Interesse des Lesers richtet sich natürlich in erster Linie auf den bisher im Leben der Dichterin am wenigsten aufgeklärten Punkt: die Natur ihres Verhältnisses zu Schücking.

Die erste Bekanntschaft der Dichterin mit Levin Schücking ist zu bekannt, um hier noch einmal auseinandergesetzt zu werden. Als der Sohn ihrer lieben Freundin machte der Münstersche Gymnasiast dem Edelfräulein im Jahre 1831 (nicht, wie die Einleitung sagt, 1830) seinen ersten Besuch, um einen Brief der Mutter zu überbringen. Da starb im selben Jahre noch die Mutter des Knaben, und Annette empfand für diesen eine tiefe Theilnahme. Sie forderte ihn auf, öfter aus der Stadt zu ihr hinauszukommen. Später sagte sie ihm, daß sie in jenem Augenblick, wo sie den Tod der Mutter erfahren, das Gefühl gehabt, als habe die Verstorbene ihr wie ein Vermächtniß einen Theil der Sorge für den verwaisten Sohn hinterlassen, als habe sie eine Verpflichtung, sich um sein Wohl und Wehe zu bekümmern, übernommen. Das war die Veranlassung und der Charakter der Freundschaft bei ihrem Entstehen: ein mutterloser Gymnasiast und ein um die Zukunft des lebhaften Knaben mütterlich besorgtes 34jähriges Edelfräulein, das der Ansicht war, die Sorge um das Kind der Freundin sei eine Art Gewissensaufgabe. Unter diesen Umständen kann der Gebrauch Annettens, sich Levins „Mütterchen" und ihn ihren „lieben Jungen" zu nennen, nicht befremden, und daß er beim spätern Wiederanknüpfen des Verhältnisses nach der Rückkehr Schückings von der Universität und während seiner ersten schriftstellerischen Versuchsjahre in Münster wieder aufgenommen wurde, ist nur natürlich. Da führte eine dritte Person unwillkürlich eine wenn auch nicht wesentliche, so doch bemerkenswerthe Aenderung herbei.

Die Herausgeberin gibt in der Einleitung folgende Mittheilung: „Unterdessen und während dessen Aufenthaltes in Münster hatte das Verhältniß zwischen ihnen eine Vertiefung erfahren, die ihm von da an seinen charakteristischen Zug verlieh. Annette erfuhr von einer Liebesneigung ihres Freundes zu einer anmuthigen jungen Frau. Nach ihrer ganzen Lebensanschauung, ihrer hohen Auf-

fassung der Ehe mußte sie diese Neigung als eine schwere sittliche Gefahr für ihn betrachten. Ihrem Einflusse gelang es denn auch, die beiden jungen Menschen allmählich in die Bahn einer gehaltenen, reinen Freundschaftsempfindung hinüberzuführen. Dabei hatte sie zum erstenmal [?] den mütterlichen Ton angeschlagen, der fortan in ihrem Verkehr weiterklang, und ein Spiel der Natur trug dazu bei, die mütterliche Berathérin ihrem jungen Genossen besonders theuer zu machen: sie glich im Aeußern sehr seiner verstorbenen Mutter" (VI).

Es ist bezeichnend für Annette, daß sie für ihre Beziehungen zu Schücking zwei so ungewöhnliche Motive gelten ließ, die man in der modernen Literatur zu den „mysticistischen" rechnen würde: den Eindruck eines geistigen Vermächtnisses und die behauptete, jedenfalls nicht sehr überraschende Aehnlichkeit. Auf letzterer beruht nicht bloß das Gedicht „An Levin Schücking":

„Blick in mein Auge — ist es nicht das deine?
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und das Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen." (Ges. W. III, 192.)

Auch in den vorliegenden Briefen kehren Anspielungen hierauf mehrmals wieder. Zweimal hat Schücking neue Aehnlichkeiten mit Annette entdeckt, und als später die Dichterin Pathin des ersten Kindes von Schücking geworden, schreibt sie: „Ich wollte, der Junge gliche mir ein klein wenig mit; aber da wird wohl nichts aus werden, er möchte denn auf seine Großmutter auskommen" (333).

Solche Motive mußten bei einer Dichterin natürlich sich wirksamer erweisen als bei andern Menschen; sie geben dem Verhältniß einen eigenthümlichen Schleier des Geheimnißvollen, wie er der westfälischen Sängerin gut zu Gesicht steht. Die Sorge um das Wohl der Freundin und des Pflegesohns, in die sie nun laut der Einleitung gestürzt wurde, mußte nothwendig das Verhältniß an scheinbarer Innigkeit vertiefen; sie mußte zur mütterlichen Vertrauten Levins werden, ihn mit Banden der Zuneigung und Vertraulichkeit umstricken, wenn sie ihn, der religiösen Gründen schon nicht mehr zugänglich war, vom Abgrund retten wollte.

Aus der Zeit jenes Verhältnisses Schückings zu der jungen Frau, deren Name aus der Correspondenz deutlich genug hervorgeht, sind uns keine Briefe der Dichterin aufbewahrt, da Annette sie bei der erwähnten Revision alle vernichtet hat.

Von Schücking selbst werden uns aus jener Zeit, d. h. von September 1840 bis August 1841, neun Briefe mitgetheilt, die natürlich über jene Freundin nichts enthalten, gegen die Dichterin selbst aber den vertrautesten, nicht selten recht geschraubt naiven Ton anschlagen, der uns an dem Ernst der Gefühle zweifeln läßt. Die kritischen Partien sind jedenfalls das Interessanteste an diesen Briefen, und man denkt unwillkürlich an das, was Annette im December 1838 ihrer Schwester Laßberg schreibt: „Er erinnert mich oft an Schlegel, ist

sehr geistreich und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und flapsig, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein. Er soll sehr moralisch gut und so gelehrt sein wie nicht leicht jemand seines Alters; denn er ist erst in den Zwanzigen." Im Juli 1839 schrieb sie an die Freundin Hassenpflug, um Schücking bei deren Bruder als Privatsecretär zu empfehlen: „Wie wenig mich persönliche Neigung hierbei treibt, weißt Du sogleich, wenn ich Dir sage, daß Levin Schücking das hier in Rede stehende Subject ist... Du kannst in meinen frühern Briefen nachlesen, wie leid es mir sei, für einen Menschen, der im Grunde so vortreffliche Eigenschaften habe, ... durchaus kein eigentliches Wohlwollen fassen zu können, weil das Eitle und Zuversichtliche in seinem Wesen mich immer wieder zurückstoße."

Als nun aber die Dichterin auf der Meersburg den für die Poesie so fruchtbaren Winter 1841—1842 im täglichen Verkehr mit Schücking verlebt hatte, war in das Band, das sie mit dem bisher mehr als Schützling behandelten jüngern Freund vereinigte, ein neuer Faden gewoben worden: die Gemeinsamkeit literarischen Schaffens und die thatkräftige Anregung zu erhöhter Production. Schücking nimmt mit einemmal die Stellung ein, die Schlüter bisher für die frühern Schöpfungen Annettens — die epischen Gedichte und das Geistliche Jahr — eingenommen hatte. Nicht als ob Schücking bis dahin nicht auch in die Stoffwahl der Drosteschen Arbeiten eingegriffen hätte; er that dies ja in hohem Grade schon für den ganzen Kreis ihrer westfälischen Studien, betreffs der Balladen für „das malerische und romantische Westfalen" u. s. w.; aber er war doch nicht so ausschließlich ihr Rathgeber und „literarischer Correspondent", wie es Schlüter bis dahin gewesen war. An der Herausgabe der ersten Gedichte war er ganz unbetheiligt. Das ändert sich mit dem Meersburger Aufenthalt. Es ist nicht mehr bloß das Verlangen, Schücking durch Beiträge nützlich zu sein, was sie zum Schaffen treibt, sondern eine Art Eruption eines lange verschüttet gewesenen Brunnquells, von dem Schücking den Stein genommen hat. Es bildet sich durch das Zusammenarbeiten eine Art Kameradschaft heraus, die bei Schlüter sich niemals zeigte, und die dem Verhältniß zu dem jüngern Freund auch wieder etwas von collegialischem Sich-gehen-lassen mittheilt, so daß sie neben dem „guten Jungen" und „lieben Kind" auch das „kleine Pferd" als Titel für Schücking bringt.

Ueber das, was Schücking in dieser Zeit und in literarischer Beziehung ihr war, sagt uns Annette nicht bloß in der von ihr geschriebenen Partie des Romans „Eine dunkle That": „Ich will jemand haben, ... an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten"; sondern auch in den Briefen ist es mehr wie einmal offen ausgesprochen. „Es wird doch etwas Tüchtiges aus mir. Aber Du mußt zuweilen per Feder nachschieben, weiß der Henker, was Du für eine inspirirende Macht über mich hast." „Wärst Du noch hier, mein Buch wäre längst fertig; denn jedes Wort von Dir ist mir wie ein Spornstich." — „Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen; sonst wär' es mir viel lieber und bequemer, mir

innerlich allein etwas vorzudichten" (50. 54). Wenn auch einige Uebertreibungen abgerechnet werden müssen, so enthalten diese Stellen doch sehr viel Wahrheit. In ihrer nächsten Umgebung stand Annette eben fertigen Charakteren und Geschmacksrichtungen gegenüber, wohingegen sie mit ihrer ganz eigenartigen Poesie ein biegsames, vielseitig kritisches und jugendliches Gemüth als Resonanzboden bedurfte. Außerdem ist ja bekannt, daß, selbst von Geschmacksfragen abgesehen, die Familie die dichterische Thätigkeit Annettens mehr duldete als begünstigte. Unter diesen Umständen begreift man Schückings Stellung.

Noch etwas später tritt er auch als Agent und Geschäftsführer der Dichterin bei Veröffentlichung der „Gedichte" durch Cotta auf, und zwar in weit größerem Maßstab, als Schlüter es für die erste Sammlung gewesen war. Die literarischen Angelegenheiten, die innere Einrichtung und letzte Correctur der Handschrift, der Contract mit Cotta und endlich der Druck der Gedichte nehmen denn auch neben den persönlichen Interessen Schückings den breitesten Raum in den Briefen ein.

Daß die Verwandten um den Verkehr Annettens, den Charakter desselben als literarischer Gemeinsamkeit und mütterlicher Sorge wußten, ist klar; die ganze Tragweite und eigenthümliche Natur desselben jedoch kannten sie nicht. „So rein und edel Annettens Verhältniß zu ihrem Freunde auch war, seine Innigkeit mußte dennoch vor ihren Angehörigen verschleiert bleiben. Ihre Mutter war eine gescheite, energische Frau von gebietendem Auftreten, das ihrer Umgebung eine gewisse Zurückhaltung aufzwang. Annette v. Droste liebte und verehrte diese Mutter von ganzer Seele, aber sie hat, solange sie lebte, niemals die Befangenheit im Verkehr mit ihr überwunden [?]. Auch ihrem gelehrten ritterlichen Schwager gegenüber vermochte sie sich nicht frei gehen zu lassen. Aus dieser Scheu, die Ihrigen in die ganze Tiefe ihrer Freundschaftsempfindung blicken zu lassen, erklärt sich der Umstand, daß so wenige von Levin Schückings Briefen an sie und unter ihnen nur einzelne intimer Natur erhalten sind" (Einleitung, VII).

Wie weit die Scheu der Dichterin vor den Verwandten in Bezug auf ihr Verhältniß zu Schücking ging, beweisen sehr deutlich manche Stellen der „Briefe". „Wenigstens einmal wirst Du mir doch noch hierher schreiben? Es muß aber wieder auf dem alten Fuße sein; Laßberg bekommt alle Briefe zuerst in die Hände und ist viel zu begierig nach Nachrichten von Dir, als daß ich ihn mit trockenem Munde könnte abziehen lassen... Schreib mir aber nicht eher nach Rüschhaus, bis ich Dir von dort meine Ankunft gemeldet" (47). „Ich gäbe viel darum, liebes Herz, wenn Sie gerade dieses Mal so recht offen und ausführlich geschrieben hätten, ganz wie zu Ihrem Mütterchen; denn ich sitze hier seit sechs Wochen mutterseelenallein, und weder Hahn noch Huhn kräht nach den Briefen, die ich bekomme, und mich verlangte so nach einem recht langen, warmen, lieben; aber das konnten Sie freilich nicht wissen, das erstere nämlich. Von der Mitte dieses Monats an bin ich nicht mehr allein, also schon in der Woche, die heute beginnt. Daß Briefe an mich erbrochen würden, ist fortan gar keine Gefahr mehr vorhanden, selbst wenn ich gerade abwesend sein sollte; aber ich wünsche dennoch dringend, sie allein zu bekommen, um nicht genöthigt

zu sein, sie vorzulesen, wo man dann, noch unvertraut mit dem Inhalte, beim Uebergehen so leicht ungeschickt stockt, was allerlei Fatalitäten nach sich ziehen könnte. Lassen Sie uns also, wenn es Ihrerseits möglich ist, einen regelmäßigen Briefwechsel verabreden, wo es dann leicht wird, den Moment abzupassen" u. s. w. (98).

Alle diese Heimlichkeiten sprechen nicht gerade für die Selbstverständlichkeit und allseitige Einwandsfreiheit der Correspondenz. Die Briefe von und an Schlüter durften jedenfalls ohne Gefahr und Mißverständniß offen umherliegen. Rechnet man jedoch einzelne Urtheile über Personen ab, welche den Verwandten Unzufriedenheit hätten bereiten können, so liegt das für die Familie Anstößige fast einzig im Ton des Verkehrs, der auf den ersten Blick auch in der That ein ganz anormaler, bisweilen doch recht sehr vertraut gefühlvoller ist, wo dann die außerordentlich zärtlichen Anreden und Kosenamen dem Ganzen einen sehr charakteristischen Anstrich von Schwärmerei geben, der auch durch die unverkennbar humoristische Beleuchtung, in die diese Ausführungen meist getaucht erscheinen, nicht ganz verwischt wird. Wie weit Annette schließlich ihre tiefsitzende, innerste Abneigung gegen Schückings etwas „geckenhaftes" Wesen abgelegt hat, eine Abneigung, die, wie bekannt, neben einer großen mütterlichen Besorgtheit für sein Fortkommen ganz ruhig weiterbestand, das hält schwer zu entscheiden; wenigstens steht der Fortdauer dieser ablehnenden Stimmung der Gebrauch der zärtlichen Benennungen nicht im Wege, wie eben deren Gleichzeitigkeit beweist. Mit der zunehmenden innern Reife Schückings mag die Abneigung auch in eine persönliche Zuneigung übergegangen und der tägliche Verkehr mit der Gemeinschaft der literarischen Interessen auch eine solche der Herzen angebahnt haben. Immerhin aber schreiben wir wohl mit Recht auch ein gut Theil dieser Zuckerbeigaben dem Bestreben Annettens zu, den sittlichen Einfluß auf Schücking nicht zu verlieren. Sie wird gewußt haben, wie geeignet diese Art der Behandlung für ihren edeln Zweck war. „Wir haben doch ein Götterleben hier [in Meersburg] geführt, trotz Deiner periodischen Brummigkeit! Ob ich Dir bös bin? Ach, Du gut Kind, was habe ich schon für bittere Thränen darüber geweint, daß ich Dir noch zuletzt so harte Dinge gesagt hatte! Und doch war viel Wahres darin" (54).

„Lieber Levin, ich kenne Dich zehnmal besser wie Laßberg und weiß, daß Du, obwohl weder Demagog noch Freigeist, doch nicht zur Hälfte so loyal und orthodox bist, wie der gute alte Herr es meint; bedenke, daß ein Mann, der Dich liebt und allgemein geachtet ist, sein Ehrenwort für Dich gibt, und geh auf nichts ein, wenn Du fühlst, es nicht erfüllen zu können" (64). „Nun komme ich zu etwas, was mir eigentlich am meisten auf dem Herzen liegt, weshalb gerade ich es bis zuletzt verschoben habe, Deine Lage nämlich. Wüßtest Du, wieviel ich an Dich denke, wie manche Stunde ich wach in meinem Bette liege und mich über Deine Zukunft zergrübele und zersorge! Levin, mein einziges geliebtes Kind, Du bist in sehr schlimmer Umgebung. Das Herz ist mir so voll, ich möchte Dir so alles auf einmal sagen, und doch ist's am besten, ich warte ab, wie sich die Dinge gestalten; was nutzt's, Fälle zu erörtern, die vielleicht niemals eintreten! Aber ich fürchte, mit dem Tode der guten, wahrscheinlich

todtgequälten Fürstin weicht das letzte sittliche Bild, an dem sich eine ehrliche Seele noch aufrichten kann, aus Eurem Hause; mehr will ich für jetzt nicht sagen und Dich nur noch bitten, ihres Sterbebettes und dessen, was sie darauf gebracht hat, nie zu vergessen, und Dich fest zu Deinen Zöglingen zu halten. Es ist die ehrenvollste und in Zukunft vielleicht die einzige ehrenvolle Stellung, die Du nehmen kannst, wenn jeder voraussetzen darf, Du seiest da aus Liebe zu den armen Kindern und um ihnen reell zu nützen. Ich wollte, ich könnte bei Dir sein, dann wär' mir nicht bange; was mir vielleicht an Klugheit abginge, würde meine Liebe und Sorge ersetzen, die Dein Bestes zehnmal schärfer im Auge hält als ihr eigenes. Könnte ich Dich nur einmal eine Stunde wieder hier haben, hinter dem Teller mit aufgesparten Birnen und Nüssen!" (116.) Und ein anderes Mal redet sie dem Erzieher ins Gewissen:

„Noch eines muß ich Dir sagen, und zwar wieder als Dein Mütterchen: Wie ist's, daß Du so wenig Liebe zu den Kindern hast? Rühren Dich diese armen Geschöpfe nicht, deren einziger Halt und einziger moralischer Leitstern Du bist? Es kommt mir vor, als sähest Du die Pflicht, ihre Unschuld zu überwachen und ihren Geist zu entwickeln, fast als eine unbillig aufgebürdete Last an, und doch bist Du deshalb da, und gerade dies ist dasjenige, was Deine Stellung adelt und sie in allen honetten Augen ehrwürdig und schön macht. Mich dünkt, ich in Deiner Lage würde die Kinder schon aus Mitleid lieb haben, und wenn sie Cretins wären, und das sind sie doch wahrlich nicht. Unterricht geben ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, eine höchst unangenehme Sache, besonders, wenn man andere Arbeiten vor der Hand hat; aber Du hast es doch einmal übernommen, und die Kinder dürfen nicht dabei zu kurz kommen."

Um hier anderer Stellen nicht zu gedenken, erinnern wir bloß noch an die Briefe, welche Annette dem Freunde schreibt, als dieser ihr von einer möglichen Verlobung mit Fräulein Luise v. Gall gemeldet hatte. In diesen Briefen zeigt sich auch noch so recht die mütterliche Besorgtheit der Dichterin als das Vorwiegende in ihrem beiderseitigen Verhältniß. „Wir, Elise und ich, sind natürlich äußerst gespannt darauf, und unsere Wünsche und Gebete werden Sie an jenem Tage begleiten. Gott gebe, daß die Gall ist, wie wir sie uns ausmalen, namentlich Elise... Lieb Kind, Dein Mütterchen hat carte blanche, zu sagen, was es will, nicht wahr? So bitte ich Dich, wie ich bitten kann, suche die Gall genau zu ergründen, ehe Dein Wort und Urtheil unwiederbringlich gefangen sind; es geht hier ums ganze Leben. Ich bin voll der besten Hoffnungen und so herzensfroh, daß Deine Neigung sich so ehrenvoll fixirt hat, und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich und ernst zu Muthe, als sollte ich selbst heiraten... Du bist ein Westfale, deshalb ein geborener Philister, und das Bedürfniß nach heiterer Ruhe ist bei Dir auf die Dauer das allervorherrschendste. Du bist zart von Nerven, deshalb auch kurzen Aufregungen sehr zugänglich, aber bald überreizt; eine derartige Frau würde Dich im ersten Vierteljahre vielleicht bis zur Vergötterung exaltiren, im zweiten und dritten bedeutend ermüden, und endlich würdest Du lieber in die erste beste Pfahlbürgerkneipe gehen, um nur mal eine ruhige ordinäre Stunde zu verleben. Auch ihre Anforderungen an die Welt sind bei Deiner vorläufig bescheidenen

Lage sehr zu prüfen. Sie scheint mir glänzend erzogen und an einen bewundernden Kreis gewöhnt; dergleichen entwöhnt sich nicht leicht. Ihre Unlust an Hofbällen und der großen Welt will nichts beweisen; sehr lebhafte und dabei, wie Du selbst sagst, etwas eitle Personen, die an einen engern Zirkel, wo sie die erste Rolle spielen, gewöhnt sind, fühlen sich nie wohl, wo sie sich schmählich geniren und mit so vielen pari gehen müssen. Aber diese täglichen kleinern Zirkel im eigenen Hause sind gerade das Geldfressende, und ich weiß kaum, was kläglicher ist: in Schulden gerathen oder jeden Mittag Wassersuppe essen, um abends die Leute mit Zuckerbrezeln bewirten zu können. Mein gutes Herz, Du darfst mir nichts übel nehmen, und begreifst die Angst Deines Mütterchens, wo ihr einziges, liebes Kind auf dem Punkte steht, über seine ganze Zukunft zu entscheiden. Beobachte die Gall zwischen Menschen und wie sie Dir da zuerst erscheint, ehe sie sich noch ausschließlich mit Dir beschäftigt; nachher ist's zu spät. Völlig Verliebte oder gar Verlobte sind immer einsamer Natur und möchten nur in einer Hütte unter vier Augen leben; aber das hält nicht an, und die alte, angeborene Natur kommt über kurz oder lang immer wieder durch. Es sind noch zwei Umstände, die ich jetzt, wo Dein Geschick an einem Haare schwebt, nicht übergehen darf, magst Du meine Liebe darin nun erkennen oder verkennen. Die Gall ist protestantisch; das macht zwar mir wenigstens für ihre Person nichts aus; aber sie könnte fordern, daß ihre Kinder in gleicher Religion erzogen würden. Wär's möglich, Levin, daß Du in einem Augenblicke der Leidenschaft oder des Leichtsinns darauf eingingst? Ich weiß, Du bist kein orthodoxer Katholik, hast es aber doch oft gegen mich und andere ausgesprochen, daß Du Deine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moralität zuträglichere hältst. Darum bitte ich Dich, wie ich bitten kann, Levin, gib kein solches öffentliches Zeichen einer Schwäche, die Dich in Deinen eigenen und anderer Augen herabsetzen müßte. Bedenk, was Du alles für den Besitz *eines* Herzens aufgäbst: alle Deine hiesigen Lieben, die Du tödlich betrüben und den freien Aeußerungen ihrer Zuneigung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen würdest. Mein liebes, liebes Kind! Du weißt, daß dieses keine Drohung sein soll, nur ein Auffrischen des Dir wohl Bekannten, ein Erinnern an Verhältnisse, die Du vielleicht halb vergessen hast, deren Resultate aber wenigstens einem fast das Herz brechen würden. Nun zu dem andern Punkte. Lieber Levin, Du bist leichtsinnig, oder vielmehr, wenn Du etwas lebhaft wünschest, so machst Du Dir selbst was weis und siehst, im umgekehrten Sprichwort, ein Kamel für eine Mücke an. Du bist Deiner beiden Eltern echtes Kind; ich will hiermit Deinem armen, guten Vater nicht zu nahe treten, den ich vielleicht gerade deshalb so lieb habe und begreife, weil ich an Dir sehe, wie man ihm in manchen Stücken ähnlich und doch großer Anhänglichkeit werth sein kann. Deshalb bitte ich, wie nur eine Mutter bitten kann, verlobe Dich, wann Du willst, heute, morgen, aber heirate nicht ohne festen Grund unter den Füßen, nicht auf einige hundert Gulden, die bei sparsamer Wirtschaft allenfalls für Zweie ausreichen...

„Nun genug hiervon, liebstes Kind; ich habe offener zu Dir gesprochen als je und hätte es schon gern im vorigen Briefe gethan; aber da war ich noch

äußerst matt, hatte mich an andern Dingen todmüde geschrieben und nur noch eben die Kraft, Dir zu einer Verbindung, die mir im ganzen, aufrichtig, überaus erwünscht ist, meinen Segen zu geben. Denn, lieb Kind, ich glaubte nicht an meine Genesung und dachte, dies wäre der letzte Brief, den Dir Dein Mütterchen schreiben könnte; jetzt bin ich aber wirklich fast hergestellt" (189 ff.).

Als nun die Verlobung Schückings mit Fräulein v. Gall doch gegen Erwarten wirklich knall und fall stattgefunden, war Annette durchaus nicht empfindlich, sondern übertrug trotz ihrer nicht großen Begeisterung für die schriftstellerischen Leistungen der jungen Frau einen Theil ihrer mütterlichen Liebe auch auf die Braut und Gattin. Man muß die wirklich herzlichen, bald schwesterlichen bald mütterlichen Worte lesen, um sich einen Begriff von der Stimmung zu machen, in der die Dichterin sich der neuen Freundin gegenüber befand. Da lernten sich die beiden Damen kennen, als das junge Ehepaar im Mai 1844 zu vierzehntägigem Besuche in Meersburg eintraf. Annette schreibt später, sie habe niemals den Unterschied zwischen Briefdichtung und Wahrheit stärker empfunden als bei diesem Besuche. Es scheint, daß die junge Frau den rechten Ton verfehlte und den Unterschied des Alters zu sehr hervortreten ließ, wofür Annette sehr empfindlich war. Selbst die verschiedene Art zu singen führte zu einem Gegensatz. Nach dem bei dieser Gelegenheit entstandenen Gedicht „Zum zweitenmale will ein Wort" scheint Schücking eine Bemerkung über die Gattin empfindlich aufgenommen, ja an der Liebe Annettens zu der jungen Frau gezweifelt zu haben.

. . . „Doch du," sagt sie zu Schücking, „das tiefversenkte Blut
In meinem Herzen, durftest denken,
So wolle ich mein eigen Gut,
So meine eigne Krone kränken?
O sorglos floß mein Wort und bunt,
Im Glauben, daß es dich ergötze,
Daß nicht geschaffen dieser Mund
Zu einem Hauch, der dich verletze.

Du zweifelst an der Sympathie
Zu einem Wesen dir zu eigen?
So sag' ich nur, du konntest nie
Zum Gletscher ernster Treue steigen.
Sonst wüßtest du, daß auf den Höhn
Das schnöde Unkraut schrumpft zusammen,
Und daß wir dort den Phönix sehn,
Wo unsre liebsten Cedern flammen." (Ges. W. III, 195.)

Verstehen wir diese letzte Strophe recht, so verwahrt sich die Dichterin hier auch vor dem leisesten Verdacht einer Eifersucht, der etwa die Bemerkungen über die junge Gattin hätten entstammen können. „Auf dem Gletscher ihrer ernsten Treue", die aus dem Vermächtniß der Mutter Levins entsprungen, durch die seltsame, von der Dichterin krampfhaft festgehaltene Aehnlichkeit zwischen ihr und Schücking genährt, durch jahrelanges Sorgen und thatfreudige Hilfe bewährt

war, „schrumpft so schnödes Unkraut zusammen“, wie es etwa eine lächerliche Eifersucht wäre; der ewig sich verjüngende Phönix ihrer Liebe steigt dort empor, wo sie die reinsten Opfer für den jungen Freund bringt. Sie reicht daher dem Grollenden „nicht eine Hand nur, sondern beide“ zur Versöhnung und „zum Segen“, und es scheint auch, daß man allseits wieder als Freunde schied. Annette widmete zum Abschied den beiden das Gedicht:

„Lebt wohl, es kann nicht anders sein,
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden, geisterhaften Haus!

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal“ u. s. w.

Das klingt wieder ganz im Ton der „Briefdichtung“ — und muß nothwendig durch die prosaischen Bemerkungen ergänzt werden, die Annette Freunden gegenüber in betreff des Besuches machte. Außer der bereits mitgetheilten Aeußerung über „Briefdichtung“ schreibt sie in einem andern Brief: „Seine [Schückings] Frau habe ich kennen gelernt; sie ist sehr schön, sehr talentvoll, hat aber auch die Gnade von Gott, das zu wissen, weshalb sie mir doch nicht recht zu Gemüthe wollte. Ihn macht sie aber sehr glücklich, hat ihn ungeheuer lieb und ist, was mir am besten gefällt, eine sehr gute Wirtin.“ Das sieht nicht gerade wie „mein letzter Sonnenstrahl“ aus. Gegen Ende Mai kehrte das Reisepaar noch einmal nach Meersburg zu einem viertägigen Besuch zurück. Am 20. Juni 1844 schrieb Annette den beiden nach Augsburg, um für deren Geschenke zu danken. Der Ton des Briefes ist sehr herzlich: „Daß und wie sehr ich Sie vermisse, brauche ich nicht zu sagen; ich bin sehr fleißig, lese, lerne, zeichne, habe aber zum Dichten erst die halbe Stimmung wieder gewonnen; ich finde eben keine Theilnahme, weiß nicht, wem ich Freude damit machen könnte, und so möchte ich es lieber bloß denken“ (304). . . „Ad vocem ‚Traube‘ [das Gasthaus, in dem die Schückings in Meersburg gewohnt hatten]; das Haus ist mir förmlich fatal, seit Ihr nicht mehr darin seid. In den ersten Tagen wäre ich gern hineingegangen, um Eure zurückgelassenen Papierschnitzel und Bindfäden zu sehen, ehe sie ausgefegt wurden; ich habe es aber versäumt“ (307). Wie Annette, so „vermißten alle in Meersburg die Reisenden, und diese kamen täglich im Gespräch vor“ (311). Als aber Schücking nach seinem zweiten Abschied Monate verstreichen ließ, ohne den Gastfreunden zu schreiben, ja ohne auch nur Nachricht über die im Druck vollendeten Gedichte Annettens zu geben, bat die Schwester der Dichterin, Frau v. Laßberg, mit einiger Ungeduld um rasche Aufklärung.

Diesmal war Schücking jedoch ohne Schuld. In der Meinung, Annette sei bereits in Westfalen, hatte er alles, was sie erwartete, schon seit Wochen nach Münster geschickt. Die Dichterin schreibt ihm denn auch gleich am Tage nach ihrer Ankunft in Rüschhaus. Der Brief ist freundschaftlich-ruhig, einer

von denen, die auch das Auge der Mutter wohl sehen durfte. Ein weiterer Brief vom 31. October 1844 ist wieder theilweise in dem gewöhnlichen Vertrauensstil; aber dann muß sich Schücking am 14. Februar 1845 über ein auffallendes Schweigen Annettens beklagen. So weiß sie denn auch nicht einmal, daß sie Pathin des Schückingschen Erstgebornen ist. „Ich habe Sie keck ins Kirchenbuch schreiben lassen, Ihrer Erlaubniß sicher, und so sind Sie nun mit uns in geistige Affinität und Verwandtschaft gekommen“ (329). Darauf erwidert Annette am 5. März, erklärt ihr Schweigen durch Kranksein und plaudert dann im alten Ton über alle möglichen Dinge und Personen. Zwischen März bis Juni wird ein Brief Annettens verloren sein; denn Schücking entschuldigt sich am 15. Juni, auf zwei Briefe nicht geantwortet zu haben. Am 25. August schreibt dann Annette wieder von Abbenburg aus einen Sie-Brief.

Gegen Januar muß ihr Schücking seine eben erschienenen „Gedichte“ und vielleicht auch den Roman „Die Ritterbürtigen“ geschickt haben, worauf Annette am 7. Februar 1846 ihm antwortet. Diese Antwort muß ihr nicht leicht geworden sein. Sie hebt gleich an: „Mein lieber Levin! Ich habe soeben einen Brief zerrissen, weil er sich gar zu kläglich ausnahm... Lassen Sie mich lieber Ihnen danken für Ihr liebes Geschenk. Wie es mich gefreut hat, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich es unter Umständen, die wohl geeignet waren, mich allen Interessen, außer den allernächsten, zu entrücken, bereits dreimal durchgelesen habe. Es ist ein schönes Buch, kein einziges schlechtes oder auch nur mittelmäßiges Gedicht darin, und dagegen vieles von überraschender Schönheit; z. B. unter den Balladen: Ebbo Wittingau, Hiarni, Herzog Ludwig von Augsburg, Sage von Boppard, Ein Besuch, Mißklänge; unter den andern: Linde und Eiche, Warst du im Wald, Meinem Lothar, O'Connell, Westfalen, Das alte Stift, Die politischen Dichter, Die Procession, Landsknechtslieder. . . Daß Sie Ihre Gedichte nicht wohl nach Meersburg schicken können, sehe ich ein; doch wäre es sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie dem alten Laßberg mal schrieben und dies anführten. Das ehrt ihn, er sieht dann, daß Sie an ihn gedacht, und ist vielleicht so hitzig auf das ‚donum authoris‘, daß er es sich dennoch ausbittet; vielleicht auch läßt er es statt dessen aus Tübingen kommen und schreibt hinein: ‚Ex intentione authoris‘“ (355 ff.).

Wie seltsam muthet neben diesem Brief vom 7. Februar an Schücking ein anderer vom 30. Januar 1846 an Elise Rüdiger, die gemeinsame Freundin, an, in welchem sie über Schückings Gedichte schreibt: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuen Schreier.“ Auch von Junkmann fürchtet sie, „er befinde sich in den Händen der Demagogen und habe vielleicht schon einige anrüchige Aufsätze auf dem Gewissen“. „Großer Gott! daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf nichts bei ihnen bauen kann, keine jahrelange Kenntniß ihres Charakters! Ich fürchte, und wahrlich mit großer Betrübniß, daß Junkmann über kurz oder lang auch zu denen gehören wird, die ich wünschen muß nicht so genau gekannt zu haben.“ Was das aber bei Annette bedeuten mochte, zeigt sie, wenn sie an dieselbe Freundin schreibt: „Freiligraths ‚Leipzigs Todten‘ finde ich doch recht schön und fürchte, es wird

Schaden genug anrichten. Kraß ist's zwar, hinsichtlich der Grundsätze bis zur Scheußlichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen als manche seiner frühern Gedichte, und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich ultraloyale Seele mich nicht enthalten konnte, tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es erkannte. Aber mein Mitleiden mit Freiligrath ist rein todt. Mag's ihm schlecht gehen! Er verdient's nicht besser!" Das ist sicher scharf und hart; es zeigt aber, wie tief die persönliche innerste Abneigung Annettens gegen jedes Demagogenthum ging, wie sie nicht erst von den Verwandten dazu aufgestachelt werden mußte oder nur äußerlich mit den Vertretern jener Richtung brach. Bei Junkmann freilich war der Dichterin Furcht überflüssig; sein tiefreligiöser Sinn mußte ihn bald enttäuschen, selbst wenn seine ideale Leidenschaftlichkeit und seine damals noch unklare Originalität ihn auch einen Augenblick über die eigentliche Natur der Bewegung hinwegsehen und für das Gute derselben sich begeistern ließ. „Schücking," sagt H. Hüffer, „obgleich niemals ein eigentlich politischer Schriftsteller und allem, was man Revolution nennen könnte, entschieden abhold, war doch dem ‚Jungen Deutschland' näher verwandt, als es dem historisch-conservativen Sinn Annettens behagte, was den Eindruck anderer schon erwähnter Gegensätze verschärfte." Der Umstand, daß der Brief an Elise Rüdiger vor demjenigen an Schücking geschrieben wurde, beweist uns, daß das abfällige Urtheil der Dichterin über die Tendenz der Gedichte ihr eigenstes war, daß sie fühlte, wie sie das Mißfallen der Ihrigen erregen würden, daß sie aber trotzdem nicht glaubte, wegen derselben mit Schücking brechen zu sollen. Nicht allein geht letzteres aus dem ganzen zwar gemäßigten, aber doch sehr freundschaftlich plaudernden Ton des Sie-Briefes hervor, sondern sie fordert von Schücking geradezu für das nächste Mal „einen ordentlichen Bericht" über ihr Pathenkind, „oder die Freundschaft hat ein Ende" (359).

Daß letztere scherzhafte Drohung schon bald eine ernste Verwirklichung erfahren sollte, dachte Annette gewiß selbst nicht. Und doch ist dies der letzte Brief an Schücking, der überhaupt bekannt ist. Die Gedichte in sich konnten es nicht sein, die sie zum Abbruch der Beziehungen bewogen. Mit den Gedichten fast gleichzeitig hatte Schücking aber auch einen Roman veröffentlicht: „Die Ritterbürtigen", in welchem der westfälische Adel nicht gerade im günstigsten Licht erschien. Die verwertheten thatsächlichen Motive waren außerdem derart, daß sie nothwendig auf einen mit den aristokratischen Verhältnissen sehr vertrauten Zeugen schließen ließen, dem Schücking seine Kenntniß der Dinge verdanke. Zudem erschien den conservativen Lesern die ganze Tendenz des Buches in Anbetracht der Zeitverhältnisse nur eine große Schmeichelei gegen den „Pöbel des Zeitgeistes", dem, wie man sich ausdrückte, „Schücking als ein erbärmliches altes Klatschweib die Füße leckte". Sobald aber der Roman in den westfälischen Adelskreisen bekannt zu werden anfing, konnte es nicht ausbleiben, daß der Verdacht des „Verraths" zuerst auf diejenige Familie fiel, welche mit Schücking am meisten und vertrautesten verkehrt hatte. Zudem war noch kein Jahr verflossen, seit eine Arbeit Annettens über Westfalen, die in den „Historisch-

politischen Blättern“ glücklicherweise anonym erschienen war, der Gegenstand der allgemeinsten Entrüstung von Adel und Geistlichkeit ihrer Heimat gewesen. Man ahnte, dank der zartesten Verschwiegenheit Guido Görres', den Namen der Verfasserin nicht, was jedoch Annette und die eingeweihten Verwandten nicht hinderte, die Vorwürfe und Anklagen gegen den unbekannten Missethäter zu hören und die in den „Historisch-politischen Blättern“ erfolgte scharfe „Erwiderung“ zu lesen. Witterte man doch in diesem Aufsatz eine volksfeindliche Tendenz, und das im Jahre 1846! So mag sich denn jeder leicht vorstellen, welch bange Tage die Familie in der Furcht verlebte, ein unbedachtes Wort eines Eingeweihten könne den ganzen Sturm der Entrüstung auf sie lenken, und wie sie unter diesen Umständen die immerhin doch mehr geduldete als begünstigte Schriftstellerei Annettens bedauerte.

Und nun kamen die Gedichte und der Roman Schückings dazu! Und was für Annette persönlich ebenso empfindlich sein mußte, war der Umstand, daß mit den „Ritterbürtigen“ fast gleichzeitig der Roman „Eine dunkle That“ erschien, für welchen sie selbst in Meersburg mitgearbeitet, ja gewissermaßen ihr Selbstporträt gezeichnet hatte. „Auch gemeinsame Erlebnisse und Erinnerungen hat Schücking in diesen Roman eingewoben. . . Er läßt das Stiftsfräulein zu Bernhard die Worte sagen, die, vielleicht einstmals von Annettens eigenen Lippen gesprochen, uns einen Schlüssel für das Verhältniß der Dichterin zu Levin Schücking geben, das so eigenthümlicher Art ist, daß es nicht leicht wird, es mit einem gangbaren Worte zu bezeichnen, geschweige denn zu erschöpfen. ‚Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe; ich will jemand haben, der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie Kamel deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres, ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edeln Verhältniß keinen Begriff hat‘“ (VIII). Es gab vielleicht keinen ungeeignetern Augenblick, um diese an sich vielfach treffende intimste Selbstschilderung auf den großen Markt des Lebens zu bringen. Wie sehr alles auf Annette in dieser Zeit einstürmte, zeigt am besten ihr Brief an Schlüter vom Ostermontag 1846. Der Münstersche Freund war zwar, wie sich nicht läugnen läßt, vor dem literarisch regern Schücking seit drei Jahren bedeutend in den Hintergrund getreten, ohne daß indes die äußern Beziehungen oder die wirkliche Freundschaft aufgehört hätten. Seit Annettens Rückkehr von Meersburg (September 1845) war aber durch allerlei Leid in der Familie sowohl wie durch die Krankheit der Dichterin der Verkehr zwischen Rüschhaus und Münster ein so seltener geworden, daß Schlüter es beinahe wie einen Abbruch der Freundschaft fühlte und darum jenen in der Form zwar humoristischen,

aber doch im Grunde etwas empfindlichen Brief vom 23. März 1846 schrieb. „O wie eitel ist alles! Wie schießen die Schifflein dahin! Auch die Freundschaft ist Eitelkeit, Wind, nichts als Wind! . . . Das Fräulein ist zerstoben und verflogen, existirt für mich gar nicht mehr, ein Porträt von ihr, wie es ehemals war, ist noch vorhanden, aber das Herz, die Gefühle, das freundliche Angedenken, die freundliche Güte mochte sie lenken zu anderem Gebiete; mir blieb die Niete. Das Herz ist gewandert, hat meandert, ist gänzlich verandert!" Da auch auf diesen Brief kein Lebenszeichen erfolgte als die sehr indirecte Bitte um einen Roman, schrieb Schlüter noch einmal am 2. April ein Blatt, in welchem er sich auch, auf einen Bericht gestützt, „dem zu trauen er Ursache habe", über den Roman Schückings „Die Ritterbürtigen" sehr entschieden ausläßt. Da endlich am 13. April schreibt Annette eine Antwort: „. . . Wie hat mich schon Ihr erster Brief gefreut und gerührt, ein Brief, so liebevoll und komisch zugleich, daß er hätte den Leichtsinnigsten weinen und den Traurigsten lachen machen können. Traurig war ich allerdings noch etwas, als Nachwehe einer eben überstandenen schweren Zeit. . . Nun kam Ihr Paket, Brief und Buch. Ach liebster, treuester meiner Freunde! wie gütig von Ihnen und wie beschämend für mich! . . . Also nochmals meinen herzlichsten Dank für die Mittheilung des sehr interessanten Buches und meinen viel, viel innigern für die Liebe, die, wie es in dem besten aller Bücher heißt, nicht irrt, nicht zürnt, noch hadert. Kommt Ihnen die Anführung einer Bibelstelle bei dieser Gelegenheit wie eine Profanation vor? Sie wissen nicht, was ich in den letzten Tagen gelitten habe und welche durchdringende Erquickung mir Ihre treue, vertrauensvolle Freundschaft gerade jetzt sein muß." Hier folgt in der Handschrift des Briefes die theilweise von Schlüter provocirte Auslassung Annettens über Schücking, die in herben, zürnenden Worten einem bis ins tiefste gekränkten Herzen Luft macht. Die Gerechtigkeit, welche sie Schücking selbst in diesem Augenblick noch widerfahren läßt, beweist, daß sie auch den Tadel mit Ueberlegung abwog. Die Ausdrücke sind vielleicht um so schärfer, als die Wunde gerade einen Tag vorher durch einen Brief aus Münster wieder aufgerissen war. Es hieß darin, in einer größern Gesellschaft habe man offen behauptet, Schücking habe seine Quellen für den Roman von Annette. War diese Behauptung auch grundfalsch und Annette sowohl wie ihre Verwandten an dem Roman unschuldig, so mußte es sie doch aufs tiefste betrüben und bei den wiederholten Unannehmlichkeiten, die ihre Schriftstellerei ihr gebracht, auch in sich unsicher machen. Nachdem Franz Jostes auch die letzten Lücken in diesem Briefe ausgefüllt hat, liegt für uns kein Grund mehr vor, denselben hier nicht zur vollen Kennzeichnung der Lage mitzutheilen. Annette schreibt:

„. . . Ich stehe in dem Verdacht, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben. . . . Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind und, was unglaublich scheint, ist sich dessen gar nicht bewußt. Aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Hausfreund! O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten! . . . Schlüter, ich bin wie zerschlagen! — O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effect in der Welt zu machen, führen — selbst einen sonst gutmüthigen Menschen! — denn das bleibt Schücking —;

die Gerechtigkeit nöthigt mich, dies selbst in diesem schweren Momente anzuerkennen. In seinem letzten Briefe konnte er mir Geld für einige Gedichte im Feuilleton schicken. — Seine Zeilen strahlen vor Freude hierüber, und das war kein Betrug. — Er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westfalen überhaupt und hat bei seinem Buche an nichts gedacht, als Eugène Sue den Rang abzulaufen.... Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: ‚Herr, vergib ihm, er weiß nicht, was er thut.' — Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten wieder zu sich zurückzuführen, oft durch Noth und Kummer, und die sehe ich bei Schückings Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talentes in nicht zu weiter Ferne voraus."[1]

Daß die Bitterkeit gegen Schücking solcherweise überfloß, läßt sich begreifen; es ist aber Schlüter sehr hoch anzurechnen, daß er diese Auslassungen der Oeffentlichkeit vorenthielt. Auch die Herausgeberin der Briefe an Schücking hätte unseres Erachtens edel gehandelt, wenn sie, der Discretion des verstorbenen Professors entsprechend, ebenfalls einige Stellen unterdrückt hätte, in denen Annette sich über Schlüter nicht gerade in einer Weise ausläßt, die bei dem sonstigen beiderseitigen Verhältniß angenehm berührt. Was Annette aber auch über „den steif gelehrt frommen Ton", der im Schlüterschen Hause herrschte, kurz vorher an Schücking geschrieben haben mag, jetzt sehnt sie sich, „die treuen, lieben Gesichter wiederzusehen. . . Es ist keiner unter den Ihrigen, zu dessen Liebe und Discretion ich nicht das allervollkommenste Zutrauen hätte. . . Ich habe immer sehr viel an mein Professorchen gedacht und bin seit kurzem veranlaßt worden, mehr als je an eben dasjenige zu denken, welches da bleibt, wie es ist, und wahrlich sehr wohl daran thut, nicht wandert, nicht meandert, am wenigsten sich gänzlich verandert. Wüßten Sie, mein lieber Freund, wie mich der Gedanke an Sie aufrichtet und erfrischt, es müßte Sie doch sehr freuen... Ich würde Sie sehr um Verzeihung bitten, Sie [mit meinen odiosis] belästigt zu haben, wäre dies nicht gerade der eigentlichste Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen will, so wenig wie seine Freuden, oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächst liegende, ihn umschlingende Faserhülle; der Kern heißt freilich anders: ein Glaube, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken. Ich sehne mich recht mal wieder zu Ihnen, mein Freund!"

Ob Annette wohl auch an Schücking ein Wort über all die Wirrnisse geschrieben hat? Die Herausgeberin sagt darüber kein Wort in der Einleitung, und ein Brief ist nicht abgedruckt.

Als die Dichterin im September von Hülshoff aus nach Meersburg reiste, ließ sie Schlüter in Münster zu sich bitten, da sie selbst zu krank war, zu ihm zu gehen. Bevor der Freund aber eintraf, wurde ihr der Besuch einer Bekannten angesagt. „Die hatte mich vorüberfahren sehen" und kam, „mir die

---

[1] Vgl. Literarische Rundschau 1894, Nr. 6, Sp. 194 f., und Deutscher Hausschatz 1891, S. 253 f.

Anzeige des ‚Rheinischen Jahrbuchs‘ zu bringen und mich zu bitten, Maßregeln zur Unterdrückung meiner Charakteristik bei lebendigem Leibe zu ergreifen. Mir war dieser Gedanke ebenfalls höchst widrig; so ärgerte ich mich tüchtig.“ In der Anzeige des von Kinkel herausgegebenen Jahrbuchs „Vom Rhein“ war nämlich von Schücking ein Aufsatz „Annette von Droste-Hülshoff“ verzeichnet, der zwischen eine Charakteristik A. W. v. Schlegels und eine solche Simrocks kommen sollte. Unter den obwaltenden Umständen mußte dieses Vorhaben doppelt als eine Indiscretion erscheinen. Als Annette daher in Bonn ankam, bat sie Junkmann, zu Kinkel zu gehen, die bewußte Charakteristik im Manuscript durchzulesen, und falls sie nicht discreter sei, als sich überhaupt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten lasse, Schücking in ihrem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Junkmann schob die Sache aber volle 14 Tage hinaus und brachte dann die Nachricht, er sei um ein geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse.

Von Bonn aus ließ Annette nicht bloß den Schückings im nahen Köln keine Einladung zukommen, sondern in einem Brief an Elise Rüdiger schreibt sie sogar: „Die Schückings ließen zu meiner großen Erleichterung nichts von sich hören.“

Als der Verleger ein Exemplar des Jahrbuchs mit ihrer Charakteristik nach Hülshoff schickte, ließ sie es ruhig dort, wo es „bis zum jüngsten Tage ruhen mochte“. „Mein Entschluß, mich von allen literarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen (Elise), immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Recension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwuth und den überhandnehmenden persönlichen Antipathien und Sympathien immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklang mit dem eigenen Urtheile des Schreibers, der nur seinem Freunde zulieb versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich!“

Zu den literarischen Bekanntschaften, von denen Annette sich nach und nach zurückziehen wollte, gehörte übrigens Schlüter nicht. Ihm hatte sie im Gegentheil bei ihrer letzten Unterredung das Versprechen gegeben, die Handschrift des „Geistlichen Jahres“ noch einmal vorzunehmen, um sie druckfertig zu machen, damit der Freund sie dann ganz oder zum Theil dereinst veröffentliche, wie es seiner Ueberzeugung nach das beste sei.

Es ist schwer zu begreifen, daß Schücking für Annettens Herz auch jetzt schon todt und vergessen gewesen; so leicht konnte sie einen Mann, dem sie so viel gewesen und der einige Jahre hindurch eine solche Stelle in ihrem Leben eingenommen hatte, gewiß nicht vergessen; auch liegt es im ganzen Charakter Annettens, daß, wenn sie seiner gedachte, dies mehr in Trauer als in Bitterkeit geschah. Allein die „Freundschaft“ hatte seit dem April 1846 ihr Ende.

Die Literaturgeschichte hat sich dieser Freundschaft nur zu freuen. Ihr verdanken wir nahezu die meisten der Gedichte, welche seit dem „Geistlichen Jahr“ entstanden, und das ist wahrlich nicht der minder kostbare Theil der Schöpfungen Annettens. Das soll Schücking immer unvergessen bleiben. Dabei wäre es aber unrecht, zu mißkennen, daß Schlüter zu den Anfängen, den drei

größern erzählenden Gedichten, und zum Lebenswerk der Dichterin, dem Geistlichen Jahre, Pathe stand. Er war gewiß nicht so beweglich und modern wie Schücking, aber wer möchte läugnen, daß durch die Autorität, die er besaß, auch er einen erziehenden, regelnden und kritisch wohlthuenden Einfluß auf Annette besaß? Uns will bedünken, und zwar gerade nach Lesung der Briefe an Schücking, daß die Freundschaft mit diesem letztern durch ihre Heimlichkeit fast ebenso wie durch ihren ganzen Charakter nicht günstig auf die Freundin einwirkte. Wo sich Aeußerungen dieser Briefe durch andere gleichzeitige controlliren lassen, tritt doch bisweilen eine Art leisen Widerspruchs hervor. Sie durfte entweder Schücking oder den andern nicht einfach schreiben, wie sie dachte und fühlte. Es mag ihr das vielleicht selbst nicht so zum Bewußtsein gekommen sein, aber der unbetheiligte Leser fühlt es heraus. Was ferner in dem Verhältniß vermißt werden mußte, war die Einhelligkeit der religiösen Ueberzeugung. Schücking selbst sagt: „Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie ihr ‚Geistliches Jahr‘ beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe.“ Eine Freundschaft aber, die über eine so grundlegende Frage getheilt ist, mag nicht bestehen; denn „der Kern“ der Freundschaft heißt nach Annettens Worten: „Ein Glaube, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken.“ Das aber fand sie in harter Prüfungsstunde wieder bei ihrem ältesten und treuesten Freunde Christoph Bernhard Schlüter.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Wunder und Göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des hl. Rockes zu Trier im Jahre 1891. Actenmäßig dargestellt von Dr. **M. Felix Korum**, Bischof von Trier. 195 S. gr. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1894. Preis *M.* 1.50.

Unser ungläubiges Jahrhundert hört mit vornehmem Kopfschütteln das Wort „Wunder". Es ist ihm ein Ueberbleibsel eines unverständigen und kindlichen Zeitalters, welches die Wissenschaft unserer Tage beiseite geworfen hat. Dieser Wissenschaft kommt die Schrift des hochw. Herrn Bischofs von Trier höchst unzeitgemäß und höchst ungelegen. Denn diese Wissenschaft wird durch dieselbe in Widerspruch gesetzt nicht bloß mit der gesunden Vernunft, sondern auch mit den gesunden fünf Sinnen des Menschen, deren Wahrnehmung und Zeugniß sich keiner entziehen kann, der noch als Mensch leben will.

Wie die Schrift darthut, liegen unläugbar zahlreiche Thatsachen augenfälliger, plötzlicher Heilung vor, welche bei der feierlichen Aussetzung des heiligen Rockes im Jahre 1891 stattgefunden haben. Es handelt sich z. B. um ärztlich aufgegebene, unheilbare Kranke, deren Krankheitszustand bis zur Verehrung bezw. Anrührung des heiligen Rockes andauerte oder gar eben dort den höchsten Grad erreichte, so daß das Sterben des Kranken noch vor Verlassen des Domes natürlicherweise in Aussicht stand; und im Zustand eben dieser Kranken tritt bei Verehrung oder Berührung des heiligen Gewandes eine Wendung ein: ohne alles und jedes ärztliche Mittel entweder plötzliche Heilung oder Beginn eines Heilungsprocesses, der von selbst in wenig Stunden oder Tagen in unerklärlicher Weise eine Krankheit verschwinden läßt, welche als ärztlich unheilbar galt, und falls sie durch ärztliche Mittel hätte gehoben werden können, einen unvergleichlich längern Zeitraum zur Heilung gefordert hätte.

Wir führen hier die hauptsächlichsten Thatsachen an: zwei plötzliche Heilungen eines erblindeten oder fast erblindeten Auges; die dauernde Heilung von fressendem Lupus; das ohne allen operativen und ärztlichen Eingriff erfolgte Schwinden einer großen Krebsgeschwulst; mehrere plötzliche Heilungen von Lähmungen, Gicht oder Krampfanfällen unter solchen Umständen, die eine natürliche Heilung einfachhin ausschlossen. Wohl am merkwürdigsten ist die ganz eigenthümliche Heilung eines durch Verrenkung und Zerreißung der Nerven und Sehnen unbrauchbar gewordenen Armes, bei der die leidende Person um den freien Ge-

brauch des Armes bat, aber zugleich um Beibehaltung des „tauben empfindlichen Gefühles wie um ein Gnadengeschenk" flehte: sie erhielt genau beides, wie sie es erfleht hatte, so daß der Arzt bei späterer Untersuchung erklären mußte: „Sie haben keine natürliche, sondern eine gewaltige, mächtigere Kraft."

Solcher Fälle von ausgesprochenen Wundern sind 11 mitgetheilt. Zudem finden sich noch 27 andere Heilungen verzeichnet, welche nicht als ausgemachte Wunder, sondern als göttliche Gnadenerweise hingestellt werden: ersteres nicht, weil entweder die ärztliche Bezeugung fehlt oder die Möglichkeit einer natürlichen Wirkung nicht absolut ausgeschlossen schien; wohl aber als besondere göttliche Gnadenerweise, weil, falls auch die Heilung einen natürlichen Grund sollte gehabt haben, dieser dennoch sehr auffällig auf das Gebet und Vertrauen des Kranken in Wirksamkeit versetzt wurde.

Jeder unbefangene Leser wird sich überzeugen, daß bei dieser Scheidung eher zu große Strenge als Leichtgläubigkeit und Wundersucht maßgebend war.

Das actenmäßige Material der einzelnen Fälle ist nämlich einer Commission von Fachgelehrten, Theologen und Aerzten, unterbreitet worden. Diese haben darüber befunden. Alles, das Schlußurtheil der Commission sowohl als auch die gewissenhafteste Bezeugung des Krankheitszustandes und der Heilung, ist actenmäßig mitgetheilt. Regelmäßig haben wir für die einzelnen Fälle zunächst das Gesuch um Zulassung zum Berühren des heiligen Rockes und das hierzu geforderte ärztliche Zeugniß über den Krankheitszustand des Petenten, dann die protokollarische Aufnahme oder sonst wo möglich durch Zeugen erhärtete Aussage über den Hergang der Heilung und schließlich die auf wiederholte Untersuchungen hin ausgestellten ärztlichen Zeugnisse über das wirklich eingetretene Schwinden des betreffenden Uebels, und zwar das dauernde Schwinden. Schien der Commission noch irgend eine Auskunft erwünscht, so ward die geheilte Person persönlich beschieden und einer ärztlichen Untersuchung von seiten der Commission unterworfen.

Also die Thatsache der Heilungen ohne Anwendung irgend eines natürlichen Mittels ist unwiderleglich dargethan für jeden, der nicht das Ansehen der ärztlichen Wissenschaft und den Werth des menschlichen Zeugnisses in Abrede stellen will. Die Erzählung der geheilten Personen über den Hergang der Heilung selbst ist in vielen Fällen kindlich rührend; es spricht sich durchweg ein so gläubiges Vertrauen zugleich mit einer so tiefen Demuth und Ergebung in den göttlichen Willen aus, daß man an die rührendsten Scenen der Krankenheilungen des Heilandes im Evangelium erinnert wird. Es bleibt somit nur ein wunderbares, göttliches Eingreifen übrig, durch welches jene Heilungen unläugbar vollzogen sind, da ja eine dämonische Einwirkung nach allen Umständen noch mehr ausgeschlossen ist als ein bloß natürlicher Vorgang.

Wer nun die Berichte dieser Heilungen mit gläubigem Sinne durchliest, dem muß trotz der erheblichen Zahl dennoch unwillkürlich der Gedanke kommen: Auf die leibliche Heilung, die Hebung des zeitlichen Uebels zielten wohl nicht in erster Linie die Absichten Gottes hin. Zwar ist auch diese ein Gottes würdiger Zweck. Wenn es seiner nicht unwürdig ist, den Einzelnen aus uns zu schaffen, dann ist es seiner auch nicht unwürdig, für das Wohl des Einzelnen, auch für dessen leibliches Wohl, mit oder ohne Wunder Sorge zu tragen.

Allein wären die göttlichen Absichten hauptsächlich hierauf gerichtet gewesen, dann wäre der Erfolg trotz der ansehnlichen Anzahl von Heilungen doch nicht gerade auffällig groß: viel größer als die Zahl der Geheilten ist die Zahl der Kranken gewesen, welche ungeheilt, wenn auch geistig getröstet, vom heiligen Rock weggegangen sind. So karg pflegt Gott nicht zu sein.

Gott hatte also unzweifelhaft einen höhern Zweck. Welches ist dieser höhere Zweck?

1. Christus, der Erlöser, hat einfachhin verheißen, daß in seiner Kirche Wunder gewirkt werden würden. Dies soll nach seiner Vorsehung und seiner Verheißung nie aufhören. Hier haben wir einen Theil der Erfüllung. Auch noch im 19. Jahrhundert glänzt die durch Wunderthaten leuchtende Heiligkeit als Merkmal an der Kirche Christi.

2. Der Unglaube soll beschämt werden. Hier sieht er vor seinen Augen Dinge, zu deren Erklärung er ohnmächtig ist. Die Ungläubigen müssen es mit Händen greifen, daß nicht alles Materie ist, nicht alles bloß Naturkraft; sie sehen gewissermaßen mit ihren eigenen Augen eine höhere Macht vor sich, welche über die Natur und deren Gesetze gebietet, eine übernatürliche Macht, einen gnädigen, allwaltenden Gott. Wohl denen unter ihnen, welche durch die Beschämung zur demüthigen Anerkennung des allwaltenden Gottes und zur gläubigen Annahme seiner Offenbarung sich führen lassen! Wo dies nicht geschieht, da wird der Unglaube jedenfalls um so unentschuldbarer, und Gott wird gerechtfertigt und verherrlicht in seinem Strafgericht über denselben.

3. Gott will seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus verherrlichen, dessen Gottheit heutzutage zum Zankapfel auch solchen geworden ist, welche es noch wagen, sich Christen zu nennen. Die hier vorliegenden Wunder sind geschehen in Anbetracht der Verehrung des heiligen Rockes. Angesichts der altehrwürdigen Reliquie haben all die andächtigen Verehrer Christus den Herrn selbst verehrt und als Gottessohn angebetet. Diese Verehrung hat er durch die vorgekommenen Wunder gutgeheißen.

Wir dürfen somit kühn sagen: Diese Wunder gestalten sich zu einem leuchtenden Beweis für die Gottheit Christi und die Wahrheit des Christenthums.

Zwar gibt es Wunder, welche unmittelbarer zur Bestätigung des Christenthums gewirkt sind. Die Auferstehung Christi selbst, die Auferweckung des Lazarus und andere wurden vom Herrn mit besonderer Berufung auf seine göttliche Sendung gewirkt und als Beweis dieser seiner göttlichen Sendung vor ihrem Vollzug hingestellt. Solcher Wunder bedürfen wir Christen nicht mehr. Aber den Ungläubigen gegenüber gestalten sich auch die jetzigen Wunder zu einer solchen Bestätigung und zu einem wahren Beweise, dem sie die Augen nicht verschließen dürfen. Gott selbst hat sein Wohlgefallen bezeugt an der im heiligen Rocke Christo dem Herrn erwiesenen Ehre: es war aber die Anerkennung Christi als Gottmensch und Welterlöser, die Anbetung Christi als Gottessohn, die Unterwerfung unter ihn als König und Haupt seines Reiches auf Erden, der heiligen Kirche, welche ihm von allen Verehrern des heiligen Rockes dargebracht wurde. Würde diese auf Irrthum beruhen, so hätte — was auch nur zu denken eine

Gotteslästerung ist — Gott selbst einen groben Irrthum begünstigt und gegen seine eigene Ehre Zeugniß abgelegt.

Aber nicht nur für das Christenthum im allgemeinen, nein, für die katholische Kirche, für ihre Lehren und ihre heiligen Gebräuche haben wir in jenen Wundern unläugbar eine göttliche Beglaubigung. Christenthum und katholische Kirche können in Wahrheit nicht getrennt werden; nur sie wird als die gottgestiftete Heilsanstalt durch Wunder gekennzeichnet. Ja alle Gebetserhörungen und Gnadenerweise, welche Gott den Draußenstehenden erweisen mag, erweist er ihnen, wenn sie schuldlos in einigen Punkten irren, eben darum, weil sie dem Geiste und Willen nach der vollen katholischen Wahrheit beipflichten oder beizupflichten bereit sind, nicht weil sie ein Stück derselben verwerfen, oder er erweist ihnen die Gnaden, um sie zur vollen Wahrheit der katholischen Kirche und zum Anschluß an diese hinzuführen und gleichsam hinzudrängen. Gerade die hervorragenden Gottesthaten, die Wunder, zielen ab auf die Verherrlichung Gottes in der einen, wahren, katholischen Kirche. Zur Bestätigung einer von der Kirche getrennten religiösen Secte ist noch nie ein Wunder gewirkt worden.

Die in der vorliegenden Schrift mitgetheilten, bei der Ausstellung des heiligen Rockes gewirkten Wunder bezeugen ganz unmittelbar die Gottgefälligkeit der Wallfahrt nach Trier und der specifisch katholischen religiösen Gebräuche und Uebungen, wie sie daselbst stattgefunden. Wie oft wurde unserer heiligen Kirche von den Andersgläubigen der Reliquiencult als ein Stück Abgötterei vorgeworfen! Gott selbst hat gerichtet zwischen ihr und ihren Gegnern. Möge diese Thatsache für recht viele derselben ein Gnadenstrahl werden, der sie zur Erkenntniß und zur gläubigen Annahme der einen Wahrheit führe!

Aug. Lehmkuhl S. J.

Geschichte des Georgianums in München. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum von Dr. **Andreas Schmid,** Director des Georgianums, o. ö. Universitätsprofessor, erzbischöfl. geistl. Rath. Mit 100 Abbildungen und 20 Vignetten. IV u. 412 S. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1894. Preis *M.* 3.50; eleg. geb. *M.* 5.

Ein ehrwürdiges Denkmal aus längst entschwundener Zeit, aber nicht Ruine, sondern noch immer Schutz und Obdach bietend nach innen, wettertrotzend nach außen, sieht die alte Stiftung Georgs von Bayern-Landshut im Laufe dieses Jahres das vierte Jahrhundert ihres Bestehens sich vollenden. In dem rastlosen Wandel und Wechsel, wie sie dem „Zeitalter der Revolutionen“ eigen, ist der Rückblick auf ein durchlebtes Jahrhundert ein großer Augenblick für jede mit Menschenschicksalen verflochtene Existenz. Vielfach denkwürdig ist er für eine kirchliche Stiftung, zumal wenn sie herüberragt aus der Zeit, da noch ein Glaube und eine Liebe, ein Hirt und eine Herde die Völker Deutschlands geeint hielt. Dreimal war seitdem das fromme Werk der Wittelsbacher, das jetzt sein 400jähriges Bestehen feiert, dem Untergange nahe. Es sah durch die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts so manches verwandte Werk christlicher Milde und Großmuth hinweggefegt, durch den barbarischen Unverstand der Aufklärungsperiode so manches stille Heiligthum zerstört. Der wirre Lärm der Auf-

lehnung gegen die kirchliche Autorität aus Anlaß des letzten allgemeinen Concils drang aus nächster Nähe drohend und gefahrvoll zu ihm herüber. Eine höhere Hand hat über der frommen Stiftung gewacht.

Ist daher diese Feier eine denkwürdige, weit mehr als so manche andere unter den zahllosen Gedächtnißtagen und Jubiläen, welche unsere Zeit an die Stelle abgeschaffter kirchlicher Festtage gesetzt hat, so ist sie nicht minder ihrem Inhalte nach eine bedeutungsvolle. Sie ist ein Ehrengedächtniß jener alten, frommen Bayernherzoge, die, treu ihrem Gott, treu ihrer Kirche, treu ihrem Volke, durch die Großthaten ihrer Frömmigkeit und Herzensgüte die Liebe zum Regentenhaus so unzerstörbar tief in die Brust ihrer Landeskinder einzugraben gewußt haben. Man hat die Stiftung eine „echt altbayrische" genannt; man hätte sie richtiger eine „echte Wittelsbacher-Stiftung" nennen sollen, die den ganzen frommbiedern Geist der alten Wittelsbacher in sich trägt. In der Urkunde vom 14. December 1494 schreibt der edle Stifter:

„Dieweil wir dann erkennen, daß die Heilwürdigkeit aller Menschen Seelen auf dem christenlichen Glauben gegründet („gewidmet") ist, so aber derselbe heilige Glaub und der Weg eines gottesfürchtigen seliglichen Lebens am meisten durch der Schriftgelehrten Kunst und Lehre mit Predigen und Disputation ausgebreitet und gepflanzt wird, auch sonderlich [wenn] Ketzerei und Mißglauben erstehen, die mögen am stattlichsten mit der Schriftgelehrten Kunst widersprochen und ausgereutet werden, zusammt dem, daß viel Gottesdienst des Gebets und andächtig Gesang Gott dem Allmächtigen, seiner werthen Mutter Maria und allen Heiligen zu Lob und Ehre durch die Gelehrten vollbracht [wird], womit sie ungezweifelt allen Christenmenschen viel Nutz und Gutes erwerben mögen, und dazu wissentlich ist, daß durch Lehre und Kunst menschliche Vernunft erleuchtet und zu tugendhaft ehrbaren Sitten gewendet wird, wodurch die Schriftgelehrten auch gemeinen Nutz und Gerechtigkeit wohl fördern mögen:

„Deßhalben, in Ansehen obberührter Ursachen, ungezweifelt gar löblich und bei Gott ein annehmlich Werk und gemeiner Christenheit Nutz ist, die Armen, so deß sonst unvermöglich sein, zu bewährter Kunst und Verständniß der heiligen Schrift göttlicher Lehre zu fördern, darum, zur Bekräftigung des christenlichen heiligen Glaubens, auch uns und unseren Landen und Leuten zu Gut, so durch der Gelehrten Kunst, Lehre und Predigt, mehrerer Untersuchung der Gerechtigkeit, tugendhafter Sitten und Verständniß der heiligen Geschrift, göttlicher Lehre und christenlichen Gottesdiensts, ersprießlichen Nutzen empfahen mögen, auch sonderlich der würdigen unserer Universität . . . zu mehrerem Aufnehmen, dazu den armen und dürftigen Schülern zu Nutz und Gut, auch damit wir uns und unsere Vorvordern des Gebets, der Andacht und guter Werke, so aus Ursachen nachfolgender Stiftung vollbracht werden, theilhaftig machen (denn das, als wir ungezweifelt zu Gott dem Allmächtigen verhoffen, zu unserer und auch unserer Vorvordern und Nachkommen Seelen Heilwürdigkeit gar wohl dienen mag): so haben wir nach mannigfaltiger Vorbetrachtung und zeitigem Rathe der Ehrwürdigen in Gott unserer besonders lieben Freunde, Herren Sixten [Bischof] zu Freising und Herrn Wilhelm Bischofen zu Eichstätt . . . fürgenommen und geordnet, von neuem gestiftet ein fürstlich Collegium in unserer obgemeldeten un-

serer Stadt Ingolstadt . . . In Kraft dieser unserer Begabung und Stiftung die gedachte Behausung . . . Herzog Georigen Collegium geheißen werden soll."

Laut dieser grundlegenden Erklärung ist die Stiftung eine **kirchliche**, dem erhabensten, idealsten aller Zwecke geweiht: würdige, fromme, in allem Guten wohlgelehrte Priester heranzubilden, zum Wohlgefallen Gottes und zum Heil der Menschen. Bei dem großen Einflusse, welchen die staatliche Behörde auf Verwaltung und Besetzung dieser kirchlichen Anstalt übt, einem Einfluß, der sich aus Bayerns katholischer Vergangenheit hinreichend erklärt, war es kaum vermeidlich, daß nicht verschiedene und manchmal recht bedenkliche Strömungen des Zeitgeistes auch hier sich geltend machten. Aber der Schutz von oben hat es so gelenkt, daß nach Zeiten der Verflachung und des Niedergangs stets wieder echt priesterliche Männer, voll apostolischen Geistes und treu kirchlicher Gesinnung sich in die Bresche stellten, die Schäden zu heilen und neuen Geist einzuhauchen. So stehen in der Reihe der Vorsteher eine ganze Anzahl durch Frömmigkeit, Wissenschaft und Thatkraft hervorragender Männer, von denen es genügt, an die Namen eines Dr. G. Wiedemann, eines Subregens Amberger oder des unvergeßlichen Dr. Thalhofer zu erinnern. Auch unter denen, welche als Alumnen oder Convictoren die Zeit ihrer Studien im Georgianum zugebracht haben, sind nicht wenige, die in der kirchlichen wie der gelehrten Geschichte Deutschlands mit verdienten Ehren genannt werden. Es bedarf nur des Hinweises auf Kirchenfürsten wie Haneberg, Steichele oder Oettl, oder den trefflichen Bischof Heiß von Lacrosse, auf Gelehrte wie Allioli, Reithmayr, Schegg, Grimm, einen Dr. Daller und das hochverdiente Brüderpaar Alois und Andreas Schmid.

Eine besondere Bedeutung hat aber die Anstalt auch als eine **charitative** Stiftung; sie dient einem der edelsten Liebeswerke, für das jedoch unsere Zeit verhältnißmäßig wenig Verständniß zu besitzen scheint. Denn wiewohl das Georgianum, soweit der Raum es gestattet, auch bemittelten Convictoren sich nicht verschließt, so ist es doch an erster Stelle der Aufnahme und Verpflegung minder begüterter, dabei aber braver und tüchtiger Studenten bestimmt. Welchen Nöthen und Kümmernissen, welchen Entbehrungen und Sorgen, zugleich welchen Gefahren für Gesundheit der Seele wie des Leibes so mancher wackere Student an Gymnasium und Universität sich ausgesetzt sieht, wie manches vielversprechende junge Leben dabei vor der Zeit aufgerieben wird, wie mancher begabte Jüngling dabei Schiffbruch leidet an Lebensglück und Seligkeit: das alles entzieht sich heute vor dem Lärm der politischen Parteien der Beachtung der großen Menge. Anders war es zur Zeit unserer Vorfahren, da es noch für eines der gottgefälligsten und segensreichsten Werke galt, zur Heranbildung tüchtiger Priester etwas beizutragen und braven Jünglingen in ihrer Studienlaufbahn Schutz und Unterstützung zu gewähren. Das war es auch, was Herzog Georg und die spätern Bayernherzoge im Sinne hatten bei den Stiftungen, die in dem heutigen Georgianum sich vereinigt finden, und was so manchen andern wohlthätigen Christen vorschwebte, die dem guten Beispiele der Fürsten gefolgt sind. Denn die Geschichte des jetzigen Georgianums hat sich keineswegs bloß mit den ursprünglich durch Herzog Georg gestifteten 11 Freiplätzen zu beschäftigen; sie umfaßt, abgesehen von den wohlthätigen Vermächtnissen frommer Privaten, eine ganze Reihe anderer

Wittelsbacher-Stiftungen, die theils direct theils indirect zu dem Georgianum früher oder später in Beziehung standen und alle der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit dienten, bis herab zu der von Herzog Georg für das Volk gestifteten Weinspende, über die, was Söltl (Die frommen und milden Stiftungen der Wittelsbacher S. 55) einst mitzutheilen wußte, durch die nun vorliegende „Geschichte" recht interessant vervollständigt wird. So ist das Georgianum, wie es noch heute steht, ein schönes und zugleich beredtes Denkmal echt katholischer Liebe.

Nach all diesen Bedeutungen hin hat der hochw. Herr Verfasser die Centenariumsfeier richtig gewürdigt und in seinem ebenso schönen wie fleißigen Buch zum Ausdruck gebracht. Es ist eine werthvolle Festgabe, die er bietet, und die prachtvolle, des seltenen Festes würdige Ausstattung ist nicht leere Schale. Der ungemein reiche, zum größten Theile auf Originalaufnahmen beruhende Bilderschmuck ist vortrefflich ausgewählt und erläutert den Text in dankenswerthester Weise. Was zur Geschichte des Georgianums beigebracht wird, steht auf urkundlichem Boden; vieles ist zum erstenmal den noch unerforschten Geheimnissen des Hausarchives entwunden, und so wird diese Festschrift zu einem Werke von bleibendem Werth.

Es kommt hinzu, daß der hochw. Herr Verfasser, der so lange die gesamte Verwaltung des Hauses mit eigener Hand geleitet hat, besser als irgend ein anderer die verschiedenen Seiten und Gesichtspunkte, die bei einer solchen Anstalt in Betracht kommen, überschauen konnte. Ueberall verräth sich der Mann, der völlig über der Sache steht, dessen Blick sich nichts entzieht, der alles im richtigen Verhältniß, nach der richtigen Tragweite aufzufassen weiß. Ergibt sich hieraus eine große Mannigfaltigkeit der erörterten und urkundlich belegten Fragen und Thatsachen, so hat darunter weder die Kürze noch die Uebersichtlichkeit Einbuße erlitten. Nichts einfacher und klarer als die drei großen Abschnitte nach dem jeweiligen Standorte der Anstalt: I. Ingolstadt 1494—1800 (160 S.); II. Landshut 1800—1826 (100 S.); III. München 1826—1894 (130 S.). Jeder dieser Abschnitte vertheilt sich wieder nach zwei Hauptgesichtspunkten, von denen der erste die Existenz, der zweite die Wirksamkeit der Anstalt umfaßt. Stiftungen, Vermögen, Räumlichkeiten, Verwaltung und clerikaler Charakter (Stiftungs zweck) werden jedesmal an erster Stelle besprochen, wenn auch, nach den besondern Verhältnissen der betreffenden Zeitabschnitte, in etwas verschiedener Ordnung.

Das sind die Vorbedingungen, auf denen das übrige sich aufbaut. Für die Wirksamkeit der Anstalt erfahren Personalbestand, Verpflegung, Unterricht und Erziehung stets besondere Erörterung. Vieles Schöne und Gute aus den Einrichtungen und Gepflogenheiten der Anstalt kommt hierbei zur Mittheilung. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Herr Verfasser bei dem, was zur Pflege der kirchlichen Tonkunst wie zur Weckung des Sinnes für kirchliche Kunst überhaupt, und bei dem, was für die Reichhaltigkeit, Ordnung und bequeme Benutzbarkeit der Bibliothek geschieht. Es verdient dies in der That große Anerkennung; zugleich aber verleihen solche genaue Darlegungen neben dem rein historischen Interesse dem schönen Buche auch einen praktischen Werth.

Natürlich geben die Urkunden, nach welchen mit so sicherer Hand und in so bündiger Fassung eine 400jährige Geschichte gezeichnet ist, fast nur äußere Umrisse. Selbst diese erscheinen manchmal schwach und verwischt und haben, wie es in der Natur der Sache liegt, mit stärkern Tinten die Spuren von Mängeln und Mißständen bewahrt als die des geleisteten Guten. Was pflichttreue Vorstände an Sorgen und Mühen aufgeboten, an Leid und Bitterkeit getragen, an Kämpfen durchgefochten, ist nur zu geringem Theile in den Acten verwahrt. Was durch ihre Sorgfalt und Frömmigkeit Gutes angeregt wurde, das sich später fruchtbar entwickelt hat, was Böses und Gefahrvolles durch ihr Bemühen wie durch den von der Anstalt gewährten Schutz von den Herzen junger Männer ferngehalten wurde, dieses und ähnliches entzieht sich der Nachforschung des Geschichtschreibers. Für denjenigen, der für das Werk der Priestererziehung einiges Verständniß hat, werden auch diese Umrisse Leben und Sprache gewinnen. Mit Ehrfurcht und Anerkennung wird er der fürstlichen Stifter und Gönner gedenken, deren katholischer Sinn ein so wohlthätiges Werk gegründet und bis jetzt erhalten hat; nicht minder aber aller jener pflichtgetreuen priesterlichen Männer, welche die Anstalt der Erfüllung ihres heiligen Zweckes zugeführt und in der Zeit der Gefahr sie vor dem völligen Untergang bewahrt haben. Beati! . . . opera enim illorum sequuntur illos.

Otto Pfülf S. J.

Die Gnadenlehre und die stille Reformation. Von Dr. K. Krogh-Tonning. (Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1894. Nr. 2.) 86 S. gr. 8⁰. Christiania, Dybwad, 1894.

Der Inhalt dieser äußerst interessanten Schrift läßt sich in die zwei Thesen zusammenfassen: Die katholische Gnadenlehre war und ist nicht semipelagianisch. Die lutherische war ursprünglich, ist aber längst nicht mehr deterministisch.

Die erste These wird für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bewiesen aus vielen um das Jahr 1500 gedruckten, großentheils weit verbreiteten Büchern, aus den Schriften eines Johann Ulrich von Basel, Dederich von Münster, Joh. Dietenberger, Albrecht von Eybe, Nicolaus von Lyra, Geiler von Kaisersberg, Tauler, Trithemius u. a., für die nachtridentische Zeit aus der thomistischen und der molinistischen Gnadenlehre. Dieser Theil, in welchem der akatholische Verfasser eine staunenswerthe Belesenheit in der neuern und neuesten katholisch-theologischen Literatur verräth, Bekanntschaft nicht bloß mit Möhler und Döllinger, sondern auch mit Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, Alzog, Uhl, Moufang, Hasak, de Lorenzi, Denifle, Brück, Falk, Cardinal Pecci, Satolli, Oswald, Schneemann und Dummermuth, schließt ab mit der Frage: „Wo bleibt da der römische Semipelagianismus innerhalb der Richtung, welche am weitesten in der Betonung der Freiheit in der Gnadenlehre geht, nämlich innerhalb des Jesuitismus?“ Die Antwort lautet, wie sie lauten muß: „Wir haben ihn nicht entdecken können.“ Hinzugefügt wird: „Wir haben gefunden, daß die liberalste Richtung innerhalb der römischen Kirche Ausdrücke von der freien Gnade (ihrem „unfehlbaren“ Resultate) gebraucht, die man kaum innerhalb des Protestantismus wagen möchte. . . Wer von uns würde sagen, Gott

könne (mit Beibehaltung des freien Willens) jeden Sünder bekehren und erlösen [d. h. selig machen], wenn er die Mittel anwenden wollte, die zu seiner Verfügung stehen? . . . Wenn wir uns hier ein Gedankenexperiment erlauben dürften, so möchten wir sagen: Wenn unsere jetzt geltende Gnadenlehre einem römischen Tribunal vorgelegt würde, dann würde dasselbe sie wahrscheinlich wohl toleriren als eine theologisch zuläßige ‚Lehrmeinung', aber gleichzeitig würde es vor den Wegen Pelagii warnen."

Die zweite der obigen Thesen läßt sich genauer so formuliren: Die ersten Reformatoren, Luther, Calvin und die Verfasser der Concordienformel, werden mit Recht beschuldigt, der Gnade auf Kosten der Freiheit und moralischen Verantwortlichkeit des Menschen zu viel zugeschrieben zu haben; aber diese Anklage kann nicht gegen die Form der Gnadenlehre erhoben werden, welche innerhalb des Lutherthums unter dem Einflusse einer ethischen Reaction oder „der stillen Reformation" nach und nach zu allgemeiner Geltung gekommen ist.

Luther allerdings sagte: „Ich lege Gott alles bei, den Menschen nichts, mag auch Cyprian, Ambrosius, Augustin, St. Peter, Paulus, Johannes, ja ein Engel vom Himmel anders lehren." Aber schon Melanchthon, der anfangs der Lehre seines Meisters auch in diesem Stücke gefolgt war, bezeichnete später die Behauptung: nihil agere liberum arbitrium, als horribile mendacium; et ab hoc errore mentes abducendae sunt et docendae, agere aliquid liberum arbitrium. Die Gnadenlehre der hiermit eingeleiteten Reaction besagt im Gegensatze zu der Luthers: Der Mensch ist nicht absolut passiv, vielmehr selbstthätig unter Einwirkung der Gnade; der rechtfertigende Glaube ist nicht als ein automatisches Receptionsorgan aufzufassen; es ist vielmehr der „lebendige Glaube", welcher potentiell die Liebe enthält und durch eine „Todsünde" verloren geht. Diese Anschauungen werden nachgewiesen bei einer langen Reihe von lutherischen Theologen der verschiedensten Zeitperioden und Richtungen, bei Chemnitz, Strigel, Osiander, Quenstedt, Thomasius, Hollaz, Bajer, Buddeus, Limborch, Wegscheider, Weigel, Böhme, Barclay, Spener, Schleiermacher, Neander, Martensen, Nitzsch, Lange, Baur, Beck, Philippi, der erklärt, „die moderne gläubige Theologie könne selbst sich der Anerkennung nicht entziehen, daß ihre Rechtfertigungslehre in principieller Uebereinstimmung mit der römischen Anschauungsweise stehe", und Hase, der meint, seitdem die protestantische Theologie in der Lehre von dem lebendigen Glauben den scholastischen Begriff der fides formata wieder aufgenommen habe, glichen der römische und der protestantische Begriff von dem seligmachenden Glauben einander „wie ein Ei dem andern".

Alles vereinigt sich, die Lectüre der inhaltreichen Schrift nicht bloß lehrreich, sondern auch genußreich zu machen: die Klarheit der Darstellung, die Sicherheit und Gründlichkeit der Behandlung, die Durchsichtigkeit des Gedankenganges, der ruhige, irenische Ton und endlich auch die durchgängige Sprachrichtigkeit, welche den deutschen Leser fast vergessen läßt, daß Verfasser sich eines ihm fremden Idiomes bedient.

An Sprachwidrigem oder Ungebräuchlichem bemerken wir unter anderem folgendes: „weder — oder" statt noch; „vermehren mit" statt um; „Beifall geben"

statt beistimmen (S. 26); „Erlösungswerk" statt Heilswerk (S. 27 und ähnlich öfter); „Urtheilsact" statt Urtheilsspruch, richterliches Erkenntniß (S. 79). Undeutlich schien uns der Ausdruck „die gläubige Annahme des reuigen Sünders" (S. 79), weniger glücklich, „daß man auf dem Wege der Consequenz . . ." (S. 38), unrichtig „die Katholiken lehren durchaus keine Sündenvergebung weder durch unsere Liebe oder [noch] der Liebe wegen" (S. 82), da es nach Trident. sess. 14, cap. 4 de poen. recht wohl möglich ist, contritionem aliquando *caritate* perfectam esse hominemque Deo reconciliare, priusquam hoc sacramentum actu suscipiatur. Doch will der Verfasser vielleicht nur sagen, daß die Liebe niemals causa *de condigno* meritoria iustificationis ist. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls muß ein Akatholik, dem bei einer so eingehenden Besprechung der katholischen Gnadenlehre keine weitere Unrichtigkeit entschlüpft, mit der katholischen Lehre wohl vertraut sein.

Hat der katholische Leser an der sichern Hand seines Führers „die stille Reformation" bis auf die Gegenwart verfolgt und mit dem Verfasser das Facit gezogen: In der Rechtfertigungslehre, dem articulus stantis et cadentis ecclesiae, gibt es heutzutage n i c h t s mehr, um das es sich der Mühe lohnte zu streiten, dann wird er auch gern mit dem Verfasser wünschen und beten, ut omnes unum sint, und eine Garantie für eine fortschreitende Verwirklichung dieses Wunsches gern in dem Umstande sehen, daß Drucklegung und Herausgabe dieser eminent versöhnlichen Abhandlung laut dem Titelblatt von einer wissenschaftlichen Gesellschaft in einem protestantischen Lande besorgt sind.

Aug. Perger S. J.

Die päpstliche Kammer unter Clemens V. und Johann XXII. Ein Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Finanzwesens von Avignon. Von **Leo König** S. J. VI u. 87 S. gr. 8⁰. Wien, Mayer & Cie., 1894. Preis *M.* 2.20.

Die Geschichte des päpstlichen Finanzwesens berührt, wie der Verfasser, sein Arbeitsthema und dessen Bedeutung kennzeichnend, trefflich ausführt, „die verschiedensten Lagen des kirchlichen und politischen Lebens der Völker und bietet einen interessanten Einblick in die vielgestaltigen Beziehungen des Apostolischen Stuhles zu Ländern und Fürsten, Bisthümern und Klöstern, Priestern und Laien. Man hat darum mit Recht in neuester Zeit diesem Zweige der Geschichtswissenschaft eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und die Organisation, die fortschreitende Entwicklung der curialen Finanzverwaltung, die Obliegenheiten und Geschäfte der Kammerbeamten, die Quellen der Einnahmen und die Zwecke der Ausgaben zum Gegenstande eingehender Forschung gemacht".

Das Beste, was uns in der bezeichneten Richtung vorliegt, ist ohne Zweifel Gottlobs „Aus der Camera Apostolica des 15. Jahrhunderts", eine Arbeit, welche, wenigstens für die Zeit vor dem 15. Jahrhundert, nur zur allgemeinen Orientirung über Stoff und Materialien bestimmt, unter andern auch das Verdienst besitzt, daß sie zu eingehendern Studien in derselben Richtung anregt.

Mit scharfem Blick hat P. König aus dem weitschichtigen Thema sich einen Punkt ausgewählt, welcher sowohl wegen seiner Wichtigkeit als auch wegen der Reichhaltigkeit zu seiner Erörterung noch nicht verwertheter Materialien besondere

Berücksichtigung verdient. Was er durch seine Arbeit erzielen möchte, „ist die Erkenntniß, daß mit Johann XXII. nicht in einem so umfassenden Sinne, wie man gewöhnlich annimmt, eine neue Epoche des päpstlichen Finanzwesens begonnen, sondern daß schon unter Clemens V., ja zum großen Theil unter Bonifaz VIII. das Kammersystem der folgenden avignonesischen Päpste bestanden hat".

Der Verfasser hat mit Methode und Findigkeit in den Quellen geforscht, ein ansehnliches Material gesammelt und gründlich verarbeitet, sowie seine Ergebnisse mit durchsichtiger Klarheit gruppirt und dargelegt.

Er behandelt die Einnahmen und die Ausgaben, zwei Abtheilungen, für welche die Ausdrücke recepta und expensa in den Quellen ungleich besser verbürgt sind als die nun den Kammerrechnungen ertheilte Bezeichnung introitus und exitus.

Die beiden ersten Einnahmequellen, die servitia communia und secreta, sind mit dem Beneficialwesen der höhern kirchlichen Würden, mit den Reservationen, Confirmationen und Translationen eng verbunden, weshalb auch diese berücksichtigt werden. Es folgen die Palliengelder, Gaben bei der visitatio liminum, Taxen für Bullen und Briefe, Intercalarfrüchte, Ergebnisse des Spolienrechtes, die verschiedenen Zehntenarten, die Besteuerung zum Unterhalt der Legaten.

Daran reihen sich die Ausgaben für den curialen Haushalt, das Dienstpersonal, gutthätige Zwecke, die Missionen, für Kunst und Paramente, Hebung der Wissenschaften, die Kriege in Italien.

An dritter Stelle werden unter dem Titel „Vergleich der Einnahmen und Ausgaben" die deponirten Summen, Darlehen, Schuldforderungen, Summen in den Händen der päpstlichen Kaufleute behandelt.

Der vierte und letzte Abschnitt ist den päpstlichen Kammerbehörden gewidmet, dem Kämmerer, Thesaurar, den Kammerclerikern, Collectoren und päpstlichen Depositaren.

Der Verfasser hat seinen Hauptsatz meines Erachtens hinlänglich festgestellt. Es bezeichnet also das Pontificat Johanns XXII. in der Entwicklung des päpstlichen Finanzwesens und der kirchlichen Steuerverwaltung einen merklichen Fortschritt, nicht aber einen Systemwechsel, nicht einen wesentlichen Abfall von der nächsten Vergangenheit und Einführung eines neuen Systems, wie man bisher zu glauben geneigt war. Allerdings um den Grad des unter Johann zweifellos erfolgten Fortschreitens auf der längst betretenen Bahn genauer zu bestimmen, dafür müßte nicht etwa nur reicheres Material für seine Regierung beigebracht, sondern auch vor allem festgestellt werden, ob die wenigen uns erhaltenen Bände aus der unmittelbar vorhergehenden Zeit uns nur eine der verschiedenen, später üblichen Klassen oder aber die einzige damals geführte Art von Rechnungsbüchern darstellen.

Beachtenswerth ist die Analogie zwischen dieser Correctur und jener, welche zumal Diekamp in Bezug auf die so lange behauptete Reform des päpstlichen Kanzleiwesens gleichfalls durch Johann XXII. genauer formulirte. Auf beiden Gebieten ist viel mehr Continuität und organisch fortschreitende Entwicklung fest-

gestellt worden, als bisher angenommen worden war. Eine weitere, allerdings einer andern Verwaltungsart, aber dennoch zeitlich und stofflich naheliegende, lehrreiche Analogie bieten die Ausführungen Ch. V. Langlois' (Philippe le Hardy) gegen Boutaric, welcher Philipp dem Schönen einen ähnlichen Systemwechsel in der französischen Staatsverwaltung zuschrieb, wie er Johann XXII. für das päpstliche Kanzlei- und Finanzwesen zugetheilt worden war. Also der Warnungen genug für die Forscher, die Einrichtungen nicht stets erst zu der Zeit auch entstehen zu lassen, in welcher die Fülle des oft ganz zufälligerweise erhaltenen Quellenmaterials dieselben uns gewissermaßen in die Augen springen läßt.

Auch in der Detailforschung ist P. König genau und zuverlässig, wenngleich einige Versehen zu berichtigen sind. Die — nicht 60—80, sondern 100 (vgl. *Palmieri*, Manuductio p. 128) — Regestenbände Johanns sind nicht in der Bibliothek, sondern im Archiv des Vaticans zu suchen.

Etwas mehr hätte der Verfasser in der Sammlung seines Arbeitsmaterials leisten können. Die von Munch veröffentlichen Berichte der päpstlichen Collectoren im hohen Norden und die unter der Leitung des Master of Rolls längst erschienenen Veröffentlichungen über das kirchliche Taxenwesen in England (Taxatio ecclesiastica Angliae et Walliae auctoritate Nicolai IV. c. an. Dom. 1291. London 1802. 1 vol. fol.) gehörten zu seinem Thema, für welches auch die so zahlreichen Urkundenbücher, Diplomatarien und Cartulare ungleich mehr boten, als sich in der Schrift verwerthet findet. Infolgedessen beruht mancher Satz auf unvollkommener Induction, weshalb zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen nicht ausbleiben können.

Für die Forschung im allgemeinen verschlägt dieser Mangel allerdings weniger, da ja doch eine erschöpfende Darstellung dieses Themas erst möglich sein wird, wenn die päpstliche Regestensammlung, die für das 14. Jahrhundert so reiche Abtheilung des Kammerarchivs und die einschlägigen Stücke der Instrumenta miscellanea dem weitern Forscherkreise erschlossen und die auswärts erhaltenen Materialien durch schulgerecht arbeitende Localforschung in passender Form gesammelt sein werden. Für den alsdann zu erhebenden Bau hat P. König gut zubehauene, recht brauchbare Bausteine zurechtgelegt, deren sich der zukünftige Geschichtschreiber des päpstlichen Finanzwesens freuen wird.

Franz Ehrle S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction [1].)

Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbes katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterricht. Von W. Wilmers, Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte, überarbeitete und vermehrte Auflage. Mit Gutheißung der geistlichen Obern. Münster, Aschendorffsche Buchhandlung, 1894.

Erster Band: Lehre vom Glauben überhaupt und vom Glauben an Gott den Dreieinigen und Erschaffer (1. Glaubensartikel) insbesondere. XVI u. 662 S. 8°. Preis *M.* 6 (bei Bezug von 4 Exemplaren zugleich à *M.* 5.10).

Zweiter Band: Von Jesus Christus dem verheißenen Erlöser, vom Heiligen Geiste, von der Kirche, von der Vollendung (2.—12. Glaubensartikel). XVI u. 770 S. 8°. Preis *M.* 7 (bei Bezug von 4 Exemplaren zugleich à *M.* 5.95).

Seit mehreren Jahrzehnten ist das vorliegende Lehrbuch eine Lieblingslectüre aller geworden, denen es um Aneignung oder Auffrischung eines gründlichen theologischen Wissens zu thun ist. Ein durchaus zuverlässiger Führer in theologischen Fragen, ist es zugleich auf praktische Verwerthung eingerichtet. Klar und scharf wird die katholische Lehre allseitig erklärt gegenüber den Irrlehren der Secten; die unter katholischen Gelehrten umstrittenen Lehrmeinungen werden nach ihren wesentlichen Unterscheidungspunkten gekennzeichnet, unter dem löblichen Bestreben, die verschiedenen Ansichten möglichst zu versöhnen und den guten oder gemeinsamen Kern aus allen herauszuschälen. Die praktische Brauchbarkeit für Schule und Kanzel und für den persönlichen Zweck eigener Belehrung nicht nur, sondern auch ascetischer Erbauung wird bedeutend erhöht durch die vielen Nutzanwendungen und Beispiele, welche mit großem Fleiß und Geschick eingestreut sind. — Diese fünfte Auflage nennt sich mit Recht eine überarbeitete und vermehrte. Es ist dies ein Beweis von der nicht ermüdenden Sorgfalt, mit welcher der hochbetagte Verfasser bemüht war, die beabsichtigten Zwecke immer besser und vollkommener zu verwirklichen. Der Aenderungen und Erweiterungen sind so viele, daß sie hier nicht einzeln aufgezählt werden können. Der erste Band hat einen Zuwachs von 168, der zweite von 86 Seiten erhalten; sachlich aber ist der Zuwachs ein noch größerer; denn durch öftere Verweisung unwichtigerer Partien in Anmerkungen und durch übersichtlichere Anwendung des Mitteldruckes wurde ein gleicher Inhalt auf geringern Raum zusammengedrängt. — Hoffentlich werden die zwei noch fehlenden Bände den jetzt erschienenen recht bald folgen.

Die geistliche Schulaufsicht in der Volksschule, ihre Berechtigung und Ausübung. Von M. A. Berninger, Schulinspector und Pfarrer in Euerfeld. Zweite, vermehrte Auflage. 65 S. 8°. Würzburg, Göbel, 1894. Preis 70 *Pf.*

Die Trennung von Schule und Kirche steht auf der Tagesordnung der Forderungen des religionslosen Liberalismus unserer Zeit. Leider hat ein großer Theil

[1] Der Verfasser der Schrift „Der apokryphe dritte Korintherbrief", die im vorigen Hefte (Bd. XLVI, S. 568) besprochen wurde, ersucht uns, hier mitzutheilen, daß die Schrift nicht im Fuesschen Verlag zu Tübingen erschienen, sondern in der Mechitaristen-Buchdruckerei zu Wien gedruckt worden sei.

der modernen Lehrer eben diese Forderung auf seine Fahne geschrieben. Vorliegende Broschüre beleuchtet mit besonderer Rücksicht auf die bayerischen Verhältnisse und Gesetze in recht gediegener Weise die Ungerechtigkeit und Verderblichkeit dieser Forderung. Der gegen Ende S. 9 angezogene Vergleich will uns nicht ganz stichhaltig und nicht ganz ungefährlich erscheinen behufs des Aufsichtsrechtes der Gemeinden. Sonst können wir den Ausführungen durchgehends nur beistimmen. Es ist keine Spur von Uebertreibungen darin zu finden; eher könnte man sagen, der hochw. Herr Verfasser habe sich auf das Mindestmaß der in Frage kommenden Rechte beschränkt, wenn er ausführt, „daß das Recht der Kirche auf die Schulaufsicht gegründet ist im natürlichen, im historischen, im positiv menschlichen und göttlichen Rechte; daß sie alle Titel für sich hat, aus welchen überhaupt ein Recht abgeleitet werden kann" (S. 35). An den Nachweis dieses Satzes schließt sich als weiterer Theil der Schrift eine praktische Anweisung für den Clerus, speciell den Pfarrer als Schulinspector, an, wie die Schulaufsicht mit Nutzen und Geschick zu verwalten sei, zugleich mit einer guten Widerlegung der landläufigen Einwürfe, welche gegen die Zuträglichkeit der Schulaufsicht seitens des Clerus gemacht werden. Die so rasch nach der ersten erschienene zweite Auflage ist durch Zusätze und übersichtliche Eintheilung nicht unerheblich verbessert.

Die christliche Erziehung oder **Pflichten der Eltern.** Von W. Becker, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VIII u. 282 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 2.

In der Form von 33 katechetischen Predigten wird der hochwichtige Stoff der Elternpflicht bezüglich der Erziehung der Kinder eingehend behandelt. Wohl merkt man es der Ausführung an, daß die Vorträge zunächst für nordamerikanische Verhältnisse berechnet sind; allein die ausgesprochenen Grundsätze bleiben überall dieselben, und auch die Anwendungen liegen für die verschiedenen Gegenden nicht so weit auseinander, daß man nicht mit großem Nutzen die gegenwärtige Schrift überall verwerthen könnte. Insbesondere bietet sie für Vorträge über Kindererziehung und sonstige Standespflichten der Eltern eine Fülle von Stoff. Die Sprache ist höchst einfach und verständlich für jedermann; sachlich ist die Schrift ein Meisterstück praktischer Behandlung des vorliegenden Stoffes. Man möchte fast bedauern, daß nicht ein genaues Sachregister beigefügt ist; jedenfalls läßt sich aus der fortlaufenden Titelangabe der einzelnen Vorträge der ganze Reichthum der praktischen Anwendungen und Winke nicht entnehmen, welche der Verfasser in recht geschickter, wenn auch zuweilen etwas gar kräftiger Weise zu geben verstanden hat.

Thomas von Kempen ist der Verfasser der Bücher De imitatione Christi. Programm des Kempener Gymnasiums vom derzeitigen Director Dr. Pohl. 28 S. 4⁰. Kempen 1894.

„Thomas und kein Ende!" wird mancher ausrufen. Nachdem sich mehrere hundert Schriften bereits mit der vorliegenden Frage beschäftigt haben, sehen wir hier abermals eine Arbeit theils ausgeführt theils eingeleitet, welche nachdrücklich Beachtung fordert. Sie trägt alle Kennzeichen einer ruhigen und sachlichen Kritik und ist frei von polemischer Einseitigkeit und unbewiesenen Behauptungen. Der Haupttheil, das bekannte Zeugniß des Johannes Busch betreffend, kann als Muster einer objectiven Untersuchung gelten. Der Verfasser hat neun Handschriften des Liber de viris illustribus persönlich geprüft und über zwei andere sich zuverlässige Angaben verschafft. Alle diese enthalten cap. 21 das klare Zeugniß des bestunterrichteten Zeit-

genossen für Thomas als Verfasser der Nachfolge Christi, ohne irgend einem Verdachte der Fälschung Raum zu lassen. Rücksichtlich der einen Handschrift aber, in der die bezüglichen Worte fehlen, wird recht anschaulich dargethan, daß sie eine erste, viel kürzere Redaction des Werkes ist. Angesichts dieser Darlegung werden die Gegner der Autorschaft des Thomas ganz neue greifbare Beweise beibringen, bezw. früher aufgestellte Behauptungen klar und bestimmt begründen müssen, oder ihre Stellung ist auf das bedenklichste erschüttert. — Der Verfasser, der seine Akribie bereits in andern Arbeiten philologischen und historischen Inhaltes bewährt hat, legt zugleich den Grund zu einem umfassenden Werke über die Thomasfrage. Er gibt Rechenschaft über hundert zu den Vorarbeiten benützte Hilfsbücher und Ausgaben, über neun vollständig und vier theilweise verglichene Handschriften der Imitatio Christi und stellt sich dann für die weitern Forschungen folgende Aufgaben: „eine dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Nachprüfung und Ergänzung des gesamten in Frage kommenden Materials, insbesondere die Durchforschung der Handschriften, sowohl der Imitatio als der übrigen Schriften des Thomas von Kempen, ferner die Herstellung eines Stammbaumes derselben und einer neuen, hierauf gegründeten kritischen Ausgabe der Werke des Thomas und endlich eines aus letzterer zusammenzustellenden Lexicon Thomaeum." Diese Aufgaben liegen in guter Hand; möge sie die Lösung rüstig fördern. Es wird dann endlich das Material zu einem abschließenden Urtheil vollständig vorliegen.

Das dogmatische Kriterium der Kirchengeschichte. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. Von Dr. M. Höhler, Domkapitular in Limburg a. d. Lahn. 82 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1893. Preis 75 *Pf.*

Hat in dem Streite um ein Dogma und um solche Dinge, welche wesentlich mit einem Dogma zusammenhängen, die geschichtliche Forschung oder die kirchlich fixirte Lehre zu entscheiden? Hat die geschichtliche Forschung das Recht, zugelassen und gehört zu werden, auch dann, wenn sie das Dogma angreift? Nach der Logik des Protestantismus allerdings. Deshalb konnte Harnack seinen protestantischen Gegnern mit Recht entgegenhalten: „Wird dieses Recht (der geschichtlichen Forschung) negirt, so wird das Recht der Reformation negirt"; denn sie ist aus der negativen „Kritik an der Ueberlieferung geboren" und wäre sonst „eine beklagenswerthe Revolution". Dieses sogen. Recht der Reformation, welches die durch Christus übermittelten Wahrheiten dem so unsichern, von so vielen äußern und innern Einflüssen und Zufälligkeiten abhängigen, für die meisten Menschen auch ganz unmöglichen Forschen des Einzelnen preisgibt, hat die katholische Kirche in der That stets für „eine beklagenswerthe Revolution" gehalten. Darüber kann unter Katholiken eine Meinungsverschiedenheit nicht obwalten. Verschiedene Ansichten sind aber auch unter Katholiken aufgetaucht, wenn es sich um die Frage handelte, ob durch die Annahme dieser oder jener angeblichen Thatsache wirklich ein Dogma in Frage gestellt werde oder nicht. Was von einem correct dogmatischen Standpunkte hierbei festgehalten werden muß, hat der hochverdiente Herr Verfasser der vorliegenden Schrift eingehend dargelegt, und seinen vornehm gehaltenen Erörterungen wird man wohl durchgehends beistimmen müssen. Durch das dogmatische Kriterium wird die Forschung nicht gehemmt — es sind ja noch unermeßliche kirchengeschichtliche Gebiete zu erforschen —, und auch in ihrer Freiheit wird sie nicht anders behindert als durch den Compaß der Schiffer, der gerade durch diese Behinderung vor vielen Irrungen auf dem klippenreichen Meere bewahrt bleibt.

Tractatus canonicus de sacra ordinatione. Auctore Petro Gasparri, sacerd. SS. D. N. Leonis PP. XIII. cubiculario intimo, in instituto catholico Parisiensi textus canonici professore etc. Vol. I: IX et 441 p.; vol. II: 399 p. 8°. Parisiis, Delhomme et Briguet, 1893. Preis *Fr.* 13.

Monsignor Gasparri, dessen trefflichen Tractatus canonicus de matrimonio wir bereits früher (Bd. XLI, S. 347 f.) unsern Lesern empfohlen haben, bietet in dem oben erwähnten Werke eine vollständige canonistische Monographie über die heiligen Weihen. Dieselben Vorzüge, welche wir an dem Erstlingswerk des Verfassers hervorgehoben haben, finden sich auch bei der neuen Arbeit. Die historische Seite hat im Anschlusse an ältere und neuere Werke, z. B. Phillips, eine etwas eingehendere Beachtung gefunden als im Eherecht, was wir nur billigen können. Die Darstellung selbst geht sehr ins Detail und nimmt manchmal einen casuistischen Charakter an. Diese beiden Eigenschaften werden besonders bei den Praktikern dem Werke nicht wenige Freunde erwerben. Wenn übrigens der Verfasser zuweilen sich kürzer gefaßt, den Stoff noch etwas mehr gesichtet und verarbeitet, auch den Kleindruck ausgiebiger verwerthet und nicht zu viele Actenstücke vollständig mitgetheilt hätte, so wäre wohl aus den beiden schlanken Bänden ein ordentlicher Band geworden. Hoffentlich gewinnt der Verfasser bald seine volle Arbeitskraft wieder, um den bereits begonnenen Tractatus canonicus de eucharistia zu vollenden und weitere Monographien in Angriff zu nehmen. Die kirchenrechtliche Literatur würde dadurch um eine Reihe vortrefflicher, eigenartig und selbständig gestalteter Arbeiten reicher werden.

Die bedingte Verurtheilung. Von Jul. Bachem, Rechtsanwalt. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1894. 64 S. 8°. Köln, Bachem, 1894. Preis *M.* 1.20.

Die bedingte Verurtheilung oder vielmehr die Verurtheilung mit bedingtem Strafaufschub ist seit Jahren in Belgien zulässig geworden und in die Praxis übergeführt, ebenso seit kurzem in Frankreich; in England hat schon längere Zeit eine ähnliche Einrichtung bestanden; andere Länder neigen zur Einführung hin; in Deutschland haben die juristischen Kreise über dieselbe hin und her disputirt. Sie ist der Wahrnehmung entsprungen, daß die kurzzeitigen Freiheitsstrafen vielfach ihren Zweck verfehlen, ja zweckwidrig sind. Die von solchen Strafen betroffenen Vergehen oder Verbrechen sind in steter Zunahme. Hingegen hat der bedingte Strafaufschub, der zu einem gänzlichen Straferlaß wird, wenn der Betroffene in einem bestimmten Zeitraume sich tadellos aufführte und eine neue Verurtheilung sich nicht zuzog, bis jetzt ein günstiges Resultat und eine erhebliche Verminderung von Vergehen, zumal von Rückfällen, zur Folge gehabt. Die vorliegende Schrift theilt die amtlichen Resultate der verschiedenen Länder mit. Des weitern macht der Herr Verfasser den Leser mit der verschiedenen juristischen Begutachtung dieser neuen Strafeinrichtung bekannt, welche den Richtern ein weit höheres Maß discretionärer Vollmacht ertheilt; denn es soll eben der Richter sein, der nach Abwägung der verschiedenen Umstände des concreten Straffalles bedingt oder unbedingt auf Strafvollstreckung zu erkennen habe. Es würde zu weit führen, das Für und Wider dieser neuen Einrichtung auch nur auszugsweise hier anzugeben. Gegner und Freunde haben sich in ihrer Begutachtung Uebertreibungen zu schulden kommen lassen. Der Herr Verfasser selbst hält sich in seiner eigenen Beurtheilung, welche in den letzten Kapiteln von S. 44 an dem Leser geboten wird, in sehr anerkennenswerther Weise von beiderseitigen Uebertreibungen

fern. Das schwerste Bedenken gegen die sogen. bedingte Verurtheilung liegt wohl in der Gefahr der Parteilichkeit oder des Scheines von Parteilichkeit in Handhabung der Straffälle. Diese Gefahr wird nur dann entfallen, wenn wir einen durch und durch religiös gläubigen Richterstand haben und, wie der Herr Verfasser S. 62 beistimmend referirt, einen Richterstand, der sowohl formal geschult als auch praktisch ausgebildet ist. — Die hier aufgeworfene Frage ist jedenfalls für weite Kreise sehr interessant, die vom Verfasser gebotene Beleuchtung recht gediegen und belehrend.

Institutiones theologicae in usum scholarum. Auctore G. Bernardo Tepe S. J. Cum approbatione Superiorum et Em. Fr. Card. Richard, Archiep. Parisiensis. Volumen primum continens tractatus de vera religione, de Ecclesia Christi, de verbo Dei scripto et tradito. 636 p. 8°. Parisiis, Lethielleux, 1894. Preis *Fr.* 6.75.

Wir haben hier den ersten Band eines auf vier ungefähr gleiche Bände berechneten dogmatisch-theologischen Curses vorliegen. Auf eine eingehende Inhaltsanzeige darf wohl verzichtet werden: es sind die einleitenden Fragen der Theologie, welche zur Behandlung kommen, die man auch wohl theologia generalis oder fundamentalis genannt hat. Der Verfasser übergeht nicht ganz die Beweise für die Authentie der heiligen Schriften, beschränkt sich jedoch auf die des Neuen Testamentes, weil er aus ihnen sofort die Wahrheit des Christenthums nachweist und alsdann zum Beweis der Wahrheit der katholischen Kirche übergeht; die Authentie der Bücher des Alten Testamentes wird nach dieser Ordnung durch die Kirche unbezweifelbar verbürgt. — In Anordnung des Stoffes, in Feststellung der Thesen und deren Umgrenzung, im Beweisgang und in Widerlegung der Einwürfe erweist sich der vorliegende Band als ein Schulbuch im besten Sinne des Wortes. Die Ordnung sowie die nähere Erklärung der einzelnen Fragen ist einfach und klar; die wichtigern Lehren werden in Form von Thesen behandelt und je nach ihrer Wichtigkeit durch mehr oder weniger zahlreiche Beweise gestützt, und zwar in knapper, schulgerechter Form; die minder wichtigen Fragen sind in Form von sogen. Scholien erklärt und begründet; die Einwürfe und Schwierigkeiten werden entweder in gleicher Weise kurz entkräftet oder in Syllogismen gebracht widerlegt. Der Gang in der Behandlung der Kirche Christi ist der für apologetische Zwecke kürzeste und schlagendste. Der Verfasser beginnt mit dem Nachweis des unfehlbaren Lehramtes und des Primates des hl. Petrus; die Untersuchung über die wahre Kirche wird dadurch sehr einfach. Eingehend wird nachher über die Tragweite des unfehlbaren Lehramtes des Römischen Papstes gehandelt, sowie über die Entscheidungen der römischen Congregationen. — Als Grundlage für theologische Vorlesungen wird das Werk treffliche Dienste leisten, aber auch beim Selbststudium der Theologiebeflissenen.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Jos. Pötsch. III. Heft: **Jesuiten und Jesuitenschulen.** Offene Antwort, dem Historiker der „Deutschen Schulzeitung", Herrn E. Henze, ins Album geschrieben von Joseph Reiß, Unterlehrer in Weilderstadt. 96 S. 8°. Kempten, Köselsche Buchhandlung, 1894. Preis 70 *Pf.*

Aus dem neuen Sammelwerke „Pädagogische Vorträge und Abhandlungen" greifen wir hier ein Heft heraus. Dasselbe hat einen katholischen Elementarlehrer zum Verfasser, der den Auslassungen eines protestantischen Amtsgenossen entgegentritt. Die Art, wie er seinen Gegner matt setzt, ist ganz geschickt und gefällig. Es ist dies neuerdings ein Zeugniß, daß in unserem katholischen Lehrerstand, trotz den Gegen-

bemühungen der Bureaukratie, noch immer ein gutes Erbstück von gesundem Sinn, von katholischer Wärme und von deutschem Mannesmuth sich bewahrt hat. Das ist ein glückliches und, mit manchen andern Symptomen aus dem Lehrerstande zusammen, ein sehr tröstliches Zeichen. Nachdem im ersten Theil der Schrift die albernen Schmähungen Henzes gegen den Orden selbst klargestellt sind, geht der Verfasser zur Beleuchtung des Schulwesens und der pädagogischen Grundsätze des Jesuitenordens über. Da ist es von nicht geringem Interesse, zu beobachten, wie ein geschulter Elementarlehrer, frei von den Vorurtheilen, fixen Ideen und gehässigen Antipathien, die vielfach in den höher gelehrten Kreisen sich finden, nur mit gesundem Sinn und offenem Auge über die Erziehungs- und Lehrweise des vielgeschmähten Ordens sich seine Gedanken macht. Das Büchlein enthält kurz und nett vieles Treffliche; einige Hauptpunkte sind gut hervorgehoben. Daß die Erklärung des Probabilismus S. 21 nicht ganz glücklich ist, sieht man gerne nach, zumal doch auch ganz gute und richtige Momente beigebracht sind. Einen wirklichen Reiz aber verleiht der Schrift der gemüthliche, frische und humoristische Ton, der sich durch sie hindurchzieht. Dieselbe macht dem neu ins Leben getretenen Unternehmen der „Pädagogischen Vorträge und Abhandlungen“ alle Ehre.

Die Befestigungswerke der freien Reichsstadt Aachen. Von C. Rhoen. V u. 217 S. 8⁰. Aachen, Creutzer, 1894. Preis *M.* 3.

Herr Baumeister Rhoen hat bereits durch verschiedene Schriften und Aufsätze sich den Namen eines gründlichen Kenners der Aachener Bauten erworben. Seine Untersuchungen über die karolingische Pfalz und ihre im heutigen Münster verhältnißmäßig gut erhaltene Kapelle sind grundlegende Arbeiten von bleibendem Werth. Die hier gebotenen, auf fast fünfzigjährigem Studium beruhenden Nachrichten über die Mauern, Thürme und Thore der alten Krönungsstadt sind um so wichtiger, weil ein großer Theil der vom Verfasser als Fachmann aufgenommenen Baudenkmäler infolge der Ausdehnung der Straßen heute verschwunden ist. Der Text bietet neben einer gründlichen Beschreibung der Befestigungswerke die Geschichte der auf ihnen und gegen sie verwendeten Kriegsmaschinen sowie der Belagerungen, welche sie auszustehen hatten. Eine gute photographische Abbildung des Ponthores und ein großer Plan der Befestigungen sind willkommene Zugaben. Das Werk ist nicht nur für die Bewohner Aachens von Bedeutung, sondern hat auch für weitere Kreise Werth als quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte des Mittelalters.

Die Frauenkirche in München. Kurze Geschichte und Beschreibung dieses Gotteshauses zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Einweihung. Von Dr. F. A. Specht, Domkapitular. 42 S. 8⁰. München, Braun und Schneider, 1894. Preis 80 *Pf.*

Das Büchlein verdient uneingeschränktes Lob; bietet es doch zu so billigem Preise auf gutem Papier, in klarem Druck und mit schönem Bilderschmuck eine trotz der Kürze erschöpfende Beschreibung der mit Kunstwerken reich ausgestatteten Kathedrale der Hauptstadt Bayerns. Bemerkenswerth ist vor allem S. 9 f. der Bericht über den Erfolg des 1480, 1481 und 1482 zu ihrer Vollendung von Sixtus IV. bewilligten Jubelablasses. Er brachte 15 232 Gulden ein. Es strömten aber auch 123 700 Wallfahrer in die Stadt. Während der Ablaßzeit, welche in jedem dieser Jahre von der ersten Vesper des 4. Sonntages der Fastenzeit bis zur zweiten Vesper des folgenden Sonntages dauerte, wurden jeden Tag in der betreffenden Kirche „mindestens zwei bis drei Predigten gehalten. Bei zweihundert-

siebenzig Priester saßen allda zum Beichthören bereit wegen der Menge des Volkes". Die Ablaßbriefe des Mittelalters waren also weit entfernt, nur das zu sein, was Unwissenheit oft aus ihnen machen möchte.

Die vornehmsten heiligen Reliquien im Dom zu Brixen. 16 S. kl. 8°. Brixen, Kath.-polit. Preßverein, 1894.

Das Heftchen ist beachtenswerth, weil es Nachrichten bringt über Reliquienprocessionen, die bis heute in Brixen gehalten werden. An jedem zweiten Sonntage nach Ostern werden sieben Brustbilder mit einem Reliquienkästchen, in den Bittprocessionen aber vier Reliquiensärge mit einem Brustbilde getragen. Möchten auch in andern katholischen Gegenden die frühern Reliquienprocessionen wiederum gehalten werden, damit den kostbaren Ueberresten der Heiligen in ihren oft so herrlichen Schreinen und Gefäßen jene allgemeinere Beachtung und Verehrung zurückgegeben werde, deren sie sich ehedem erfreuten!

Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. Nach P. Eusebius Nieremberg S. J. frei bearbeitet von Dr. M. Jos. Scheeben. Fünfte Auflage, besorgt durch P. Albert M. Weiß O. Pr. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XVI u. 600 S. 12°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 3.

Dieses in katholischen Kreisen so bekannte und, wie wir auch sagen dürfen, so beliebte Buch bedarf nicht erst noch unserer Empfehlung. Auch die Wichtigkeit des in dem Buche behandelten Stoffes springt in die Augen. Es gibt kaum einen Gegenstand, der den katholischen Christen so hebt, der ihn in Leiden und Bedrängniß so tröstet, der ihn zum eifrigen Streben nach Tugend und Vollkommenheit so ermuthigen und begeistern kann, als das Verständniß der heiligmachenden Gnade. Leider ist jedoch das Verständniß viel zu gering. Zwar wird dies Verständniß, so sehr man sich auch darin vertiefen mag, in diesem Leben unermeßlich weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben; aber auch ein schwacher Begriff dieser göttlichen Gabe erschließt dem aufrichtigen Christen eine ganze Welt voll Trost und Freude. Der hochw. P. Weiß und die Verlagshandlung haben daher durch die Veranstaltung dieser neuen Auflage des Priestern und Laien nicht genug zu empfehlenden Andachtsbuches sich den Dank der katholischen Leserwelt in hohem Grade verdient.

Handbuch der Anbetung des heiligsten Altarssacramentes. Von P. A. Tesnière, General der Congregation der Väter vom allerheiligsten Sacramente. Uebersetzt von einem Priester der Diöcese St. Gallen. II. Theil: IV u. 352 S. 12°. Feldkirch (Vorarlberg), Direction der PA. Preis *M.* 2.80.

Der noch junge „Verein der Priester der Anbetung" hat in den letzten Jahren auch in Deutschland rege Theilnahme und nicht unbedeutende Verbreitung gefunden. Durchgängig sind die Priester in Deutschland durch die amtliche seelsorgliche Thätigkeit sehr in Anspruch genommen, nicht selten überbürdet. Daß dennoch so manche, welche dem genannten Verein beigetreten sind, allwöchentlich eine Stunde zu finden wissen, welche sie in Anbetung vor dem allerheiligsten Sacramente zubringen, ist gewiß ein ungemein erfreuliches Zeichen eines wahrhaft priesterlichen Geistes, der seine Lebenskraft im Gebete und an der göttlichen Quelle alles übernatürlichen Lebens, der heiligen Eucharistie, sucht. Wo ein solcher Verein blüht, kann der Segen Gottes nicht fehlen. Das vorliegende Büchlein setzt sich zum Ziel, ein Hilfsmittel zu bieten zur

leichtern und fruchtreichen Abhaltung jener wöchentlichen Gebetsstunde, und gibt daher eine Reihe von Betrachtungen und Erwägungen über die heilige Eucharistie an die Hand, welche der Anbeter zu seinem geistigen Eigenthum machen und aus welcher er Nahrung für fromme Affecte und Entschließungen nehmen kann. Eine flüchtige Durchsicht genügt, um erkennen zu lassen, daß wir hier das Werk eines frommen, seeleneifrigen Priesters vor uns haben, dessen Leben mit der heiligen Eucharistie verwachsen ist, dessen Worte daher auch nicht verfehlen werden, auch in dem Leser, der sie betend erwägt und betrachtet, die Andacht zum allerheiligsten Sacramente zu befestigen und ihn dieselbe thatkräftig üben zu lehren. Da das Büchlein mehr als 60 derartige Betrachtungen enthält, kann es dem Priester lange Zeit als Hilfsmittel dienen, ohne daß es ihm an Abwechslung fehlt.

Der Seelenfriede. Nach dem Französischen des P. Lombez von Dr. Ewald Bierbaum, Pfarrer in St. Mauritz in Münster. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. XII u. 336 S. 12°. Freiburg, Herder, 1894. Preis M. 1.80.

Nach unserem Dafürhalten gibt es wohl wenige Schriften, welche faßlicher und gründlicher den Weg zur christlichen Vollkommenheit zeichnen, und zwar den einfachsten, für jedermann, in welchem Stande oder in welchen Verhältnissen er auch sein mag, gangbaren Weg, als es das hier angezeigte Büchlein thut. Zumal der letzte und ausführlichste Theil, betitelt: „Praktische Anleitung zur Erlangung des Friedens", bietet eine reiche Fülle von Belehrungen, welche sowohl für die eigene Heiligung als auch zur Seelenleitung anderer von großer Wichtigkeit sind. Die deutsche Uebertragung verdient volles Lob.

Ideales Leben und Streben der christlichen Frauen und Jungfrauen. Briefe des ehrw. P. Libermann, des Stifters der Congregation vom Heiligen Geiste und vom heiligsten Herzen Marias. Nach dem Französischen bearbeitet von J. Heilgers, Pfarrer in Roisdorf. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. 304 S. 12°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1894. Preis M. 1.60.

Derselbe fromme und von Gottesliebe glühende Geist, der sich in der vor kurzem erschienenen ersten Sammlung von Briefen Libermanns, betitelt: „Das Ideal des Priesterthums" (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 105), so klar wiederspiegelt, findet sich auch in dieser zweiten Briefsammlung des ehrwürdigen Dieners Gottes. Es sind größtentheils Familienbriefe, welche uns hier vorliegen, vom Herausgeber nicht der Zeit, sondern dem Inhalte nach geordnet, so daß sie vor allem dem Frauengeschlechte sowohl für die Heiligung des Lebens im allgemeinen als auch für die Standeswahl und das Ordensleben im besondern eine treffliche Anleitung geben. — Man gewahrt fast bei jeder Zeile, die an irgend jemanden aus der eigenen Familie gerichtet ist, daß der fromme Diener Gottes eine zarte Anhänglichkeit an die Seinen besaß; aber diese Anhänglichkeit ist in Wahrheit verklärt, sie hat das rein Natürliche abgelegt; man muß es bewundern und fühlt sich im höchsten Grade erbaut, wenn man wahrnimmt, wie für ihn die Familienbande nur da sind, um seine Angehörigen desto inniger mit sich fortzureißen zur opferwilligen Liebe gegen Christus und dessen gebenedeite Mutter. Es werden daher nicht bloß die oben bezeichneten Kreise, sondern Leser aus den verschiedensten Ständen und Verhältnissen aus diesen Briefen Erbauung und geistlichen Nutzen schöpfen.

Miscellen.

Schriftstellerische Arbeiten der katholischen Missionäre in China. Freiherr v. Richthofen spricht in seinem klassischen Werke über China das Bedauern aus, daß im gegenwärtigen Jahrhundert die katholischen Missionäre Chinas die wissenschaftliche Thätigkeit fast gänzlich eingestellt hätten, wohingegen er das höchste Lob den Missionären des 17. und 18. Jahrhunderts spendet, „ohne deren umfassende und gründliche Thätigkeit China noch heute, mit Ausnahme der Küste, terra incognita sein würde". Beklagenswerth wäre es in der That, wenn die alten Ueberlieferungen ausgestorben wären, welche sich an die erlauchten Namen eines Prémare, Parennin, Gaubil knüpfen. Um so freudiger wird daher die Wahrnehmung berühren, daß die neue Mission den Traditionen der letzten Jahrhunderte nicht untreu geworden ist.

Als der Berliner Gelehrte im Jahre 1877 jene Worte niederschrieb, war ein Mitglied der katholischen Mission von Zi-ka-wei soeben mit einem Werke beschäftigt, das bestimmt sein sollte, einen der ersten Plätze unter den sinologischen Publicationen dieses Jahrhunderts einzunehmen. Im Jahre 1879 erschien der erste Band des Cursus litteraturae Sinicae, auctore P. *Angelo Zottoli* S. J. James Legge, der bekannte Oxforder Sinologe, begrüßte die Publication als eine Arbeit, in der die Gelehrsamkeit der alten Missionäre von neuem aufgelebt sei. Heute liegt der Cursus in fünf stattlichen Bänden vollendet der Gelehrtenwelt vor: es ist ein Werk, das dem Namen des bescheidenen Missionärs ein stetes und glänzendes Andenken in der Geschichte der modernen Sinologie sichern wird. Dasselbe verfolgt zunächst den praktischen Zweck, die aus Europa neu angekommenen Missionäre nach einem das Studium erleichternden methodischen Stufengang in die Kenntniß der chinesischen Sprache und Literatur einzuführen und sie sowohl zum Dociren dieser Fächer nach eigentlich chinesischem Stil als zu eigener schriftstellerischer Thätigkeit in chinesischer Gelehrtensprache anzuleiten. Das reiche, auf umfassendsten Vorarbeiten gründende Material ist in fünf Jahrescurse vertheilt, die ungefähr den landesüblichen Prüfungsgraden entsprechen und sich ohne Ueberbürdung je in Jahresfrist absolviren lassen. Nach einigen einführenden Elementarkapiteln besteht das ganze Werk aus einer methodisch vom Leichtern zum Schwerern aufsteigenden Chrestomathie, deren chinesischem Text stets die genaue lateinische Uebersetzung gegenübersteht, während vorzügliche Anmerkungen alle schwierigen Stellen näher erklären oder neue Regeln und Eigenthümlichkeiten analysiren. Lange praktische Erfahrung bewog den Verfasser dazu, diese Noten so zu halten, daß man eines Wörterbuches entrathen kann, wenn man sich nur successiv alles Vorausgegangene gut angeeignet hat. Der I. Band (Lingua familiaris) umfaßt „häusliche Unterweisungen", „komische Dialoge", „kleine Erzählungen", „Belletristisches" (ausgewählte Stücke aus acht Romanen und zwei Schauspielen), „gewählte Redewendungen", d. h. das ganze Gebiet der gewöhnlichen Umgangssprache. Der

II. Band (Studium Classicorum) führt nach trefflicher historischer Einleitung in das Studium der gelehrten, „klassischen" Schriften ein und enthält außer vier vorbereitenden Stücken (San Tse King; Pé Kia Sing; Tsien Tse Wen; Schen Tong Sche) „die große Lehre" (Tahio), „die Lehre von der Mitte" (Tschung Jung), das Buch „Lün Jü" und die Gespräche „Meng Tses" (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIV, S. 82). Im III. Bande (Studium Canonicorum) folgt das Liederbuch der Chinesen (Schi King), das historische Annalenwerk „Schu King", das „Buch der Wandlungen (Y King), die allgemeine Pflichten- und Rituallehre „Li Ki" und das Buch „Tschün Tschieu". Der IV. Band ist der rhetorischen Prosa gewidmet, der V. der systematischen Rhetorik und Poetik.

Der Abschluß dieses Werkes ist gleichzeitig der Ausgangspunkt einer Epoche verjüngter literarischer Thätigkeit in der Mission von Zi-ka-wei geworden. Derselben ist nun soeben an der berufensten Stelle ein überaus ehrenvolles Zeugniß gegeben worden. In der jüngsten Nummer der „China Review" bespricht H. E. P(arker) die von den Missionären herausgegebenen Variétés sinologiques, in erster Linie die beiden Monographien des P. H. Havret über die Insel Tsong-ming und über die Provinz Ngan-Hoei. Sein Urtheil über L'île de Tsong-ming faßt Parker in die Worte zusammen: „Das Ganze bildet eine unschätzbare Bereicherung unserer exacten Kenntnisse über China." Eingehender äußert sich der Recensent über die zweite Arbeit, La Province du Ngan-Hoei: „In ihr besitzen wir die sorgfältigste und detaillirteste Studie, welche überhaupt der europäischen Gelehrtenwelt über eine einzelne Provinz gegeben worden ist. Sie wird unzweifelhaft mit dem lebhaftesten Beifall von allen aufgenommen werden, die sich für Land und Leute in China interessiren." Die „sehr interessanten" tabellarischen Zusammenstellungen über Steuerwesen und Einnahmequellen nennt Parker „die gründlichste Beschreibung, welche dieser Gegenstand je von europäischer Seite gefunden hat". Einen ganz einzigartigen Werth erhält die Monographie durch die beiden kartographischen Aufnahmen der Wege und Distanzen innerhalb der Provinz Ngan-Hoei und des Laufes des Yang-tse-kiang durch genannte Provinz. Parker schreibt: „Zwei ganz vorzügliche Karten sind der Arbeit beigegeben: die eine bietet ein Bild der ganzen Provinz und ist von geradezu unschätzbarem Werthe für den Reisenden; die andere ist eine vollständige Karte jener Theile des Yang-tse-kiang, welche durch Ngan-Hoei fließen. Wenn diese sorgfältige und schätzenswerthe Monographie nur die Vorläuferin anderer Studien in derselben Richtung sein soll, und wenn im Laufe der Zeit die 20 Provinzen die gleiche Darstellung finden, so darf sich die Sinologie Glück wünschen. Alle Werke, welche aus der Jesuitenmission von Shang-hai hervorgegangen sind, besitzen einen hohen Werth, und wir sind sicher, daß jene Beiträge zur Kenntniß Chinas überall dem wärmsten Interesse begegnen werden." Von einer andern Arbeit der beiden chinesischen Jesuiten Hwang und Tsiang glaubt Parker annehmen zu müssen, daß sie „die beste Darstellung der Erfindung und Geschichte der chinesischen Buchdruckerkunst enthält".

Soeben ist die 2. Auflage der Boussole du langage Mandarin erschienen. Der chinesische Text des „Wegweisers der Mandarinensprache" stammt von dem

Japanesen Keita Goh. P. Boucher hatte eine vortreffliche französische Bearbeitung des ausgezeichneten Werkes im Jahre 1887 erscheinen lassen; dieselbe enthielt Uebersetzung, Anmerkungen und ein erschöpfendes Wörterverzeichniß der 80 überaus praktischen Dialoge. Für das Studium des Hochchinesischen ist der „Wegweiser" ein unschätzbares Hilfsmittel. Durch seinen Reichthum an chinesischen Texten übertrifft er das soeben von dem Berliner Seminar für orientalische Sprachen herausgegebene „Praktische Wörterbuch der nordchinesischen Umgangssprache" um das Dreifache.

Die letzten Nachrichten aus Shang-hai stellen der Sinologie noch einige ganz vorzügliche Arbeiten in Aussicht, die zweifelsohne mit der lebhaftesten Freude begrüßt werden, darunter ein umfangreiches Werk, auf welches jede Akademie mit Stolz hinweisen könnte. Möge es dem greisen Missionär, unter dessen Leitung sich die wissenschaftliche Thätigkeit verjüngt, noch gegönnt sein, dieses neue und großartige Unternehmen, dem er schon viele Jahre geschenkt hat, in naher Zeit vollendet zu sehen. Je mehr sich China dem Westen nähert und erschließt, desto höhern Werth gewinnen die sinologischen Arbeiten der Missionäre. Chinas uralte Cultur und Literatur birgt noch ungehobene Schätze in sich und ist bestimmt, neues Licht über die Geschichte Ostasiens, über die älteste Geschichte der Menschheit überhaupt zu verbreiten. Auch Deutschland hat sein Interesse an der wissenschaftlichen Erforschung Chinas. Möge die deutsche Sinologie, die leider erst vor wenigen Monaten den Verlust ihres hervorragendsten Vertreters beklagen mußte, hinter den französischen, englischen und niederländischen Leistungen nicht zurückbleiben! Möge ihr jene Förderung nicht entzogen werden, deren dieses reiche und weite Culturgebiet werth und würdig ist.

Statistische Angaben über die Berufsstände in Frankreich veröffentlichte kürzlich die socialpolitische Zeitschrift L'Association Catholique (1894, S. 483) nach neuen statistischen Aufnahmen. Diesen zufolge nährt sich beiläufig die Hälfte der Bevölkerung Frankreichs vom Ackerbau, ein Zehntel vom Handel; 4 % gehören gelehrten und künstlerischen Berufsständen an; 6 % endlich leben von Renten oder Einkünften.

Von den Ackerbautreibenden sind 9 176 000 Besitzer von Grund und Boden, den sie selbst bewirthschaften. Die übrigen sind Pächter, Halbbauern, Tagelöhner oder Kötter, welche auch im Dienste anderer arbeiten. Die Großindustrie, d. h. die Bergwerke und Steinbrüche, die großen Fabriken und Hüttenwerke, beschäftigen 1 300 000, die Kleinindustrie 6 093 000 Personen.

Der Handel umfaßt: 700 000 Banquiers, Commissionäre und Großhändler, 1 895 000 Kleinhändler, 1 164 000 Hotel- und Café-Besitzer und Wirte.

Die Eisenbahnen, Transportunternehmungen (zu Lande oder zu Wasser), die Handelsmarine beschäftigen 800 000 Personen.

Die Zahl der Beamten, Agenten und Angestellten des Staates, der Departements und Gemeinden beläuft sich auf 805 000. Was die übrigen höhern Berufsstände angeht, so zählt der geistliche 112 000 Berufsangehörige, der klösterliche 115 000, der juristische 156 000, der medicinische 130 000, der artistische 121 000, der „freie Unterricht" 111 000; Gelehrte, Literaten, Publicisten gibt es 23 000 rc.

Die Zahl der Eigenthümer und Rentner, die ausschließlich von ihren Einkünften leben, wird auf 1 849 000, die der Pensionirten auf 272 000 angegeben.

Ein „wissenschaftliches" Urtheil über Janssen. Das ansprechende Lebensbild, das Dr. Pastor von seinem hingeschiedenen Freund und Lehrer entworfen hat, ein Werk der Pietät, ebenso dankenswerth für Gleichgesinnte als harmlos in Bezug auf Andersdenkende, ist in Sybels „Histor. Zeitschrift" 1894, S. 326 von J. Loserth einer Besprechung unterzogen worden, die als Gradmesser der religiösen Duldsamkeit wie der wissenschaftlichen Unbefangenheit einerseits und des literarischen Anstandes andererseits, wie solche in gewissen deutschen Gelehrtenkreisen herrschen, von allgemeinerem Interesse ist. Ein Gelehrter, welcher Stellung und Leistungen aufzuweisen hat wie Prof. Pastor, durfte erwarten, daß auch von andersdenkenden Fachgenossen ihm gegenüber wenigstens die Regeln guter Lebensart nicht verletzt würden, und er durfte verlangen, daß auch diese seine biographische Arbeit von einem wissenschaftlichen Recensenten nach ihrem sachlichen Werth, ihrem Wahrheitsgehalt, ihrer Form und Ordnung einer billigen Prüfung unterworfen würde. Der Recensent einer wissenschaftlichen Zeitschrift schuldet dies nicht nur sich selbst und dem Organe, dem er dient, er schuldet es auch der Arbeit, deren Besprechung er übernimmt, und schuldet es doppelt, wenn dieselbe von einem Manne herrührt, der in der Gelehrtenwelt sich das Bürgerrecht längst in vollgiltigem Maße erworben hat. Allein hier artet der Bericht über Dr. Pastors Werk in Schmähungen aus, wie wenn es heißt: „Man wundert sich nicht über das Großsprecherische, fast Marktschreierische, welches durch die ganze Skizze sich hindurchzieht. . . . Der kundige Leser braucht sich die ultramontane Sprechweise nur ins Menschliche und Vernünftige zu übersetzen. . . ."

Was hat nun Prof. Pastor verbrochen, was zu solch beleidigenden Ausfällen Anlaß geben könnte? Er hat Janssen „den Geschichtschreiber des deutschen Volkes" genannt und ein ihm sicher bekanntes ehrendes Urtheil des verstorbenen Prof. Waitz über Janssen angeführt.

Ungefähr alles übrige in der Besprechung, d. h. eine volle Druckseite in Sybels Zeitschrift, widmet der Verf. der directen Verunglimpfung des todten Gelehrten, dessen Leben in Dr. Pastors Werk geschildert wird. Daß Janssen ein höchst fähiger und geradezu hervorragender Historiker, ein Mann von vielseitigem Wissen und außergewöhnlicher Bedeutung war, beweisen seine Werke, die recht zahlreich, mannigfaltig und umfassend vorliegen. Die ersten Autoritäten haben dies anerkannt, und alle, die jemals zu ernsterem geistigem Austausch mit Janssen die Gelegenheit gehabt haben, welcher Geistesrichtung sie immer huldigen mögen, müssen dies der Wahrheit getreu bestätigen. Wenn Janssen dabei persönlich ein gläubiger Katholik und frommer Priester war, so kann das an dieser offenkundigen Thatsache wohl nichts ändern. Es ist dies ein Zug in seinem Leben, der natürlich für seinen Biographen von Wichtigkeit war und von ihm hervorgehoben werden mußte; aber es darf dies doch nicht dem wissenschaftlichen Richter, der im übrigen der Kirche feindlich gegenübersteht, zum entscheidenden Momente werden für die literarische Würdigung dessen,

was Janssen geleistet hat. Doch für die Augen des Recensenten der Sybelschen Zeitschrift war Janssens Leben leider ein gar zu unwissenschaftliches:

„Am hochultramontanen Niederrhein geboren und erzogen, war er von frühe auf bei großer persönlicher Gutmüthigkeit fanatisch und bigott. [Also doch gutmüthig fanatisch!] Das mechanische Rosenkranzgebet war schon in der Jugend seine Lieblingsbeschäftigung, und noch auf seinem letzten Krankenlager plante er eine Wallfahrt zum heiligen Rock. ‚Unter dem Schutze der lieben Mutter Gottes‘ entschloß er sich, die deutsche Geschichte zu schreiben. Und über die Frage, ob er ein Mandat für das Abgeordnetenhaus annehmen sollte, äußerte er sich: ‚Die Mutter vom guten Rath ist lang angegangen worden, um mir in dieser Sache das Richtige einzugeben, und ich glaube, ich habe ihre Stimme, auf die ich in allen Lebensverhältnissen seit Jahren gelauscht, auch in diesem Falle nicht unrichtig verstanden.‘ Er nahm das Mandat an, wurde desselben aber bald leid, schien also doch in diesem Falle durch Hallucination getäuscht worden zu sein. [Welch ein Verständniß von katholischem Gebetsleben und überhaupt vom innern Geistesleben eines Mannes, der vor Gott seine Pflicht erfüllen will!] Liebenswürdig, aber oberflächlich und unreif, selbst etwas kindisch tritt uns der Mann allenthalben entgegen.“ — Der Weise, der zu einer solchen Besprechung einer ernsten Arbeit in einer wissenschaftlichen Zeitschrift sich aufgeschwungen hat, muß wohl wissen, was „oberflächlich“, was „unreif“, was „kindisch“ an einem Manne ist. Es kann nur die bis zum Schwindelhaften sich erhebende Größe sein, die auf den gutmüthig fanatischen Janssen mit Mitleid herabblicken läßt, die abgründliche Gründlichkeit, vor der Janssens historische Meisterwerke nur „oberflächlich“ sind, die bis zum Studium der Versteinerung oder Verknöcherung fortgeschrittene „Reife“ sowie die ganze zur Entfaltung kommende Uebermannhaftigkeit, vor denen „kindisch“ und „unreif“ der arme Janssen dasteht. Doch nein, die Sache klärt sich aus dem, was folgt. Weniger von der Höhe des Standpunktes als von der Richtung und Weite des Gesichtswinkels aus ist das große Wort so gelassen ausgesprochen. Der Kritiker fährt fort und — man merkt die Absicht: „Daß er [Janssen] gänzlich unfähig war, die Reformation zu verstehen, und ebenso unfähig, eine objective Geschichtsdarstellung zu liefern, leuchtet hiernach ein. Alles erschien ihm unter einem confessionellen Gesichtswinkel, die Geschichte schrieb er, wie ein Advocat seine Partei vertritt. So erklärt sich das Zerrbild, welches ‚der Geschichtschreiber des deutschen Volkes‘ von dem Ausgange des Mittelalters und der Reformation entwerfen mußte. Die Entstellungen sind ebenso grob als meistens unbewußt.“ Das heißt auf deutsch: Weil Janssen ein gläubiger Katholik war, weil er in der Jugend den Rosenkranz gebetet hat, ist er unfähig, Geschichte zu schreiben. Armer Janssen! Wärest du doch der rabiateste Atheist, wärest du der christenfeindlichste Jude gewesen, Protestantenvereinler oder Pietist, du hättest vielleicht doch noch Geschichte schreiben können, demgemäß auch in Sybels Zeitschrift noch Gnade und eine wenigstens nicht unnoble Behandlung finden können. Aber dein Vergehen kann nicht nachgelassen werden, weder in deinem Leben noch nach deinem Tode; es ist die Sünde wider den Geist der „modernen Wissenschaft“: du warst ein gläubiger Katholik!!

Zuletzt tritt Loserth noch einer Bemerkung Pastors entgegen, der gemeint, daß in recht gutem Sinne von einer „katholischen Wissenschaft“ die Rede sein könne. Er, der Recensent, erkennt darin den „allzu gelehrigen Schüler seines Meisters“, da „die wissenschaftliche Forschung niemals tendenziös, weder katholisch noch protestantisch noch jüdisch noch mohammedanisch ist, sondern immer nur die Erkenntniß der Wahrheit erstrebt“. Herr Loserth hat damit seiner Kundgebung in Sybels Zeitschrift selbst das Urtheil gesprochen: Wissenschaftliche Forschung ist nie tendenziös. Eine „katholische Geschichtschreibung“ gibt es aber allerdings. Es ist, im Gegensatz zu der noch herrschenden protestantischen, jüdischen und atheistischen, eine solche, die ohne Gereiztheit, Haß und Vorurtheil an die Prüfung der christlichen Vergangenheit herantritt. Es ist eine solche, die von katholischen Dingen etwas versteht, die von katholischem Glauben, katholischem Cultus, katholischem Seelenleben, katholischem Sinnen und Trachten wenigstens einen Begriff hat, welche katholische Persönlichkeiten, Gebräuche, Anschauungen nicht blindlings lästert und verzerrt, sondern im Zusammenhang mit Zeit und Verhältnissen gerecht und billig zu beurtheilen sucht. Es ist eine solche, die nicht die fixe Idee zur Voraussetzung hat, alles Katholische, alles Kirchliche müsse eben deshalb schlecht, verkehrt, schädlich und verwerflich sein, sondern ein Verdict über Einrichtungen, Körperschaften und Personen jeder Art — auch wenn es katholische sind — erst dann zu fällen sich berechtigt glaubt, wenn und soweit dasselbe durch unumstößliche Thatsachen begründet ist. Wenn einmal die Historiker von Sybels Zeitschrift zu einem solchen Standpunkte sich erheben, dann werden sie von der „katholischen Geschichtschreibung“ nicht mehr weit entfernt sein, und dann kann eine solche Unterscheidung wegfallen. Dann aber werden auch ihre Blätter nicht mehr solche würdelose Auslassungen über katholische Werke und katholische Männer bringen, und sie werden anfangen, „wissenschaftlich“ zu sein; denn wie Loserth sagt: „Wissenschaftliche Forschung ist niemals tendenziös.“

Principes musicae — Fürsten der Tonkunst.

So nannten vor 300 Jahren die Zeitgenossen jene beiden Großmeister der Tonkunst, deren Gedächtniß eben jetzt in Wort und Schrift und Tönen allenthalben hoch gefeiert wird. Zwar haben spätere Zeiten, denen der richtige Sinn für ihre erhabenen Kunstwerke abhanden gekommen war, nicht nur ihre Gräber zerstört, sondern nahezu auch ihre Namen vergessen; aber das wahrhaft Gute und Große bricht sich immer wieder Bahn. Die jüngere und jüngste Zeit hat nicht nur die Namen der Meister in Erinnerung gebracht, sondern auch ihre Werke gleich verborgenen Schätzen aufgesucht, um sie wieder zu heben und aufs neue zu bewundern.

Wie wir nun auf diesen Blättern auch einen bescheidenen Zweig in den Ruhmeskranz einflechten sollen, der im laufenden Jahre so reich und zierdevoll für Pierluigi da Palestrina und Orlando di Lasso gewunden wird, so möchten wir diesen Zweig am liebsten vom alten Baume brechen und die beiden Meister dem Leser als das zu zeigen versuchen, was die Mitwelt dem einen aufs Grab, dem andern unter sein Bild geschrieben hat: als Könige im Reiche der Töne, als Fürsten der Musik. Und kein leeres Spiel sind diese Worte. Denn Fürst ist, wer da herrscht. Palestrina aber und Orlando haben im Reiche der Musik geherrscht, oder besser — sie haben dieses Reich mit souveräner Macht beherrscht.

Indem wir uns anschicken, für beide Meister diesen Satz des weitern auszuführen, möchten wir damit eine Lebensskizze des einen wie des andern verbinden. Der Künstler darf ja nicht vom Menschen losgelöst werden. Was er wird, was er erwirbt und erringt, bildet und schafft: das alles wird in ihm und durch ihn in jenen verschiedenen Verhältnissen und Wechselfällen, welche seinen Lebenslauf ausmachen und bedingen. Pierluigi konnte, was er war, nur werden in dem einzigen Rom, wo sich damals

unter seinen Augen St. Peters Dom „wie ein zweiter Himmel in den Himmel" zu wölben begann[1].

Geboren im Jahre 1526 in dem am Fuße der Sabinerberge gelegenen, malerisch auf Terrassen aufsteigenden Städtchen Palestrina, dem alten Präneste, erhielt er von dieser seiner ersten Heimat zu seinem Tauf- und Familiennamen Giovanni Pierluigi noch die Benennung „da Palestrina", was alles in Ioannes Petroaloysius Praenestinus latinisirt und, nebenbei gesagt, nach und nach in Documenten und Drucken mitunter ganz wunderlich variirt worden ist, wenn auch hier dem Italiener noch weniger arg mitgespielt wurde als seinem niederländischen Zeitgenossen, den der Steuerschreiber im Stadt-Münchener Steuerbuche sogar als „Hörliando" eingebucht hat. Obwohl aber sein ganzes Künstlerleben sich in Rom abspielt, so blieb der Meister doch seiner herrlich gelegenen Vaterstadt nicht fremd, hatte dort stets liegendes Eigenthum und kaufte noch dritthalb Jahre vor seinem Tode dort einen Garten und Stall. Als im Jubeljahre von 1575 seine Landsleute in zahlreicher, prunkhafter Procession nach der ewigen Stadt kamen, da führte der damalige Kapellmeister von St. Peter drei Musikchöre auf, welche auch zu ganz besonderer Erbauung und Freude gereichten.

Die Jugendjahre Gianettos — wie man den Knaben und Jüngling genannt hat — umkleidete eine spätere Zeit mit einer förmlichen Sagenhülle, welche von der harten Hand moderner Kritik allerdings so ziemlich zerrissen wurde, ohne daß man sie uns, wenigstens bislang, in bessern und sicherern Zügen hätte zeichnen können. Mit dem kleinen, hungerbleichen Pifferarijungen, der der Madonna mit glockenreiner Stimme seine Noth klagt und darüber vom alten Goudimel ertappt und zum großen Sangesmeister herangebildet wird, ist es nun allerdings aus; allein daß Gianettos Knabenjahre leiblos verlaufen seien, daß man nicht zufällig auf seine musikalischen Anlagen aufmerksam geworden und der Vater dann bestimmt wurde, auch ein übriges an des Knaben Ausbildung zu setzen, bleibt immerhin noch möglich und wahrscheinlich. Daß er von früher Jugend an einen gründlichen Unterricht in der Musik erhalten habe, bezeugt uns der gereifte Meister selbst in seiner Widmung des vierten

[1] Die verlässigsten Angaben über Palestrinas Leben und Werke verdanken wir gegenwärtig dem Herausgeber seiner Werke, Dr. Haberl. Dieselben finden sich vorwiegend in den verschiedenen Jahrgängen des von demselben herausgegebenen Kirchenmusikalischen Jahrbuches und in den Vorreden zu den einzelnen Bänden der Gesamtausgabe der Werke Pierluigis.

Buches der Messen an Papst Gregor XIII. Von selbst versteht sich auch, daß er diese erste Schule in Rom erhielt, und das ganze Gepräge seiner frühesten Werke, die naturgemäß am ehesten den Charakter der Schule tragen, weist auf einen Niederländer als Lehrer hin. Wenn sodann am 28. October 1544 das Domkapitel seiner Vaterstadt mit dem blutjungen „Musicus“ einen ganz ordentlichen Vertrag abschließt, wonach er sich verpflichtet, an Festtagen die Orgel zu spielen, täglich im Amte und bei der Vesper und Complet mitzusingen und schließlich sogar die Canoniker — oder nach Belieben der Canoniker ebensoviele Knaben — im Gesange und in der Musik überhaupt zu unterrichten: so folgt daraus klar, daß man vor der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit Gianettos schon gehörigen Respect hatte.

Sieben Jahre blieb Pierluigi in dieser seiner ersten Stellung, bis er 1551 als Kapellmeister an St. Peter (in basilica S. Petri de urbe capellae magister) nach Rom berufen wurde, höchst wahrscheinlich auf Betreiben des Papstes Julius III. selbst. Damit wurde er auch der Gesangmeister des von Julius II. gegründeten Singknabeninstitutes, der Cappella Giulia [1]. Von nun an sollte er Rom nicht mehr verlassen. Nur die Ferienzeit im October brachte er gerne in seiner Vaterstadt, im frigidum Praeneste zu, das schon für Horaz ein angenehmes Plätzchen war. Die Kapellmeisterstelle an St. Peter versah aber für dieses erste Mal Pierluigi nur etwa vierthalb Jahre; denn sein päpstlicher Gönner, dem er 1554 das erste Buch seiner Messen gewidmet hatte, scheint von den Feinheiten (exquisitioribus rhythmis) dieser Compositionen so angezogen worden zu sein, daß er den Meister durch ein eigenhändiges Schreiben und mit Umgehung seiner eigenen entgegenstehenden frühern Verordnungen zum päpstlichen Kapellsänger berief. Doch wurde diese Auszeichnung dem jungen Manne nach kurzer Zeit die Quelle bittern Leides. Giovanni war nämlich seit dem Jahre 1547 mit Lucretia de Goris vermählt. Als nun Julius III. am 23. März 1555 gestorben war, sein Nachfolger, Marcellus II., dessen Andenken Pierluigis Missa Papae Marcelli feiert, ihm schon am 1. Mai desselben Jahres auch im Tode nachfolgte und der Cardinal Caraffa als Paul IV. den Stuhl Petri bestieg, wurden die alten strammern Gepflogenheiten der päpstlichen Sängerkapelle wieder geltend gemacht und deshalb die verheirateten Mit-

[1] Später, als Pierluigi zum zweitenmal die Kapellmeisterstelle an St. Peter bekleidete, erscheint neben ihm vom September 1575 an ein eigener maestro del canto degli putti in der Person des Franc. Carbone (Kirchenm. Jahrb. 1894, S. 92).

glieder der Kapelle mit einer ziemlich schmalen Monatspension entlassen. Der Schlag traf Pierluigi hart; doch kam insofern bald Hilfe, als er schon nach zwei Monaten die Stelle eines Kapellmeisters an S. Giovanni im Lateran erhielt, die jedoch nur karge Einkünfte hatte, weshalb er sie schon nach $5^1/_2$ Jahren mit jener an S. Maria Maggiore vertauschte (1561). Während seiner Wirksamkeit an der lateranensischen Basilika sind seine berühmten Improperien entstanden und ein Buch der Lamentationen. Allein auch an S. Maria Maggiore war seines Bleibens nicht. Die Basilika von St. Peter hatte ihren tüchtigen Kapellmeister Giovanni Animuccia durch den Tod verloren, und Pierluigi trat nun wieder in seine alte Stelle ein, wurde zum zweitenmal Kapellmeister von S. Pietro in Vaticano und der Cappella Giulia und blieb nun auf diesem Posten bis zu seinem Tode. Verhandlungen, welche 1583 zwischen ihm und dem für ihn hochbegeisterten Herzoge Wilhelm von Mantua im Gange waren und ihn an diesen Hof ziehen sollten, fanden ihn zwar nicht ungeneigt, zerschlugen sich aber thatsächlich an den hochgespannten Forderungen des Meisters. Er blieb in Rom, wo er neben seiner Stellung an St. Peter noch eine Reihe anderer Aemter bekleidete. Schon durch Pius IV. war für ihn eine eigene Stelle als eines Compositore della cappella pontificia geschaffen worden, indem ihm vom Juni 1565 der Gehalt eines activen Sängers der päpstlichen Kapelle zugetheilt wurde „wegen verschiedener Compositionen, die er bereits edirt hat und zum Gebrauche der päpstlichen Kapelle noch ediren wird". Auch hatte ihn der hl. Philippus Neri, dem er als seinem Beichtvater innig verbunden war, nach Animuccias Tod in den Dienst seines Oratoriums gezogen, und Pierluigi verlieh dieser segensreichen Institution des großen Heiligen nicht nur den Glanz seines Künstlerruhmes, sondern brachte auch ohne Zweifel für die musikalischen Aufführungen des Oratoriums mehr als eine seiner schönsten Compositionen mit. Wenn wir dieselben auch nicht mehr näher zu bestimmen vermögen, so legen doch die Zeit ihres öffentlichen Erscheinens und ihr ganzer Charakter es nahe, zu vermuthen, daß sie für die Zwecke des Oratoriums geschaffen wurden. So die „geistlichen Madrigale", die Vergini da Palestrina, acht Madrigale über eine Canzone Petrarcas an die allerseligste Jungfrau, wobei jede Stanze ein Madrigal bildet. Auch die 29 Motetten nach Worten des Hohen Liedes — selbst hohe Lieder einer tief religiös empfundenen und mit vollendeter Meisterschaft schaffenden Kunst, welche, um mit Ambros zu sprechen, „ohne Frage zu dem Höchsten zählen, was die Musik in irgend einer

Epoche hervorgebracht haben mag" — dürften einst für das Oratorium entstanden sein.

Da in der ewigen Stadt in jener Zeit lebhaftes Interesse und nicht geringes Verständniß für Musik herrschte, so versteht es sich von selbst, daß man bemüht war, den weithin bewunderten Meister auch für Hausconcerte zu gewinnen, welche auserlesene Privatkapellen für eine nicht minder erlesene Zuhörerschaft geben mußten. So machten der jüngere Cardinal Hippolyt von Este, der Cardinal Pietro Aldobrandini, Clemens' VIII. Neffe, und der Fürst-Herzog Giacomo Buoncompagni, ein Nepote Gregors XIII., Pierluigi zu ihrem maestro di musica. Dafür versäumte dieser nicht, solchen Gönnern seine Werke zu widmen, wodurch wiederum ihre erlauchten Namen mit der Unsterblichkeit seines Künstlernamens sich verbanden. Auch für auswärtige Fürstlichkeiten war Pierluigi thätig, wie dies seine Correspondenz mit dem Herzoge von Mantua erweist. Unter Gregor XIII. hatte sich 1584 zur praktischen Durchführung der vom Trienter Concil vorgezeichneten kirchenmusikalischen Reform auf Betreiben dieses Papstes in Rom eine Vereinigung tüchtiger Musiker gebildet, welche theils schon durch das Ansehen ihrer Mitglieder, theils durch musikalische Aufführungen — die Abendconcerte in Trinità dei pellegrini — und durch Heranbildung neuer jugendlicher Kräfte, dann auch durch mustergiltige Compositionen ihre hohen Ziele zu erreichen suchte. Protector dieses ersten Cäcilienvereins — sodalitas musicorum sub Visitationis S. Mariae Virginis ac S. Gregorii et S. Caeciliae invocationibus — war der Bischof von Spoleto, Pietro Orsino, der den Nachfolger Pierluigis als Componisten der päpstlichen Kapelle, Felice Anerio, zum Dirigenten dieser illustren Gesellschaft (maestro di cappella di così degna compagnia) ernannt hatte. Schon 1589 konnte Anerio eine Madrigalensammlung herausgeben, in welcher Compositionen von 19 Mitgliedern des Vereins (diversi eccel^mi musici della compagnia di Roma) enthalten waren, die in folgender Ordnung aufgeführt sind: Giov. M. Nanino, Giov. Pierluigi Pelestino (!), Felice Anerio, Luca Marenzio u. s. w. Franc. Suriano schließt die noble Reihe, welche genügend beweist, daß die besten Kräfte für das große Ziel gewonnen waren. Pierluigi steht also, offenbar honoris causa, vor dem maestro di cappella. Warum ihm der jüngere Nanino vorangeht, erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß dieser der erste und bedeutendste Lehrer, der Leiter der cäcilianischen Schule war, wo sein Freund und Lehrer Pierluigi öfter erschien, um dem Unterricht anzuwohnen und als der Hoch-

meister (come dignissimo maestro principale) strittige Fragen und Meinungsverschiedenheiten, welche zwischen Schülern und Lehrern entstanden, zu entscheiden[1].

Das war in wenigen Zügen das Leben und Treiben des Meisters Jahrzehnte hindurch, bis ihn in den Armen des hl. Philippus am 2. Februar 1594 der Tod aus diesem Leben rief, um, wie er sterbend gewünscht hatte, am Feste theilzunehmen, welches an diesem Tage zu Ehren der Königin der Engel und Heiligen im Himmel gefeiert wurde. Es klingt wie ein tief mystischer Dreiklang aus, daß der Mann heiliger Kunst par excellence in den Armen des Heiligen, in welchem sich das Naturell seines Volkes verkörpert hatte, von der Erde scheidet ohne Wunsch für sie, nur sich sehnend nach dem Himmel. Unter dem Geleite sämtlicher Musiker Roms und einer großen Volksmenge wurde seine Leiche nach St. Peter im Vatican gebracht und dort vor dem Altare der heiligen Apostel Simon und Judas beigesetzt. Der Sarg trug eine Bleiplatte mit der Inschrift: Ioannes Petrus Aloysius Praenestinus Musicae Princeps.

Es lag wirklich etwas Fürstliches, Herrschendes in diesem Manne, und dieser Zug spricht auch aus seinem Bilde[2]; spricht aus den Schriftzügen, wie sie unter dem Bilde im Cäcilien-Kalender von 1882 in Nachahmung, im XXXI. Bande seiner Werke in photographischer Wiedergabe zu sehen sind; spricht aus allen seinen Werken, die, klein oder groß, mehr oder minder vollendet, etwas eigenthümlich Festes, Unbeugsames, Beherrschendes in ihrer Factur haben.

Sein Leben schweift nicht weit aus. Die paar Wegstunden vom Fuße der Sabinerberge bis an den Tiberfluß messen seine Bahn aus, und dann ruht er, aber er ruht an der Quelle eines reichen, vielgestaltigen, immer wechselnden Lebens, das jedoch in der majestätischen Einheit der römischen Kirche und ihres Cultes seinen Schwerpunkt findet. Pierluigi muß ein ernster, stets thätiger, bei aller Begeisterung für seine Kunstideale lebensnüchterner Mann gewesen sein. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die im diesjährigen Kirchenmusikalischen Jahrbuche von Dr. Haberl sorgfältig zusammengestellte synchronistische Tabelle (S. 86) aufmerksam durchgeht und Schritt für Schritt neben dem schaffenden Künstler den haushälterischen Mann kennen lernt, der die erworbenen und ersparten Pfennige eiligst in festes, liegendes Grundeigenthum hinein-

---

[1] Kirchenmusikal. Jahrb. 1891, S. 88.

[2] Erschien als Beigabe zur Gesamtausgabe der Werke.

steckt, wo sie sicherer und wohl auch rentabler geborgen sind. Dieser stark realisirende Zug erklärt uns auch die Nothklagen und mehr oder minder verblümten Betteleien des Altmeisters, wie wir sie in einzelnen seiner Vorreden nicht gerade bewundern können. Wir dürfen jedoch dabei überhaupt nicht vergessen, in welcher Zeit diese Dedicationsanreden geschrieben sind. In diesem ihrem geschichtlichen Rahmen nehmen sie sich samt und sonders noch ziemlich gangbar aus. Freilich Orlando tritt da anders, fast möchte man sagen dreister auf. Aber er hat eben auch, wie wir sehen werden, einen andern Lebenslauf hinter sich. Die Sorgen Pierluigis und sein Jammer galten auch im ganzen und allgemeinen wohl nicht seiner Lebensnoth, sondern dem Bedauern, daß ihm nicht die gehörigen Mittel reichlich genug zur Verfügung standen, um all das Schöne und Herrliche, was seine künstlerische Schaffenskraft schon hervorgebracht hatte, auch im Drucke zu veröffentlichen, und zwar so schön, wie es der Spanier Ludovico da Vittoria und gar der Niederländer Orlando gethan hatten. Die „kleinen Noten" preßten ihm diesen Jammer aus. Das können wir auch deutlich aus dem einzigen Umstande ersehen, daß, als Pierluigi nach dem im Juli 1580 erfolgten Tode seiner ersten Frau im Februar des folgenden Jahres sich in zweiter Ehe mit der reichen Wittwe Virginia Dormuli verheiratet hatte, die Herausgabe seiner Werke in auffällig rascherem Tempo erfolgte. Die Dormuli besaß nämlich ein einträgliches Pelzwarengeschäft und war überdies auch sonst noch begütert. So flossen dem Manne reichlichere Mittel zu, um die nicht unbedeutenden Kosten des Druckes nach damaliger Sitte selbst zu bestreiten. Sonst kann, wie einmal die Sachen schwarz auf weiß vorliegen, Pierluigi nicht gerade ein armer Mann genannt werden, was freilich nicht ausschließt, daß Mißstände und Unglück im Haushalte und in der Güterbewirtschaftung, Krankheiten und ähnliche Familienunfälle für ihn auch sorgenvolle Tage bringen konnten. Dazu beschäftigte ihn offenbar für längere Zeit die Sorge für das künftige Auskommen seiner Kinder und Verwandten, die er gut unter Dach und Fach zu bringen wußte. Wir wollen aber die Geschichte mit dem Herzoge Wilhelm von Gonzaga nicht vergessen, da sie uns unläugbar beweist, daß unser „Messer" Giovanni mit recht großem Maßstabe zu messen verstand.

Einzelne Züge, welche uns die gesellschaftliche Stellung des Meisters bestimmt zeichneten, sind uns nicht so reichlich erhalten, daß wir ein fertiges, farbensattes Bild davon liefern könnten. Baini allerdings redet viel, sagt aber des eigentlich Sachlichen herzlich wenig. Soviel ist gewiß,

Pierluigi erfreute sich sein Leben lang einer nicht geringen Gunst der Päpste. Wenn man nun bedenkt, daß Pierluigis Leben und Wirken in Rom in die Zeit der großen Reformpäpste fällt, denen es am höchsten Ernst für die Sache der Kirche nicht fehlte, dann ist das ein außerordentlich ehrendes Zeugniß für ihn. Sixtus V. wollte ihn, den Laien, sogar als Kapellmeister der Cappella apostolica anstellen, mußte aber gegenüber dem zähen Widerstande dieser auf ihre altverbürgten Privilegien stolzen und steifen Sängerzunft seinen Entschluß ändern und bestätigte dafür den Meister als Tonsetzer derselben Kapelle. Zwischen Pierluigi, welcher der Sache persönlich ferngestanden hatte, und der päpstlichen Sängerschar entstand dadurch eine Verstimmung, welche nie mehr ganz gehoben wurde. Es waren dies eben ganz dieselben Leute, welche sich dem oben erwähnten Cäcilienverein so verbissen feindlich zeigten, daß sie es strenge verboten, diesem sich anzuschließen, und welche den tüchtigen Kapellmeister von S. Maria Maggiore und S. Luigi, den bekannten Giovanni Maria Nanino, noch eben „genügend" fanden, in ihre Mitte aufgenommen zu werden. Die Sache erklärt sich freilich so ziemlich, wenn man bedenkt, daß die Ausländer, welche die päpstliche Kapelle bislang als ihre unbestrittene Domäne zu betrachten gewohnt waren, mit scheelen Augen die immer mehr anwachsende Zahl sich eindrängender Italiener betrachten mußten. Pierluigi scheint aber nicht der Mann gewesen zu sein, der sich durch kleinliche Nergeleien aufhalten ließ, und überdies wurde er von weit und breit her so mit Anerkennungen und Lobsprüchen überhäuft, daß er diese Dinge verschmerzen konnte. Hören wir nur, was der Veronese Giov. Matteo Asola, selbst ein tüchtiger Componist, in seiner Widmung von 16 Vesperpsalmen sagt, welche er und dreizehn andere Priester in Musik gesetzt und Palestrina zu dediciren beschlossen hatten. „Wie alle größern und kleinern Flüsse", heißt es da, „ihre Gewässer dem Oceane zusenden, so haben sich die genannten Componisten auf meine Anregung hin geeinigt, dir, dem großen Meister, dessen Namen jeder Musiker im letzten Winkel der Erde bewundert, diese Sammlung zu weihen."

Also für einen förmlichen Oceanus der Töne hielt man Pierluigi, so groß und weitspannend und unerschöpflich galt er. Und doch scheint es, als ob sein großes und großartiges musikalisches Können nicht allein der Grund dieser Hochschätzung gewesen sei. Es waren offenbar noch andere Motive dabei, welche den Zeitgenossen einen fürstlichen Zug im Componisten erkennen ließen, einen fürstlichen Zug, der ihn zum princeps musicae ecclesiasticae stempelte. Nur in diesem engern und doch auch

weiten Reiche ist er eigentlich Herrscher. Selbst quantitativ genommen verschwinden fast seine weltlichen Compositionen gegenüber der großen Zahl seiner kirchlichen Werke, und selbst unter diesen weltlichen, d. h. nicht für die Kirche bestimmten, scheidet sich noch eine Anzahl aus durch ihren religiösen Textinhalt. Daß einige darunter schlüpfriger Natur sind, gesteht ja Pierluigi selber zu; daß aber diese Jugendverirrung seines künstlerischen Schaffens gegenüber seiner Gesamtleistung sozusagen verschwinden mußte, erhellt zur vollen Genüge aus dem Umstande, daß er mehr als einmal in seinen Vorreden zu den verschiedenen Ausgaben frank und frei versichert, er habe von Jugend auf es verabscheut, die Macht, welche die Musik über das menschliche Herz besitzt, zur Erregung schlechter Leidenschaften zu mißbrauchen, und er habe sich sorgfältig gehütet, irgend etwas in die Oeffentlichkeit zu geben, was hätte verderblich sein können. Daß diese Worte nicht Flunkerei waren, beweist mehr als alles die innige Beziehung, in welcher Pierluigi zum hl. Philippus Neri stand. In dieser Schule lernte er jedenfalls auch ausgiebig jenen tief religiösen, echt kirchlichen Geist, der seine Werke alle durchweht. Hierin tragen sie etwas an sich, was sie ganz eigenthümlich kennzeichnet und was außer ihnen in dem Grade nur noch den Werken Vittorias eigen ist. In außerordentlichem Maße tritt dieser Charakterzug palestrinischer Musik hervor in seinen Gesängen zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter. Doch lassen wir in dieser Sache den Mann des competentesten Urtheils, Ambros, sprechen. Im IV. Bande seiner Geschichte der Musik stehen folgende goldene Worte: „Eine eigene Gruppe bilden Palestrinas Marienmotetten. Wie feierlich-erhaben, ernst, mystisch ist die Motette Nativitas tua Dei genitrix — mit dem lang austönenden Dur-Dreiklang —, und hinwiederum wie ganz engelhaft verklärt sind die Mariengesänge für hohe Stimmen: Ave Regina coelorum, Alma Redemptoris, Salve Regina, Ave Maria — die uralten Kirchenmelodien klingen durch —, zur entzückendsten Schönheit gestaltet! Wie eine Rose aus dem Paradiese, wie ein strahlender Stern am klaren Himmel über rollenden Meereswogen leuchtet durch die christliche Musik wie durch die christliche Malerei Maria. Was für Tondichtungen sind nicht schon die Marienmotetten Josquins! Und den gleichen Ton schlägt auch Palestrina an — seine wunderbaren Gesänge sind tönend gewordene Raphaelsche Marienbilder!“ [1]

---

[1] Ambros a. a. O. IV (2. Aufl.), 40. Der Vergleich mit den Raphaelschen Madonnen möchte indessen nicht allerwegs als zutreffend erscheinen. Gerade der mezzo termino ist nicht ganz stichhaltig. Wenn Ambros rühmt: „Die uralten Kirchen-

Ein tief religiöser Mann, von ernst-sittlichem Charakter, voll Arbeitskraft und Arbeitslust, ein vollendeter Meister in seiner Kunst, war Palestrina ganz dazu angethan und gleichsam prädestinirt, die Ideen der großen, echt kirchlichen Reform, wie sie vom Concil von Trient erfaßt und ausgesprochen waren, soweit sie sein Terrain berührten, in sich aufzunehmen und zu realisiren. Und fern konnte ihm diese Bewegung nicht bleiben. Sie war ja gerade von jenen Kreisen ausgegangen und dort mächtig erstarkt, wo sozusagen Palestrina zu Hause war, in Rom, im Vatican, unter dem höhern Clerus. Es ist also nicht zu verwundern, wenn im Laufe der Zeit Pierluigi als eine Art von Krystallisationspunkt erscheint, um den sich alles herumlegen muß, was zur kirchenmusikalischen Reformbewegung gehört. Pierluigi und seine Missa Papae Marcelli, deren Name allein schon den wahren Kern und Stern der ganzen Sache verräth, sollen in Trient oder doch in Rom selbst der Kirche die Musik gerettet haben, welche sonst hätte von heiliger Stätte weichen müssen. Die Sache ist nun allerdings nicht ganz so. Selbst Pierluigi brauchte die Musik für die Kirche nicht zu retten, weil sie in keiner Gefahr war. Aber das bleibt doch auch sicher: in dem, was geschehen ist und was ganz gut als Reform bezeichnet werden kann, findet Pierluigi seine volle Bedeutung, sein eigentliches Verständniß, da führt und regiert er, ist er princeps musicae. Diese Auffassung ist nicht in ihn hineingetragen, sie ist aus seinen eigenen Worten und aus seinen eigenen Werken heraus entstanden, die fast noch lauter und deutlicher als seine Worte sprechen. Man lese seine Widmung des zweiten Buches der Messen an König Philipp II. von Spanien, welche um so bezeichnender wird, als in eben diesem Buche an letzter Stelle sein gerühmtestes Werk, die genannte Missa Papae Marcelli, eingereiht ist. Pierluigi sagt darin, er habe nach einer langjährigen, auch in fremder Schätzung erprobten Kunstübung geglaubt, den

melodien klingen durch", so bezeichnet er eben das, was in den Madonnenbildern des Malerfürsten fehlt. Bei allen derartigen Parallelen tritt die subjective Auffassung unwillkürlich stärker hervor, da ja ein förmlicher Umsatz des einen Eindruckes in den andern, der dann zum Ausdrucke kommt, stattfinden muß. So erklärt sich leicht die große Verschiedenheit, um nicht zu sagen der Widerspruch, der uns wirklich befremden möchte. Dem einen ist Palestrina der musikalische Raphael, dem andern Pietro Perugino und einem dritten Fra Giovanni da Fiesole. Jenen muthet seine Musik an wie eine tönend gewordene Basilika, während ein anderer in ihr den in Noten gesetzten Kölner Dom wahrnimmt. Für Richard Wagner war diese Musik „ein zeit- und raumloses Bild", aber auch „eine geistige Offenbarung, die uns das innerste Wesen der Religion zum Bewußtsein bringt". Wie viel Wahrheit im hohlen Wortschwall!

Entschluß fassen zu müssen, nach dem Rathe der ausgezeichnetsten und frömmsten Männer all seinen Fleiß, sein ganzes Können und Schaffen aufzuwenden, das heiligste Meßopfer durch Musik im neuen Stile zu verherrlichen [1]. Und diese Früchte seines künstlerischen Könnens, die zwar keine Erstlingsfrüchte, aber, wie er hoffe, um so gereiftere seien [2], habe er des Königs Majestät widmen zu müssen geglaubt. Das stimmt ja ganz zu den sichern Thatsachen [3].

Das Concil von Trient hatte allerdings in betreff der Kirchenmusik ein Decret formulirt, welches auch in der 22. Sitzung die Approbation der Bischöfe erhielt. Es war aber nur negativer Natur und da noch in sehr weiten Grenzen gehalten. Specielle Verfügungen zu treffen war dann Sache der Provincialsynoden und der die Decrete durchführenden Bischöfe. In Rom, wo die Sache der Reform überhaupt ernstlich und fest in Angriff genommen wurde, war damit eine eigene Cardinals-commission betraut worden, deren acht Mitglieder sich in die verschiedenen Zweige ihrer Thätigkeit theilten. Eine derselben bildete natürlich die camera apostolica, zu welcher auch die päpstlichen Sänger gehörten. Die Tagebücher der päpstlichen Kapelle erweisen nun, daß die beiden Cardinäle Borromeo und Vitelozzi gewählt worden sind, um Aenderungen und Verbesserungen innerhalb dieser Körperschaft zu treffen, aber auch, daß diese Reformen speciell nur disciplinärer Natur waren. Daß dabei auch musikalische Fragen berührt wurden, versteht sich wohl von selbst. Sie waren aber offenbar nicht die Hauptsache. Vorzüglich muß es sich dabei um die alte Klage gehandelt haben, daß man beim figurirten Gesang den liturgischen Text gar nicht mehr oder nur schwer verstehen könne. Um der Sache auf den Grund zu gehen, lud der Cardinal Vitelozzi die Sänger der Kapelle in seine Wohnung ein ad decantandas aliquot missas et probandum, si verba intelligerentur prout Reverendissimis placet. Die Probe fand am 28. April 1565 statt, über

---

[1] Quapropter ego, qui tot annos in hac arte (si alieno magis, quam meo iudicio de me, acquiescere debeo) non omnino infeliciter versatus essem, faciendum mihi putavi, ut *gravissimorum* et *religiosissimorum hominum secutus consilium* ad . . . sanctissimum Missae sacrificium *novo* modorum genere decorandum, omne meum studium, operam, industriamque conferrem.

[2] Non quidem primos, sed tamen feliciores.

[3] Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1892, S. 82 ff.: „Die Cardinalscommission von 1564 und Palestrinas Missa Papae Marcelli". Gegenüber dieser Zusammenstellung der wirklich geschichtlichen Thatsachen muß diese Frage als abgeschlossen angesehen werden.

ihr Resultat wird nichts bemerkt; nur einige Sänger, welche sich, wie es scheint, gespreizt hatten und nicht zu erscheinen geruhten, wurden „punctirt", um in Strafe (15 baioc.) genommen zu werden. Ob Palestrina dabei war, der damals als Kapellmeister an der Basilica Liberiana thätig war, wird nicht berichtet, und auch nicht, welche Messen zur Probe gesungen wurden. Der Jesuit Louis de Cressoles[1] berichtet nun in seinem Werke Mystagogus, daß er von einem Pater der Gesellschaft, dem es Pierluigi selbst erzählte, erfahren habe, Pius IV. sei wirklich mit dem Gedanken umgegangen, dem Concil den Vorschlag zu machen, die Musik aus der Kirche zu beseitigen, und habe sich in seiner Unterhaltung mit Cardinälen und Bischöfen auch wirklich in diesem Sinne geäußert. Als Pierluigi nun von diesen energischen Absichten des Papstes hörte, habe er sich beeilt, dem Papste von ihm componirte Messen vorzulegen, welche diesen so befriedigten, daß er von einer Beseitigung der Kirchenmusik völlig abstehen zu können und nur auf eine entsprechende Verbesserung derselben dringen zu müssen glaubte. So P. de Cressoles. Daß ähnliche Traditionen unter den römischen Jesuiten fortlebten, erhellt übrigens auch aus einer Notiz des Annalisten des Seminarium Romanum, welche zum Jahre 1640 von dem großen Musiker, genannt Palestrina, berichtet, daß er zu Zeiten Pius' V. und Gregors XIII. die Kirchenmusik reformirt und auch mehrere Bände von Messen und anderer Kirchenmusik veröffentlicht habe[2]. — Es bleibt also doch noch etwas von der Retterthat Palestrinas übrig. Nehmen wir noch dazu, daß Palestrina als Kapellmeister von St. Peter (1551—1554) mit dem damaligen Cardinal Cervini, der 1545 mit dem Cardinalbischof von Palestrina, Gianmaria del Monte (Julius III.), päpstlicher Legat in Trient war, zweifellos in Verkehr gekommen war, und daß dieser Cardinal sich nicht minder für Kunst und Wissenschaft lebhaft interessirte, als er für allseitige Reform der Kirche thätig gewesen ist; daß dieser Cardinal, der als Marcellus II. die Kirche nur wenige Tage regierte, dem Pierluigi ein so theures Andenken hinterließ, daß er eines seiner schönsten Werke

[1] P. Louis de Cressoles war ein geborner Bretone, starb aber in Rom (1634), wo er Secretär des Generals war. Der Mystagogus de sacrorum hominum disciplina erschien 1629 zu Paris. Die betreffende Stelle daraus findet sich im Kirchenmusikalischen Jahrbuch 1892, S. 94.

[2] Kirchenmusikal. Jahrb. 1892, S. 96. Man darf hier nicht übersehen, daß gerade unter Pius IV. und vom Juni 1565 ab Pierluigi wie die wirklichen Sänger neun Scudi erhält, um ihn zu entlohnen auch für Compositionen, die er noch veröffentlichen wird.

mit dessen Namen nannte; daß dieses Werk schon vor dem Jahre seiner Veröffentlichung existirte, und zwar in einem Codex von S. Maria Maggiore, wo sein Componist 1561—1571 Kapellmeister war[1]; daß diese Messe wirklich die Eigenschaften hat, welche die Reform von der Kirchenmusik forderte, und daß sie zu jenen zählt, die der Meister selbst als novum modorum genus bezeichnet und zu seinen zwar nicht ersten, aber glücklichern, reifer gediehenen Arbeiten rechnet, und daß er sie schuf gravissimorum et religiosissimorum hominum secutus consilium: dann ist der Schluß nicht unbegründet, daß diese Messe mit der rettenden That in Verbindung steht. Dr. Haberl stellt mit Recht die Vermuthung auf, daß dieses herrliche Kunstwerk schon vor der Thronbesteigung Marcellus' II., als Palestrina noch Kapellmeister an St. Peter war, entstanden sei und den Cardinal besonders befriedigt habe. Später mag sie dann, als erprobt, dem Papste Pius IV. vorgelegt worden sein, wodurch es sich erklärt, daß sie am 28. April vor den Eminenzen zur Aufführung kam. So bleibt es also immer höchst wahrscheinlich, daß der alte Ruf und Ruhm der Messe ein thatsächlich begründeter ist und daß sie mit zur rettenden That des princeps musicae gehört. In dieser Annahme und Verknüpfung der Thatsachen liegt auch wirklich nichts, was einen sachlichen oder chronologischen Widerspruch mit sicher feststehenden Daten einschlösse.

Daß Pierluigi mit den damaligen kirchenmusikalischen Bestrebungen in Rom im innigen Contact stand, bezeugt uns übrigens allein schon seine Zugehörigkeit zu jener Cäcilien-Akademie und seine von Liberati berichtete Thätigkeit in derselben.

Das wichtigste Moment bleibt uns aber noch zu erwähnen, der Antheil nämlich, den der Meister hatte an der Ausgabe der römischen Choralbücher im Sinne der Reform. Das Concil von Trient hatte diese Frage nicht in seinen Bereich gezogen. In die Grenzen, in welchen es die kirchenmusikalische Reform höchst weise behandelte, gehörte die Frage auch gar nicht. Den Choralgesang aus der Kirche zu entfernen, ist wohl niemanden eingefallen. Es handelte sich nur um die figurirte Musik. Die sorgsame Pflege und die Würde des Choralgesanges war genugsam eingeschlossen in allen den Beschlüssen, welche über die Feier des kirchlichen Cultes erlassen wurden, wozu der Choralgesang als integrirender Theil

---

[1] 1565: Erste Abschrift der Missa Papae Marcelli im Musikarchiv von S. Maria Maggiore (Kirchenmusikal. Jahrb. a. a. O.).

gehört. Auch beim praktischen Vorgehen zu den betreffenden Reformen ist vom Choralgesang anfänglich nicht die Rede. Erst Gregor XIII. trat dieser Frage näher. Der Anstoß, den er gab, fand seinen Abschluß in der 1614 und 1615 auf Befehl Pauls V. aus der mediceischen Druckerei in Rom hervorgegangenen, zwei Foliobände umfassenden Ausgabe. Daß diese Ausgabe den Charakter einer officiellen hat, kann nicht geläugnet werden, wenn auch in Bezug auf ihre praktische Einführung von seiten der kirchlichen Oberbehörde die höchste Loyalität obwaltete. Daß nun Pierluigi mit diesem Werke in Verbindung stehe, ist schon früher immer behauptet worden; doch stützte sich die Annahme theils nur auf Traditionen oder auf flüchtige Notizen, theils verstand sie wirkliche Zeugnisse nicht zu verwerthen. Es ist das Verdienst des Herrn Dr. Haberl, in die Sache durch überzeugende Documente Licht gebracht zu haben. Wir beabsichtigen nun nicht, hier das reiche Material selbst mitzutheilen; der Leser möge uns nur gestatten, ihm die ganze Sache so vorzulegen, wie sie sich uns nach sorgfältigem Studium documentirter Thatsachen dargestellt hat. Wir stimmen dabei mit den Endresultaten des Dr. Haberl ganz überein.

1. Es ist eine durch Aeußerungen Pierluigis selbst constatirte Thatsache, daß er vom Papste mit der Verbesserung des Graduale beauftragt war, wie dies in seinem Schreiben vom 5. November 1578 an den Herzog von Mantua wörtlich steht: Con il graduale che nostro signore mi ha comandato che io emendi.

2. Ueber die Thätigkeit des Meisters, sich seines hohen und wichtigen Auftrages zu entledigen, liegen keine Nachrichten vor. Aus Aeußerungen desselben im ebengenannten Briefe möchte man fast glauben, daß er damals das Ordinarium Missae für nahezu druckfertig gehalten habe. Thatsache ist aber, daß schon nach noch nicht zwei Monaten nach seinem Tode, am 29. März 1594, die Ritencongregation sich mit der Drucklegung eines Graduale beschäftigte, welches kein anderes sein konnte als das von Palestrina besorgte. Die Congregation bewilligte die Herausgabe nach vorhergegangener neuer Durchsicht — Cantus firmi *reformationem* antequam edatur diligenter recognoscendam censuit. Also eine weise Zurückhaltung! Es ist aber dabei Pierluigis Name nirgends erwähnt; die Angelegenheit wird rein objectiv genommen; es handelt sich um das vorliegende Werk, sein Meister bleibt aus dem Spiel.

3. Palestrina war ohne Testament gestorben; sein Sohn Igino, der des Vaters Talent reell zu schätzen wußte, kam also in den unbestrittenen Besitz des Nachlasses. Da nun Giov. Guidetti in dem letzten Jahrzehnte von 1582—1588 bereits mehrere, den streng liturgischen Gesang am Altare selbst enthaltende Bücher hatte erscheinen lassen[1], und das bei Peter Lichtenstein in Venedig 1580 erschienene Graduale trotz seiner großen Mängel und ohne kirchliche Approbation rasch eine weite Verbreitung gefunden hatte: so mußte in Rom die Frage entstehen, was denn aus der dem

[1] Cantus ecclesiasticus Passionis 1586; Cant. eccl. officii maioris hebd. 1587; Praefationes in cantu firmo 1588; ein Directorium chori schon 1582.

Pierluigi aufgetragenen Verbesserung des Graduale geworden sei. Da es sich nun nachher für einen Theil der eingereichten Arbeit ergab, daß er die geforderte Vollkommenheit durchaus nicht besaß, so drängt sich unwillkürlich die Vermuthung auf, daß Igino das gesamte nachgelassene Material der Arbeit seines Vaters für das neue Graduale in Bausch und Bogen der Ritencongregation unterbreitet habe, ohne Auswahl zu treffen zwischen Theilen, welche die verbessernde Hand desselben erfahren hatten, und jenen andern, die auf diese noch harrten. Die Congregation nahm das Manuscript, gab Erlaubniß und auch Privilegien für die Drucklegung, ordnete aber zunächst eine nochmalige Revision des Ganzen durch Fachleute an. Den Auftrag, die Sache zu fördern, erhielt Cardinal Bourbon del Monte. Eine sechsgliedrige Commission befaßte sich nun mit der Reformfrage des Chorals, welche aber schließlich die Sache an die beiden Schüler Palestrinas, Fr. Suriano und Fel. Anerio, devolvirte.

4. Igino hatte noch einen weitern Schritt gethan. Wohl im Vertrauen auf den Beschluß der Ritencongregation vom 29. März 1594 hatte er einen Vertrag mit Raimondi, dem damaligen Director der medicäischen Druckerei, geschlossen, welcher ihm die wirklich hohe Summe von 2105 Scudi für das Manuscript sicherte. Als nun das Expertenurtheil nicht nach Wunsch ausfiel und das vorliegende Manuscript für nicht druckreif erklärt wurde, entspann sich ein Proceß zwischen Raimondi und Igino, der in zweiter Instanz an den Gerichtshof der Rota gelangte. Das Urtheil, ein kleines juristisches Meisterstück, ist vom 2. Juni 1599. Der Zweck der Klagestellung des Raimondi war dadurch erreicht. Igino wurde abgewiesen, und Raimondi brauchte den Kaufschilling nicht zu bezahlen. Das Streitobject wurde aber später, als eine von Iginos Sachwalter, Cino, vorgelegte Correctur des Contractes durch den Advocaten Raimondis, Parasoli, zurückgewiesen wurde (6. Oct. 1599) und Cino seine Rücknahme verweigerte (2. Oct. 1602), penes sacrum montem pietatis deponirt. Erst der Tod Iginos (9. Oct. 1610) erlöste es aus dieser Gefangenschaft, um 1614 und 1615 endlich ans Licht zu treten.

Für die Frage der Autorschaft Pierluigis ist jedoch nur noch der berufene Entscheid der Rota vom 2. Juni 1599 aufklärend. Aus ihm geht nämlich zweifellos hervor:

a) Die Verpflichtung der Auszahlung des Kaufschillings wurde bestritten, beziehungsweise verneint, weil der Contract selbst hinfällig geworden sei.

b) Die Irritation des Vertrages wurde offenbar von Parasoli durch einen error substantialis eingeführt.

c) Dieser Irrthum von seiten des Käufers wurde dahin begründet, daß die hohe Kaufsumme einen ebenso hohen Schätzungswerth des Käufers einschließt, daß dagegen das Expertenurtheil über den reellen Werth der Sache wesentlich hinter diesem Schätzungsurtheile des Käufers zurückbleiben mußte, weil es das Buch von Fehlern und Verschiedenheiten so voll erklärt, daß es nicht druckfertig sei. Dieser Mangel habe dem Käufer nicht von selbst auffallen können, weil es der Fachmänner bedurfte, ihn zu entdecken. Gleichsam als erschwerender Umstand wird angeführt, daß der Käufer das Buch, wie es lag, als von Pierluigi auf päpstlichen Befehl zusammengestellt, corrigirt und verbessert halten mußte, was aber in Bezug auf den Theil des Sanctuarium (proprium sanctorum) nach dem Zeugnisse der Experten nicht der Wahrheit entsprach. Es ändere an der Sache nichts, daß das Graduale de tempore wirklich verbessert sei, denn der abgemachte Kaufpreis gehe auf das Ganze, und der Käufer hätte ein Stück ohne das andere nicht gekauft.

Diese Punkte mögen genügen. Sie lassen zwar zwischen den Zeilen lesen, daß Igino den Namen seines Vaters mißbraucht habe, um den kaufbegierigen Verleger zum raschen Abschlusse zu bringen; sie lassen aber nicht ersehen, daß das Urtheil der Experten auch den von Palestrina vollendeten Theil traf. Es ist vielmehr das Gegentheil der Fall. Ebenso ist das Urtheil ein Zeugniß, daß wir in dem einen Theile des mediciäischen Graduale wirklich ein Werk der reformatorischen Thätigkeit Pierluigis vor uns haben.

Wenn wir nun das Werk selbst einer nähern Prüfung unterwerfen wollten, so müßte vor allem feststehen, welche Instructionen Giovanni für seine Arbeit erhalten hatte. Leider läßt uns der Reichthum archivalischer Quellen gerade hier im Stiche. Aus allem aber geht hervor, daß es sich um eine Säuberung und Verbesserung bezw. Vereinfachung der betreffenden Gesänge handelte. Im Laufe der Zeit mußte auch die Forderung eintreten, daß die betreffenden Texte mit den Verbesserungen der liturgischen Bücher, besonders des Missale, in Einklang gebracht würden. Eine weitere Frage wäre, wie Palestrina selbst seine Aufgabe auffaßte. Hier dürfen wir vorab nicht alsogleich den Maßstab unserer Zeit anlegen, wo das einfache Moment des historischen Besitzes entscheidet, d. h. die beste älteste Lesart. Dieser Maßstab wurde damals nicht ganz verkannt, aber auch nicht als der einzig entscheidende anerkannt. Wir sehen dieses aus einer Aeußerung des schon genannten Beneficiaten von St. Peter, Giov. Guidetti, in seinem Directorium chori von 1582, wo er sagt, er habe in zweifelhaften Fällen zwar die alten Antiphonarien und Psalterien unserer vaticanischen Basilika und auch neuere Ausgaben berathen und danach geurtheilt, sich aber damit nicht begnügen mögen, sondern das Werk zur Einsicht und Correctur jenem Manne zugeschickt, der sicher als Fürst der Musikkunst gelten könne, dem Giov. Pierluigi aus Palestrina, unserem Kapellmeister. So urtheilte man damals über die Sache und die Fachkenntniß des Meisters. Daß das oben angeführte Urtheil des Gerichtshofes der Rota ein Gleiches insinuirt, haben wir schon angedeutet. Es war offenbar der Name und die Autorität seines Vaters, womit Igino den Gelehrten und Geschäftsmann Raimondi auf den Leim lockte. Ja selbst die Ritencongregation scheint ihre Zustimmung vom 29. März 1594 wohl auch nur unter dem Gewichte des Meisternamens so rasch gegeben zu haben. Und schließlich, wenn ein Gregor XIII. eine Reform des Choralgesanges für geboten hält und Pierluigi damit beauftragt, so war er zweifellos überzeugt, daß der Musiker Kopf und Herz am rechten Fleck habe, um dieser Aufgabe zu genügen, wie es das Haupt der Kirche für das Wohl und die Würde derselben entsprechend hielt. Die Ansichten des Musikers mußten dem Papste doch wohl bekannt sein, und wenn er also diesem thatsächlich den Auftrag gibt, so erklärt er sich gewissermaßen einverstanden mit diesen Ansichten. In dem oben erwähnten Briefe Palestrinas an den Herzog von Mantua finden sich auch ein paar Worte, welche einigermaßen andeuten, wie er selbst seine Aufgabe sich dachte. Der Fürst hatte ihn wahrscheinlich ersucht, für die Choralsänger der herzoglichen Kapelle das Ordinarium Missae zu redigiren. Pierluigi schreibt nun, er habe in der Messe, die er zunächst dem Herzog übersendet, den Canto fermo bald um eine Quinte bald um eine Octave höher transponirt, damit mehr Leben hineinkomme, was dem vierten Tone von Natur aus nicht so eigen sei. Es ist ihm also um eine hellere Klangwirkung zu thun. Gleich darauf sagt er dann, er würde es als größte Gunsterweisung betrachten, auch den Rest des Chorals zu erhalten, um ihn gut zu reinigen von Barbarismen und von unschönen Klängen — poi che così ben purgato da barbarismi et dai mali suoni. Was mag er wohl unter diesen barbarismi verstanden haben? Rohe Auswüchse? Wir glauben kaum. Vielleicht

meint er die überreichen fremden Verzierungen, welche durch den Kunstgesang der ausländischen Sänger — der Niederländer besonders — in die ältern Choralmelodien hineingerathen sein mochten. Und die mali suoni? Das mögen ihm zu harte Melodienfortschritte gewesen sein. Einen kleinen Commentar zu diesen Auslassungen könnte man vielleicht in seinen polyphonen Compositionen finden, wo er auch die zu Grunde liegenden Choralmotive bisweilen vereinfacht und den Intervallenfortschritt zu Gunsten des angenehmern Melodienflusses ändert. Es ist geradezu unerträglich, wenn man Pierluigi als Ignoranten im Canto fermo hinstellen will, als habe er Natur und Wesen dieses Kirchengesanges nicht verstanden. Allein es ist auch nicht zu läugnen, daß er sich die Sache nicht so angesehen haben mag, sie nicht so aufgefaßt haben wird, wie sich diese mancher Choraltheoretiker der Gegenwart zurechtlegt. Ihm war der Choral nicht Geschichte, sondern Leben und That. Jedes Blatt seiner Werke zeigt, daß Kirchenmusik und Choral sich in ihm zu einem Begriffe verschmolzen haben. Seine Musik geht im Choral auf; was Wunder, wenn er den Choral auch bisweilen in seine Musik hätte aufgehen lassen? Sein Auftrag war, den Choral zu reformiren. So wollte es der Papst. Daß ein Mann, wie Palestrina sich uns darstellt, gegen seine Instruction gehandelt habe, daß er leichten Fußes über deren Schranken hinausgeschritten sei, daß er der Künstlerlaune die ehrwürdige sichere Thatsache opfern wollte: das glaube, wer will! wir können es nicht glauben. Princeps musicae ecclesiasticae!

Wir haben nun dem Fürsten der Kirchenmusik auf sein eigenstes Gebiet zu folgen, ihn herrschen zu sehen in seinen Kunstwerken. Wenn jedes Kunstwerk die kunstschöne Verwirklichung einer Idee durch das betreffende Kunstmittel ist, dann muß der Fürst der Kirchenmusik die kirchliche Idee in mehr als gewöhnlichem Grade und mit Auszeichnung in seinen Werken zum kunstschönen Ausdrucke gebracht haben. Und das that er auch. Nicht nur die verschiedenen Vorreden zu den Bänden seiner Meßcompositionen sagen es, sondern gerade diese Werke selbst in ihrer großen Zahl, ihrer hohen Vollendung und unbeschreiblichen Weihe, wie sie in ihnen und über ihnen ruht, beweisen es, daß in ihrem Meister der echt katholische Gedanke wirksam lebte, der Kern des gesamten kirchlichen Cultes sei die heilige Messe und ihre Verherrlichung also das erste Object der Kunstthätigkeit in der Kirche. Palestrina hat unseres Wissens 93 Messen componirt, 39 zu 4, 28 zu 5, 21 zu 6 und 5 zu 8 Stimmen. Wenn auch nicht alle auf gleicher Stufe der Vollendung stehen, so sind dafür viele Kunstwerke von so hohem innern Werthe, daß sie als solche werden gelten müssen, solange es überhaupt eine Musik gibt. Ein Zug aber verläugnet sich in keiner von ihnen, das ist die Andacht, welche sich im Benedictus ausspricht. Wie wundervoll zart kommt sie nicht hier, z. B. in der Missa brevis, zur Erscheinung! Palestrina hat sich hier selbst den funkelndsten Juwel geschliffen für seine Fürstenkrone als princeps musicae. Auffallend ist auch, daß er nur wenige seiner Messen

über Motive weltlicher Lieder schrieb. Es sind deren nur sieben[1]. Dagegen hat er seine schönsten Gedanken geradezu aus dem Chorale genommen. Wie reizend schön hebt nicht das Kyrie in der Missa: Assumpta est Maria an! Wer das Choralmotiv der Antiphon kennt, wird angemuthet, als entknospe sich auf einmal eine schöne duftige Rose. Pierluigi hat in seinen Messen jedenfalls zwei Dinge bewiesen: einmal, wie außerordentlich bildungsfähig die dem Choral entlehnten Motive sind, und dann, daß er den Choral schätzte und kannte und durch und durch kannte. Wer den Altmeister meistern will in der Kenntniß des Chorales, soll allererst eine Missa Lauda Sion oder Iste Confessor etc. schreiben[2]. Sagen wir es gleich heraus, das Anschließen an den Choral, die Verwandtschaft mit ihm, dies Durchklingen choralartiger Themen ist der unterscheidende Zug palestrinischer Meßcompositionen, die mit ihren breiten, langgesponnenen Motiven immer choralartig und deshalb eminent kirchlich klingen. Der kirchliche Geist des Meisters offenbart sich auch in seiner übrigen compositorischen Thätigkeit auf außergewöhnliche Weise. Seine Compositionen sind ins liturgische Leben der Kirche hineingeschrieben, leben und weben in ihm. So präsentiren sich das große Hymnenwerk, so die prächtigen Compositionen zu den Kirchentönen des Magnificat, die Lamentationen, die Improperien und alle die herrlichen Kunstwerke, die nie ganz verklingen konnten und nie ganz verklingen werden, die immer wirken werden, wie das Kunstwerk der Liturgie selbst, mit dem sie eins sind.

Demselben Zwecke sind auch die zahlreichen Motettencompositionen geweiht. Welch ein tiefes Empfinden liegt nicht in diesen Meisterwerken und haucht sich hinaus als Sehnen der Andacht oder jubelt sich hinaus als Freude der Andacht! Und wie weiß der Meister hier den Ton zu treffen, der die entsprechenden liturgischen Gebete und Handlungen durchzieht! Das feingefügte Pueri Hebraeorum mit seinem festen portantes

---

[1] Darunter die Missa Vestiva i colli, deren Motive dem gleichnamigen Madrigal Giovannis entlehnt sind und in ihrer Geschmeidigkeit und ihrem leichten Flusse die Messe wie mit einem Frühlingswehen durchziehen, das vereint mit dem heiligen Texte eine wahre Osterfreude zum Ausdrucke bringt.

[2] Wie Pierluigi den Choral zu fassen verstand, sehe man aus seiner Missa In minoribus duplicibus (XXIII, 26). Daß indessen auch die neueste Musik die Choralmotive mit ebensoviel Geschick als Erfolg verwenden kann, zeigt wiederum Cyrill Kistlers großartiges Musikdrama „Balburs Tod“. Man muß dabei allerdings zunächst die Gestaltungskraft und Technik des Componisten bewundern; allein man darf auch nicht das Sprichwort vergessen: „Wo nichts ist, hat der Kaiser 's Recht verloren.“

ramos olivarum und mit seinem frischen, echt knabenhaften Aufjauchzen im Hosanna — der wie vom Himmel strömende Pfingstjubel des Dum complerentur dies Pentecostes — das ebenso einfache als engelfromme Alma Redemptoris mater mit dem anbetenden Staunen bei natura mirante: sie alle [1] setzen den Riesen im künstlerischen Schaffen voraus, in dessen Brust aber ein kindliches Herz schlug mit jenem mächtigen und heiligen Pulsschlage des Lebens der Kirche, wie sie es durchlebt in der Liturgie ihres Kirchenjahres. Daß der Meister dieser Kraft stets und ganz folgen konnte, war eben die Höhe seiner Meisterschaft. Er beherrschte im Vollmaße die Mittel und Formen seiner Kunst. Das ermöglicht ihm vorab die reine und richtige Wiedergabe des Textes in einer meisterhaften Textdeclamation. Er hat nicht den Reichthum der Kunstmittel unserer modernen Tonkunst zur Verfügung, nicht all die verschiedenen Klangfarben der Instrumente zu seinen Diensten, nicht die mächtig packenden Reize der modernen Harmoniebildung an der Hand: zwei, drei, vier, acht menschliche Stimmen führen die langhinziehenden Melodien und verbinden sich nebenbei zu Harmonien in den einfachsten, natürlichsten Combinationen der Klänge. Das ist alles. Und welche Wirkungen erzielt nicht der Meister damit! Man stelle einmal das Benedictus der Missa brevis und das der Missa Iste Confessor nebeneinander, und man wird zugestehen müssen: der Alte verstand die paar Menschenstimmen ebenso wirkungsvoll zu gruppiren wie ein Richard Wagner sein reiches Orchester. Wie gewaltig kann er nicht andrängen, wenn er seine sechs oder acht Stimmen einmal zu einem combinirten Angriff auf den Hörer vereinigt! Der Schluß des Credo in der Missa Papae Marcelli, ihr Osanna oder nur ihr qui locutus est per prophetas genügen, das zu beweisen. Oder soll es der Einsatz der beiden Chöre im Stabat mater bei dem O quam tristis etc. demonstriren? Gerade in den Mittelsätzen dieser ausgedehnten Composition bewährt sich hervorragend die Feinfühligkeit Palestrinas in Benutzung seiner so beschränkten Mittel. Nicht nur für den verschiedenen Ausdruck der Ideen, sondern auch für den Wechsel der Klangwirkung selbst weiß er, trotz aller Kargheit seiner Mittel, auf eine Weise zu sorgen, daß alle Eintönigkeit verschwindet. Dabei ist alles so ungesucht und einfach, als müßte es jetzt so sein.

Daß Pierluigi die musikalische Form im vollendeten Maße beherrschte, ist von den größten Musikern stets anerkannt worden. Palestrina hat,

---

[1] Pueri Hebr. V, 172. Dum complerentur I, 111. Alma Redempt. VII, 73.

wie Ambros sagt, die niederländische Kunst strengster Richtung zu einer Art Palästra gemacht, welche seinem Geiste eine ganz andere Schnellkraft und Gelenkigkeit gab. „Die vollständigste Beherrschung des Tonsatzes, selbst in seinen verwickeltsten Combinationen, welche Palestrina auf diesem Wege gewann, machte es ihm möglich, sich auf die Grundlage des kunstvollsten Tonsatzes, dessen Technik allein schon der höchsten Bewunderung werth ist, zur freien Schönheit zu erheben und uns nirgends die Last und Mühe des ‚Machens' empfinden zu lassen, sondern, mit Götterleichtigkeit schaffend, nicht allein die volle Kraft, sondern auch die ganze Anmuth seines Genius zu entwickeln." [1]

Einen andern echten Charakterzug der Musik Palestrinas als Kirchenmusik wollen wir mit einer Stelle einführen aus der Abhandlung von Philipp Spitta: „Palestrina im 16. und 19. Jahrhundert", welche im 7. Hefte (April 1894) der „Deutschen Rundschau" erschien. „Verständlichkeit des Textes forderte die Kirche, und Palestrina gab sie. . . . Bewunderungswürdig ist, wie Palestrina die Mittel gleichzeitigen Aussprechens desselben Textes in mehreren Stimmen und des Vocalisirens einer oder einiger Stimmen gegen textführende andere verwendet. Deutliche Aussprache der Sänger vorausgesetzt, wird derjenige, der überhaupt gewohnt ist, gesungene Worte aufzunehmen, fast nie bei ihm über den Text im unklaren bleiben; dort, wo eine gewisse Wortreihe zum erstenmal auftritt, ist es fast unmöglich, sie nicht voll zu verstehen; bei weitern Verwendungen derselben darf dann mit Grund auf die Erinnerungskraft des Hörers gerechnet werden. Solchergestalt genügt er, soweit möglich, der Idee des antiken Melos und schafft zugleich jenen schlackenlosen, weichschwebenden Klang, den nur zusammentönende Menschenstimmen hergeben, und der, wenn er aus Knabenmunde vernehmbar wird, mit gutem Recht seraphisch genannt werden kann." [2] Das ist durchaus wahr. Der tiefere Grund dieses Vorzuges palestrinischer Musik liegt aber, wie es scheint, in der wohlberechneten Verbindung des homophonen und polyphonen Tonsatzes. Deshalb macht er sich auch besonders bemerklich in weiter ausgesponnenen Tonsätzen, wo ein solcher Wechsel mehr eintreten kann, z. B. im Credo der Messen, in den großen Motetten, wie Vidi turbam magnam, Fuit homo 2c. Bei Pierluigi paßt eben alles aufeinander.

Soll das Kunstwerk wirklich ein solches sein, so genügt nicht allein die Vollkommenheit seines Inhaltes für sich, noch die Vollendung seiner

---

[1] IV, 24. [2] A. a. O. S. 85 u. 86.

Formen für sich genommen, sondern Inhalt und Form müssen sich zur Einheit verschmelzen, zur Gesamtwirkung vereinigen. Der Inhalt darf in der Form nicht bloß kostbar gefaßt ruhen, sondern er muß in ihr zur Erscheinung treten, wirksam werden, zur Auffassung kommen. Das verlangt die Natur des Kunstwerkes, das der Vernunftbegriff des Schönen und der Schönheit in uns, der sich mit dem kategorischen Imperativ solcher Urbegriffe immer geltend machen wird und eben mit seiner urwüchsigen Kraft so vorwärts drängt, daß er immer die tiefste Ursache der Entwicklung menschlicher Kunstthätigkeit war und ist und bleiben wird. Durch die Vervollkommnung der musikalischen Technik in der Ausbildung des Contrapunktes war das formelle Element der Musik beziehungsweise ausgebildet, es war darstellungsfähig geworden. Allein die Lust am technischen Schaffen hatte die erfinderischen Meister in ihrem Zauber so gefangen, daß sie der Stimme der Natur kein rechtes Gehör mehr gaben und vor allem ihre Schaffenskraft im künstlichen Aufbau möglichst complicirter harmonischer Verbindungen der einzelnen Stimmen zeigen wollten und verbrauchten. Das gilt vorwiegend gerade von ihren kirchlichen Compositionen. Wie im Choral die Töne seiner Melodien nicht zum eigentlichen Ausdrucksmittel, sondern nur zum feierlichern, edlern, gleichsam kostbarern Vehikel der Worte werden, so war dies auch in den musikalischen Gebilden des contrapunktischen Kirchengesanges der Fall. Sie wollten nicht ausdrücken, was sie sagen, sondern es nur künstlicher, formvollendeter, kostbarer durch die Kunstthätigkeit sagen.

Die Sache mußte sich anders gestalten beim weltlichen Lied, beim Madrigal. Abgesehen davon, daß es nicht selten seinen Witz schon frisch aus dem Volksliede nahm und dessen Wirkung also nicht verderben durfte, verlangte hier der Zweck, daß man die in der Muttersprache gebrachten Worte auch besser verstehe und daß dies Verständniß durch die Vielstimmigkeit auch in sich gehoben, gefälliger, schöner werde. So mußte das Madrigal einerseits die Tonsetzer zwingen, ihren unbändigen contrapunktischen Gelüsten Zaum und Zügel anzulegen, und andererseits auf ein Ersatzmittel zu sinnen, ihre Kunst zwar noch zur Geltung zu bringen, aber doch vor allem das einzuführen, was wir Ausdruck nennen. Vom Madrigal war nun der Uebergang zur Motette leicht und deshalb unvermeidlich, sobald echte Künstlernaturen thätig waren, die trotz der Raison der Instinct ihres Genies führte. Palestrina hat nun verhältnißmäßig mit der Madrigalcomposition wenig sich befaßt, aber er hat sie doch auch sein Leben lang geübt, und selbstverständlich als Künstler seiner Be-

gabung und seines Könnens. Ein gar zu großer Unterschied ist nun wegen der beiderseits gleichen materiellen Grundlage und formellen Technik nicht; aber ein Unterschied besteht doch, wenn es auch geübtere Augen sein müssen, ihn zu bemerken. Dies bei Pierluigi um so mehr, als seine Texte immer auf einem gewissen vornehmern Niveau sich bewegen als die des Orlando. Besonders tritt aber das Bestreben auf, in den musikalischen Gebilden durch sogen. Tonmalerei den Textgedanken zu illustriren. Dieses muß sich freilich vorzüglich auf die melodische Führung der Stimmung beschränken, aber es geschieht doch auch schon mancher kecke und feste Griff, um durch die Harmonie zu wirken. Seine Erfahrungen hierin mußte der Meister um so unwillkürlicher auf den Boden der kirchlichen Musik übertragen, als ein großer Theil seiner Madrigale schon religiösen Text haben und ein anderer Theil seiner auf lateinische Bibeltexte gefertigten Compositionen diesen naturgemäß nähertrat, da sie nicht eine eigentlich liturgische Bestimmung hatten. Das werden jedem, der es sehen will, gerade am deutlichsten seine Prachtcompositionen der Texte aus dem Hohen Liede zeigen. Sie lassen so recht erkennen, wie sich des Meisters tief religiöser Sinn dieser Ausdrucksmittel mit einer gewissen Befriedigung bedient, um nicht nur das heilige Liebeswort, sondern auch seine fromm geläuterte Seele, die nicht umsonst von der Hand des hl. Philippus geführt wurde, hinauszusingen. Auch wo es sich mehr um plastischen Ausdruck der Musik handelt, thut der Meister schon recht tüchtige Griffe. Man nehme nur die Motetten über Textworte aus Esther 15, 12—14 und 16—17. Es ist ein wirkliches Ringen, sowohl in melodischer wie in harmonischer Gestaltung den sachlichen Ausdruck aus dem Gewebe und Gewirre des Contrapunktes ans Licht zu bringen. Wie bezeichnend ist die Klangwirkung schon gleich am Anfange, besonders im 12. und 13. Tact, wenn in weitgespannter Harmonie (C-dur-Accord) der erste Alt, der zuvor seine Stimme vom zweigestrichenen C zweimal im raschen Quintenfall bis ins kleine G hinabsenkte, dort gleichsam sich von der sorglichen Angst aufraffend, im raschen und weiten Octavenschritt nochmals hineinruft: Quid habes Esther? — Hierauf die Stelle: Accede igitur et tange sceptrum meum, wo der Cantus seine breite Melodie wie festen Fußes über den andern Stimmen hinführt. Endlich der Schluß: Cur mihi non loqueris? Gleich herrliche Partien bietet der zweite Theil: Vidi te Domine. Wie sinnig drückt nicht die erste Stimme die Stimmung aus, wenn sie bei den Worten: et conturbatum est cor meum, nochmals wie mit ängstlichem Flügelschlag einer schüch-

ternen Taube vom eingestrichenen F sich in seine Octave schwingt und dann, zögernd herabsteigend, vier volle Tacte, wie von Furcht gebannt, auf dem F ausklingt![1] Geradezu überwältigend ist aber die Führung derselben Stimme gegen Ende, wenn sie beginnt: valde enim mirabilis es Domine. Das ist echter, lauterer musikalischer Effect. Und doch sind diese herrlichen Melodien nicht dem Chorale entfremdet, sie bleiben durchweg in seiner Haltung, wenn auch ihr Schritt freier und fester wird. Vollendete oder besser erhabene Anwendung musikalischen Ausdruckes zur Wiedergabe des Gedankens bietet auch das zweichorige Stabat mater, überhaupt eines der größten Werke nicht nur der Kunst Palestrinas, sondern aller Musik. Wie einfach ist das Mittel der Stimmführung des Altes im zweiten Chor zum Ausdrucke des pertransivit gladius! Dann die Schlußstelle des ersten Theiles: dum emisit spiritum, mit ihrem Schmerzensruf im Sopran des zweiten Chores, dem Hinziehen in den Mittelstimmen in beiden Chören und den Schlußschritten der beiden Bässe, wenn der des zweiten Chores in die Quarte hinaufhaucht, während sein College im ersten Chor sich, wie ad inferos descendens, in die Quinte hinabsenkt. Und nochmals — wie einfach sind nicht die Mittel und wie weiß sich nicht der Künstler innerhalb so enger Grenzen sicher, aber immer einheitlich und doch in wohlthuendem Wechsel zu bewegen!

Es ist eben die künstlerische Beherrschung seiner Mittel und seiner selbst, welche dem princeps musicae sein Scepter in die Hand drückt. Es fällt wohl jedem auf, daß gerade die durch musikalischen Ausdruck hervorragenden Stellen in Palestrinas Compositionen die Homophonie in den Vordergrund stellen und die Polyphonie dieser gleichsam als Füllwerk unterordnen. Es war ihm nicht entgangen, daß die eigentliche Klangwirkung nur im faßbaren ruhigen Zusammenklingen der Stimmen zuwege kommen kann, wenn die Melodie, von der ganzen Kraft der Harmonie getragen, aus dieser gleichsam auftaucht. Das war unbestreitbar sein Kunstgriff in der Missa Papae Marcelli, womit er heutzutage noch ebenso wirkt auf uns Kinder des 19. Jahrhunderts, wie auf die römischen Eminenzen im 16. Jahrhundert. Und was er damals that,

[1] Eine ähnliche Stelle findet sich in der Motette Sicut cervus desiderat, wo der Alt auf den Worten fontes aquarum austönt, während die andern Stimmen schon weiter schreiten. Sehr charakteristisch, so unscheinbar es sich darstellt, ist auch die Stelle in der fünfstimmigen Motette Iubilate Deo (V, 70, Tact 13), wo bei dem introite drei Stimmen eine ganze Note haben, als zögerten sie noch in Ehrfurcht.

war nicht etwas Zufälliges, Unbewußtes. Er versäumte nicht, sein Mittelchen auch später und anderswo hervorzuholen. Mit so viel Glück aber wie in der Missa Papae Marcelli hat er es — scheint uns wenigstens — nie wieder angegriffen. Mit ihr zieht er darum auch, wie mit einer Siegesfahne, triumphirend durch die Welt, Sinn und Herz immer wieder für sich erobernd, daß man, staunend über sein Werk und seine Kunst, stets wieder ihn anstaunt als den Fürsten der Kirchenmusik.

(Schluß folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes.

I. Don Carlos' Anfänge.

Um die Mitternachtsstunde des 8. Juli 1545 wurde zu Valladolid dem Infanten von Spanien, Don Philipp, ein Thronerbe geboren. Der Infant, geb. am 21. Mai 1527, zählte jetzt 18 Jahre. Die Spanischen Königreiche hatten ihm als Erbprinzen schon drei Jahre früher gehuldigt; er führte die Regentschaft und galt in jeder Hinsicht als vollendeter Fürst. Sein Vater, Kaiser Karl V., war der mächtigste Monarch der Erde; seine anmuthige junge Gattin, fast gleichalterig mit ihm, versprach ihm noch lange Jahre häuslichen Glückes. Zugleich öffnete sie als Infantin von Portugal seiner Nachkommenschaft den Weg zur langerstrebten Einigung der sämtlichen Königreiche der Pyrenäischen Halbinsel. Die Geburt des Thronerben schien das Glück zu vollenden. Don Philipps nächster und vertrautester Freund, Ruy Gomez de Silva, eilte als Ueberbringer der Freudenbotschaft nach Deutschland; am 21. Juli erreichte er Worms und den Kaiser. Noch am selben Abend ließ Karl V. das Ereigniß in der Stadt festlich begehen. Am folgenden Morgen wurde ein feierliches Tedeum gesungen; König Ferdinand mit seinen Erzherzogen und der ganze Hof wohnten der Feier bei.

Nur eine düstere Wolke stand an dem Himmel des jungen Glückes. Nicht weit von Valladolid lag das stille Schloß Tordesillas. Die portugiesische Mutter Isabellas der Katholischen hatte dort viele Jahre verlebt

als Staatsgefangene und Wahnsinnige, und jetzt noch brütete dort in unheilbarem Wahnsinn deren Enkelin Donna Juana, seit 42 Jahren als irrsinnig der Welt bekannt, seit 36 Jahren als Gefangene für die Welt begraben. Diese Juana war die Großmutter Don Philipps von väterlicher, die der Infantin Maria von mütterlicher Seite. Die Mutter der Infantin war eben jene kleine Cattalina, welcher Donna Juana in der dunkelsten Nacht des Wahnsinns das Leben gegeben und welche dann bis zu ihrer Vermählung die treue Gefährtin in ihrer Gefangenschaft und der einzige Trost in ihrem Unglück gewesen war[1]. Seit vier Generationen hatten die Wechselheiraten zwischen Portugal und den Spanischen Königreichen sich stets wiederholt[2].

Die letzte sollte nicht von Dauer sein; vier Tage nach der Geburt des Prinzen, am 12. Juli, starb die jugendschöne Infantin Donna Maria, das Ebenbild Isabellas der Katholischen. Das verwaiste Kind übergab der Infant der Donna Leonor de Mascareñas; sie hatte einst seine Mutter Isabella aus Portugal nach Spanien begleitet und hatte auch seiner in der Kindheit gewartet. „Mein Sohn hat seine Mutter verloren,“ sagte er zu ihr, „seien jetzt Sie es ihm, behandeln Sie ihn als solche.“

Die Taufe des Prinzen verzögerte sich bis zum 2. August. Der erste Prälat des Reiches, Cardinal Tavera, Erzbischof von Toledo, der die heilige Handlung hätte vollziehen sollen, starb am Tage zuvor. Don Philipp der Infant, gegen seinen ruhmreichen Vater stets voll Liebe und Ehrfurcht, wählte für seinen Erstgeborenen den Namen Karl. In dem prächtigen Palast von Alcala de Henares, sieben Meilen nur von Madrid in anmuthigster Lage und herrlicher Luft, hatte Karls V. Bruder, der römische König Ferdinand I., zuerst das Tageslicht geschaut. Hier verbrachte der kleine Don Carlos die ersten Jahre seines Lebens. Mit ihm bewohnten den Palast seine beiden Tanten, Maria, Philipps II. Lieblingsschwester, und die jüngere, Juana, nach Jahren noch von den fremden Botschaftern als die erste Schönheit des Hofes gepriesen. Erst im December 1547 geleitete Philipp II. die kleine Familie wieder nach Valladolid. Hier vermählte sich die Prinzessin Maria am 13. September 1548 mit dem römischen König Maximilian II.; kurz darauf, am 1. October, verließ Don Philipp die Spanischen Königreiche. Unter der Obhut der

---

[1] C. v. Höfler, Donna Juana (Wien 1885) S. 104.
[2] Siehe die beigegebene Tabelle S. 138.

Die Wechselheiraten in den Königshäusern von Spanien und Portugal.

Johann I. von Portugal, † 1433.
Philippa von Lancaster.

Johann I. von Leon und Castilien, † 1390.
Beatrix von Portugal.

Eduard, † 1438.
Leonora von Aragonien.

Infant Johann, † 1442.
Isabella v. Portug.

Heinrich III. von Castilien, † 1406.
Katharina von Lancaster.

Ferdinand von Aragonien, † 1416.

Don Ferdinand, † 1470 = Beatrix.

Isabella (wahnsinnig) = Johann II. von Castilien.

Johann II. v. Arag., † 1479.
Johanna von Castilien.

Leonora
Eduard v. Portug.

Isabella die Katholische, † 1505 = Ferdinand der Katholische, † 1516.

Don Carlos von Viana, Erbprinz, † 1461.

Emanuel d. Gr., † 1521 = Maria.

Donna Juana. (wahnsinnig)
Philipp von Oesterreich, † 1506.

Katharina.
Heinrich VIII.

Johann III.
Katharina von Castilien.

Isabella = Karl V.

Ferdinand I., Kaiser.
Anna von Ungarn.

Katharina.
Johann III. von Portugal.

Infant Johannes, † 1554.
Juana von Castilien. (wahnsinnig)

Maria = Philipp II.

Juana. (wahnsinnig)
Joh. v. Portug.

Maria = Max II., Kaiser.

Maria die Katholische.
Philipp II.

Sebastian, † 1578.

Don Carlos, † 1568.

Anna.
Philipp II.

Rudolf, Kaiser.

jugendlichen Tante Juana blieb das Kind in Toro zurück, ohne Mutter und ohne Vater. Ein Jahr später, am 15. November 1549, ordnete Kaiser Karl V. von Brüssel aus den Hofhalt des Kleinen. Auch Donna Juana sollte sich bald von ihm trennen. Im Juni 1552 trat sie die Reise nach Portugal an, um hier die Gattin des Thronfolgers zu werden. Der Abschied vom kleinen Carlos war ein herzzerreißender. Wohl war der Vater des Kleinen, Don Philipp, schon im Juli 1551 wieder nach Spanien zurückgekehrt, aber er hatte nicht Zeit, ruhig bei den Seinigen in Toro zu bleiben; er weilte fern, um in den verschiedenen Königreichen die Versammlung der Cortes zu halten. Er war und blieb seinem Kinde fremd. Unter Thränen verbrachte die 16jährige Infantin mit dem siebenjährigen Knaben die drei letzten Tage des Zusammenseins. „Was soll aus dem Kinde werden?" klagte dieser selbst unter Schluchzen, „hier ganz allein, ohne Vater und Mutter — der Großvater fern in Deutschland, der Vater in Monzon." Dann warf er sich in heftiger Erregung Don Luis Sarmiento de Mendoza in die Arme. Dieser hatte einst die Mutter aus Portugal nach Spanien geleitet, dann hatte er dem Hofstaat des Prinzen vorgestanden, jetzt sollte er der Infantin Juana das Geleit nach Portugal geben. Der Knabe beschwor ihn, doch recht bald wieder zu kommen [1].

Es war jetzt Zeit, den Kleinen aus den Händen der Frauen zu nehmen und ihm zur Erziehung Männer an die Seite zu geben. Don Antonio de Rojas, bisher Philipps eigener erster Kämmerer, trat an die Spitze des neugeordneten prinzlichen Hofstaates. Er holte den Knaben nach Madrid, wo Philipp bei seiner Ankunft am 13. Januar 1553 denselben wiedersah. Ein Mönch, Fray Juan de Muñatones, hatte bereits den ersten Unterricht bei dem Knaben begonnen. Bevor Philipp am 12. Juli Spanien wieder verließ, ernannte er den ausgezeichneten Humanisten Juan Honorato, einen Schüler und Freund des Vives, zum Lehrer und Erzieher seines Sohnes. „Die Kenntniß," schrieb Philipp an ihn am 3. Juli 1554, „die ich von Ihrer Trefflichkeit und Ihrer Wissenschaft gewonnen habe während der Zeit, da Sie im Dienste des Kaisers und in dem meinigen standen, hat mich veranlaßt, Sie zum Lehrer des Infanten Don Carlos, meines Sohnes, zu wählen ... Ich lege Ihnen sehr ans Herz, ihn mit aller Sorgfalt für Tugend und menschliches Wissen heranzubilden, wie das große Vertrauen, das ich auf Sie setze, indem ich ein Amt von solcher Wichtigkeit Ihnen übertrage, es Ihnen zur Pflicht macht."

---

[1] Die Scene beschreibt Don Luis selbst dem Kaiser, 24. November 1552.

Die Abwesenheit Philipps sollte auch diesmal wieder lange dauern; er reiste nach England, um sich mit Maria der Katholischen zu vermählen. Als Regentin vom Kaiser ernannt, hinterließ er an seiner Stelle seine junge Schwester Juana; seit dem 2. Januar 1554 war sie Wittwe. In ihrem Söhnlein Don Sebastian hatte sie dem Königreich Portugal einen Thronfolger gegeben. Trotzdem war sie zurückgekehrt in die castilische Heimat. Ihr, einer jener starken, klugen und liebenswürdigen Frauen aus dem Hause Oesterreich, vertraute Philipp die Obhut des kleinen Carlos an; in Valladolid sollte er bei ihr residiren. Hier bei ernster Trauerfeier trat Carlos zum erstenmal als Vertreter seines Hauses auf. Wenige Monate nach Philipps Abreise, in der Frühe des Karfreitags, am 12. April 1555, war nach langem schweren Leiden Juana die Wahnsinnige aus dem Leben geschieden. Ihre letzten Stunden waren licht, ihr Tod christlich und fromm. Franz von Borgia, von der Regentin zu der Sterbenden gesandt, hatte ihr im Tode beigestanden. In San Benito el Real zu Valladolid fand der feierliche Trauergottesdienst statt. Von der ganzen zahlreichen Familie war niemand zur Stelle als die junge Wittwe Juana und der neunjährige Infant Don Carlos. Umgeben von allen Granden und Räthen der Krone stand der Prinz am Katafalk; oben im Chor, zum Zeichen der Trauer, kniete und betete die Regentin Juana. Es waren die beiden aus der ganzen Familie, die von der unglücklichen Ahnfrau in Tordesillas am meisten geerbt hatten: Juana die frühe Wittwenschaft und jahrelange Geistesumnachtung bis zum Tod; Carlos die wilde Leidenschaftlichkeit, den starren Eigensinn, den unbändigsten Castilianerstolz.

Die riesige Körperkraft, die fast unzerstörbare Gesundheit des Leibes hatte er nicht von ihr geerbt. Von Geburt an war Carlos schwächlich; lange Zeit fürchtete man, daß er stumm sei. Er war fünf Jahre alt, als man den ersten articulirten Laut von seinen Lippen hörte. Das erste Wort, das er sprach, war: „Nein“. In der Freude über die Beseitigung der gehegten Besorgniß soll Karl V. viel gescherzt haben über dieses erste Wort seines dereinstigen Erben. Der Infant, meinte der alte Kaiser, habe wohl recht, „nein“ zu sagen zu all den unnöthigen Ausgaben des Vaters und des Großvaters. Auch später blieb Don Carlos im Sprechen etwas gehemmt. Noch da er 20 Jahre alt war, wurde ein ärztlicher Eingriff zur Lockerung seines Zungenbandes für nöthig erachtet.

Der Umstand, daß der Infant bis zum vollendeten siebten Jahre in den Händen der Frauen blieb, und daß für ihn der Unterricht so spät begann, deutet schon auf langsame Entwicklung und körperliche Schwäche

hin. Eben dieses hatte aber auch zur Folge, daß man ihm vieles nachsah, und um ihn überhaupt noch lenken zu können, in bedenklicher Weise seinen Launen willfahrte. Es herrschte später unter den urtheilsfähigen Männern des Hofes darüber nur eine Stimme, daß Carlos in seiner Kindheit viel zu frei und unbändig aufgewachsen sei. Auch Karl V. selbst glaubte nach einem ausführlichen Berichte, den er sich über den Infanten hatte erstatten lassen, einige Warnungen ertheilen zu sollen[1]; am 10. Januar 1555 schreibt er an des Prinzen Hofmeister, Antonio de Rojas: „Wiewohl es bei dem Eifer und der Sorgfalt, welche Sie in jeder Hinsicht anwenden, nicht nöthig sein mag, befehle ich Ihnen an, sehr sorgsam darüber zu wachen, daß der Infant zurückgezogen lebe, und darauf hinzuwirken, daß er in seinen Handlungen sich mäßigen lerne, daß er nicht so frei sei, wie er es bis jetzt gewesen ist; denn man sagt mir, bisher sei er es zu sehr gewesen, und Sie begreifen die Folgen, welche dies nach sich ziehen kann zumal mit Rücksicht auf sein Alter. Endlich wünsche ich, daß Sie ihn so viel als möglich von Weibergesellschaft entfernt halten."

Honorato hatte im August 1554 mit dem Unterricht des Infanten begonnen. Von England aus mahnte ihn der besorgte Vater, für den Anfang bei leichtern Autoren zu verbleiben, damit dem Kinde die Freude am Studiren nicht verloren gehe. Im Frühling 1556 findet man die Commentare Cäsars[2] in des Prinzen Hand, bald aber bildete Cicero De officiis die Hauptlectüre. Das Verhältniß zwischen Carlos und seinem Lehrer gestaltete sich zu einem dauernd freundlichen. Anfangs schmeichelte sich Honorato bei seinem Unterrichte auch mit Hoffnung auf Erfolg. Der Prinz bezeigte Interesse, machte einige Fortschritte, und manche seiner kindlichen Einfälle und Aussprüche zeugten von Verstand. Sorgfältig wurden diese von Honorato notirt und für den kaiserlichen Großvater in ein eigenes Heft zusammengeschrieben. Damals war es, am 2. Mai 1556, daß Philipp II. an den Lehrer des Prinzen schrieb: „Der Brief hat mir große Freude gemacht wegen der Nachricht, die Sie mir bezüglich der Studien meines Sohnes gaben, nämlich daß er gute Fortschritte macht. Denn es gibt nichts, was mir größere Freude bereiten könnte, als zu sehen, daß durch die Arbeit, welche Sie sich's kosten lassen, die Frucht erzielt wird, die ich wünsche."

[1] Doch erwähnt er in demselben Briefe auch anerkennend, daß Zurechtweisungen und Strafen gegen den Prinzen in Anwendung gebracht worden seien.

[2] Vgl. Maurenbrecher in Sybels „Historischer Zeitschrift" XI, 283 Note.

Das Jahr 1556 sollte für Carlos und sein Haus ein wichtiges werden. Schon bevor es begann, war an die Stelle des Antonio de Rojas der strenge Don Garcia de Toledo als Hofmeister des Prinzen getreten. Es hatte wohl seinen Grund, daß die Wahl gerade auf ihn gefallen war; Carlos schien dies zu durchschauen, und niemals mochte er diesen Hofmeister leiden. Am 16. Januar 1556 hatte Karl V. zu Gunsten seines Sohnes Don Philipp auf die Kronen von Castilien, Aragon, Sizilien und der von ihnen abhängigen Reiche verzichtet. Philipp weilte noch in der Ferne, als am 28. März zu Valladolid seine Proclamation als König mit pomphafter Feierlichkeit erfolgte. Don Carlos, der Erbe seiner Kronen, war es, der die Proclamation vollzog. Auf öffentlichem Platze erhob sich eine Estrade, in deren Mitte ein reichgezierter Thronhimmel von Goldbrocat, rings umher die Prälaten, die Granden, die Räthe der Krone, der gesamte Hof und alle Spitzen der Behörden. Unter dem Thronhimmel saß der elfjährige Prinz; in feierlichem Zuge war er vom Palaste dahin geleitet worden. Nachdem er Platz genommen, erschien der Magistrat der Stadt mit dem Banner von Castilien. Don Carlos erhob sich und ließ das Banner entfalten. Dann nahm er es in seine Hände; die kräftigern Arme seines Hofmeisters mußten ihn dabei unterstützen. Indem er das Banner emporhielt, rief er mit lauter Stimme: „Castilien! Castilien! für den König Don Philipp, unsern Herrn!"

Philipp II. war jetzt Herr der Spanischen Erblande. Noch zählte er nicht 30 Jahre, in dem heranwachsenden Sohne war die Erbfolge gesichert. Einstweilen erneuerte er seiner Schwester Donna Juana die Vollmachten der Regentschaft; denn er selbst war noch immer von Spanien ferngehalten. Dagegen kam die Kunde, daß Karl V., der große Kaiser, in der Mitte seiner Castilianer seine Tage beschließen wolle; am 28. September 1556 landete er bei Laredo. An der allgemeinen Freude nahm niemand lebhaftern Antheil als der kleine Carlos. Ein Zweifaches hatte die Träume seiner Kindheit belebt: der Gedanke an Krieg und Waffenthaten auf der einen, das Vollbewußtsein von der Größe seines Hauses auf der andern Seite. Beides erschien in Karls V. Persönlichkeit vereinigt. Sofort gab er sich daran, durch ein eigenes Schreiben den Kaiser auf spanischem Boden zu begrüßen; er verfaßte und schrieb den Brief, wie sein Hofmeister am 3. October an den Kaiser schreibt, ohne jede fremde Beihilfe:

„Geheiligte Kaiserliche und Katholische Majestät!

Ich habe erfahren, daß Ew. Majestät gesund und heil angekommen ist. Ich habe mich darüber ganz außerordentlich gefreut, so sehr, daß ich

es gar nicht aussprechen kann. Dringend bitte ich Ew. Majestät, mich wissen zu lassen, ob ich Ihr zum Empfang entgegengehen darf und an welchem Orte. Don Pedro Pimentel, Edelmann in meinem Dienste, mein Abgesandter, wird Ew. Majestät aufsuchen. Dieselbe bitte ich daher dringend, anzuordnen, was in dieser Sache geschehen soll, damit er es mir schreibe. Ich küsse Ew. Majestät die Hände.

Valladolid, den 2. October.

Ew. Majestät sehr demüthiger Sohn
Der Prinz."

Pimentel wurde am 8. October von Karl V. empfangen. Der Kaiser, der sich sonst jede officielle Begrüßung verbat, und der Regentin ausdrücklich befahl, im Schloß zu Valladolid auf seine Ankunft zu warten, machte wirklich zu Gunsten des Enkels eine Ausnahme. Dieser durfte ihm mit seinem Gefolge am 20. October bis vor Cabezon, zwei Meilen von Valladolid, entgegenreiten, und speiste zu Cabezon mit ihm zu Nacht. Erst am Nachmittag des 21. October brach dann Karl V. mit wenigen Begleitern nach Valladolid auf. Es war Abend, als er eintraf. Im Palast des Ruy Gomez de Silva, wo er seine Wohnung nehmen wollte, warteten seiner Donna Juana, die Regentin, und der Prinz Don Carlos. Carlos selbst und die Regentin wohnten für diese Zeit im Palaste des Herzogs von Alba; das königliche Schloß nahm die zwei verwittweten Königinnen auf, Maria von Ungarn und Eleonore von Frankreich, die gleichfalls zum Wiedersehen ihres kaiserlichen Bruders gekommen waren. Nur 14 Tage weilte der Kaiser bei den Seinen; schon am 4. November brach er wieder auf, um Stille und Einsamkeit zu suchen.

Verschieden werden die Eindrücke geschildert, die der Kaiser von dem Erben seiner Kronen in diesen Tagen empfangen habe. Nach einem Briefe Francisco Osorios an Philipp II. vom 26. October waren die ersten Eindrücke günstig. Der Kaiser äußerte sich zufrieden und meinte, man solle, wenn wichtige Dinge zur Berathung ständen, den Prinzen an den Sitzungen des Staatsrathes theilnehmen lassen[1]. Ein anderer Augenzeuge aber weiß zu erzählen[2], daß die günstigen Eindrücke auf die Dauer nicht die vorherrschenden blieben. Seiner Schwester Eleonore bemerkte der Kaiser: „Er scheint mir sehr unruhig; sein Benehmen und seine Art gefallen mir wenig; ich weiß nicht, was mit der Zeit noch daraus werden

---

[1] *Gachard*, Retraite et Mort de Charles-Quint II, 103.
[2] Bei *Mignet*, Charles-Quint p. 157.

kann.“ Auch der große Mangel an Rücksicht und Ehrerbietung, welchen der Knabe gegen seine Tante, die Regentin, zur Schau trug, soll den Kaiser unangenehm berührt haben.

Was ihm aber fürs erste an dem Prinzen gefiel, war die bei jenem hervortretende Liebe für den Krieg. Lange und aufmerksam lauschte der Infant den Erzählungen des Großvaters über Heerfahrten und Schlachten. Als der Kaiser auch von seiner Flucht vor Moritz von Sachsen sprach, fiel ihm der Infant in die Rede. Das sei alles gut, meinte der Knabe, allein er an des Kaisers Stelle würde nie geflohen sein [1]. „Umsonst erklärte ihm der Kaiser, daß er durch Mangel an Geld, an Führern und Soldaten, wie auch durch persönliches Unwohlsein zu fliehen gezwungen gewesen sei; der Prinz antwortete immer wieder, er an seiner Stelle wäre nie geflohen. Der Kaiser suchte ihm nun begreiflich zu machen, wenn ebensoviele von den Pagen in des Prinzen Umgebung es versucht hätten, sich der Person desselben zu bemächtigen, so würde dieser wohl auch gezwungen gewesen sein zu fliehen. Allein ganz zornig bestand der Prinz darauf, während der Kaiser und alles um ihn her lachte und sich verwunderte, daß er niemals die Flucht ergriffen haben würde.“

Ueberhaupt berichtet der venetianische Gesandte Badoaro im Frühling 1557 nach dem, was man am Hofe Philipps II. über den Prinzen wußte: „Don Carlos ist stets darauf aus, von Kriegssachen zu reden und auch seine Lesebücher in diesem Sinne sich auszuwählen. Wenn einer der Unterthanen seines Vaters ihm Ergebenheitsversicherungen gibt, wie man sie Fürsten gewöhnlich macht, nimmt er dieselben entgegen, ruft den Sprechenden auf die Seite und zwingt ihn, ihm auf ein Buch zu schwören, daß er ihm in alle Kriege folgen wolle, in die er ziehen werde. Er nöthigt ihn dann, Geschenke von ihm anzunehmen, die er ihm alsogleich verabreicht. Die Spanier prophezeien, er werde ein zweiter Karl V., wenn es nicht mit ihm geht, wie es mit dem römischen König gegangen ist, von welchem man, da er noch als Kind in Spanien weilte, allgemein glaubte, er werde einmal im Kriege Wunder thun.“

Mit dieser Vorliebe für das Waffenhandwerk hingen indes schlimme Neigungen nahe zusammen. Don Carlos neigte zu Gewaltthätigkeit und Grausamkeit. Es wird erzählt, daß er gegen die Dienerschaft und selbst gegen seinen würdigen Lehrer die Hand erhob [2]. Der venetianische Ge=

---

[1] Relation des Friedr. Badoaro 1557.

[2] *Pichot*, Charles-Quint p. 228 unter Berufung auf de Castro. Doch könnten sich diese Thatsachen erst auf eine spätere Zeit beziehen.

sandte am Hof von Brüssel entwirft von dem Prinzen Anfang 1557 folgendes Bild: „Der Prinz Don Carlos ist jetzt zwölf Jahre alt. Sein Kopf steht nicht recht im Verhältniß zum übrigen Leibe... Bei schwächlicher Körperanlage zeigt er Grausamkeit des Charakters. Ein Zug, den man von ihm erzählt, ist, daß, wenn ihm Hasen oder ähnliche Thiere, die man auf der Jagd gefangen hat, gebracht werden, er seine Freude daran hat, sie lebendig braten zu sehen. Eines Tages, da man ihm eine große Schildkröte geschenkt hatte, biß ihn das Thier in den Finger. Sofort riß er ihm mit den Zähnen den Kopf weg."

Von Anfang an waren die Zähne das einzige, worin der schwächliche Knabe Kraft bewies. Schon in der frühesten Kindheit hatte man mehrmals seine Amme wechseln müssen wegen der Wunden, die das Kind ihr beigebracht — die erste Merkwürdigkeit, die an ihm hervortrat [1]. Zu dem Zug der Grausamkeit kam ein hochfahrendes, stolzes, selbst für einen Prinzen anmaßendes Wesen. „Es scheint, daß er sehr verwegen sein muß," berichtet der schon genannte Venetianer Badoaro 1557. „... Er liebt es, mit Pomp gekleidet zu sein. Da er hörte, daß nach dem zwischen seinem Vater dem König und der Königin von England geschlossenen Heiratsvertrag die aus ihrer Ehe hervorgehenden Kinder die Niederlande erhalten sollten (mit Ausschluß des Don Carlos, wie ausdrücklich gesagt war), erklärte er, eher Krieg gegen ihn (seinen Vater) anzufangen, als dieses zu dulden, und er ließ den Kaiser, der damals noch in Brüssel war, deshalb bitten, ihm eine Kriegsrüstung zu senden, was Sr. Majestät (Karl V.) großen Spaß machte. Alles an ihm deutet darauf hin, daß er überaus hochfahrend sein wird. Er konnte es nicht dulden, in Gegenwart seines Vaters oder Großvaters längere Zeit mit dem Hute in der Hand zu stehen. Er bezeichnet seinen Vater als seinen ‚Bruder', seinen Großvater als ‚Vater'. Er ist zornmüthig, in wie hohem Grade nur ein junger Mann es sein kann, und sehr eigensinnig."

Das wenige Gute, was damals noch der Venetianer über den Knaben erfahren konnte, war gleichfalls mit Bösem schon nahe verwandt. Der Infant war freigebig; aber es waren nicht so sehr Züge von Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, die man beobachtete, als vielmehr das Verlangen, den großen Fürsten zu spielen. Schon in dieser frühen Zeit verrieth sich die tolle Verschwendungssucht, die ihm sein Leben lang eigen blieb. „Findet er sich ohne Geld," erzählt der Venetianer 1557, „so

[1] *P. Tiepolo*, Relation 19. Jan. 1563.

gibt er ohne Vorwissen der Prinzessin (Regentin) seine Ketten, Medaillen und selbst seine Kleider." In jener Zeit machte man noch viel Aufhebens von seinen Scherzworten und kindlichen Reden; aber bald entwickelten sich diese zu jener Rücksichtslosigkeit und Ungenirtheit der Gedankenäußerung, durch die der Knabe Karl anfing fürchterlich zu werden.

Ueberhaupt bildete für Don Carlos das Zusammentreffen mit dem greisen Kaiser den Abschluß seiner besten und seiner glücklichsten Zeit. Anfangs zwar schien der Prinz größern Eifer in den Studien und Körperübungen bethätigen zu wollen, aber bald vernimmt man über ihn nur Klagen. Die Zeit der heranreifenden Mannbarkeit, da der Knabe zum Jüngling wird, schien nur die übeln Seiten seines Charakters weiter zu entwickeln. „Hinsichtlich der Studien", schrieb am 27. August 1557 der Hofmeister Don Garcia de Toledo an König Philipp, „ist er wenig vorangekommen, da er nur ungern studirt. Gerade so ist es mit den Turn- und Turnierübungen. Zu allem muß man ihn erst aufrütteln durch das Vorhalten einer Belohnung. Einigemal ist er spazieren geritten; allein ich lasse ihn nicht oft aufsitzen, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß er dabei zu stürmisch (unvorsichtig) ist, um es ohne Gefahr thun zu können." Schon einen Monat früher (29. Juli) hatte der Hofmeister den König gebeten, in seinen Briefen den Infanten zu größerem Fleiße zu spornen.

Auch hinsichtlich der Gesundheit des Prinzen, für welche die denkbar größte Sorgfalt aufgewendet wurde, zeigten sich die ersten beunruhigenden Symptome. Von jeher war sein Aussehen ein fahles und ungesundes gewesen; im Sommer 1557 verhandelte der Vater mit dem Hofmeister über die Frage, ob dem Prinzen nicht von den Aerzten etwas gegen die Galle eingegeben werden sollte. Der Prinz war stark im Wachsen; im Herbste 1557 zeigte sich zum erstenmal das Fieber. Indes mit der Gesundheit ging es bald wieder besser. „Gegenwärtig übt Se. Hoheit sich in den Waffen", schreibt der Hofmeister am 13. April 1558 an den Kaiser, „und betheiligt sich am Morgen an Turnierübungen zu Fuß. Diese Uebung bekommt Sr. Hoheit sehr wohl. Dagegen besteigt sie nicht das Pferd, da es mir scheint, daß ihr für den Augenblick das Reiten nicht gut thut." Als in diesem Jahre die Fastenzeit begann, wollte der Prinz von Abstinenz durchaus nichts wissen. Allein seine Aerzte bestanden darauf, daß er bei so trefflicher Gesundheit wenigstens in der Hälfte der Wochentage der Fleischspeisen sich enthalte. Mit dem Lernen ging es jedoch nicht besser als zuvor. „Was das Studiren und die Körper-

übungen angeht," schreibt der Hofmeister in demselben Briefe, „so macht er nicht die Fortschritte, die ich wünschte, und doch halte ich es nicht für möglich, größern Eifer und größere Sorgfalt aufzuwenden, als es hier geschieht, um ihn alle die Dinge zu lehren, die er wissen muß."

Auch die sonstige Aufführung des Prinzen war keineswegs eine befriedigende. Don Garcia mußte gestehen, daß „weder Worte noch Strafen, so sehr empfindlich der Prinz sie nähme, die erwünschte Wirkung hervorbrächten". Selbst der geduldige Lehrer Honorato sah sich, um die schwere Verantwortung von sich abzuwälzen, genöthigt, in einem Briefe vom 30. October 1558 König Philipp die wahre Lage der Dinge wenigstens anzudeuten:

„Für die Studien Sr. Hoheit thue ich, was ich nur kann, und selbst mehr und mit größerer Mühe, als vielleicht andere Lehrer es thun würden. Es schmerzt mich, daß ich nicht den Erfolg habe, den ich wünsche. Die Ursachen hiervon werden Ew. Majestät vielleicht eines Tages, wenn es Gott gefällt, von Sr. Hoheit selbst erfahren, ebenso wie die Bemühungen, denen ich mich unaufhörlich unterzogen habe, um unter all diesen Schwierigkeiten, die an Zahl und Schwere wahrlich nicht gering waren, Ew. Majestät und Sr. Hoheit zu dienen. Es ist für mich ein sehr empfindlicher Kummer, zu sehen, daß die Erfolge des Sr. Hoheit ertheilten Unterrichtes dem nicht mehr entsprechen, was sie im Anfang und während mehrerer Jahre gewesen sind, wie jedermann es hier vor Augen sieht, und wie man es Ew. Majestät auch dort berichtet hat. . . Uebrigens halte ich für gewiß, daß hierin wie in vielen andern Dingen nur Wandel geschafft werden kann durch die Ankunft Ew. Majestät, nachdem Sie selbst durch den Augenschein sich überzeugt haben, was zu thun sei, um alles in den richtigen Stand zu setzen."

Aber weit größere Macht als der Name seines Vaters, der ihm persönlich so gut wie unbekannt war, übte auf den Prinzen die Person des Kaisers. Philipp weilte noch immer in der Ferne, der Kaiser aber war ganz nahe, und auf ihn richteten sich die Hoffnungen derer, die für das schwierige Erziehungswerk die Verantwortung trugen. Schon am 13. April hatte Don Garcia de Toledo den Kaiser dringend gebeten, für einige Zeit seinen Enkel nach S. Yuste kommen zu lassen, um persönlich ihn zu beobachten und auf ihn einzuwirken. Am 22. Mai wiederholte er als sorgsamer Hofmeister dieselbe Bitte. Karl V. hatte viel Herz für seine Familie und er liebte die Kinder. So hatte er seinen kleinen Schwestersohn, den Prinzen Johann von Dänemark, überaus liebgehabt und

denselben, da er im Knabenalter (zu Regensburg 1532) starb, schmerzlich betrauert[1]. Eben jetzt weilte in des Kaisers nächster Umgebung ein blühender Knabe, fast im gleichen Alter wie Don Carlos. Der Kaiser hatte ihn eigens ins Kloster nach S. Yuste kommen lassen und hatte an ihm seine Freude. Es war Don Juan d'Austria, der in der Stellung eines Pagen unter sehr bescheidenem Namen in des Kaisers Umgebung gehalten wurde, ohne etwas zu ahnen von dem Verhältnisse, in welchem er zu dem großen Fürsten stand, der einst die Welt beherrscht. Aber einen Charakter wie Don Carlos in seine Nähe zu ziehen, konnte trotz der Wichtigkeit der Sache der alternde Kaiser sich nicht entschließen. Noch einmal, am 8. August 1558, erflehte es die Regentin von ihm als eine besondere Gnade: „Es wird etwas ermüdend für Ew. Majestät sein, den Prinzen in S. Yuste zu haben; aber es wird das so viel sein als ihm das Leben geben. Ich flehe daher Ew. Majestät an, zu befehlen, daß er unverzüglich dahin abreise; denn Ew. Majestät kann gar nicht glauben, bis zu welchem Grade es wichtig ist, daß Sie uns allen diese Gnade erweisen."

Es mußte weit gekommen sein, daß an den müden Greis in seiner klösterlichen Einsamkeit solche Bitten gerichtet wurden; allein es war zu spät. Schon hatten bei Karl V. die Vorboten jenes Leidens begonnen, das am 21. September mit seinem frommen christlichen Tode schloß. Es war das große Sterbejahr für das Haus Habsburg: zwei Königinnen und ein Kaiser sanken in die Gruft. Durch den Tod Karls V. nahm es auch die letzte Rettung für Don Carlos, den Erben so vieler Kronen. Auch beim besten Willen und beim lebendigsten Pflichtgefühl war es für Philipp II. schwer, aus der Ferne mit dem gehörigen Nachdruck auf den störrischen und trägen Knaben einzuwirken. Auf die wiederholten Klagen des Lehrers Honorato erwiderte er ruhig am 31. März 1559: „Ich habe von dem Gesundheitszustand des durchlauchtigen Prinzen, meines Sohnes, gehört, und ebenso, wie es mit seinen Studien ergeht, in Bezug auf welche Sie alle entsprechende Sorgfalt anwenden. Ich trage Ihnen auf, dieselbe fortzusetzen, auch wenn er nicht so große Fortschritte macht, wie es nothwendig wäre; er wird immerhin einigen Gewinn daraus ziehen."

Zugleich aber schrieb der König an den Hofmeister Don Garcia mit der Weisung, auf diejenigen, die mit dem Prinzen verkehrten, ein wach-

[1] Vgl. den hübschen Brief an die Königin Maria vom 13. August 1532. Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V. II, 8.

sames Auge zu haben. Er erkannte sehr richtig, daß häufig ein Kind allein durch die ungünstigen Einflüsse der Umgebung verdorben wird. Ein weiteres ließ sich erst thun, wenn Philipp II. persönlich in Spanien anwesend war. Eben jetzt beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke der Rückkehr, die durch die Verhältnisse dringend geboten war; gleichzeitig tauchte auch schon der Plan auf, an des Königs Stelle den jugendlichen Don Carlos als Regenten in die Niederlande zu schicken. Zu den Rathschlägen, die Herzog Alba am 11. Juli 1559 von Paris aus dem König Philipp sandte[1], gehörte auch der: die Meinung zu verbreiten, er werde, sobald er die Niederlande verlassen habe, den Prinzen Don Carlos dahin senden. Daß dieser Rath befolgt wurde, zeigt der Bericht des Venetianers Michael Suriano aus dieser Zeit: „Wie man allgemein sagte, hegte der König keinen lebhaftern Wunsch als den, nach Spanien zu gehen, die Angelegenheiten jener Reiche zu ordnen, seinem Sohne, dem Prinzen Don Carlos, der bereits 14 Jahre vollendet hat, huldigen zu lassen, und ihm dann, falls Se. Majestät sich nicht entschließt, wieder zurückzukehren, die Regierung von Flandern und Italien anzuvertrauen."

Ueber das, was er am Hofe vom Prinzen hatte reden hören, bemerkte der Venetianer noch dazu: „Vor diesem Prinzen wird man vielleicht auf der Hut sein müssen; denn wiewohl er den Gesichtszügen nach seinem Vater gleicht, ist seine Charakteranlage ganz und gar verschieden. Er ist verwegen, hinterlistig, grausam, ehrgeizig, ausgesprochener Feind der Spaßmacher und großer Freund der Soldaten."

Als Philipp II. nach fünfjähriger Abwesenheit am 14. September wieder in Valladolid eintraf, war das Wiedersehen mit seinem einzigen Kinde ein wenig trostreiches. Zu der ernsten Unzufriedenheit der Erzieher und Lehrer hatten sich jetzt auch Befürchtungen für Leben und Gesundheit des Prinzen gesellt. Seit dem Sommer dieses Jahres hatte ihn wieder ein hartnäckiges Fieber befallen; er war aufs äußerste geschwächt, blaß und abgemagert. Des Vaters Anwesenheit brachte dem Kranken ein zweifaches Geschenk. Noch vor der Abreise aus den Niederlanden hatte Philipp den Prinzen unter die Ritter des Goldenen Vließes aufnehmen lassen; sobald dessen Gesundheitszustand es zuließ, wurde er vom König feierlich mit den Insignien bekleidet. Dann aber hatte Philipp, sobald er nach Spanien zurückgekehrt war, den jungen Don Juan d'Austria aus seiner Verborgenheit gezogen und in stets bewiesener Pietät gegen

---

[1] Historische Zeitschrift XI (1864), 289.

seinen Vater Karl V. noch über die Wünsche des Verstorbenen hinaus den Jüngling mit allen Ehren und Auszeichnungen eines Prinzen von königlichem Geblüte umgeben. Als Gespiele und Studiengenosse wurde er Don Carlos zugesellt, und dieser gewann an ihm den liebsten Freund. Während Alexander Farnese, der gleichfalls mit Carlos auferzogen wurde, demselben niemals näher gekommen zu sein scheint, deuten die häufigen Geschenke für Don Juan, wie so manche verlorene Wette, die in den Rechnungen des Don Carlos sich finden, ebenso wie manche Anekdoten, die berichtet werden, auf ein dauernd vertrauliches Verhältniß. Vielleicht, daß die große Verehrung für Karl V., vielleicht auch, daß die liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften Don Juans auf den sonst wenig zugänglichen Don Carlos eine so große Wirkung hervorgebracht haben.

Doch des Vaters Rückkehr hatte auch ihre andern Seiten. Bisher stand der Erbprinz bei allen persönlichen Mängeln, die ihm anhafteten, die aber dem Auge des ferner Stehenden sorgfältig entzogen waren, im vollen Sonnenglanze der Majestät. Führte auch die Prinzessin einstweilen die Regentschaft, der jugendliche Thronfolger, auf dessen Schultern die Hoffnungen der Zukunft ruhten, war die erste Persönlichkeit nicht nur am Hofe, sondern auch in den Reichen der Krone. Bei öffentlichen Anlässen und Feierlichkeiten stand er an des Königs Stelle. So hatte er noch bei dem Autodafé, das auf der Plaza mayor von Valladolid am 21. Mai seit langem zum erstenmal wieder gehalten wurde, im Angesichte von vielen Tausenden die erste Stelle eingenommen, hatte der Predigt des berühmten Theologen Melchior Cano zugelauscht und im Angesicht des ganzen Volkes den Eid abgelegt, das Glaubensgericht beschützen zu wollen[1]. Mit der Rückkehr des Königs sank der Prinz zur Bedeutungslosigkeit herab; der Glanz der alleinigen Geltung, den der stolze Knabe zu früh gelernt hatte als etwas Selbstverständliches für sich in Anspruch zu nehmen, war verblaßt. Er hat dies dem Vater nie verziehen. Ueberdies hatte man seit lange nur auf des Königs Ankunft gewartet, um hinsichtlich der Zucht des unbändigen Prinzen strengere Saiten aufzuziehen. Die hervortretenden

[1] Mit Tendenz pflegt darauf hingewiesen zu werden, daß man die Augen des Knaben an den Schrecken der Hinrichtungen sich habe weiden lassen. Dies beruht auf Irrthum, da das Autodafé nur die feierliche Verkündigung des glaubensgerichtlichen Erkenntnisses (Strafe und Freisprechung) in sich schloß, nicht aber die Hinrichtung. Letztere vollzog sich nicht vor dem Volke und noch weniger vor dem Hofe. Nur die Gerichtsdiener und die zum Beistand des Verurtheilten zugezogenen Seelsorger wohnten bei. Gerade mit Rücksicht auf Don Carlos wird dies mit Nachdruck hervorgehoben bei *M. Pelayo*, Historia de los Heterodoxos Españoles II, 348.

Uebel waren zu ernster Natur, und es bedurfte nothwendig des kräftigsten Eingreifens von seiten des Königs selbst. Philipp II. war seinem Sohne so gut wie unbekannt. Große Thaten des Krieges, große äußere Erfolge, das Einzige, wofür Don Carlos damals noch Empfänglichkeit zeigte, hatte er nicht aufzuweisen; auch hinsichtlich der Geldmittel war er auf Sparsamkeit angewiesen. Der Glanz der vorhergehenden Regierung ließ dies alles nur in noch geringerem Lichte erscheinen, und der Ruhm Karls V. verdunkelte auch die wahren Verdienste Philipps II. nicht nur in den Augen der ohnedies unzufriedenen Granden, sondern auch in denen des eigenen Sohnes. So kam der Vater als Fremdling, als gleichgiltige Persönlichkeit, als Nebenbuhler und als Zuchtmeister. Von all den Aeußerungen der Freude, die man bei der Ankunft Karls V. an dem Prinzen wahrgenommen, wird nichts berichtet bei der Rückkehr des Vaters.

Am 8. October stand Carlos zugleich mit Alexander Farnese an der Seite des Königs, als dieser beim Autodafé auf die Vorwürfe des zum Vollzug der Strafe vorüberziehenden Don Carlos de Sessa gelassen erwiderte [1]: „Ganz recht ist es, daß edles Blut, wenn es sich befleckt hat, durch Feuer gereinigt werde, und wäre es mein eigenes in der Person meines Sohnes, ich wäre der erste, ihn hineinzuwerfen.“ Man hat in diesen Worten Herzlosigkeit sehen wollen; aber ganz im Gegentheil zeigt die Betheuerung in ernst erregtem Augenblick, daß damals noch der Sohn das Theuerste und Höchste war, was Philipp auf Erden zu besitzen glaubte.

Freundlicher war das Festgepränge, mit welchem am 9. December 1559 zu Toledo die Cortes des Königreichs Castilien eröffnet wurden. An der Seite des Königs unter dem Thronhimmel saß der Prinz. Philipp II. hatte gewünscht, denselben sofort die Huldigung leisten zu lassen; allein Don Carlos war zu krank und schwach, um ihn der ermüdend langen Ceremonie aussetzen zu dürfen. Einstweilen begannen die Verhandlungen; bald folgten die Feste. Am 4. Januar 1560 betrat die jugendliche Braut des Königs, Elisabeth von Valois, zuerst den spanischen Boden. Die Rücksichten der Politik hatten sie einst für Don Carlos

[1] Wie bei solchen berühmt gewordenen mündlichen Aussprüchen zu geschehen pflegt, werden die Worte in sehr verschiedenen Wendungen berichtet. Gewiß ist, daß Philipp damals wiederholt auch bei andern Gelegenheiten sich dahin äußerte, daß, wenn der eigene Sohn wider Glauben und Kirche freveln würde, er desselben nicht schonen werde. Vgl. *Gachard*, Don Carlos et Philippe II. (1e édit.) I, 56. Maurenbrecher in Sybels „Histor. Zeitschr.“ XI, 286/287.

bestimmt, der ihr an Alter nahezu gleichstand[1]; allein Philipp, jetzt in der blühendsten Manneskraft, war zum zweitenmal verwittwet; im Frieden zu Cateau-Cambrésis war die französische Königstochter ihm zugesprochen worden. Das königliche Paar empfing am 31. Januar vom Erzbischof von Burgos den Segen der Kirche; am 12. Februar zog die Königin feierlich in Toledo ein. Beim Eintritt ins königliche Schloß traten drei fürstliche Jünglinge ihr entgegen. Mit Don Juan d'Austria und Alexander Farnese harrte ihrer der Infant Don Carlos, sie feierlich zu begrüßen. Blaß und zum Gerippe abgezehrt, noch immer unter seinem Fieber leidend, wie vielleicht noch mehr von der im Innern bereits aufkeimenden Unzufriedenheit, mußte der Jüngling, der ihr ehemals als Gatte bestimmt war, in hohem Grade ihr natürliches Mitleid herausfordern. Ueberdies hatte Katharina von Medici, welche die Tochter völlig beherrschte, ihr nachdrücklich eingeschärft, den Prinzen zu gewinnen und mit aller Auszeichnung zu behandeln. Dem Prinzen gehörte die Zukunft; das Los von Elisabeths Kindern mußte einst von ihm abhängen, und mit dem Prinzen selbst hatte die Medicäerin ihren eigenen Plan. Alles dies liegt heute vor uns offen.

Carlos war weder durch seine äußere Erscheinung noch durch Charakteranlage oder Art des Verkehrs dazu angethan, fremde Sympathien zu gewinnen. Um so mehr schien er das Bedürfniß dafür zu haben, und um so empfänglicher war der unglücklich angelegte Jüngling für Theilnahme und Freundschaft, die ihm von Fremden erzeigt wurde. Die kluge, artige Französin wußte ihn vom ersten Tage an zu gewinnen. Sie erwies ihm nicht nur jede mögliche Aufmerksamkeit, sie verstand es auch in allerliebster Weise, ihm die Zeit zu vertreiben. Schon am 1. März 1560, also noch nicht drei Wochen nach der ersten Begegnung, berichtet der französische Gesandte nach Paris: „Während der Abwesenheit Seiner Majestät kam der Prinz von Spanien an den Tagen, da er vom Fieber frei war, zur Königin zu Besuch, indem gedachte Dame alle Mühe aufbot, die nur möglich war, ihm an den Abenden einiges Vergnügen zu bereiten durch Bälle oder andern passenden Zeitvertreib, für welch letztern er großes Bedürfniß hat."

Don Carlos hat ihr dies nie vergessen und stets große Achtung und Verehrung für sie an den Tag gelegt. Noch weisen seine Rechnungen

[1] Elisabeth war im April 1545 geboren, Don Carlos im Juli, Don Juan im Februar.

die zahlreichen und mannigfaltigen Geschenke auf, mit welchen er sie und zum Theil auch die Damen ihrer Umgebung zu erfreuen suchte. Auch später, als der Prinz mit seinem Vater völlig zerfallen war und alle diejenigen haßte, die beim König in Gnaden standen, blieb sein Benehmen gegen die Königin unverändert, wiewohl dieselbe mit dem König glücklich und in voller Eintracht und Zufriedenheit lebte.

Auch nach den Einzugsfeierlichkeiten mußten die Stände von Castilien in Toledo ausharren; denn der König wollte durchaus die Huldigung für den Prinzen jetzt vornehmen lassen. Endlich schien dieser so weit hergestellt, daß am 22. Februar die große Ceremonie vor sich gehen konnte. Dieselbe war nicht einzig eine äußere Form, sondern ein Staatsact, welcher dem Thronfolger schon vor Erledigung der Krone eine staatsrechtliche Stellung, eine gewisse Unabhängigkeit und ein selbständiges Ansehen sicherte. An Pracht und Aufwand ward dabei nichts gespart. In dem glänzenden Zuge, welcher den Prinzen vom Palast zur Kathedrale geleitete, ritt der König, vor ihm das entblößte Schwert. Der hohe Adel des Landes wie die Spitzen der Verwaltung und des Hofes entfalteten ihren höchsten Prunk. Inmitten all dieser glänzenden, goldstrahlenden Gestalten ritt auf weißem Zelter, in die köstlichsten Gewänder gehüllt, das lebendige Bild des Todes und der Hinfälligkeit, der Infant Don Carlos; an seiner Seite Don Juan d'Austria in blühender Jugendschönheit, vor ihm Alexander Farnese. An diesem Tage war der Prinz zufrieden. Die Eidesleistung erfolgte in der überreich gezierten Kathedrale; ein eigener Altar war im Schiff der Kirche auf erhabener Estrade aufgeschlagen, ihm zur Rechten der Thronhimmel für den König, dessen Schwester und den Prinzen. Wie an dem Tage seiner Taufe, so fehlte auch bei diesem seinem größten Feste der erste unter den Prälaten Castiliens, der Erzbischof von Toledo. Bartolomeo Carranza, bereits über ein Jahr in seinen berühmten Glaubensproceß verwickelt, war von seiner Diöcese ferngehalten. An seiner Stelle fungirte der Cardinal-Erzbischof von Burgos mit den Erzbischöfen von Sevilla und Granada. An erster Stelle hatte den Huldigungseid zu leisten Donna Juana, die bisherige Regentin, die Tante des Prinzen. Als sie sich ihm zum Handkuß nahte, entzog er ihr die Hand und stand auf, sie zu umarmen: so war im Staatsrath der Verlauf im voraus beschlossen worden. Nach ihr kam Don Juan d'Austria, der mit einigem Sträuben des Prinzen den Handkuß leistete, nach ihm all die Großen und Würdenträger der Krone. Der Herzog von Alba, als Oberhofmeister mehr mit andern beschäftigt als mit sich selbst, vergaß den Handkuß

darzubringen; erst der zornige Blick des Prinzen rief ihm sein Versäumniß ins Gedächtniß. Er nahte sich zur Entschuldigung, und so war der Groll beschwichtigt.

Der König hatte gewünscht, die Cortes von Aragonien alsbald nach denen von Castilien abzuhalten und auch in diesem Königreiche dem Prinzen huldigen zu lassen. Allein der Gesundheitszustand desselben wurde immer schlimmer, das Fieber nahm kein Ende, und gegen das Fieber gab es damals kein Heilmittel. „Der arme Prinz ist so leidend und abgezehrt," schrieb der französische Gesandte am 5. September 1561 an seinen Hof, „daß, wenn das Uebel während des ganzen Winters andauern sollte, er nach der begründeten und allgemeinen Ansicht seiner Aerzte hektisch werden wird und keine große Hoffnung für die Zukunft läßt."

Sorgfältig war man darauf bedacht, alles fern zu halten, was seine Gesundheit schädigen konnte. Als im März 1561 Herzog Cosimo von Florenz mit zwei Pferden für den König auch für den Prinzen vier zum Geschenke schickte, ließ Philipp dieselben stillschweigend in den eigenen Marstall führen, damit nicht dem Prinzen die Laune komme zu reiten. Im August wurde einer seiner Kammerherren, der bei Don Carlos in besonderer Gunst stand, aus dem Dienste entlassen. Derselbe hatte sich oftmals mit dem Prinzen allein eingeschlossen, so daß der Hofmeister keinen Zutritt hatte. Er stand im Verdacht, dem Prinzen Eßwaren zuzutragen. Gerade den Diätfehlern des Prinzen wurde aber mit Recht sein häufiges Kranksein und der immer erneuerte Rückfall in das kaum beseitigte Fieber zugeschrieben. Von Kindheit an hatte sich bei ihm eine Eßgier ausgebildet, die in Bezug auf Maß wie auf Wahl der Speisen ebensosehr der Vernunft wie der Schicklichkeit entgegen war. Don Carlos konnte die Entfernung seines Kammerherrn nicht hindern; aber dieser blieb auch fernerhin sein Verbündeter und wurde später von ihm in kritischer Stunde zum Helfershelfer ausersehen.

Schon seit Monaten war man zur Ueberzeugung gekommen, daß nur eine Luftveränderung Hilfe schaffen könne. Nach langen Berathungen und Einholung zahlreicher Gutachten bestimmte endlich Philipp II., daß der kranke Prinz nach dem schöngelegenen Alcala de Henares übersiedeln solle, wo er die ersten Jahre seiner Kindheit zugebracht hatte. Am 31. October 1561 brach Don Carlos dahin auf, und schon nach wenigen Tagen vereinigten sich hier mit ihm Don Juan und Alexander Farnese. Auch der König kam noch im Laufe des November zweimal, den Sohn zu besuchen. Er konnte sich überzeugen, daß die Maßregel eine

glückliche war; der Prinz genas rasch und gewann bald wieder ein besseres Aussehen. Der französische Botschafter meinte am 3. Januar 1562: „Er ist nahezu wiederhergestellt."

Die venetianischen Gesandten, die von der Republik geschickt waren, um Philipp II. zu seiner Vermählung zu beglückwünschen, brachten von ihrem kurzen Aufenthalt in Spanien noch ziemlich günstige Begriffe von dem Infanten mit. „Der Prinz Don Carlos ist jetzt 16 Jahre alt," schreiben sie in ihrem Berichte 1561, „er ist klein an Wuchs und nicht hübsch. Sein Gesicht verräth Neigung zum Zorn und großen Muth. Er ist sehr neugierig. An alle Personen, mit denen er sich unterhält, richtet er zahlreiche Fragen und will alles wissen. Er hat ein etwas hervorstehendes Kinn. Man glaubt, daß er mehr geneigt sein wird, Krieg zu führen und sich zu vergrößern, als sein Vater." Zugleich konnten sie aber auch berichten: „Er ist vom Volke allgemein geliebt und von den Granden geachtet."

Um so mehr beklagte man allgemein sein beständiges Kranksein. Schon am 20. Januar meldete der französische Botschafter wieder an Katharina von Medici: „Der Prinz, der einen ganzen Monat lang von seinem Fieber frei war, hat sich so schlecht gehalten, sei es durch einen Fehler, den er begangen, sei es infolge seiner nicht sehr guten Körperbeschaffenheit, daß das Fieber sich von neuem eingestellt und daß er bereits wieder sechs oder sieben Anfälle gehabt hat, stärker als die frühern." Es dauerte bis Mitte Februar, bis das Fieber nachließ; am 15. Februar blieb es ganz aus. Zwar stellten sich auch in den nächsten Wochen noch Anfälle ein; allein sie wurden immer schwächer. Am 12. März nahm der Prinz an einem Hoffeste theil, das der König zu Ehren seiner jungen Gemahlin in Pardo veranstaltete. Trotz der Reise und des auswärtigen Uebernachtens kam der Prinz wohlbehalten nach Alcala zurück. „Der Prinz von Spanien schreitet in der Gesundheit voran," schreibt der französische Gesandte am 3. April 1562, „und ist frei von seinem viertägigen Fieber, wenngleich ihm an seinen gewöhnlichen Tagen ein kleines Andenken daran bleibt; doch wird dies mit dem Voranschreiten der warmen Witterung auch vorübergehen, wie man es jetzt schon von Tag zu Tag beobachten kann." Bekräftigend fügte derselbe am 15. April seinem Bericht hinzu: „Der Prinz von Spanien ist dauernd bei guter Gesundheit."

So hatten sich die Aussichten für die Zukunft wieder günstiger gestaltet, und Philipp II. wachte über seinen Sohn mit aller Sorgfalt. Erst am 25. März hatte der französische Gesandte mitgetheilt: „Don Garcia

de Toledo, der Hofmeister des Prinzen von Spanien, ist ein kleiner, etwas grämlicher Mann; der König wünscht ihn zu entfernen, da er weiß, daß ihn der Prinz nicht sehr gern hat." Da trat unerwartet ein Ereigniß ein, das den Prinzen aufs Krankenlager zurückwarf.

Den großen Kaiser Karl V. pflegte sein strenger Beichtvater Loaysa auf zwei Hauptneigungen in seinem Charakter hinzuweisen [1], die er unaufhörlich bekämpfen müsse, den Hang zur Unthätigkeit und den zur ungeordneten Eßgier. War es dem Großvater gelungen, von diesen Fehlern den ersten heldenmüthig zu überwinden, den andern in gewissen Schranken zu halten, so schienen beide in gesteigerter Schwere auf den Enkel übergegangen zu sein. Was in seiner geistigen Entwicklung die Erzieher am meisten beunruhigte, war die zunehmende Interesselosigkeit für jede ernste Beschäftigung. „Als der Prinz von der Kindheit zur Mannbarkeit überging," schreibt 1563 der Venetianer Paolo Tiepolo an die Signoria, „sah man ihn an nichts mehr Interesse nehmen, weder am Studium, noch an Waffenübungen, noch am Reiten, noch an andern tugendhaften, ehrbaren oder angenehmen Dingen." Es war ausgemacht, daß der Prinz an jedem Tage, an welchem er sich der Exercirübung entziehe, seinem Fechtmeister einen Thaler Strafe zahlen müsse; dieser Thaler findet sich außerordentlich häufig in seinen Rechnungen verzeichnet. Der siebzehnjährige Jüngling, auf dessen Heranbildung so große Sorgfalt verwendet wurde, und der berufen war, einmal eine halbe Welt zu regieren, schien kaum für anderes Sinn zu haben als für das Essen. So erklärt es sich, daß seine Umgebung es nicht ungern sah, als der sonst so stumpfe Fürstensohn einiges Interesse zu zeigen schien für das jugendliche Töchterlein des Schloßpförtners, und mehr, als vielleicht gut war, wurde er darin ermuntert. Ernster urtheilte über die Sache sein Hofmeister, Don Garcia de Toledo, der die Thüre verschloß, welche von der Treppe in den Garten führte. Umsonst versuchte Carlos mit einem seiner Hofleute, dieselbe zu erbrechen. Gleichwohl sollte eine Zusammenkunft stattfinden. Sonntag, den 19. April, gleich nach Tisch entfernte sich der Prinz allein von seinem Gefolge und eilte mit aller Hast die Thurmtreppe hinab, der verschlossenen Thüre zu. Er wußte, daß man von der Außenseite zum Zwiegespräch seiner harre.

Aber schon in den nächsten Augenblicken rief lautes Schmerzensgeschrei die ganze Umgebung herbei. Der Prinz war auf einer der untern

[1] *Pichot*, Charles-Quint p. 85.

Stufen ausgeglitten und unglücklich gestürzt; an der linken Seite des Hinterkopfes blutete er aus einer Wunde. Er ward sofort zu Bett gebracht, verbunden, zur Ader gelassen und mit Arzneien versehen; ein Eilbote sprengte zum König nach Madrid. Schon in der ersten Morgenfrühe des 20. April waren die ersten Leibärzte des Königs zur Stelle; der König folgte ihnen auf dem Fuß. Etwas Fieber hatte sich eingestellt; es nahm jedoch bald wieder ab, am 26. April schien es verschwunden. Die Aerzte fanden an der Sache nichts Bedenkliches, und beruhigt kehrte Philipp II. nach Madrid zurück. Aber mit dem zehnten Tage (29. April) traten plötzlich beunruhigende Symptome hervor: die Wunde sah sehr schlimm aus, heftiges Fieber trat hinzu mit Schmerzen in Kopf und Hals. Jetzt erst wurde, was man anfangs versäumt hatte, die Wunde offen gelegt und untersucht; die Hirnschale erschien völlig unverletzt, nur das Pericranium leicht berührt. Trotzdem traten nach vorübergehenden Schwankungen zum Bessern die allerschlimmsten Krankheitserscheinungen auf. Alles an diesem jungen Organismus schien krank, alles in Unordnung; am 5. Mai begann der Kranke zu deliriren. In ganz Spanien wurden öffentliche Gebete angeordnet. Ueberall in Stadt und Land wurden Bitt- und Bußprocessionen abgehalten mit dem heiligen Sacrament und den Reliquien der Heiligen; Tausende sah man, die dabei öffentlich sich geißelten.

Auf die erste Kunde von der Verschlimmerung war der König noch in der Nacht auf den 1. Mai herbeigeeilt. Seine Leibärzte und die ersten Berather der Krone hatte er mit sich gebracht; der übrige Rath folgte bald nach. Es war des Königs einziges Kind, für dessen Leben man fürchtete; Elisabeth von Valois hatte ihm bis dahin noch keine Nachkommenschaft gegeben. Der König verbrachte lange Stunden auf den Knieen im Gebet; allen ärztlichen Berathungen wollte er beiwohnen; alles, was nur einen Schein von Hoffnung bot, mußte aufgewendet werden; er zeigte für sein krankes Kind alle Sorge und Aufmerksamkeit eines zärtlichen Vaters. Annibale d'Emps, eben im Auftrag des Papstes am spanischen Hof, äußerte sich gegenüber dem Gesandten von Florenz[1]: „Den jungen Prinzen wie eine Leiche auf dem Bette liegen zu sehen, war ein mitleiderregender Anblick; aber Se. Majestät beständig an seiner Seite zu sehen, die Augen mit Thränen erfüllt, war ein Schauspiel, um Steine zu erweichen." Mit dem König wetteiferten seine ersten Berather, der

[1] Leonardo de Nobili, 14. Mai 1562.

Herzog von Alba und Ruy Gomez, wie das gesamte Gefolge des Prinzen an hingebender Sorgfalt. Alba wich kaum aus dem Krankenzimmer und kam nicht mehr aus den Kleidern.

Auf den Prinzen selbst hatte sein Sturz und die dadurch herbeigeführte Krankheit einen tiefen Eindruck gemacht. Er sah darin eine Strafe Gottes für böse Absichten, die er gehegt; er hat dies selbst seinem Leibarzt und andern später offen gestanden [1]. Als die Krankheit sich verschlimmerte, am 2. Mai, empfing er auf Wunsch des Königs die Sacramente der Buße und des Altares. Sein Verhalten während der Krankheit schildert als Augenzeuge einer der anwesenden Aerzte: „Seine Hoheit zeigte gegen ihren Vater viel Ehrerbietung und Gehorsam. Was immer der Herzog von Alba und Don Garcia de Toledo im Namen Sr. Majestät ihn hießen, that er ohne die geringste Widerrede, selbst in den Augenblicken, da das klare Bewußtsein ihn verlassen hatte. Ebenso fügte er sich in alles, was seine Gesundheit verlangte, und war so fügsam gegen die Vorschriften der Aerzte, daß er zum Erstaunen aller nicht nur die Heilmittel, so unangenehm und gewaltsam sie sein mochten, nicht zurückwies, sondern, wenn er bei Besinnung war, auch selbst danach verlangte.“ [2] Für einen seiner ärztlichen Beistände hatte er schon am ersten Morgen nach dem Sturz ein freundliches Wort der Entschuldigung gehabt, als er anordnete, daß einer der Leibärzte des Königs an dessen Stelle den Verband besorgen solle. „Es wäre mir angenehm,“ sagte er gutmüthig, „grämt Euch nicht darüber.“ Auch seines Vaters vergaß er nicht. „Zum Schluß bemerke ich noch Ew. Majestät,“ schreibt der französische Gesandte am 11. Mai an den König von Frankreich, „daß dieser arme Prinz, bevor er Bewußtsein und Sprache verlor, wie dies jetzt der Fall ist, und bevor er in die wirren Fieberphantasien verfiel, gegenüber seinem Vater, der ihn besuchte, so rührende Klagen und Gedanken aussprach, daß wir in Sorge sind, die Gesundheit des Königs, der solches als Vater empfindet, möchte darunter leiden. Unter andern Bemerkungen entschlüpfte ihm eine über die geringe Freundschaft, die sie (die spanischen Habsburger) mit dem Hause Böhmen (Deutsch-Habsburg) hätten, und wie hoch er im Gegentheile die Königin (Elisabeth von Valois), Ihre Schwester, schätze. Er beklagte seine Krankheit und seinen Tod um so mehr, da er vor demselben keine Nachkommenschaft von Ihrer Schwester,

[1] Depesche Dietrichsteins vom 24. November 1564, bei Koch, Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians II. I, 134.

[2] *Gachard,* Don Carlos I, 81.

der Königin, entsprossen sah, und erkannte mit großem Bedauern, daß unter solchen Umständen nur jene von Böhmen aus seinem Tode Nutzen ziehen."

Die neun Aerzte, die das Krankenbett umgaben, standen bald rathlos da; am Abend des 8. Mai war der Prinz von allen aufgegeben; er empfing die letzte Oelung. Man drang in den König, sich zu entfernen, um nicht Zeuge des Todeskampfes zu sein. In stürmisch dunkler Nacht verließ er Alcala. Herzog Alba und Graf Feria blieben bei dem Kranken; der König hinterließ ihnen seine Instructionen für die Beisetzung der Leiche. Er selbst zog sich in ein nahegelegenes Kloster zurück; Ruy Gomez war nach Madrid gegangen, die Geschäfte zu versehen. Er erzählte dem französischen Gesandten, der König sei vom Schmerz aufs tiefste gebeugt und erschüttert[1]. An die Königin war die Weisung ergangen, entsprechend der Landessitte gleichfalls die Stille eines Klosters aufzusuchen. Wenige Tage zuvor hatte sie mit der Prinzessin Juana den größten Theil der Nacht im Gebete zugebracht. Ein wunderthätiges Muttergottesbild war processionsweise in die Palastkapelle gebracht und für die Andacht der Schloßbewohner auf dem Altare ausgestellt worden. Jetzt war die Hoffnung aufgegeben, und die Hofleute ließen bereits Einkäufe für die Trauerkleidung machen.

Unter solchen Umständen konnte Andreas Vesalius, der berühmte Anatom, den Philipp II. als seinen Leibarzt zur Consultation mit von Madrid gebracht hatte, es durchsetzen, daß bei dem Prinzen die Trepanation zur Anwendung gebracht wurde. Auch unter günstigern Umständen eine lebensgefährliche Operation, war sie es doppelt bei einem so völlig erschöpften und von Natur überaus schwachen und ungesunden Organismus. Am Morgen des 9. Mai wurde das Wagniß ausgeführt; am Nachmittag des gleichen Tages ließ Herzog Alba aus dem Franziskanerkloster in Alcala den Leib des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Fray Diego († 12. November 1463) in Procession ins Krankenzimmer bringen und den Kranken damit berühren. Wenige Augenblicke darauf fühlte er sich besser. Man ließ ihm abermals zur Ader und machte Ueberschläge; er sank in ruhigen Schlaf und ruhte fünf bis sechs Stunden ohne Unterbrechung. Als er erwachte, fühlte er sich wie neu zum Leben erweckt, das Fieber hatte nachgelassen, Appetit stellte sich ein; am 10. Mai meldete Vesalius nach Madrid, daß gute Aussicht auf Rettung sei. Alba sandte auch an den König; dieser konnte an eine Rettung noch nicht

---

[1] Der französische Gesandte, 11. Mai. *Gachard* l. c. p. 635.

glauben. Indessen hatte man, der Stimme des Volkes nachgebend, auch einen Morisco, der sich durch glückliche Kuren einen Namen gemacht hatte, herbeigerufen und seine Salben anwenden lassen, schon seit dem 8. Mai. Die Aerzte hatten, wie leicht erklärlich, wenig Zutrauen zu ihm, und am 12. Mai zog er mit wenig Ehren wieder ab. Aber der Zustand des Prinzen hatte sich wieder verschlimmert. Als der französische Gesandte am Abend des 11. Mai seine Depesche schloß, glaubte er nicht mehr an Rettung; er fügte Rathschläge bei über die passendste Art der Condolenzbezeigung von seiten des französischen Hofes, wenn der Prinz gestorben sei. Doch schon einen Tag später meldete der englische Gesandte nach London, es heiße öffentlich, die Gefahr sei vorüber, wenngleich die Aerzte unter sich noch immer getheilter Meinung seien. An demselben Tage verließ auch der König das Kloster San Geronymo und eilte nach kurzem Besuch in Madrid zu dem wiedergenesenden Sohne in Alcala. Noch hatte die Kunst des Vesalius durch einen geschickten Einschnitt unter dem Auge eine schlimme Entzündung zu beseitigen, dann stand der vollen Herstellung nichts mehr im Wege. Am 20. Mai fühlte sich der Prinz völlig fieberfrei, am folgenden Morgen kehrte Philipp II. nach Madrid zurück; doch auch jetzt noch mußte ihm täglich zweimal Nachricht gegeben werden. Durch feierlichen Dankgottesdienst feierten Hof und Volk von Madrid am 24. Mai die Wiedergenesung des Thronfolgers; der König selbst, der päpstliche Nuntius und sämtliche auswärtigen Gesandten betheiligten sich. Noch einmal gegen Ende des Monats führte die Vatersorge Philipp II. auf zwei Tage hinaus nach Alcala; die Besserung schritt ruhig voran. Der Prinz konnte am 14. Juni das Bett verlassen; sein erster Gang war zur heiligen Messe, um die heilige Communion zu empfangen. Zwei Tage später kam der König wieder zum Besuch. Als am Morgen seine Thüre sich öffnete und zum erstenmal wieder der Prinz bei ihm eintrat, schloß er ihn zärtlich in seine Arme. Am 20. Juni empfing der Prinz die venetianischen Gesandten[1], die ihn beglückwünschen wollten. Sie fanden ihn noch mit verbundenem Kopfe und leidendem Aussehen; nach seiner Gewohnheit sprach er leise und undeutlich; sie hatten Mühe, ihn zu verstehen. Aber er schien heiter und antwortete so treffend, daß sie sich darüber verwunderten. Von allen Seiten kamen die Glückwünsche der Fürsten zur Wiedergenesung; Kaiser Ferdinand I. schrieb an Don Carlos persönlich. Bald war die Besserung so weit voran, daß der Prinz tägliche Spaziergänge unternehmen konnte.

---

[1] Giov. Soranzo, 20. Juni 1562.

Er sah die unverhoffte Genesung als ein Gnadengeschenk des Himmels an und zeigte in der nächsten Zeit großen religiösen Eifer. Am Feste der Apostelfürsten wohnte er im Franziskanerkloster, wo die Reliquien des Fray Diego noch ausgestellt waren, dem feierlichen Gottesdienste bei, und drang auch in seinen Vater, sich in Rom für die Heiligsprechung des ehrwürdigen Todten zu verwenden. Noch an einem andern Feste wollte er theilnehmen. Sein Lehrer Juan Honorato hatte sich erst spät zum Eintritt in den geistlichen Stand entschlossen und war um diese Zeit zum Priester geweiht worden. Während der Krankheit des Prinzen hatte er, wiewohl selbst kaum von schwerem Leiden genesen, in der schönsten Weise seine Anhänglichkeit und Aufopferung gezeigt. Der Prinz hinwieder ehrte jetzt den Lehrer, indem er am 5. Juli der ersten heiligen Messe desselben beiwohnte. Am 17. Juli endlich konnte Don Carlos als völlig genesen von Alcala nach Madrid übersiedeln.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Altarabisches Dichterleben.

Die Sänger der Moallakât.

Nach annähernder Schätzung wird das Arabische noch von etwa 25 Millionen als Umgangssprache gesprochen; als die religiöse Sprache des Islâm aber beherrscht oder beeinflußt es das Geistesleben von mehr als 200 Millionen Menschen. Ein Drittel des neupersischen Wortschatzes besteht aus arabischen Worten; auch auf die Sprachen der westlichen Inder und der Malayen hat die Sprache des Korâns starken Einfluß ausgeübt. Hammer-Purgstall führt in seinem großen Werke über die Literatur der Araber bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts über 5200 Dichter, Lehrer und Schriftsteller auf, wobei er ein paar hundert Uebersetzer nicht einmal mitrechnete. Das Schriftthum der Araber ist seit jener Zeit noch beständig gewachsen, in Aegypten, Sicilien und Spanien in ansehnlicher Fruchtbarkeit, und es muß auf den ersten Blick einem jeden als eine der entscheidenden Großmächte auf dem Gebiete der Weltliteratur erscheinen. Sieht man indes näher zu, so findet man, daß die Araber in weit höherem Maße, als irgend ein anderes Erobervolk, sich aus dem Bildungsschatz der von ihnen unterjochten Völker bereichert haben und daß der Nimbus der gewaltigen Zahlen ihrer Schriftsteller und Werke bei genauerer Würdigung

sehr zusammenschmilzt. Interessant ist es eben deshalb, zu untersuchen, was sie selbst mit sich gebracht, als sie aus ihrem bisherigen Dunkel hervortraten, die Herrschaft des Orients an sich rissen und der Welt urplötzlich eine neue Religion verkündeten. Das war sehr spät. Im September 622 floh Mohammed vor den Nachstellungen der Koreischiten aus Mekka nach Jatrib oder Medina, und erst von dieser Flucht zählt der Islâm seine Jahre[1].

I.

Die Araber waren damals kein neues Volk; sie gehörten schon seit mehr als anderthalb Jahrtausend der Geschichte an. Die nördlichen Stämme der gewaltigen Halbinsel (welche etwa fünfmal so groß ist als das neue Deutsche Reich) führen ihre Abkunft auf Ismael, den Sohn Hagars, zurück, die südlichen auf Jektan, den Sohn Hebers. In der Heiligen Schrift finden sie sich von Abrahams Zeit an häufig erwähnt. Wahrscheinlich ist das südliche Arabien zu dem Lande Punt zu rechnen, nach welchem die ägyptische Königin Hatschepsut, Schwester und Nachfolgerin Thotmes II. (etwa um 1600 v. Chr.), Flotten aussandte, um von dort kostbare Hölzer und Thierfelle, Gold, Weihrauch und köstliche Spezereien zu beziehen. Mit dem von der Natur reich ausgestatteten Jemen blieben die Aegypter auch später in Handelsverkehr. Ansehnliche Trümmer geben dort noch heute Kunde, daß die Reiche der Sabäer, Minäer und Himjariten schon in vorchristlicher Zeit zu ziemlich hoher Cultur gelangt waren.

Im Norden der Halbinsel kamen die unstät umherwandernden Beduinenstämme der Reihe nach mit den Culturvölkern der Alten Welt in Berührung, mit den Babyloniern und Assyrern, Medern, Persern, Griechen und Macedoniern. Alexander der Große plante einen Zug nach der Halbinsel, an dem ihn jedoch sein früher Tod verhinderte. Den Römern gelang es erst spät und nur für kurze Zeit, einen kleinen Theil des nördlichen Arabiens ihrem Scepter zu unterwerfen. Das weströmische Reich ging bereits seinem Verfall entgegen, als sich in Syrien und Mesopotamien die kleinen arabischen Reiche der Ghassaniden und der Lachmiden von Hira bildeten und den Wirrwarr vermehren halfen, den der

---

[1] Benutzt sind für diese Skizze: *A. P. Caussin de Perceval*, Essai sur l'Histoire des Arabes avant l'Islamisme etc. 3 Vols. Paris 1847. — v. Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber. 5 Bde. Wien 1850—1854. — Dr. Philipp Wolff, Muallakat, die sieben Preisgedichte der Araber. Rottweil 1857. — A. v. Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Kalifen. II. Bd. Wien 1877. — Fr. Rückert, Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder. 2 Bde. Stuttgart 1846; Amrilkais, der Dichter und König. Stuttgart 1843; Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. Stuttgart 1837. — *Ahlwardt*, The Diwans of the six ancient Arabic Poets etc. London 1870. — A. Nöldeke, Beiträge zur Kenntniß der Poesie der alten Araber. Hannover 1863. — *E. Will. Lane*, Arabian Society in the Middle Ages. London 1883. — J. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten. Berlin 1887 (III. Heft: Reste arabischen Heidenthums). — A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland. Berlin 1885. — *L. Cheikho*, Les poètes Arabes Chrétiens. Poètes Antiislamiques. Relations d'Orient. Bruxelles 1892. (Janvier.) p. 21—30.

Wettkampf zwischen Römern und Persern in diesen vielumstrittenen Regionen hervorrief.

Die große Masse der Araber leistete jedoch auch damals allen Cultureinflüssen der benachbarten Völker beharrlichen Widerstand. Sie lebten nach altpatriarchalischer Weise von dem Ertrag ihrer Herden, durchzogen als Nomaden, in Zelten wohnend, die ärmlichen Bergländer, welche die großen Wüsten trennten, und befehdeten sich gegenseitig in nimmer endenden Kämpfen. Aus diesem dunkeln und unbedeutenden, wenn auch in seiner Art naturwüchsigen und zufriedenen Dasein rief sie erst Mohammed am Anfang des 7. Jahrhunderts auf die Weltbühne, als das weströmische Reich längst verschwunden war, das oströmische schon in allen Fugen wankte, ein neues Europa sich erst aus den gärenden Wogen der Völkerwanderung heraus zu gestalten begann. Im Sturmeslauf bemächtigten sich die Araber, um das Banner ihres Propheten geschart, Vorderasiens und Nordafrikas, drangen bis nach Spanien hinüber und errichteten auf den Trümmern der Alten Welt ihr mächtiges und glänzendes Kalifat. Nachdem sie unter der fanatischen Anregung ihres Koräns dann genug verheert und zerstört, versuchten sie auch aufzubauen. Es erwachte das Bedürfniß, gleich den unterjochten Völkern Wissenschaft, Literatur und Kunst zu besitzen. Man sammelte die alten Gedichte, die einst, mündlich vorgetragen, die beliebteste Unterhaltung bei ihren Zusammenkünften gewesen waren und die einzige literarische Erbschaft der eigenen Vorzeit ausmachten, jener Zeit, die Mohammed selbst verächtlich „die Zeit der Unwissenheit oder Barbarei“ (Dschâhilijja) genannt hatte.

Von diesen Dichtungen stammen die meisten aus dem Jahrhundert, das dem öffentlichen Auftreten Mohammeds vorherging, dem sechsten n. Chr., so die berühmtesten unter ihnen, die sieben sogen. Moallakât (Muallakât) d. h. „Aufgehängten“ (Gedichte), nach alter Ueberlieferung der Araber so benannt, weil sie bei allgemeinem öffentlichen Wettstreit den Sieg davongetragen und in Goldbuchstaben auf Seide gestickt an dem Nationalheiligthum, der Kaaba, aufgehängt worden sein sollen[1]. Eine größere Anzahl von Stücken bieten die Diwane der sechs Dichter Nâbigha, Antara, Tarafa, Zoheir, Alkama und Amrulkais, von welchen vier zu den Dichtern der Moallakât gehören. Noch zahlreichere Gedichte der alten Zeit sammelte der Dichter Abu Temmâm (der zwischen 807 und 845 erst in Syrien, dann in Aegypten und Mossul lebte) in seiner Anthologie: der großen Hamâsa („Tapferkeit“), zu welcher Al Buhturî (gest. 897) unter demselben Titel ein Seitenstück lieferte. Eine andere Sammlung „Mufaddalijât“ vereinigt die Dichter der Hudseiliten. Die merkwürdigsten biographischen Aufschlüsse über die alten Dichter aber enthält „das Buch der Gesänge“ (Kitâb al Aghânî), verfaßt von Abû-l-Faradsch al-Ißfahani aus Irâk (geb. 897, gest. 967), worin hundert ausgewählte Gesänge versammelt sind, nebst Angaben über deren musikalische Begleitung, Genea-

[1] In neuerer Zeit ist diese Erklärung des Wortes in Zweifel gezogen worden. Die Sache bleibt sich aber ziemlich gleich. Die sieben Preisgedichte gelten bei den Arabern als Höhepunkt ihrer ältesten Poesie.

logie und Schicksale ihrer Verfasser, Schilderung der Zeit und Gelegenheit, unter welcher sie dichteten [1].

Wie die Moallakât, so wurden auch die übrigen dieser vorislamischen Dichtungen von ihren Verfassern anfänglich nicht niedergeschrieben, sondern bei den Stammesversammlungen oder im traulichen Familienkreise vorgetragen und vererbten sich dann durch mündliche Mittheilung innerhalb einer Familie oder auch eines ganzen Stammes. Erst unter den Kalifen begann man sie zu sammeln und aufzuschreiben. Die Volksüberlieferung hat noch die Namen der Sammler bewahrt, welche zuerst bei den verschiedenen Wanderstämmen umherreisten, um den alten Liederschatz der Zukunft zu bewahren. Die berühmtesten sind Abu Obeida und El Asmaï. Bei demselben Gedichte fanden sich bei verschiedenen Stämmen, wie natürlich, mancherlei Abweichungen und Varianten, da es sich oft sogar um verschiedene Dialekte handelte.

Damit war den Sammlern eine große Freiheit des Entscheids in die Hand gegeben, und sie machten davon reichlichen Gebrauch, auf Kosten des eigentlichen ursprünglichen Textes. Das führte bereits im 9. Jahrhundert unter den Arabern selbst Zweifel über die Echtheit jener Sammlungen herbei. Abd el Maçih il-Kindi, ein christlicher Gelehrter am Hofe des berühmten Kalifen Hârun ar Raschid, sprach sich darüber (in einem Briefe an den Muselmann Abd allah al Hâschimi) sehr maßvoll und vernünftig aus. Seiner Ansicht nach ist die vorislamische Poesie im großen und ganzen für authentisch zu halten; das gilt besonders von den sieben Moallakât, dem „Lamiat“ des Schanfara, der Todtenklage des Kuß und vielen andern Stücken, welche ein so deutliches Gepräge der Originalität an sich tragen, daß ein Plagiat unmöglich gewesen wäre, ebenso von den Schlachtgesängen des Ibn Barrak, des El Mohalhil und vielen andern Kampfesliedern, welche durch allgemeine Volksthümlichkeit eine genügende Bürgschaft ihrer Echtheit bieten. Mehr oder weniger zweifelhaft und verdächtig sind dagegen fast alle Stücke geringern Ranges und weniger allgemeiner Bedeutung. Auch die berühmtesten Dichtungen sind jedoch nicht frei von kleinern Veränderungen und Einschiebseln, welche indes bis zu einem gewissen Grade sich erkennen lassen. Das ist die Ansicht El Kindis, die auch von gelehrten Arabern der Neuzeit getheilt wird. Eine eigentlich kritische Sichtung ist bis jetzt allerdings weder von arabischen noch europäischen Gelehrten vorgenommen worden. Trotz aller Unsicherheit über einzelne Stücke und Stellen läßt sich indes die Verschiedenheit der ältern Beduinenpoesie von der spätern Hofpoesie unter dem Kalifat nicht allzuschwer unterscheiden und in ihren Grundzügen bestimmen.

Sehr charakteristisch ist vor allem, daß sich unter diesen zahlreichen Gedichten kein größeres Epos findet, ja nicht einmal ein kleineres völlig abgerundetes episches Gedicht, auch kein Ansatz zu dramatischer Poesie in kleinern Dialogen, Scenen oder Wechselgesängen, wie man sie sonst bei verschiedenen nicht gerade

[1] Die erste vollständige Ausgabe erschien in 20 Bänden zu Bulak, beendigt 1867 (1285 der Hedschra); R. Brünnow veröffentlichte dazu einen Supplementband (Leiden 1888). Auszüge gibt *Salhani*, Choix de narrations tirées du Kitâb el Aghânî. 2 Vols. Beyrut 1888.

sehr hochcivilisirten Völkern trifft, keine Götterhymnen oder religiösen Lieder, auch nicht eine eigentlich abgerundete höhere Lyrik überhaupt, sondern nur eine ausgeprägt persönliche Gelegenheitsdichtung, in welche meist epische und lyrische Elemente sich mischen. Am meisten dürfte sie sich wohl der Skaldenpoesie der alten Wikinger nähern; doch ist diese schon meist kunstvoller und idealer. Beiden aber ist das gemein, daß sie vorzüglich von Kampf und Abenteuern leben und daß der Held und Dichter meist poetischer ist als sein Gedicht.

II.

Der enge Gesichtskreis, auf den sich die Poesie der alten Araber beschränkt, erklärt sich sehr natürlich aus der im Grunde niedrigen Culturstufe, auf der sie standen. Was die Seele des Menschen am meisten erhebt, allen seinen Fähigkeiten den weitesten und erhabensten Spielraum gibt, ist eben die Religion, und damit war es bei den alten Arabern übel bestellt. Wohl hatten die Juden und das Judenthum seit unvordenklichen Zeiten Eingang bei ihnen gefunden. Auch christliche Einflüsse drangen früh in den Süden und in den Norden der Halbinsel ein. Weitaus der größere Theil des Volkes hatte indes längst die Vorstellung des einen, wahren Gottes verloren und huldigte der Vielgötterei. Die Hauptform der letztern scheint erst Sonnen- und Gestirncultus gewesen zu sein. Im Laufe der Zeit wurden indes all die glänzenden Himmelserscheinungen mehr und mehr personificirt und stets abergläubischer verehrt. Auch Genien und Heroen, Bäume und Steine wurden zum Gegenstande düstern Wahnglaubens. Jede Familie, jeder Stamm, jeder Ort erhielt nach und nach seinen eigenen Schutzgeist, und um die Kaaba, den heiligen Stein in Mekka, versammelten sich die 360 Götzenbilder der verschiedenen Stämme. Einige meinten, daß mit diesem Leben alles für den Menschen ein Ende habe, andere glaubten an ein jenseitiges Leben und eine Auferstehung; doch mischte sich in diesen Glauben Wahnvorstellung verschiedener Art: die Seele des Verstorbenen umflattere in Gestalt einer Eule den von ihr verlassenen Leib; die Todten bedürften eines Reitthiers, weshalb man für sie ein Kamel in die Wüste trieb und dort verhungern ließ. Sie glaubten an zahllose böse Geister, die Dschinn, an Orakel und Zauberei. In hohem Grade waren sie dem Spiel und dem Trunk ergeben. Die Musik stand noch auf niedriger Stufe und wurde von Sklavinnen geübt, deren die Reichen sich zahlreiche hielten. Vielweiberei war unbeschränkt gestattet. Die Wittwe ging mit der übrigen Habe eines Verstorbenen an dessen Erben über, und so fanden häufige Ehen zwischen Schwiegersöhnen und Schwiegermüttern statt. Von noch größerer Roheit und Grausamkeit zeugt die Sitte, Mädchen gleich nach der Geburt oder später lebendig zu begraben, sei es aus Mangel an Subsistenzmitteln, sei es, um sie einem spätern unglücklichen Lebensloose zu entziehen.

Lichtseiten in dem nicht eben günstigen Sittengemälde bilden der ritterliche Muth, das hohe Ehrgefühl, die Freigebigkeit, die Gastfreundlichkeit, die Genügsamkeit und männliche Ausdauer der kraftvollen kriegerischen Stämme. Der Umfang ihres Wissens war ein sehr dürftiger. Den höchsten Stolz setzten sie in ihre Abkunft: ein jeder mußte deshalb über die Genealogie und die Helden-

thaten seines Stammes wohl unterrichtet sein. Bei Nacht waren die Sterne ihre Führer, und einige Kenntniß des Sternhimmels war darum jedem von nöthen. Großen Werth legten sie auf die Gesetze, die Reinheit und Fülle ihrer Sprache, und auf die Fertigkeit, sich auch in gebundener Rede mit Reim und Metrum schön und gefällig ausdrücken zu können. Ein gewisser Schwung und eine natürliche Beredsamkeit lag in ihrem Wesen. Für die schönen und erhabenen Erscheinungen der Natur hatten sie einen empfänglichen Sinn. An ihrem schlichten Hirtenleben, an Familie und Stamm, an ihren Herden und Reitthieren hingen sie mit kindlicher, selbstzufriedener Innigkeit. Den Hauptinhalt ihres Lebens bildeten jedoch Abenteuer und Kampf, ihre Fehden, Raubzüge, Waffenthaten, nächtliche Wüstenritte und Ueberfälle, Mord, Todtschlag, blutige Rache, dann Sieg und Triumph, Zechgelage und wollüstiges Treiben. An ihren Lagerplätzen rastend, besangen sie dann die Tapferkeit der Gefallenen, den Heldenmuth der Sieger, die Hurtigkeit ihrer Thiere, die überstandenen Gefahren, den alten Ruhm ihres Stammes, die eigenen Liebesabenteuer, Schimpf und Schmach ihrer Feinde[1]. In den ersten zwanzig Tagen des Monats Dhulkâda wurde jährlich ein großer Markt gehalten zu Okâz, zwischen Tâïf und Nakhla, drei kleine Tagreisen von Mekka, an einem palmenreichen Orte. Da trafen sich die Männer der verschiedenen Stämme, wie die Isländer in Thingvellir. Da wurden nicht nur Käufe und Verkäufe abgeschlossen, Streithändel beglichen, Geschäfte abgemacht, da traten auch die Dichter der verschiedenen Stämme öffentlich auf und verherrlichten den Ruhm und die Großthaten ihres Stammes, vorab die eigenen[2]. Denn wenn auch jeder dichten durfte, dem das gegeben war, und eine stattliche Zahl von Dichterinnen genannt wird, so waren die Hauptdichter doch auch zugleich die vorzüglichsten Kampfhähne und Helden ihrer Stämme und besangen ganz unbedenklich sich selbst, als das wichtigste, was es in ihren Augen für die ganze Welt gab.

III.

Der gefeiertste dieser kriegerischen Barden ist Amrulkais[3], nicht ein gewöhnlicher Beduine, sondern ein Stammesfürst, ein König. Er wurde um das Jahr 500 geboren und starb etwa um 540, war also ein Zeitgenosse des hl. Benedikt, dieses segensvollen Bannerträgers der christlichen Cultur. Sein Großvater Hârith beherrschte mehrere der mächtigsten Stämme Mittelarabiens, besonders die Kinda und Ma'add, kämpfte wiederholt gegen die arabischen Könige in Syrien und Mesopotamien und erwarb sich für einige Zeit wahrscheinlich die Krone von Hira (etwa um 518), ward aber mit Hilfe der Perser wieder aus dem Besitze derselben verdrängt. Sein ältester Sohn Hodschr, der unter

[1] Kremer, Culturgeschichte II, 349.

[2] *Caussin* l. c. I, 296. 297.

[3] In der Transscription der arabischen Eigennamen herrscht wunderbare Mannigfaltigkeit. Hammer-Purgstall schreibt: Imriolkais, Rückert: Amrilkais, Ph. Wolff: Amrulkais, A. Müller: Imruulkais, v. Kremer: Imra'alkais, Caussin: Imroulcays, L. Cheikho: Amroû oul qays.

ihm den Stamm der Benu-Açad in Nedschd (Mittelarabien) regierte, zog sich durch seine Härte den Haß derselben zu und ward von ihnen (um 525) getödtet. Vor seinem Tode hatte er noch Zeit gehabt, ein Testament zu machen, in welchem er dem tapfersten seiner Söhne alle seine Habe und das Recht des Königthums über die Kinda und Ma'add vermachte, und ihm den Namen seines Mörders nannte, natürlich mit der Obliegenheit der Blutrache. Sterbend übergab er dieses Testament einem Mann vom Stamme der Benu-Idschl, Namens Amir der Einäugige, und sagte ihm: „Suche meinen Sohn Nâfi auf (das war der älteste); wenn er weint und trauert, so verlaß ihn und besuche der Reihe nach meine übrigen Söhne bis auf Amrulkais. Gib meine Waffen, meine Pferde, mein Silbergeschirr und mein Testament demjenigen unter ihnen, der kein Zeichen des Schmerzes gibt."

Er hatte sich gegen Amrulkais als strenger Vater gezeigt. Nach einem Bericht zürnte er demselben, weil er sich von früher Jugend auf ganz dem Versemachen ergeben hatte, was dem Vater gegen die fürstliche Würde zu verstoßen schien; nach einem andern Bericht hätte Amrulkais in ausgelassenen Gedichten die Ehre des Vaters selbst verletzt. Genug, Hodschr verjagte ihn von seinem Angesicht, und der Prinz trieb sich nun mit einem Trupp leichtfertiger und verzweifelter Gesellen bei verschiedenen Stämmen umher. Bei irgend einer Cisterne oder einem günstigen Jagdgrunde schlugen sie ihr Lager auf, jagten den Tag über, tranken und spielten dann des Abends und ließen sich von den Sklavinnen vorsingen. War die Cisterne erschöpft, so zogen sie ab und setzten ihr tolles Leben an einem andern Platze fort.

Er befand sich zu Dammun, in der Landschaft Jemen, als ihn der Bote seines sterbenden Vaters erreichte. Denn Nâfi und die andern Söhne hatten beim Empfang der Todesbotschaft sämtlich die tiefste Trauer an den Tag gelegt. Amrulkais aber saß eben mit einem Freunde beim Wein und Würfelspiel. „Dein Vater Hodschr ist ermordet," sagte der Bote. Amrulkais antwortete nicht. Als aber sein Spielgenosse, der eben am Wurfe war, innehielt, sagte er ganz trocken: „Nun voran! Spiele!" Als die Partie dann zu Ende gespielt war, fügte er bei: „Ich mochte dir das Spiel nicht verderben." Dann nahm er die Botschaft und den letzten Willen seines Vaters entgegen und erkundigte sich nach allen einzelnen Umständen seiner Ermordung. Darauf sagte er: „Als ich Kind war, hat mein Vater mich fortgejagt; jetzt, wo ich Mann geworden, legt er mir die Pflicht auf, sein Blut zu rächen. Heute keine Nüchternheit, aber auch morgen kein Rausch; heute der Wein, morgen die Geschäfte." Diese Worte sind später zum Sprichwort geworden. Amrulkais trank sich nun einen gehörigen Rausch; nachdem er aber wieder nüchtern geworden, schwur er feierlich, kein Fleisch zu essen, keinen Wein zu trinken, sich mit keinem Wohlgeruche zu salben, kein Weib zu berühren und sich sein Haupt nicht zu waschen, bis er das Blut seines Vaters an den Benu-Açad gerächt, ihrer hundert getödtet und anderen hundert das Stirnhaar abgeschoren.

Als die Benu-Açad von seiner Absicht hörten, schickten sie die edelsten ihres Stammes zu ihm und boten ihm zur Sühne das Leben eines beliebigen ihrer Häuptlinge an, den er bezeichnen sollte, oder als Loskaufssumme sämtliche

Kamele ihres Stammes; allein er wies beide Vorschläge stolz von sich: „Die Araber wissen, daß Hodschr nicht einen seinesgleichen gehabt hat, dessen Tod den seinigen aufwiegen könnte, und ich würde mich entehren, wenn ich Kamele als Preis seines Blutes annähme.“

Mit einem ansehnlichen Heer aus den Stämmen der Bekr und Taglib zog er gegen die Benu-Açad zu Felde. Diese flüchteten zu den Benu-Kinâna, zogen aber plötzlich weiter, als sie vernahmen, daß Amrulkais sie aufgespürt. Sein nächtlicher Ueberfall mißglückte deshalb. Nachdem er unter dem Ruf: „Rache dem König! Rache dem Helden!“ auf die Zelte eindrang, trat ihm eine alte Frau entgegen und sagte: „Fürst! Uns kann die Rache nicht gelten; wir sind Kinder der Kinâna. Die du suchst, sind gestern Abend entflohen.“ Amrulkais ritt den Flüchtigen nach, erreichte sie um Mittag an einem Brunnen und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, bis endlich die Nacht die Kämpfenden trennte. Die Benu-Açad setzten alsbald ihre Flucht fort in der Richtung nach Irâk, um sich unter den Schutz Mundhirs, des Königs von Hira, zu stellen. Amrulkais wollte ihnen alsbald nachsetzen; doch seine Krieger weigerten sich, ihm zu folgen. „Es ist genug,“ sagten sie, „du bist gerächt.“ — „Nein, bei Gott!“ schrie er, „ich habe mich weder an der Familie Kahîls gerächt noch an den andern Söhnen Açads.“ — „Freilich,“ erwiderten sie. „Uebrigens folgen wir dir nicht mehr; du bist ein Unglücksmensch!“

Von seinen bisherigen Genossen verlassen, wandte er sich nun zu den Azd-Schonua an der Grenze von Hidschâz und Jemen, und von ihnen zurückgewiesen an einen himjaritischen Fürsten in Jemen selbst, der mit ihm verwandt war und ihm 500 Mann versprach. Er starb aber, bevor er seine Zusage einlösen konnte, und sein Nachfolger schob die versprochene Hilfe von einer Frist zu einer andern hinaus, bis ihn endlich Amrulkais mit seinen Bitten ermüdete und mit scharfen Spottversen stachelte. Dem kleinen Heer schlossen sich noch zahlreiche Abenteurer an und einige Soldtruppen von den Stämmen der Ma'add. Auf dem Marsch besuchte Amrulkais zu Tebâla ein vielverehrtes Götzenbild, Dhu-l Kholossa, um bei ihm das Los über den Ausgang seines Unternehmens zu befragen. Von den drei Lospfeilen „Thu es“, „Laß es“, „Warte zu“ zog er dreimal den Pfeil mit der Mahnung „Laß es!“ Da faßte er alle drei Pfeile, zerbrach sie, schleuderte sie dem Götzen ins Gesicht und rief: „Erbärmlicher! Wenn dein Vater getödtet worden wäre, würdest du nicht verbieten, ihn zu rächen!“

Sein Zug nahm aber ein übles Ende. Die Benu-Açad erhielten Verstärkung durch Mundhir III., König von Hira, den Perserkönig Chosro Anoschirwân (Chosroës) und von dem Stamm der Benu Bekr Wâil. Als die zwei Heere an den Grenzen von Irâk zusammentrafen, entwichen die Araber aus Jemen und die Soldtruppen der Ma'add beim ersten Stoß. Amrulkais sah sich dadurch selbst zur Flucht gezwungen und suchte Schutz bei Hârith, dem Häuptling eines Zweiges des Stammes der Temîm. Der König von Hira bedrohte jedoch diesen alsbald mit Krieg, wenn er seinen Schützling nicht alsbald auslieferte, und dieser entging nur mit Noth der ihm drohenden Auslieferung; doch gelang es ihm, nicht nur seine Person, sondern auch die ihm gebliebenen

Waffen und Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Als das werthvollste galten seine fünf Waffenrüstungen, lauter Erbstücke, welche von dem Stammherrn Akil el Morâr durch viele Geschlechter auf diesen seinen Nachkommen gelangt waren.

In dieser Noth flüchtete Amrulkais zu Amr, einem Sohne des Königs von Hira und der Hind, welche eine Schwester seines Vaters Hodschr war. Er besang ihn in schmeichelhaften Versen und erinnerte ihn an ihre Verwandtschaft. Amr nahm ihn auch in seinen Schutz. Doch König Mundhir erfuhr bald davon und Amrulkais mußte wieder weiter fliehen. Nicht besser ging es ihm bei Sade, der von väterlicher Seite sein Bruder war, dessen Mutter aber noch vor seiner Geburt von dem Vater verstoßen worden.

Erst in Nedschd (Mittelarabien) beim Stamm der Benu-Taij fand der von Mundhirs Spähern umhergehetzte Fürst nach abermaliger großer Gefahr etwas längere Zuflucht, wie es scheint, etliche Jahre. Er heiratete wenigstens hier eine Tochter dieses Stammes, Umm Dschondab. Auch mit dieser Heirat hatte er aber kein Glück. Eines Tages besuchte ihn der Dichter Alkama. Sie geriethen in Streit, weil jeder von ihnen behauptete, der bessere Dichter zu sein. Alkama schlug die Frau des Königs zur Schiedsrichterin vor, und sie verfaßten nun beide ein Gedicht mit demselben Grundreim, jeder auf sein Pferd. Amrulkais sagte von dem seinigen:

„Das Bein (des Reiters), das es drückt, entflammt seinen Eifer; die Peitsche beflügelt seinen Lauf; noch angeeifert durch die Stimme, sprengt es dahin wie ein Wahnsinniger, den Hals weit nach vorn reckend."

Alkama dagegen sang von seinem Roß:

„Den Kopf auf den Zaum beugend, der es zurückhält, fliegt es dahin mit der Schnelligkeit einer Antilope, deren Flanken im raschen Lauf vom Schweiße triefen."

Umm Dschondab erklärte das Gedicht des Alkama für das bessere, und als ihr Gatte um den Grund fragte, sagte sie: „Alkamas Renner ist besser als der deinige; du spornst dein Pferd mit Stimme, Bein und Peitsche an, während das des Abu Obeida (Vorname des Alkama) bloß zurückgehalten zu werden braucht." Auf dieses hin verstieß Amrulkais seine Gattin, und Alkama heiratete sie alsbald.

Eine neue Verwicklung entstand dadurch, daß Amir, der Sohn des Dschowain, ein von seinem Stamme Verstoßener, sich der Tochter des Amrulkais, seiner Waffen und Kamele bemächtigen wollte. Amrulkais flüchtete deshalb von ihm zu Abu-Hanbal-Hâritha. Dadurch entstand innerer Hader im Stamme der Benu-Taij, und der unglückselige Flüchtling konnte auch hier nicht länger bleiben.

Sein nächster Beschützer war ein jüdischer Fürst Samuel, Sohn des Adia, der auf dem festen Schlosse El Ablak bei Taima wohnte. Dieser nahm ihn glänzend auf, wies ihm den prächtigsten Saal seines Schlosses an, seiner Tochter Hind aber ein herrliches Zelt. Der unstäte Dichterkönig beschloß nun, gegen den König von Hira, der sich persischer Gunst erfreute, Unterstützung bei den Römern zu suchen. Unter dem Schutze seines Vetters Jazid ließ er seine Tochter, seine fünf Rüstungen und was er sonst noch besaß, bei dem Juden Samuel zurück und begab sich selbst nach Konstantinopel zu Kaiser Justinian (um 535).

Das verbürgen Berichte des Prokopius und Nonnosus, bei welchen der Name aber abgekürzt als „Kais“ (Caisus) erscheint[1]. Nach Nonnosus ward er vom Kaiser ehrenvoll und freundlich aufgenommen und mit der Verwaltung Palästinas betraut. Nach den arabischen Berichten verliebte sich der schon in seiner Jugend weibersüchtige Häuptling in eine byzantinische Prinzessin, der „Kaiçar“ aber gab ihm ein Heer, um seinen frühern Familienbesitz zurückzuerobern, und so zog Amrulkais an der Spitze eines Heeres nach Arabien zurück. Unterdessen fand sich jedoch ein Araber vom Stamme der Benu-Açad, dem Amrulkais einen Bruder getödtet, in Konstantinopel ein, schilderte ihn dem Kaiser als einen Wüstling, der ihn selbst durch seine Liebeshändel mit einer Prinzessin entehrt hätte und sich dessen in Asien rühmte. Darauf soll der Kaiser ein vergiftetes Prachtgewand an Amrulkais gesandt haben und dieser daran unterwegs gestorben sein. Dieser Beziehung der Hercules- und Nessussage auf den unglücklichen Fürsten liegt wahrscheinlich die Thatsache zu Grunde, daß er unterwegs an einer ungewöhnlichen Krankheit starb. Man nannte ihn Dhu-l Koruh (den „Mann mit den Geschwüren“), häufiger aber El-Malik-eddhillîl (den umherirrenden König). Er soll — etwa um 540 — in Ancyra (Angora) gestorben sein. Kurz vor seinem Tode sah er daselbst am Fuße des Berges Assib das Grab einer fremden Fürstin, und machte darauf die Verse:

O Nachbarin, rasch naht die Stunde, da komme ich, um dich zu sehn,
Und werde bleiben hier zu Hause, solang der Berg Acib wird stehn.
O Nachbarin, wir beide kamen als Fremde in dies ferne Land,
Doch in der Ferne reichen Fremde sich gleich Verwandten ihre Hand.

In dem Leben dieses seltsamen Beduinenfürsten wäre augenscheinlich Stoff genug zu einer Odyssee vorhanden gewesen. Man erlebt eine grausame Enttäuschung, wenn man nun zu seiner Moallaka greift, welche als das schönste seiner Gedichte gefeiert wird und als bestes Muster der Kasside (Qasîda), d. h. der bei den Beduinen beliebtesten Art längerer Gedichte gilt. Ibn Kutaiba charakterisirt diese eigenartige Dichtungsform folgendermaßen:

„Wie ich von einem Gelehrten gehört habe, begann der Verfasser von Qasiden sie mit der Erwähnung der verlassenen Wohnörter, der vergangenen Zeit und der Spuren früherer Bewohner, klagte dann, weinte und redete die Häuser an, bat den Genossen, stille zu stehen, um darin Veranlassung zu finden, über die von dort weggewanderten Bewohner zu sprechen, da die Zeltbewohner sich im Ansiedeln und Fortwandern von den Bewohnern fester Plätze unterschieden, indem sie den Weideplätzen nachgingen, sich von einem Wasserplatz zum andern begaben und die Stelle aufsuchten, wo Regen gefallen war. Dann knüpfte er (der Dichter) daran den erotischen Theil, beklagte das Liebesleid, den tiefen Schmerz über die Trennung und die Heftigkeit seines Gefühls, um dadurch die Herzen zu gewinnen, die Blicke auf sich zu ziehen und Aufmerksamkeit zu erwecken, da das Liebesleid den Gemüthern

---

[1] Ὁ δὲ Καϊσὸς οὗτος γένους μὲν ἦν τοῦ φυλαρχικοῦ καὶ διαφερόντως ἀγαθὸς τὰ πολέμια, τῶν δέ τινα Ἐσιμφαῖον ξυγγενῶν κτείνας εἰς γῆν ἔφευγεν, ἣ δὲ ἔρημος παντάπασιν ἀνθρώπων ἐστίν. *Procopius* (ex rec. Gu. Dindorfii) Bonnae 1833. I. 106.

nahegeht und die Herzen ergreift... Wenn er nun sicher war, daß man auf ihn achtete und ihm zuhörte, ließ er darauf eine Andeutung dessen folgen, was man ihm schuldig sei; denn er reiste in seinem Gedichte fort, klagte über Müdigkeit, Wachen, Nachtreisen und die Abmagerung seines männlichen oder weiblichen Reitthieres. Nachdem er so wußte, daß er dem, zu welchem er sprach, die Berechtigung seiner Hoffnung und Erwartung von ihm als zwingend dargelegt, und er ihm die ausgestandenen Mühsale der Reise geschildert hatte, fing er das Loblied an, reizte jenen dadurch zur Erkenntlichkeit und trieb ihn zur Freigebigkeit an, indem er ihn über alle seinesgleichen erhob und gegen ihn den Werth alles Großen herabsetzte."

Man könnte also die Kasside ungefähr als Liebeselegie eines fahrenden Ritters definiren, die schließlich in ein Lobesgedicht und Bettelgedicht ausläuft. Das ist das Wesen zahlloser Kassiden der spätern Zeit. Bei den Moallakat ist dieser finanzielle Charakter des zweiten und eigentlichen Haupttheils noch nicht vorhanden. An Stelle des bettlerischen Lobes eines Fürsten oder Großen steht hier zunächst das Lob des Dichters oder seines Stammes oder der eben vorhandene bestimmte Gelegenheitsstoff. Bei dreien der Moallakat ist es eine Friedensvermittlung. Amrulkais aber bleibt in seinem ganzen Gedichte bei seinem eigenen Lobe stehen, und der arabische Grundton zieht sich bis zu Ende durch. Wenn Göthe mit dem „einsichtigen Jones" das Gedicht „weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig" findet, so sind schon die formellen Vorzüge des Gedichtes damit sehr übertrieben; mit Bezug auf den Inhalt ist dieses Lob aber ganz verschwendet. Wenn nun vollends Hammer meint: „Der Geist brennender Liebe, welcher die Gedichte dieses größten arabischen, vorislamischen Dichters durchglüht, ist der des Hohen Liedes", so tönt das fast wie Lästerung, da diese brennende Liebe nur die allerroheste Sinnenlust bedeutet, das Gedicht, einige schöne Naturbilder abgerechnet, eigentlich keine höhern und bedeutenden Gedanken enthält. Es steht hier nicht der tragische König vor uns, der, um seinen Vater zu rächen, unstät von Land zu Land irrt, sondern ein unbändiger Wildling, der aus Todesnoth und Gefahr zum rohen Genuß stürmt, und nach kurzer Wollust wieder in Kampf und Abenteuer. Auch seine Naturbilder sind keineswegs fein, sondern in urkräftiger Fractur, mit dem Degenknauf gezeichnet.

Zwischen Odheib und Dâredsch ins Ferne hinzuspähn,
Saß ich mit den Genossen, den Regen anzusehn,
Von dem der Strich zur Rechten auf Katan seine Fluth,
Zur Linken über Jadhbol und Elsitâr entlud.
Da wälzte bei Koteifa das Wasser Schaum und Schlamm
Und warf aufs Antlitz nieder der hohen Eiche Stamm.
Es fuhr von ihm ein Schauer hin über Alkannan
Und trieb des Berges Gemsen hernieder auf den Plan.
In Teimâ aber ließ er nicht einen Palmenschaft
Und kein Gebäude, das nicht von Steinen dauerhaft.
Da sah ich, wie im Gusse Tabir, der Berg, dastand:
Ein greiser Fürst, gewickelt ins streifige Gewand.
Modscheimirs Felsenzacken, umworren vom Gesträuch
Des Gießbachs, sahn dem Rocken an einer Kunkel gleich.

IV.

Noch mehr als Amrulkais trägt Tarafa das Gepräge eines Don Juan der Wüste. Er wurde nicht alt, 20 oder höchstens 26 Jahre. Schon als Kind zeigte er aber große Anlagen zum Versemachen. Als er einmal mit den Seinen auf einer Wanderung bei einer Cisterne rastete, stellte er Netze, um Lerchen zu fangen. Doch keine kam. Erst als man aufsaß, um weiter zu reiten, stellte sich ein ganzer Schwarm ein. Da machte der Knabe die folgenden Verse:

> He du Lerche dort in den Gehegen,
> Frei ist der Raum dir, Eier magst du legen,
> Zwitschern und Körner picken meinetwegen!
> Fort ging der Jäger, Furcht darfst du nicht hegen,
> Die Sprenkel hob er ab, sei froh deswegen;
> Doch gib nur acht, einst wird er dich erlegen![1]

Während er ein andermal mit Altersgenossen spielte, trug ein Dichter vor zahlreichem Auditorium ein Gedicht vor, welches ein Kamel beschrieb. Niemand beachtete, daß dabei das Reitthier in der einen Strophe als Masculinum, in der andern als Femininum vorkam. Der lebhafte kleine Bursche merkte es gleich und schrie in die erstaunte Versammlung hinein: „Schau! schau! Das Kamel ist zu einer Kamelin geworden.“ Der Dichter rief ihn zu sich und hieß ihn seine Zunge hervorstrecken. Tarafa gehorchte. Die Zunge war von schwärzlicher Farbe, und der ärgerliche Dichter sagte: „Das ist eine Zunge, die diesem Kinde Unglück bringen wird!“

Und so war es. Früh verwaist und deshalb in Ungebundenheit aufgewachsen, ergab sich Tarafa schon in jungen Jahren dem Trunke, dem Spiele, der Wollust und allen schlechten Leidenschaften, so daß seine Verwandten nichts von ihm wissen wollten, während er, übermüthig auf seine Verskunst, in den Tag hineinlebte. Sein älterer Bruder Mabad tadelte ihn einst, daß er seine Kamele frei laufen ließ und die Zeit mit Versemachen vertändelte. „Warum gibst du nicht auf die Kamele acht?“ sagte er. „Meinst du, deine Verse werden sie dir zurückbringen, wenn man sie dir stiehlt?“ — „Gewiß,“ antwortete Tarafa, „ich werde sie künftig noch weniger bewachen, damit du siehst, daß meine Verse sie mir zurückbringen können.“ Richtig wurden die Kamele gestohlen. Tarafa wandte sich an einen Vetter Namens Mâlik um Hilfe. Doch dieser wies ihn hart von sich. Da verfaßte Tarafa seine Moallaka, worin er mehrere Anspielungen auf Mâliks Härte machte, aber auch Amr, den Sohn eines reichen Mannes Namens Morthad, begeistert lobte. Dieser fühlte sich so geschmeichelt, daß er alsbald seine sieben Söhne zusammenrief und sie aufforderte, jeder dem Dichter zehn Kamele zu geben. Auch drei Enkel des Gefeierten wollten sich für das ihm gezollte Lob dankbar beweisen, und so hatte Tarafa wieder hundert Kamele, mehr als zuvor.

In seiner Moallaka spricht er die Lebemannsmoral dieser freien Wüstensöhne ganz unverfroren aus:

---

[1] Rückert, Hamâsa I, 343.

O du, der du die Kampflust, den Frohsinn rügst an mir,
Steht mir denn zu verleihen Unsterblichkeit bei dir?
Doch bist du nicht im stande, den Tod zu halten fern,
Dann laß mich, eh' ich sterbe, thun, was ich thue gern.
Und wenn nicht wären drei Dinge dem edlen Mann zur Freud',
Macht' ich mir nichts draus wahrlich, wenn ich müßt' sterben heut'.
Das Erst' ist, daß ich Tadlern zuvorzukommen weiß
Durch einen Becher Weines, gemischt mit Wasser heiß.
Das Zweit' ist, daß Bedrängten ich eil' zur Hilfe baß
Auf einem Pferde bäumend, wild wie der Wolf Gadas.
Das Dritt' ist, daß, wenn's nebelt und Nebel auch gefällt,
Ich mir mit einer Schönen die Zeit verkürz' im Zelt,
Deren Fuß- und Armbänder am Baumesstamm Oschar
Zu hängen scheinen, oder am Wunderbaume gar.
Ein Edler stillet seinen Durst, weil er Tage zählt,
Morgen, wenn todt wir, wird man sehn, wen der Tod noch quält.
Ich sehe, daß der Kargen und Gütergier'gen Grab
Ist wie das Grab des Frohen, den nicht schont seine Hab.
Du siehst zwei Erdenhügel, auf ihnen Steine hart
Mit andern Gesteinen, im Boden fest, gepaart.
Ich sehe, daß hinraffet die Edelsten der Tod,
Und daß er auch den Geiz'gen mit Gutsverlust bedroht.
Ich sehe, daß das Leben ein Schatz, der jede Nacht
Abnimmt, und was die Tage abnehmen, das zerkracht.
Bei deinem Leben! siehe, der Schleicher allbekannt
Ist wie ein Strick, des Ende liegt in des Hirten Hand[1].

Nach diesen Lebensgrundsätzen waren die durch das Preisgedicht erworbenen hundert Kamele bald wieder durchgebracht, und Tarafa saß abermal auf dem Trockenen. Mit seinem mütterlichen Oheim Dscharir, bekannter unter seinem Dichternamen Motelammis, zog er an den Hof von Hira, wo damals Amr regierte, derselbe, der zeitweilig dem umherirrenden Amrulkais Schirm gewährt hatte. Derselbe nahm sie sehr wohlwollend auf und machte sie zu Gesellschaftern seines Bruders Kabûs, welcher ihm einst in der Regierung folgen sollte. Dieser war ein Schwelger und Schlemmer wie die beiden Dichter, hatte jedoch seine sultanischen Launen, quälte sie mit Parforcejagden und hielt dann tagelange Schwelgerei, ohne sie zuzuziehen. Das erbitterte sie, und Tarafa verfaßte auf Kabûs ein bitteres Schmähgedicht, das gelegentlich dem König Amr zu Ohren kam. Als er sich vollends herausnahm, an der Tafel des Königs selbst dessen Tochter beleidigende Anträge zu machen, beschloß Amr, sich der zwei Parasiten zu entledigen. Er knüpfte bei einem von ihm geäußerten Wunsche an, ihren Vetter Abu-Karib (genannt El Mukabir) wiederzusehen, der als Statthalter unter persischer Hoheit das Küstenland Hedschar oder Bahrain regierte. Zu diesem entließ er sie mit angeblichen Empfehlungsschreiben, welche aber in Wirklichkeit ihre sofortige Hinrichtung verfügten. Allein, wie Rückert sinnig es ausdrückt, die zwei Dichter

[1] Ph. Wolff, Muallakat S. 25 ff. 456—468.

Konnten sprechen und singen wohl
Schöne Lieder und Reden,
Schöne Lieder und Reden, die
Jetzt von ihnen noch bleiben;
Aber lesen konnten sie nicht,
Weder lesen noch schreiben.

Motelammis war klug genug, seinen Brief unterwegs zu öffnen und sich von einem mesopotamischen Christen lesen zu lassen, worauf er den Brief in einen Fluß warf und seinen Neffen aufforderte, dasselbe zu thun. Tarafa versäumte es, in seinem treuherzigen Leichtsinn, diesem klugen Rath zu folgen, gab seinen Brief ab und wurde, gemäß der Verfügung des Königs, lebendig begraben, etwa um das Jahr 563 oder 564.

V.

Hârith, der Sohn des Hillize, gehörte dem Stamme der Benu-Bekr an. Seine Moallaka wurde veranlaßt durch einen Streit dieses Stammes mit jenem der Taglib. Nach einem vierzigjährigen Kriege (dem sogen. Kriege der Bassûs), der durch Pfuscherei bei einem Wettrennen veranlaßt wurde und dann ungezählte Menschenleben verschlang, waren zwei Stämme übereingekommen, beiderseits eine Anzahl junger kampffähiger Männer als Geiseln an den Hof des Königs von Hira zu senden. Unter dem König Amr, Sohn Mundhirs III., geschah es nun (um 562), daß die Geiseln der Taglibiten auf sein Geheiß in die Berge der Benu-Taij zogen und nicht mehr zurückkamen, sondern in der Wüste verschmachteten. Ob sie sich von selbst verirrt oder ob sie absichtlich irregeführt worden, weiß man nicht; genug, der Stamm der Taglib machte ihre alten Stammesfeinde, die Benu-Bekr, dafür verantwortlich, verlangte von ihnen Blutgeld und forderte sie, als sie sich dessen weigerten, vor den König zu Hira als Schiedsrichter. Vor seinem Throne drohte der alte, unselige Zwist aufs neue emporzulodern; die Wortführer der beiden Stämme warfen sich die herausforderndsten Grobheiten an den Kopf. Nomân, der Redner der Benu-Bekr, beleidigte sogar den König, der sich zu den Taglib hinneigte. Dieser zürnte sehr und stand auf dem Punkte, Nomân hinrichten zu lassen, als Hârith im Namen der Benu-Bekr zum Worte griff und aus dem Stegreif das Gedicht declamirte, das später unter die Moallakat aufgenommen wurde.

Es beginnt nach der hergebrachten Schablone mit wehmüthigen Erinnerungen an eine frühere Geliebte (die hier Asma heißt) mit dem üblichen Selbsttrost und mit der Beschreibung seines Kameles. Von Vers 15 an geht der Dichter dann zu dem obschwebenden Streitfall über und vertheidigt seinen Stamm nach besten Kräften, unter schmeichelhafter Huldigung für Amr ben Hind, den königlichen Schiedsrichter.

Hârith sprach mit solchem Feuer, daß die Spitze des Bogens, auf den er sich stützte, in die Handballe eindrang. Weil er am Aussatz litt, hatte man eine Tapete zwischen ihm und dem König gestellt. Dieser war aber von seiner Beredsamkeit so entzückt, daß er die Tapete wegnehmen und ihn schließlich an seiner Seite sitzen ließ.

VI.

Der Sprecher der Taglib bei dieser Gelegenheit war Amr ben Kulthum, ein gewaltiger Recke, dessen Mutter Leila schon in der Sage eine Rolle spielt. Sie hätte nach dem barbarischen Brauch der Araber gleich nach ihrer Geburt lebendig begraben werden sollen. Der Vater hatte schon den Befehl dazu gegeben; doch die Mutter Hind ließ das Kind durch einen Sklaven verbergen, und eine wunderbare Stimme begütigte den Vater, indem sie ihm versprach, daß das Kind einst die Mutter eines außerordentlichen Helden werden sollte.

Nach dem Berichte des Asmai beantwortete Amr ben Kulthum die Rede Hâriths ebenfalls mit einem Gedicht, und zwar mit der ihm zugeschriebenen Moallaka. Der hochfahrende Ton, den er anschlug, verletzte aber den König, und dieser entschied, daß die Benu-Bekr den Taglibiten kein Blutgeld zu entrichten brauchten, und gab den erstern ihre Geiseln heraus. Doch ließ er denselben erst das Stirnhaar scheren und gab dasselbe Hârith, zum Zeichen, daß sie ihm ihre Befreiung dankten.

Amr ben Kulthum beginnt seine Moallaka damit, daß er Hind, die Mutter des Königs, auffordert, den guten Wein von Enderun im Kreise herum zu kredenzen. Dann kommt er auf den obligaten Abschied von seiner Geliebten, die mit sehr massivem Realismus beschrieben wird. Endlich (Vers 23 ff.) redet er den König Abu Hind an und rühmt ihm in hochmüthigem, anmaßendem Ton die Vorzüge, Heldenthaten und den kriegerischen Geist selbst der Weiber seines Stammes.

Auf dieses Lob waren die Taglibiten so stolz, daß das Gedicht das allgemeine Lieblingslied des Stammes wurde, das jeder auswendig wußte. Auf den König von Hira machte es aber jetzt wie später so wenig Eindruck, daß er eines Tages seinen Höflingen die Frage vorlegte, ob es wohl einen Araber gäbe, dessen Mutter sich weigerte, seiner Mutter bei Tisch zu dienen. Als sie sagten, ein solcher wäre Amr ben Kulthum, lud der König ihn nebst seiner Mutter zu sich ein. Sie kamen mit großem Gefolge von Kriegern und Frauen. Der König lud den Häuptling zu sich in ein prächtiges Zelt; dessen Mutter Leila zu seiner Mutter Hind in ein kleineres Zelt, hart daneben. In beiden Zelten ging es anfangs ganz höflich, der Etikette gemäß zu. Als aber beim Nachtisch die Königin Mutter Hind von Leila verlangte, daß sie ihr eine Schüssel reichen sollte, antwortete diese: „Wer etwas nöthig hat, der soll aufstehen und sich selbst bedienen.“ Da Hind ihre Zumuthung befehlshaberisch wiederholte, schrie Leila laut auf: „O Schmach! o Schande! Herbei Taglib!“ Kaum hörte das ihr Sohn, da riß er das Schwert des Königs, die einzige Waffe im Zelt, von der Wand herab und spaltete damit dem König den Kopf. Auf seinen Ruf stürzten sich dann seine Leute auf das Zelt, plünderten es, raubten die Pferde des Königs und entflohen mit ihrer Beute nach ihrer Heimat.

Die Nachkommen des Königs waren zu schwach, um den Mord zu rächen. Amr ben Kulthum aber lieferte noch viele andere Heldenthaten und Verse und soll hundertfünfzig Jahre alt geworden sein. Beim Herannahen des Todes versammelte er seine Söhne um sich und sprach also zu ihnen:

„Ich habe länger gelebt, als irgend einer meiner Ahnen; ich gehe jetzt zu ihnen; empfangt weisen Rath aus meiner Erfahrung. So oft ich einen mit Recht oder Unrecht getadelt, traf mich gleicher Tadel mit Recht oder Unrecht. Wer angreift, wird wieder angegriffen. Beleidigt darum keinen; das ist das klügste. Seid wohlwollend und edelmüthig gegen eure Freunde und Nachbarn; das ist das Mittel, Achtung zu gewinnen. Duldet nicht, daß man einen Fremden beleidige; ein Mann wiegt oft tausende auf. Es ist besser, eine Forderung abzuweisen als zu versprechen und nicht zu halten. Wenn einer zu euch spricht, so höret aufmerksam; wenn ihr sprecht, so seid kurz; lange Reden sind nie frei von Thorheit. Der tapferste Krieger ist derjenige, der nicht müde wird, seinen Angriff zu erneuern, und der schönste Tod ist's, im Kampfe zu sterben. Achtet nicht des Menschen, der im Zorn alle Rücksicht vergißt, noch dessen, der auf freundliche Mahnung euch keine Genugthuung gibt. Es gibt nichtige Menschen, von denen nichts zu hoffen und nichts zu fürchten ist; gebt euch keine Mühe, sie zu gewinnen. Endlich nehmt keine Weiber aus eurem Stamm; dergleichen Ehen stiften oft Feindschaft unter den Familien."

VII.

Von Lebîd, dem Sohn des Rebîa, sind keine Kampfgeschichten erhalten, dagegen manche Anekdoten, die ihn als Dichter feiern. Er hielt Amrulkais für den ersten, Tarafa für den zweiten, sich selbst aber für den drittgrößten Dichter. Er lebte gegen 90 Jahre in der Zeit der Barbarei, ging mit einer Gesandtschaft des Stammes Kelb zu Mohammed, nahm dessen Lehre an und begleitete ihn auf seiner Flucht nach Medina. Er überlebte den Propheten und ließ sich unter dessen Nachfolger Omar in Kufa nieder und soll da im Alter von 145 Jahren gestorben sein. Es werden Verse angeführt, die er in seinem 120. und in seinem 140. Jahre gedichtet haben soll. Nach anderm Bericht soll er nach seiner Bekehrung nur noch einen Vers gedichtet haben:

Allah sei Dank, daß er den Tod nicht eh'r mir sandte,
Als bis geschmückt ich war mit des Islâms Gewande.

Mohammed konnte selbst nicht regelrecht dichten und war der Poesie überhaupt durchaus abhold. Als charakteristisch, wenn auch nicht historisch, mag deshalb ein Geschichtchen gelten, wonach Omar einst durch Mugaira, den Statthalter von Kufa, den in Kufa lebenden Dichtern ihre nach ihrer Bekehrung zum Islâm verfaßten Gedichte abfordern ließ. Der Dichter Aglab lieferte die seinen alsbald ein. Lebîd aber schrieb die zweite Sure des Korâns ab und übergab sie dem Statthalter mit den Worten: „Das hat mir Gott gegeben, daß es mir die Stelle der Poesie ersetze." Der Kalif setzte darauf Aglabs Besoldung von 2500 Denaren auf 2000 herab, vermehrte aber die des Lebîd von 2000 auf 2500. Doch bekam auch Aglab mit Rücksicht auf seinen guten Willen, den er durch rasche Einreichung seiner Verse an den Tag gelegt, die abgezogene Summe wieder.

Lebîds Moallaka ist ruhiger als die übrigen. Nach elegischer Klage über seine untreue Geliebte Nowara beschließt er, eine neue zu suchen, und so kommt

er darauf, sein Kamel zu beschreiben, auf dem er die Reise machen will. Er vergleicht es mit einer Wolke, einer flüchtigen Eselin, einer wilden Kuh, was einige schöne Naturschilderungen veranlaßt. Dann verkündet er selbstbewußt sein eigenes Lob und das seines Stammes, durchaus nicht nüchtern, sondern recht warm, wenn auch gegen Ende etwas sententiös.

VIII.

Zoheir, der Sohn des Abu Solma, gehörte dem Stamme der Mozeina, einem Seitenstamm der Benu-Temîm, an. Verwandt mit den Murra von Dhobiân, verherrlichte er mehrere Mitglieder dieser Familie. Seine erste Frau hieß Umm-Aufa; da ihre Kinder in frühem Alter starben, entzweite er sich mit ihr und verstieß sie, um eine zweite Ehe einzugehen; doch fühlte er darüber später ernstliche Reue. Um 627, fast hundert Jahre alt, traf er noch mit Mohammed zusammen. Als dieser ihn sah, sagte er: „Allah! Bewahre mich vor dem Teufel, der diesen Menschen inspirirt!“ Darauf soll Zohair keinen einzigen Vers mehr gemacht haben.

Seine Moallaka verfolgt den Zweck, die zwei Stämme der Abs und der Dhobiân miteinander auszusöhnen, welche nach bereits vierzigjähriger Fehde beinahe im Begriffe standen, die angeknüpften Friedensunterhandlungen wieder abzubrechen und abermals zu den Waffen zu greifen. Nach dem üblichen, der Frau gewidmeten Eingang, wendet er sich in kraftvoller Sprache an Harith ben Auf und Harem ben Senân, die zwei Männer aus dem Geschlechte Gaith ben Morra von Dhobiân, welche dem Stamm Abs gegenüber die Blutsühne übernommen hatten, indem sie sich erboten, jedem dieses Stammes, der einen Todten zu rächen hatte, die Rache durch eine Anzahl von Kamelen abzukaufen.

Beim Haus, um welches wallen mit betendem Geräusch
Die Männer, die es bauten, von Dschorham und Koreisch,
Schwur ich's, daß ihr erfunden seid als die Fürsten zwei,
Einfaches und Verschlung'nes zu ordnen, was es sei.
Von Gaith Ben Morra machten zwei edle Männer gut
Das zwischen Stammverwandten so lang vergoss'ne Blut.
Durch euch sind Abs und Dhubjan nun ausgesöhnt geblieben,
Die mit der Salbe Manschams einander aufgerieben.
Ihr sprachet: Wenn erwirken wir können hier den Frieden
Durch Gut und gute Worte, so ist uns Heil beschieden.
Ihr habt ihn wohl und glücklich zu solchem Ziel gelenkt,
Wo niemand ist beleidigt und niemand ist gekränkt.
Erhab'ne auf den Firsten Ma'adds! Gott leitet euch,
Wer seinen Schutz der Ehre zum Opfer bringt, wird reich.
Die Wunden haben tausend Kamele heil gemacht,
Von Männern, die den Krieg nicht verschuldet, dargebracht,
Ja, dargebracht vom Volke zu Volk als Blutschuldzoll,
Da sie des Bluts vergossen selbst keine Unze voll.
Da wurden reich die Leute von eurem Erbbesitz
An jährigen Kamelen, an deren Ohr ein Schlitz.

Sie, die der Blutdurst lange geweidet, und zur Fluth
Hinabgestiegen, welche von Waffen schäumt und Blut.
Dort spendeten einander sie des Verderbens Trank,
Und suchten dann das Futter, das übel macht und krank.
Doch eure Lanzen wählten nicht zu des Frevels Ziel
Den Ben Nuheil, noch jenen, der auf Muthallem fiel.
Sie wurden nicht im Kampfe vom Blute Naufals roth,
Die Unerschrock'nen, oder von Ben Muhassems Tod.
Nun seh' ich gleichwohl jeden von euch zum Blutabkauf
Den Kern der Herde treiben den Hügelhang hinauf,
Zur Siedlung eines Stammes, den seine Feinde scheun,
Der wehrhaft in der Nacht ist, wo ihm Gefahren dräun;
An dem das Ziel der Rache kein Grollender erreicht,
Aus dessen Schutz kein Frevler wird ausgeliefert leicht.
O edler Stamm, an welchem sich Dambams Sohn Hussein
Verging, als den Verträgen er sich entzog allein;
Der in des Busens Falten den Grimm verborgen trug,
Ihn hütend, daß zu früh er daraus hervor nicht schlug.
Er dachte: erst vollbring' ich mein Werk und schirme dann
Mich vor dem Feinde hinter dem Heer von Roß und Mann.
Da macht er seinen Anfall, nicht scheuend Zelt an Zelt,
Den Platz, wo ihr Rastlager die Geiermutter hält,
Den Platz, wo sich der Löwe dehnt, der in Waffen starrt,
Der mähnige, dem niemals die Klau' beschnitten ward;
Der kühne, der, beleidigt, Beleidigung geschwind
Vergilt und, unbeleidigt, Beleid'gung selbst beginnt.
O bring den Bundsgenossen von mir die Botschaft nur,
Und auch dem Volk von Dhubjan: Vergeßt nicht euern Schwur!
Verberget nicht vor Gott, was ihr hegt in eurer Brust,
Verheimlichend! Was Gott ihr verbergt, ist ihm bewußt;
Sei es nun aufgehoben und in das Buch gestellt
Zum Tag der Rechnung, oder die Strafe gleich gefällt.
Der Krieg ist, wie gekostet ihr habet sein Gericht,
Ein nicht vom Hörensagen muthmaßlicher Bericht.
Ja, wo ihr ihn erwecket, erweckt ihr eine Schand',
Und wo ihr auf ihn störet, ist aufgestört ein Brand.
Das Weh wird euch zermalmen, schwer wie ein Mühlstein ruht,
Zweimal im Jahr wird's hecken und werfen Zwillingsbrut.
Es wird euch Knaben hecken, die einst euch machen stöhnen,
Wie Ahmer Aad, und wird sie großsäugen und entwöhnen.
Es wird euch Segen tragen, desgleichen Iraks Feld
Nie eintrug seinen Bauern an Scheffeln und an Geld.
Ich bin der Lebensmühsal geworden satt; und wer
Gelebt hat achtzig Jahre, o glaub mir, satt wird der.
Ich weiß, was da ist heute, und was da gestern war;
Was aber morgen sein wird, ist mir nicht offenbar.
Ich sah das blinde Schicksal umtasten nach dem Fang,
Wen's greift, der stirbt, und wen es verfehlt, der altert lang.
Wer sich nicht in die Leute vielfältig schicken kann,

Den wird ein Huf hier treten und beißen dort ein Zahn.
Wer seine Ehre wahret mit Huld, der wahret sie;
Und wer nicht Tadel scheuet, entgeht dem Tadel nie.
Wer Gutes hat zu spenden und karg es vorenthält,
Den schilt man und entbehrlich macht er sich selbst der Welt.
Wer Wort hält, meidet Rüge; und wer zur stillen Pflicht
Sich mit dem Herzen wendet, kommt ins Gedränge nicht.
Vorm Stricke des Geschickes wer flieht, den wird es fahn,
Und legt er an den Himmel Strickleitern selber an.
Doch wer die Huld hinwendet, wo sie nicht angewandt,
Dem wird das Lob zu Tadel und Reu' wird ihm bekannt.
Wer trotzt dem stumpfen Ende der Lanze, dem gebeut
Mit Schreck das scharfe Ob're, woran die Spitze dräut.
Doch wer nicht seinen Brunnen mit Waffen schützen kann,
Reißt selbst ihn ein; und den, der nicht angreift, greift man an.
Wer in die Fremde wandert, verliert den Freund zu Haus;
Und wer sich nicht auszeichnet, den zeichnet niemand aus.
Wer alles sich läßt bieten, was immer man ihm beut,
Und keiner Schmach sich weigert, der hat's zuletzt bereut.
Was immer ist im Menschen von angeborner Art,
Ob er's verborgen halte, doch hat sich's offenbart.
Hat irgend dir gefallen ein Mann, solang er schweigt;
Sobald er redet, fällt er im Werth dir oder steigt.
Des Menschen Zung' ist halb er, und halb ist er sein Muth;
Das Uebrige an ihm ein Gebild aus Fleisch und Blut.
Der Thorheit eines Greisen folgt keine Weisheit nach;
Doch wenn ein Jüngling thöret, so werd' er weis' hernach.
Du batest und man gab dir, batst wieder und man gab
Dir wieder; bitte weiter, und endlich schlägt man's ab[1].

IX.

Die abenteuerlichste Gestalt unter diesen altarabischen Barden ist nächst Amrulkais entschieden **Antara**, der Sohn des Scheddâd vom Stamme Abs und einer abyssinischen Sklavin, Namens Zebîbe. Er hatte den Beinamen „Antara mit der Hasenscharte" und war einer der Hauptfelden in dem „Krieg um das Pferd Dâhis", welcher vierzig Jahre lang zwischen den zwei Stämmen der Abs und Dhobiân wüthete. Ein anderer Beinamen „der Rabe" bezog sich auf seine schwarze Farbe und seine Abkunft von einer Negerin. Nach dem bestehenden Brauch war er als Sohn einer Sklavin ebenfalls Sklave und hütete als solcher die Kamele seines Vaters. Nachdem er wiederholt Proben seiner Kraft und Tapferkeit gegeben, ging er seinen Vater um die Freiheit an. Dieser wies ihn unwillig ab. Nicht lange danach, von Feinden umzingelt, sah sich Scheddâd genöthigt, seinen Sklavensohn um Hilfe anzurufen. „Greif an, Antara!" rief er. — „Ein Sklave", erwiderte Antara, „ist nicht zum Kampfe gemacht, er kann höchstens Kamele melken!" — „Greif an, Antara!"

[1] Rückert, Hamâsa I, 147—151.

wiederholte der Vater, „du bist nicht mehr Sklave, du bist frei.“ Kaum hatte Antara diese Zusicherung, so stürzte er sich auf die Feinde, befreite seinen Vater aus dem Gedränge und jagte den Feinden alle ihre Beute ab. Von da an war er überall mit dabei und zeichnete sich als Krieger wie als Dichter aus. Die stolzen Araber konnten aber seine Abkunft nicht vergessen. Nachdem er einmal den Stammeshäuptling Kais und viele seiner Stammesgenossen vom sichern Verderben freigekämpft, sagte Kais: „Wir danken unsere Haut dem Sohn der Negerin.“ Als Antara das hörte, machte er ein längeres Gedicht gegen Kais, worin er sagte:

Von Abs stamm' ich zur Hälfte und führe reines Blut,
Die andere Hälfte aber schirmt meines Schwertes Hut.
Wenn Neffen stolzer Onkel und Tanten zitternd stehn
Und zagend sich anstarren, darf ich mich lassen sehn!

Wie die Sage meldet, freite er um Abla, die Tochter seines väterlichen Ohms Mâlik, und hatte, nachdem er diesem und seinem Sohne Amr große Dienste geleistet, die Zusage zur Heirat erhalten. Doch beide betrachteten die Verschwägerung mit dem Sohne einer Sklavin als eine Schmach und setzten deshalb als Bedingung ein sehr gefährliches Unternehmen, in welchem nach ihrer Berechnung Antara unmöglich mit dem Leben davonkommen konnte. Als Antara jedoch über alle Gefahren triumphirte und Mâlik keinen Vorwand mehr hatte, machte er sich mit seiner ganzen Familie auf und davon und ließ sich fern von seinem Stamme nieder. Antara ließ sich indes in seiner Liebe zu Abla nicht irre machen. Als verschiedenes Unheil über die Ihrigen hereinbrach, eilte er als Retter herbei und gewann endlich durch seinen Edelmuth die Hand der ersehnten Braut.

In dem langen Kampfe seines Stammes wider die Dhobiân zeichnete er sich wiederholt aus. In dem Kampfe zu Dhu-l-Moraikib tödtete er Dhamdham, einen der tapfersten Murra-Krieger, am Tage bei Foruk befreite er das stark bedrohte Lager. Er überlebte den ganzen Krieg und starb erst kurze Zeit vor Mohammeds Auftreten (etwa um 615). Über die Art seines Todes gehen die Nachrichten auseinander. Mohammed soll von ihm gesagt haben: „Es ist mir noch nie ein Araber so geschildert worden, daß ich Lust bekommen hätte, ihn zu sehen, außer Antara.“

Dieser Ausspruch hat wohl mit beigetragen, daß Antara von all den Helden der alten Zeit der volksthümlichste geworden und geblieben ist. Die vielen Abenteuer, die er um Ablas willen bestand, wie die Heldenthaten, die er für seinen Stamm verrichtete, lebten in Lied und Sage fort und wurden in der Folge immer weiter ausgesponnen. Ein späterer Schriftsteller sammelte all diese Geschichten, verband sie mit einer Menge von Zügen aus der Zeitgeschichte, die er aus alten Schriftstellern wie Asmaï und Abu Obeida schöpfte, spann die gegebenen Einzelheiten weiter aus und schuf so einen historischen Roman von gewaltigem Umfange. In Folioausgabe füllt derselbe 10 Bände, in Octav 36 Bände. Das Werk gibt ein überaus treues Bild von dem Leben der alten Beduinen, deren Sitten im Lauf der Zeit sich kaum verändert

haben, von ihrer Gastfreundschaft, ihrer furchtbaren Rachsucht, ihren Liebeshändeln, ihrer Freigebigkeit, ihren Raubzügen, ihrer Liebe zur Poesie. Mehr als irgend etwas anderes zeigt dieser Roman, welcher prachtvolle Stoff zu größern epischen Werken bei den Arabern vorhanden gewesen wäre, wenn nicht barbarische Rauflust und später der Fanatismus des Islâm alle höhere Bildung für Jahrhunderte zurückgedrängt hätte.

A. Baumgartner S. J.

Das Coppernicanische Sonnensystem.

(Fortsetzung.)

II.

Das große Werk des Coppernicus: „Sechs Bücher von den Umläufen der Himmelsbahnen“ war in verschiedenen Auflagen zu Nürnberg, Basel und Amsterdam erschienen.

Die ursprüngliche Handschrift ging glücklicherweise nicht verloren und befindet sich gegenwärtig im Besitze der Grafen von Nostitz in Prag. Der Werth derselben wurde aber erst vor etwa 20 Jahren erkannt, als der Coppernicus-Verein zu Thorn eine genauere Ausgabe des Werkes veranstaltete, um die 400jährige Feier seit der Geburt des großen Astronomen würdig zu begehen (1473—1873).

Noch im Jahre 1834 wurde das kostbare Manuscript bei Gelegenheit einer Vermögensabschätzung amtlich auf 30 Kreuzer veranschlagt.

1. Auf dem zweiten Blatte der Handschrift wendet sich Coppernicus an den wißbegierigen Leser (studiose lector) und sagt: In diesem Werke hast du die Bewegungen der Fix- und Wandelsterne wiederhergestellt und mit neuen und wunderbaren Hypothesen ausgerüstet.

Es liegt in diesen wenigen Worten die ganze Tragweite des großen Werkes ausgesprochen: das neue Sonnensystem trat auf als eine Wiederherstellung, ein Zurückgehen von Abirrungen zur Wahrheit; doch mußte es damals, in Ermangelung von Beweisen, noch eine Hypothese genannt werden.

Den großen Widerstand gegen seine Theorie sah Coppernicus wohl voraus. In seiner Widmung des Werkes an Papst Paul III. spricht

er zwar nicht von dem Fastnachtspiel in Elbing, worin ein holländischer Schulmeister seinen Spott an dem neuen Sonnensystem und seinem Urheber ausließ, wohl aber im allgemeinen von der Verachtung, die ihm wegen der Neuheit und Widersinnigkeit seiner Ansichten bevorstehe. Man werde sich wundern, wie er gegen die hergebrachte Meinung der Mathematiker und gewissermaßen gegen die allgemeine Ansicht es gewagt habe, an eine Bewegung der Erde zu denken.

Am Schlusse verwahrt er sich jedoch gegen diejenigen, welche sich ein Urtheil über die Sache anmaßen, obwohl sie von Mathematik nichts verstehen. Er zählt zu diesen Leuten den Schriftsteller Lactantius, der wenig von Mathematik verstanden und gar kindisch (admodum pueriliter) von der Gestalt der Erde gesprochen habe, als er diejenigen lächerlich zu machen suchte, welche die Erde kugelförmig annähmen.

Coppernicus scheut sich nicht, gegen solche Leute an den höchsten Lehrer der Christenheit zu appelliren, in der vollen Ueberzeugung, daß die von ihm erkannte Wahrheit den Kampf gegen alle Vorurtheile bestehen werde.

Das wichtigste seiner sechs Bücher ist das erste. In diesem wendet sich der Verfasser gegen die zwei Axiome im sechsten Hauptstücke des Almagest vom Mittelpunkte der Welt und von der Unbeweglichkeit der Erde. Die übrigen fünf Bücher sind im allgemeinen von derselben Art wie der Almagest, indem sie die scheinbaren Bewegungen des Himmels behandeln, nur mit verbesserten Elementen und Tafeln. Sie besprechen nämlich die Grundkreise der Himmelskugel, den Auf- und Untergang der Gestirne, Sternverzeichnisse, den Unterschied des tropischen und des siderischen Jahres, die Zeitgleichung der Sonne, das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen und die Umlaufszeiten und Geschwindigkeiten von Sonne, Mond und Wandelsternen sowie die schwankenden Neigungen ihrer Bahnen.

Alle diese Zahlen und Tafeln sind später durch vollkommenere Hilfsmittel und durch den einmal gegebenen Anstoß zu selbständiger Beobachtung überholt worden. Einen bleibenden Werth hat nur das erste Buch, und mit diesem wollen wir uns in den folgenden Zeilen befassen.

Coppernicus beginnt sein Buch mit mehreren Sätzen über die Gestalt und die Bahnen der Himmelskörper, die der Hauptsache nach dem Almagest entnommen sind.

Auch nach ihm ist das Himmelsgewölbe kugelförmig und wird wie in der griechischen Schule durch drei Grundkreise, den Gesichtskreis, den Taggleicher und den Thierkreis, nebst ihren Parallel- und Meridiankreisen in rechtwinklige Netze eingetheilt.

Ob Coppernicus hier bloß von der scheinbaren Himmelskugel redet oder in Wirklichkeit alle Fixsterne als gleichweit von der Erde entfernt annahm, geht aus seinen Worten nicht hervor. Offenbar war es nicht seine Absicht, hierüber eine Untersuchung anzustellen. Sein ganzes Augenmerk war auf unser Sonnensystem gerichtet. Es entsprach überhaupt nicht seinem forschenden Geiste, über eine Sache zu sprechen, die zu seiner Zeit noch vollständig außerhalb menschlicher Beobachtung stand.

Auch er nimmt die Kugelgestalt von Sonne, Mond und Erde an wie der Almagest, und die angeführten Gründe sind durchgehends dieselben wie bei Ptolemäus. Als weitern Grund führt er noch den Längenunterschied zwischen Ostindien und dem neuentdeckten Amerika an.

Weiter erwähnt Coppernicus die kreisförmigen Bahnen der Planeten. Er zweifelte nie daran, daß die Griechen bei der Zerlegung der verschlungenen Bahnen der Wandelsterne in zwei kreisförmige Componenten das Richtige getroffen hatten. Auffallen könnte vielleicht seine Begründung dieser kreisförmigen Bahnen. Nur der Kreis, sagt er, könne eine periodische Bewegung geben (potest peracta reducere). Doch scheint er damit eben nur eine einfache, in sich zurücklaufende Bahn gemeint zu haben, im Gegensatz zu Schleifenbahnen, aber keineswegs im Gegensatz zu elliptischen Bahnen, die seinem Geiste gar nicht vorschwebten.

Soweit stimmt Coppernicus mit den Lehren der alten Schule überein. Was er bisher vorgebracht, ist nur die Grundlage zu seinem neuen Gebäude.

2. Jetzt erst hebt er an, seine eigenen Gedanken zu entwickeln; aber der Leser seines großen Werkes merkt kaum den Uebergang. Da ist keine Spur von Selbstüberhebung oder Zaghaftigkeit, von Ankündigung oder Entschuldigung, es ist ein ruhiges Fortschreiten von einem Gedanken zum andern, wie es nur einem Geiste eigen sein kann, der ernstlich die Wahrheit sucht und nichts als die Wahrheit.

Coppernicus schreibt nun ein Hauptstück (das fünfte im ersten Buch) über die relative Bewegung. Er zeigt dabei seine durchaus mathematische Denkweise, aber auch seine Ueberlegenheit gegenüber seinem griechischen Vorgänger.

Ganz richtig definirt er die relative Bewegung zweier Gegenstände als den Unterschied ihrer absoluten Bewegungen und erklärt dies durch Beispiele. Es ist für das Verständniß der Gründe, welche Coppernicus zu seinem neuen Systeme veranlaßten, von Wichtigkeit, daß man sich über die relative Bewegung einen klaren Begriff mache und sich vor allem von dem Grundsatze überzeuge, wie man aus der relativen Bewegung allein

nie einen Schluß auf die absolute Bewegung machen kann. Der Leser möge uns daher erlauben, diesen Grundsatz an einigen Beispielen zu erläutern.

Ein erstes Beispiel bilden zwei Segelschiffe auf hoher See. Die Seeleute bemerken vielleicht ein gegenseitiges Annähern oder ein Drehen der beiden Schiffe; aber bei vollständiger Windstille wird kein Seemann im stande sein, zu sagen, welches der beiden Schiffe sich bewege, oder ob beide sich bewegen, ja nicht einmal, in welcher Richtung und mit welcher Geschwindigkeit. Was man sieht, ist eben nur der Unterschied der Bewegungen, gleichviel, ob dieselben in einem Fortschreiten oder in einer Drehung bestehen. Irgend welche Annahmen, welche diesen Unterschied ungeändert lassen, werden die Erscheinung der gegenseitigen Bewegung der beiden Schiffe gleich gut erklären.

Ueber diesen Grundsatz war sich Coppernicus bei Betrachtung der beiden Weltschiffe, Erde und Sonne, vollständig klar.

Als ein weiteres Beispiel nehmen wir eine Ringbahn um den Nordpol der Erde, etwa 45 geographische Meilen vom Pole entfernt. Ein Schnellzug wird im stande sein, in einem Tage ganz herumzufahren. Einem Reisenden, der zurückgelehnt durchs Fenster schaut, werden Bäume und Häuser vorbeizufliegen scheinen. Steckt er aber seinen Kopf zum Fenster hinaus, so wird ihm sein Schnellzug über das Land zu fahren scheinen.

Ist er nicht an geometrisches Denken gewöhnt, so wird er die erstere Erscheinung als Täuschung, die letztere als Wirklichkeit ansehen.

Ist aber der Reisende ein Mann wie Coppernicus von Thorn, so wird er aus dem bloßen Anblick der gegenseitigen Bewegung von Eisenbahnzug und Umgegend noch keinen Schluß ziehen. Er wird an die Möglichkeit denken, daß die Erde sich in einem Tage um ihre Achse drehe, daß also, wenn diese beiden Bewegungen entgegengesetzt sind, der Zug wirklich stille stehe, während der Boden unter ihm fortgleitet. Das Rollen der Räder würde er in diesem Falle der Reibung an dem in die Runde gehenden Geleise zuschreiben, und die Arbeit der Locomotive bestände einzig in der Ueberwindung dieser Reibung.

Auf keinen Fall aber wird der denkende Reisende aus dem bloßen Anblick der gegenseitigen Verschiebung von Zug und Geleise auf die wirkliche Bewegung des einen oder des andern schließen. Auch wenn er weiß, daß die Erde sich um die Achse dreht und also einen Schnellzug in so hoher geographischer Breite in seinem scheinbaren Laufe von Osten nach Westen nicht von der Stelle zu rücken im stande ist, so muß er doch,

wenn er ganz vorurtheilsfrei ist, an die Möglichkeit denken, daß Erde und Schnellzug gemeinschaftlich um die Sonne kreisen, ja daß die Sonne samt der Erde um einen Punkt in der Milchstraße läuft, von der weitern Bewegung dieser letztern gar nicht zu reden.

Kurz, ein Mann von klaren geometrischen Anschauungen wird an dem Grundsatze festhalten, daß die relative Bewegung zweier Körper sich gleichgut erklären lasse, ob der eine oder der andere oder endlich alle beide sich bewegen.

3. Diesen Grundsatz nun wandte Coppernicus auf unser Sonnensystem an. Er stellte sich, was Ptolemäus nicht gelungen war, mit unbefangenem Auge vor das sich drehende Himmelsgewölbe mit all seinen Fix- und Wandelsternen und fragte sich, was denn eigentlich sich bewege. War es die röthliche Sonnenscheibe, die sich dem westlichen Horizonte näherte, oder war es umgekehrt der westliche Horizont, der sich der Sonne näherte? War es die silberne Mondsichel, die sich hinter dem Kirchthurm verbarg, oder war es umgekehrt der Kirchthurm, der in seiner täglichen Bewegung vor die Mondsichel trat? Beide Erklärungen waren für ihn gleichgut, solange es sich lediglich um die relative Bewegung handelte.

Die soeben erwähnten Erscheinungen beziehen sich auf die tägliche Bewegung des Himmels. Diese ist die einfachste von allen. Schon im Alterthum wußte man, daß dieselbe sich durch die Achsendrehung der Erde ebensogut erklären lasse wie durch eine Achsendrehung der Himmelskugel. Da lag also für Coppernicus der Weg schon offen.

Mehr Schwierigkeit boten die Bahnen der Wandelsterne. Diese Bewegung ist zusammengesetzt aus zwei Componenten, und hier galt es, zu entscheiden, ob beide durch eine andere Bewegung ersetzt werden können, oder nur eine, und welche von beiden.

Wir haben schon an einer frühern Stelle [1] erwähnt, daß die eine der beiden Kreiscomponenten der Planetenbahnen eine merkwürdige Eigenschaft hat, die allen Wandelsternen gemein ist, nämlich die Eigenschaft, daß die Fahrstrahlen derselben mit denjenigen der Sonnenbahn immer gleiche Richtung und gleiche Länge haben. Die gleiche Richtung der Fahrstrahlen in diesen Kreisen war schon Ptolemäus bekannt, die gleiche Größe hätte er den Beobachtungen entnehmen können.

Ptolemäus nahm, wie wir wissen, auf diesen Wink der Natur so wenig Rücksicht, daß er die gleichförmigen Kreiscomponenten bei einigen

---

[1] Diese Zeitschrift Bd. XLIII, S. 252.

Planeten zu Grundkreisen wählte, bei andern zu Epicykeln, wahrscheinlich infolge einer vorgefaßten Meinung, als ob der größere immer Grundkreis, der kleinere Epicykel sein müsse.

4. Hier hatte nun Coppernicus eine Aufgabe vor sich, die seines Geistes würdig war. Mit dem richtigen Sinne des wahren Naturforschers begann er damit, auf die Stimme der Natur zu lauschen, um von ihr die richtigen Anschauungen zu erlernen. Sie allein ist im stande, ihre eigenen Geheimnisse zu verrathen; aber nur die Unbefangenen verstehen dieselben.

Coppernicus war ihr gelehriger Schüler. Welchen Gedankengang er aber in Wirklichkeit durchgemacht habe, um zu seinem Sonnensystem zu gelangen, theilt er uns nicht mit. Am wahrscheinlichsten war es nicht der gerade Weg der Schlußfolgerungen, sondern, wie es gewöhnlich geschieht, ein Umweg, vielleicht geradezu der umgekehrte Weg. Wohl in Italien schon hatte er gehört, daß einige Philosophen des Alterthums, und neuerdings auch der Cardinal von Cues die Erde um die Sonne laufen ließen und dadurch allen Wandelsternen die eine Kreiscomponente ersparen konnten. Der Wunsch mag in ihm wach geworden sein, der Sache auf den Grund zu kommen, und so wäre er dann rückwärts auf diese gleichförmigen Kreiscomponenten gestoßen. Daß er aber nicht von vornherein eine Theorie aufstellte, beweist die Thatsache, daß er 30 Jahre lang emsig beobachtete, ehe er sein großes Werk über die Himmelsbewegungen für abgeschlossen betrachtete.

Wie immer also die Reihenfolge seiner Gedanken beschaffen gewesen sei, er sah, daß alle Wandelsterne eine Kreiscomponente haben, die mit der Sonnenbahn vollständig übereinstimmt. Warum nun diese Componente nicht zum gemeinschaftlichen Grundkreis aller Planeten machen? Ptolemäus hatte keinen Grund, dies nicht zu thun, und Coppernicus fand leicht, daß die Beobachtungen sich durch diese Berechnungsweise ebensogut darstellen lassen wie durch die willkürliche des Almagest.

Dieser gemeinschaftliche Grundkreis fiel nun nach ihm mit der Sonnenbahn zusammen. Damit kamen auf einmal fünf Kreise des Sonnensystems in Wegfall. Nachdem einmal die Sonnenbahn der gemeinschaftliche Grundkreis aller Wandelsterne geworden war, erkannte Coppernicus leicht die Willkürlichkeit, mit welcher Ptolemäus die zweite Kreiscomponente angeordnet hatte. Diejenigen der drei äußern Planeten hatte er um die Erde gelegt, diejenigen der beiden innern um irgend welche Punkte zwischen Erde und Sonne. Und alles dieses, ohne Gründe anzuführen, mit bloßer Berufung auf seine Erfahrung!

Mit richtigem Gefühle legte nun Coppernicus alle Epicykel um den großen Himmelskörper, welcher den gemeinschaftlichen Grundkreis beschreibt, die Sonne. Nur den Epicykel des Mondes beließ er um die Erde, wo ihn auch Ptolemäus richtig hingelegt hatte.

Auf diese Weise hing jeder Epicykel an einem wirklichen physischen Körper, der Erde oder der Sonne, und nicht bloß an einem mathematischen Punkte, wie früher die Bahnen von Merkur und Venus.

Das Wichtigste bei dieser Anordnung der Planetenbahnen war aber, daß sie den Beobachtungen des Coppernicus wenigstens ebensogut entsprach wie die frühere des Ptolemäus. Für die heutigen Beobachtungen aber ist sie die einzig zulässige, während diejenige des Almagest die größten Widersprüche hervorrufen würde. Sie liegt deshalb allen Berechnungen der Wandelsterne zu Grunde.

Mit dieser verbesserten Anordnung von Grundkreis und Epicykeln war nun die schwierige Frage, durch welche wirklichen Bewegungen sich diese relativen Bewegungen der Planeten ersetzen lassen, der Hauptsache nach gelöst. Die zwei Componenten jeder Planetenbahn waren sozusagen auf eine einzige zurückgeführt.

Der Epicykel gehörte jedem Planeten als besondere Bahn zu; denn er änderte sich von einem zum andern. Der Grundkreis aber war nicht den Planeten eigen, sondern allen gemeinschaftlich. So bewegten sich alle Planeten um die Sonne als Centralkörper, die Sonne aber mit ihrem ganzen System um die Erde, wie der Mond.

Jetzt handelte es sich also nur noch um zwei Körper, Sonne und Erde, und die Frage war: Folgt aus der relativen Bewegung, die wir sehen, daß die Sonne um die Erde kreise, oder die Erde um die Sonne, oder beide umeinander? An die letztere Frage scheint Coppernicus nicht gedacht zu haben, weil ihm der Begriff des Schwerpunktes noch nicht so klar war wie uns. Aber sein Verdienst ist es, erkannt zu haben, daß die relativen Bewegungen der Wandelsterne sich gleichgut erklären lassen, ob die Sonne um die Erde kreise, oder die Erde um die Sonne, und zwar nicht bloß im allgemeinen, wie dies schon manche Griechen sahen, sondern im einzelnen bei jedem Planeten, nach richtiger Anordnung seines Epicykels und genauerer Bestimmung seiner Bahnelemente.

Nach dem Grundsatze der relativen Bewegung war es also klar, daß sowohl die tägliche Bewegung des Himmelsgewölbes als auch die jährliche Bewegung der Sonne ebensogut in die Erde verlegt werden könnten, daß aber aus dem Schein kein Schluß auf die Wirklichkeit gezogen werden dürfe.

5. Doch wir sind mit den Bewegungen der Erde noch nicht zu Ende. Außer der täglichen und der jährlichen gibt es noch eine Bewegung, die sich alle 25 000—26 000 Jahre vollzieht.

Hipparch nahm diese Bewegung zuerst am Himmel wahr und bestimmte ihre Länge aus den wenigen Beobachtungen, die ihm zu Gebote standen, auf 27 000 Jahre. Coppernicus war es ein leichtes, aus einer Neubestimmung der Tag- und Nachtgleichen die Periode genauer auf 25 816 Jahre anzugeben. Doch darin liegt nicht sein Hauptverdienst.

Die Frage war vielmehr für ihn, woher diese Bewegung stamme. Hipparch hatte dieselbe richtig erkannt als eine Drehung des ganzen Himmelsgewölbes um die Pole des Thierkreises und in der Richtung der Thierkreisbilder. Allein diese beobachtete Bewegung war eben relativ zwischen den Polen des Thierkreises und denen der Weltachse. Diese Weltachse war nach Coppernicus nichts anderes als die Erdachse. Entweder schwankte also die Erdachse um die Achse des Thierkreises oder umgekehrt diese letztere um die erstere.

Coppernicus entschied sich wieder, also zum drittenmal, für die Bewegung der Erde, und somit hatte er in seinem Systeme eine dreifache Bewegung der Erde: eine tägliche Achsendrehung, einen jährlichen Umlauf um die Sonne und ein 25 000—26 000jähriges Schwanken der Erdachse.

Für die beiden erstern Bewegungen hatte er schon vereinzelte Vorgänger im Alterthum, die dritte Bewegung hingegen ist seine eigene Entdeckung. Für diese verdiente er deshalb auch am meisten Anerkennung, obwohl gerade sie mit seinem Namen am wenigsten verknüpft ist.

Wir gehen wohl kaum irre, wenn wir die folgenden beiden Erklärungsgründe dafür annehmen.

Erstlich war diese dritte Bewegung der Erde nie Gegenstand des Streites gewesen. Ptolemäus hatte sie nicht ausdrücklich bekämpft, und andererseits hatten die Anhänger des Coppernicus gewonnenes Spiel, sobald einmal die tägliche und die jährliche Bewegung der Erde festgestellt war. Ein langsames Schwanken der Erdachse wurde leicht mit in den Kauf gegeben.

Der Hauptgrund aber, welcher das Verdienst des Coppernicus in dieser Beziehung schmälerte, war ein Irrthum, der sich in seine Erklärung dieser Bewegung eingeschlichen hatte.

Er erkannte diese Bewegung, die wir vorläufig als ein Schwanken bezeichnet hatten, ganz richtig als eine kegelförmige Bewegung der Erd-

achse, infolge deren die Durchschnittspunkte von Aequator und Thierkreis sich langsam verschoben.

Wäre Coppernicus hier stehen geblieben, so hätte er nicht geirrt. Allein er glaubte diese kleine Bewegung als den Unterschied zweier jährlichen, aber entgegengesetzten Kegelbewegungen auffassen zu müssen, von denen die rückläufige etwas größer sei als die rechtläufige.

Es ist dies allerdings nur eine Erklärung der Bewegung, deren Beschaffenheit er richtig dargestellt hatte, aber immerhin eine falsche Erklärung.

Es ist nicht schwer, die Veranlassung dieses Irrthums zu errathen.

Coppernicus meinte, die Erde könnte nicht ohne weiteres so um die Sonne laufen, daß ihre Achse fortwährend gleichgerichtet bleibe. Er glaubte, die Achse müßte dabei immer die gleiche Neigung gegen den Radius-Vector behalten, so daß die Jahreszeiten für den gleichen Ort der Erde das ganze Jahr hindurch die gleichen blieben, kurz, er meinte, der Mittelpunkt der Erde könne sich nicht um die Sonne bewegen, ohne daß die Erdachse gleichzeitig einen Kegel beschreibe.

Da diese jährliche Kegelbewegung, wie er wußte, thatsächlich nicht vorhanden ist, so mußte er sie durch eine entgegengesetzte Kegelbewegung vernichten.

Auf diesem Irrwege gelang es ihm aber dennoch, das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen als Endergebniß zu erhalten, indem er, wie schon erwähnt, diese beiden entgegengesetzten Bewegungen etwas verschieden annahm, so daß ein kleiner Unterschied übrigblieb.

Fragen wir uns nun nach der letzten Ursache dieses Irrthums in dem Gedankengange des großen Meisters, so finden wir schließlich eine Klippe, an der schon Ptolemäus gescheitert war und an der auch noch Gelehrte unserer Tage Schiffbruch leiden. Es ist dies das berühmte Trägheitsgesetz oder Beharrungsvermögen der Materie.

Coppernicus hat nicht gewußt, daß ein todter Körper die Lage seiner Umdrehungsachse oder überhaupt seinen Bewegungszustand nicht von selbst zu ändern vermag. Zu einer solchen Aenderung bedarf es eben entweder eines Lebensprincips oder einer äußern störenden Ursache; ja man kann dieses Gesetz geradezu auf den Satz zurückführen: Keine Wirkung ohne Ursache.

So einfach nun dieses Gesetz auch lautet, so wenig scheint es allgemein verstanden zu sein. Trifft man doch heute noch Männer von anderweitig gediegenem Wissen, die nicht zwischen Trägheit und Schwere unterscheiden können oder die kein Trägheitsgesetz der Bewegung kennen.

Um so weniger darf man sich wundern, daß Coppernicus vor vierthalb hundert Jahren darüber keinen klaren Begriff hatte.

Trotzdem bleibt dem Thorner Astronomen der Ruhm, zuerst von der konischen Bewegung der Erdachse gesprochen zu haben, die das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen hervorbringt.

Das ist in großen Zügen der Inhalt des von Coppernicus geschaffenen Sonnensystems. Es bleibt uns noch übrig, die Gründe zu betrachten, die ihn zum Aufbau dieses Systems bewogen.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Annette von Droste-Hülshoffs Briefwechsel mit Levin Schücking.

(Schluß.)

Bildet auch natürlich das Verhältniß Annettens zu Schücking das durchgehende Hauptinteresse ihrer beiderseitigen Correspondenz, so weist die letztere doch nebenbei eine Reihe anderer Punkte auf, welche zur bessern Kenntniß der Dichterin sehr erwünscht sind.

Auch diese Briefe bestätigen, was Schücking sagt, daß von Religion zwischen den beiden niemals oder doch selten die Rede war. Außer den bereits mitgetheilten Stellen ist uns in dieser Beziehung nur noch ein einziger Satz besonders aufgefallen: „Adieu, Levin, behalt Dein Mütterchen lieb, stelle Dir oft vor, daß ich bei Dir wäre und Du mir alles erzähltest und vertrautest, wie da wir zusammen waren; bitte, denk des oft, so wird in Deinem Herzen nie eine Falte gegen mich kommen; ich will Dir auch immer alles sagen. Adieu, lieb Herz. Was Du von der Beicht und Communion sagst, ist gewiß sehr richtig, und es liegt ein großes, tiefes Heil in dieser unumwundenen Selbsterforschung und Anklage; meinst Du, ich fühlte das nicht? An der Heilsamkeit habe ich nie gezweifelt, und auch der Glaube an die Heiligkeit kommt häufig wie eine unwiderstehliche Gewalt über mich. Adieu" (S. 60).

Diese Stelle muß auf den ersten Blick befremden. In der That ist ihr auch selbst von katholischer Seite in einer Besprechung des Briefwechsels eine entscheidende Bedeutung beigelegt worden. Aus ihr schließt Herr Prof. Franz Jostes nämlich erstens, daß die Behauptung Schückings, von dem „Einen Nothwendigen" sei zwischen ihm und Annette nie gesprochen worden, eine irrige sei. „Also haben sie doch über das ‚Eine Nothwendige' verhandelt, und zwar hat

in diesem Falle augenscheinlich Schücking die katholische Lehre den Einwürfen der Annette gegenüber vertheidigt!" Zweitens aber ist dem Herrn Referenten das Zeugniß in sich höchst wichtig: „Es ist dies das einzige Selbstbekenntniß Annettens in Prosa über diesen Punkt, aber es ist im Lapidarstile geschrieben und bedarf keines weitern Wortes der Erläuterung. Es ist nicht anders möglich, als diese klare, unzweideutige Prosa bei der Auffassung ihrer Poesien als Richtschnur zu nehmen. Bei alledem kann und muß festgehalten werden, daß sie sich von der Kirche nie hat trennen wollen und factisch auch niemals getrennt hat" (Lit. Rundschau Nr. 6 [1894], S. 195).

Sehen wir uns also dieses Prosabekenntniß einmal genau an. „Der klare, unzweideutige Sinn" desselben, d. h. der nächstliegende, scheint in der That zu besagen, Annette habe bisweilen an die „Heiligkeit", also doch wohl Uebernatürlichkeit, der Sacramente geglaubt und der Beichte für gewöhnlich wenigstens eine gewisse natürliche „Heilsamkeit" beigemessen.

Aber, so müssen wir weiter fragen, was soll es denn bedeuten, wenn Annette zugibt, „der Glaube an die Heiligkeit komme häufig wie eine unwiderstehliche Gewalt über sie"? Soll das heißen, in den andern Zeiten, wo dies nicht geschah, habe sie an der „Heiligkeit" gezweifelt? Und wenn dies, waren denn jene Zweifel freiwillig, stimmte sie ihnen bei — oder waren es lästige Versuchungen wie andere böse Gedanken, wenn sie auch noch so stark und langandauernd waren? Natürlich steht es keinem Sterblichen zu, sich zum Richter über das Gewissen Annettens aufzuwerfen und ihr nachrechnen zu wollen, ob sie und wie oft vielleicht in dem Kampf gegen die Zweifel nachgegeben und ihnen innerlich zugestimmt habe. Das ist hier also durchaus nicht die Frage. Diese letztere geht einfach und allein dahin: Hat Annette für gewöhnlich im freiwilligen Zweifel gelebt und trotz dieser unkatholischen Geistesverfassung dennoch die Sacramente empfangen, ohne an deren „Heiligkeit", d. h. Göttlichkeit, zu glauben?

War überhaupt längere Zeit hindurch der freiwillige religiöse Zweifel die habituelle Seelenstimmung, und bekannte dies Annette auch nur einem Menschen außer der Beicht als Thatsache, so ist nicht einzusehen, wie „sie sich von der Kirche nie hat trennen wollen und factisch auch niemals getrennt hat". Kann denn ein Mensch sich innerlich noch zur Kirche gehörig betrachten, der an zweien ihrer wichtigsten Sacramente habituell freiwillig zweifelt, so daß dieser Zweifel eigentlich sein religiöses Bekenntniß bildet, nach welchem alle zweifelhaften Aeußerungen seines Seelenlebens erklärt werden sollen? Waren also, so müssen wir allgemein fragen, alle die Zweifel, die Schwierigkeiten u. s. w. auf religiösem Gebiet, von denen besonders im Geistlichen Jahr die Rede ist, wirklich durchgehends für gewöhnlich und selbstverständlich freiwillige Zweifel, d. h. frei gewollte Zustimmung zu klar erkannten Zweifeln — oder waren es hartbedrängende, lästige, verwirrende Gedankenstürme, die über die Seele oft und oft, ja zeitweise fast anhaltend hinfuhren, ohne aber den Willen zu bezwingen, ihn zu förmlicher und schuldvoller Zustimmung für gewöhnlich zu bewegen? Wir sagen für gewöhnlich, denn noch einmal: wir wollen weder untersuchen noch behaupten noch läugnen, ob und daß Annette nicht hie und da innerlich vorübergehend der Versuchung erlegen sei; die Frage bleibt: War

der freiwillige Zweifel sozusagen ihre gewöhnliche, eingestandene religiöse Ueberzeugung? Bejaht man diese Frage, und behauptet man, das Geistliche Jahr sei der Ausfluß dieser Ueberzeugung, so sehen wir nicht ein, mit welchem Recht man diese Dichtungen noch zu den katholischen rechnen kann. Daß aber sowohl Annette als Schlüter als die Familie sie für solche gehalten haben, steht geschichtlich zu sehr fest, um angezweifelt werden zu können.

Herr Prof. Franz Jostes (a. a. O. S. 194) sagt: „Das ‚Geistliche Jahr' läßt auf einen bei ihr zeitweilig sehr stark entwickelten Skepticismus und schwere innere Kämpfe religiöser Natur schließen. Sollte es nur durch ihren körperlichen Zustand verschärfte Skrupelhaftigkeit gewesen sein? Kreitens Interpretation setzt das voraus; einen Skepticismus im eigentlichen Sinne läßt er bei ihr nicht gelten." Was versteht hier der Herr Referent unter „Skepticismus"? Jenes auf mehr oder minder Punkte und Gebiete sich erstreckende Zweifelsystem, dessen letztes, klares und freigewolltes Endresultat in der Frage gipfelt: Wer kann das wissen? Oder langandauernde, durch Geistesanlage, äußere Einflüsse, körperliche Zustände oder teuflische Versuchung bedingte Zweifel, die wohl die Phantasie und den Verstand einnehmen und beschäftigen, die aber die freie Zustimmung des Willens nicht erlangen, die also bekämpft werden und durchgehends mit einem Act der Zustimmung zu der bezweifelten Wahrheit enden?

Wir müßten uns sehr undeutlich ausgedrückt haben, wenn jemand aus der Gesamtheit unserer Auslassungen über diesen Punkt herauslähe, wir gäben einen „Skepticismus" im letztern Sinne bei Annette nicht zu. Einen solchen zu läugnen, ist uns keinen Augenblick eingefallen; höchstens könnten wir ihn nicht ausdrücklich genug erwiesen haben, weil wir die Sache für selbstverständlich hielten. Mehr Nachdruck haben wir nur auf die unserer Meinung nach hauptsächlichste Quelle jener Zweifel gelegt, d. h. auf eine unläugbare krankhafte körperliche Anlage. Gerade eine solche Wechselwirkung zwischen schwächlicher oder augenblicklich geschwächter Körperlichkeit und geistiger Verfassung ist ja nicht zu läugnen. Neben dieser Hauptquelle geben wir indes bei Annette ohne Umschweif auch die eine oder andere der übrigen Quellen einzeln oder zusammen genommen gerne zu. Auf die Frage, ob Annette hin und wieder einmal diesem „Skepticismus" zugestimmt, gehen wir als auf eine persönliche Gewissensfrage nicht ein; was wir läugnen zu müssen glauben, ist das Vorhandensein, d. h. das durch Aeußerungen Annettens nachweisbare Vorhandensein jenes „Skepticismus" ersterer Art, bei welchem von einer innern Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht mehr die Rede sein kann. Daß es in dem Geistlichen Jahr an Regungen des Zweifels fast auf keiner Seite fehlt, könnte nur Unverstand läugnen; die Frage ist aber: Behält der Zweifel im Gedicht sein Recht, oder wird er, wenn nicht deutlich und überzeugend widerlegt, so doch bekämpft und durch einen Act unterwürfigen Glaubens besiegt? Und letzteres behaupten wir. Aber in den Gedichten ist doch auch wiederholt, wenigstens anscheinend, klar und deutlich von frühern Zeiten die Rede, wo Annette dem Zweifel Gehör gegeben, wo sie freiwillig dem Unglauben verfallen gewesen? Das ist unzweifelhaft zutreffend. Es geschieht das z. B. in dem von Jostes ausdrücklich angeführten Gedicht (25. Sonntag nach Pfingsten) und in den zwei folgenden nicht minder. In dem ersten heißt es:

. . . „Und der Tyrann, so niederhält
Mein bestes und mein einz'ges Gut,
Nicht Trägheit ist's noch Lust der Welt;
Es ist der kalt gebrochne Muth,
O, wie ich tausendmal gesagt,
Verstandes Fluch, der trotzig ragt
Und scharf an meiner Hoffnung nagt:
Weh, ein Geschenk, verfallen bösen Mächten!

Zu einer Zeit, schwarz wie die Nacht,
Zu einer Zeit, die ich erlebt,
Da war ich um mein Heil gebracht,
Wie dürres Blatt am Zweige bebt.
Trostlos und ohne Hoffnung war
Unglaube wie die Sonne klar;
Mein Leben hing an einem Haar:
O, solche Stunde gönn' ich nicht den Schlechten! . . .

So höret denn, was mich geschützt
Vor gänzlichem Verlorengehn:
Daß ich Unglauben nicht benützt,
Des Frevels Banner zu erhöhn,
Daß der Entschluß gewann den Raum,
Ob mir gefällt des Lebens Baum,
Zu lieben meines Gottes Traum
Und auch dem Todten Kränze noch zu flechten

Unglaub' ist Sünde; aber mehr:
Sünd' ist Unglaube; sie allein
Mag aller Zweifel frost'gem Heer
Der stärkste Bundsgenosse sein.
O, wär' ich tugendhaft, dann ließ
Nicht einsam mich die Finsterniß;
Fällt doch ein Strahl in mein Verließ,
Weil ich nicht gänzlich zugesellt den Schlechten.

Ein Kleinod hab' ich mir gehegt,
Da mein Gewissen, ob befleckt,
Doch nicht in Schnee und Eis gelegt
Und nicht in Lava sich gestreckt.
Ach, Odem noch die Liebe hat,
Die Hoffnung treibt ein grünes Blatt,
Und auch der Glaube todesmatt
Faltet die Hände, ob sie Segen brächten.

O reiche, Gnäd'ger, deine Hand,
Wie du dem Mägdlein sie gereicht!
Zerreiß der dumpfen Träume Band,
So mächtig mir und dir so leicht!
Ja mag dein Odem drüber wehn,
Ein Strahl aus deinem Auge gehn;
Dann ist wohl da, was auferstehn
Und was fortan in deiner Schar mag fechten" (Ges. W. I, 2, 224 ff.)

Es ist klar, daß zur Zeit der Abfassung des Gedichtes der „Unglaube" kein freiwilliger war; denn ein Glaube, der die Hände faltet und betet: „Gnädiger, reiche deine Hand, wie du sie einst Jairi Töchterlein gereicht hast u. s. w.", mag noch so „todesmatt" sein, er lebt und hält den „Gnädigen" nicht für einen Traum oder einen Todten. Außerdem hat die „Liebe noch Odem" und die „Hoffnung treibt ein grünes Blatt". Also todt und „gefällt ist nicht des Lebens Baum". Daß sich die Dichterin dieses, wenn auch todesmatte Leben des Glaubens gerettet hat, schreibt sie dem Umstande zu, daß sie den Weg der Tugend nicht gänzlich verlassen, sich nicht ganz und gar den Schlechten zugesellt hat. Jetzt fällt immer noch ein Strahl in ihr dunkles Gefängniß, und dieser Strahl würde noch heller und wärmer sein, wenn sie selbst auch tugendhaft wäre, was sie nicht ist. Aber wenigstens hat sie die stärksten Bundesgenossen des Zweifels von sich abgehalten, indem sie ihr Herz nicht in Schnee und Eis legte noch in Lava streckte, d. h. weder der Weltlust noch der Trägheit fröhnte. Als Motiv zu diesem Festhalten an der Tugend, zu dieser Flucht vor dem Frevel gibt sie den Entschluß an: ihres „Gottes Traum zu lieben und auch dem Todten Kränze noch zu flechten". Soll das heißen, sie habe damals, als sie diesen Entschluß faßte, wirklich Gott für einen Traum, für einen Todten gehalten, und sei aus Liebe für dieses Gott-Phantom der Tugend treu geblieben? In diesem Falle wäre Annette ja noch weiter gegangen, als unsere modernen Apostel der voraussetzungslosen Ethik. Sie geben doch wenigstens nicht so offenkundig zu, daß die Unterlage ihrer Biedermannstugend ein anerkanntes Phantom ist. So scheint es uns denn auch von Annette nicht anzunehmen, zumal ein ganz vernünftiger Sinn herauskommt, wenn man sagt, diese Zeilen bezeichneten bloß eine Bedingung, und bedeuteten so viel als: „Ich würde ja doch mich nicht dem Frevel ergeben, selbst wenn es feststände, daß Gott ein Traum wäre." Auch in dieser abgeschwächten Form enthält freilich der Satz noch kein vernünftiges Motiv; allein wir müssen eben festhalten, daß dies alles gesagt wird im Augenblick höchsten Kampfes, geistiger Verwirrung und Noth. Wir müssen festhalten, was die Dichterin in der zweiten Strophe sagt:

„Ja, in den schwersten Stunden doch
Blieb ein Bewußtsein mir, daß tief
Wie in des Herzens Keller noch
Verborgen mir ein Erbtheil schlief
Gleich warmer Quelle, die hinab
Versickert in der Höhle Grab
Und droben läßt den Herrscherstab,
Frost, Sturm und Schnee um ihr Besitzthum fechten."

Soll dieses Bild einen Sinn haben, so kann es nur der sein, daß selbst in jenen „schwersten Stunden" der Glaube der Dichterin nicht ganz erstorben war, sondern sich nur wie eine warme Quelle zur Winterszeit in das Tiefste ihres Herzens zurückgezogen hatte, während droben die Zweifel um die Herrschaft stritten, ja wie Schnee und Eis alles in Bande zu legen schienen. Wie wenig man die Worte gar zu scharf nehmen darf, scheint uns schon daraus hervor-

zugehen, daß Annette einmal sagt, „des Verstandes Fluch nage scharf an ihrer Hoffnung" — und dann gleich darauf: „Trostlos und ohne Hoffnung war Unglaube wie die Sonne klar", — daß sie aber trotzdem das „Bewußtsein der in ihrem Innersten verborgenen warmen Quelle" hatte. Man könnte sagen, in Strophe 4 sei von einer andern Zeit die Rede; allein dem steht entgegen, daß die Dichterin Strophe 2 ausdrücklich sagt, dies tröstliche Bewußtsein sei ihr in den schwersten Stunden geblieben. Ueberblickt man übrigens das ganze Gedicht, so sieht man, daß die Dichterin mehr von ihrem gegenwärtigen Zustand als von der Vergangenheit redet, daß sie sich jetzt fühlt wie des Obristen Töchterlein, nur daß sie wirklich bloß scheintodt ist und geweckt zu werden braucht:

„Weck auf, was schläft; streck aus die Hand,
Du Retter Gott! Betäubung liegt
Um meinen Geist, ein bleiern Band.
Er ist nicht todt, nur schlafbesiegt,
Nur taumelnd trunken, ein Helot,
Der knirschend schlang in Sklavennoth
Den Wein, so der Tyrann ihm bot:
So nieder liegt in mir, was da vom Rechten."

Sie hat also von dem Tyrannenwein nicht bis zum Tod, sondern nur bis zur Trunkenheit genossen. Der Tyrann aber ist „der kalt gebrochene Muth", „des Verstandes Fluch, der trotzig ragt". Wäre der Glaube der Dichterin todt, wie könnte sie dann überhaupt beten und hoffen? Im Grunde genommen ist es die alte Schwierigkeit Annettens: das Verhältniß von Glaube und Liebe, worüber sie schon in den ersten Unterredungen mit Schlüter sprach. Sie glaubt Gott noch zu lieben, selbst wenn er ein Traum wäre („Zu lieben meines Gottes Traum"), ihm wie einem geliebten Todten übers Grab hinaus treu zu sein („Und auch dem Todten Kränze noch zu flechten"). Diese ganze Ideengruppe, die in Annettens Geistesleben einen so weiten Raum einnimmt, kann überhaupt nur einen vernünftigen Sinn haben, wenn man zwischen fühlbarem Glauben und nacktem, pflichtgemäßem Willensglauben unterscheidet, welch letzterer bei einer so grüblerisch angelegten, zeitweilig körperlich geschwächten Individualität, wie Annette, sich manchmal kaum mehr seiner selbst bewußt zu sein schien. Wir glauben daher nicht ohne hinreichende psychologische, oder wenn man will, psychopathische Gründe annehmen zu dürfen, daß das, was Annette „Unglauben" nennt, nur der höchste Grad betäubender und verwirrender Zweifelsversuchung war, der sie später glaubte zugestimmt zu haben, obwohl sie hinreichend Gründe beibringt, die eine ganz bewußte freiwillige Zustimmung als nicht geleistet darthun. Mit einer mathematischen Gewißheit vermögen wir natürlich unsere Meinung nicht zu beweisen; allein bei dem ganzen Wesen der Dichterin vermeinen wir das Recht, ja die Pflicht zu haben, sie so lange nicht für eine bewußte Ungläubige zu halten — auch nicht für zeitweilig — als eine andere Erklärung noch einen vernünftigen Sinn hat.

In dem folgenden Gedicht (26. Sonntag nach Pfingsten) heißt es:

„Ich bin enttäuscht, und manche Narbe trug
Ich aus dem Streite;
An meine Brust auch die Verwüstung schlug
Und forderte die halbverfallne Beute.
Ward ich entrissen ihr durch Gottes Huld:
Sein ist die Gnade, mein allein die Schuld;
Und dennoch — eine Trümmer steh' ich heute!"

Sie hat manche Narbe aus dem Streit getragen; sie ist aber nicht zum Tode verwundet. Die Verwüstung hat ihre Beute wohl gefordert, aber nicht erlangt; Gottes Huld hat sie ihr entrissen. So mag sie auch in dem nächsten Gedicht sich mit einem Nachtwandler vergleichen, der aber „erwacht ist, ob auch zu tiefer Schmach". Wenn man nun die tiefe Innigkeit, den Seeleneifer, überhaupt den gewaltigen Geist des Glaubens nimmt, der aus den Gedichten der zweiten Hälfte des Geistlichen Jahres spricht, und daneben die Klagen über Mangel an Glauben, über Traumbefangenheit, Trümmerhaftigkeit und Schlafsucht des Glaubens, die im Augenblick der Dichtung selbst noch vorhanden sein sollen, ja die deren lyrischen Standpunkt ausmachen, so kann man doch wohl schwer umhin, auch diese Selbstanklagen und Bekenntnisse über frühern Unglauben als poetische oder als demüthige Uebertreibungen anzusehen. Nun aber ist jene Stelle aus dem Brief an Schücking nach dem Abschluß des ganzen Geistlichen Jahres geschrieben. Annette müßte also nach all den rührenden Glaubensbekenntnissen dieses Buches noch einmal in eine Periode der Skepsis und des Unglaubens gerathen sein, und meistens nicht mehr an die Göttlichkeit der Beicht und Communion geglaubt haben; denn „der Glaube an die Heiligkeit kam" nur „häufig", also vorübergehend, „wie eine unwiderstehliche Gewalt über sie". Wenn wir diesen Satz auch nur dann erst ganz sicher deuten können, wenn uns Schückings Aeußerung vorläge, auf welche Annette hier antwortet, — so viel steht doch unseres Erachtens nach dem eben Gesagten auch jetzt schon fest, daß hier mit dem Wort „Glauben" jenes vom Willen unabhängige, darum auch nicht wesentliche Gefühl der Glaubensgewißheit zu verstehen ist. Das scheint uns doch hinreichend in den Worten ausgedrückt, deren die Dichterin sich hier bedient und die im natürlichen Sinne nur von jenem Glaubensgefühl gedeutet werden können.

Im übrigen ist diese Stelle nicht die einzige, an welcher sich Annette in Prosa über ihre religiöse Gesinnung und speciell deren Verhältniß gerade zum Geistlichen Jahr ausgesprochen hat. Sie that dies im Gegentheil sogar ausführlich und ausdrücklich in dem Begleitschreiben, das sie der Mutter zugleich mit der ersten Hälfte jenes Buches überreichte (9. October 1820).

Es dürfte hier die Gelegenheit sein, eine kleine Richtigstellung bezw. Erklärung unsererseits anzubringen. In der Einleitung zum Geistlichen Jahr (Ges. W. I, 2) haben wir nämlich verschiedene Bruchstücke aus dieser ungedruckten „Widmung an die Mutter" mitgetheilt. Erst nach langem Drängen hatten wir vom Professor Schlüter eine Abschrift derselben erhalten, jedoch mit dem Zusatz, sie als selbständiges Ganze nicht abdrucken zu lassen. Mit der Art und Weise, wie wir das uns Anvertraute stückweise zwar, aber seinem vollen Umfang

nach in der „Einleitung“ anbrachten, erklärte sich der Freund einverstanden. Erst nach dem Erscheinen der H. Hüfferschen Biographie Annettens erkannten wir, warum Schlüter gegen den zusammenhängenden Abdruck gewesen war. Seine uns zur Benutzung mitgetheilte Abschrift war nicht vollständig und in alleweg nicht ganz wortgetreu. Herrn Professor Hüffer dagegen lag eine vollständige Abschrift — vielleicht gar das Original vor, und so konnte er nicht bloß eine zusammenhängende, sondern auch eine vollständige Wiedergabe des sehr wichtigen Schriftstückes bieten. Bei einer genauen Vergleichung der beiden Lesarten tritt an einzelnen Stellen bei Schlüter das Bestreben zu Tage, etwas schroffe Ausdrücke zu mildern, Allzupersönliches sogar ganz auszulassen. Wir können uns dies nur erklären, wenn wir annehmen, es habe anfangs der Plan bestanden, die „Widmung“ als Einleitung oder Begleitbrief in die erste Auflage des Geistlichen Jahres aufzunehmen, zu welchem Zweck dann die Sache etwas „bearbeitet“ wurde. Vielleicht war es aber gerade die vermeintliche Nothwendigkeit solcher Bearbeitung, welche später von der Aufnahme überhaupt absehen machte. Wir wüßten sonst keine Erklärung für die Thatsache, daß Schlüter uns nicht einmal zur persönlichen Kenntnißnahme eine vollständige Abschrift der Widmung sollte zugeschickt haben. Wenn also sich in unserem Abdruck gegen denjenigen bei Hüffer kleinere Aenderungen und Auslassungen finden, so liegt die Schuld nicht an uns. Im übrigen ist es nur ein Satztheil, der eigentlich von wenigstens anscheinender Wichtigkeit sein dürfte. Annette sagt nämlich, seitdem sie sich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig frei gemacht, habe sie rasch und mit mannigfachen, aber erleichternden Gefühlen gearbeitet, „und so Gott will, zum Segen. Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert, oder wo dieses noch zu wenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes, aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüth in seinen wechselnden Stimmungen. — So ist dies Buch in deiner Hand! Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und getheilten Gemüthes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehen.“ In diesen Worten, wir gestehen es, gibt Annette selbst die Subjectivität der Gedichte dieser ersten Hälfte des Geistlichen Jahres in einem scheinbar viel weitern Umfang zu, als wir eine solche in der „Einleitung“ und Biographie annahmen. Wir halten uns aber auch angesichts dieser Worte nach wie vor von der wirklichen Unversehrtheit ihres religiösen Glaubens überzeugt und könnten höchstens eine größere Intensität „des immer wieder auflebenden Kämpfens“ zugeben; denn auch in jenem Abdruck bei Hüffer findet sich die unserer Ansicht nach entscheidende Stelle: „Es (das Buch) ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Secte jener, bei denen die Liebe größer ist als der Glaube, für jene unglücklichen, aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise beantworten können. — Ach, es ist so leicht, eine Thorheit zu rügen! Aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer

wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse das einzig übrige Rathsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft. Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden; denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht." Das alles hat doch nur den einen natürlichen Sinn, daß das, was Annette fehlte, eben jene fühlbare Glaubensgewißheit war, die vom freien Willen unabhängig dem Menschen nur durch „eine besondere wunderbare Gnade Gottes" gegeben wird, „die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft". Oder wie sollte bei „heißestem Gebet" ein selbst auf die Existenz Gottes sich erstreckender (freiwilliger) „Skepticismus" möglich sein?

Es ist also Annettens Schuld, wenn wir bei Beurtheilung des biographischen Werthes und Gewichtes der Lieder des Geistlichen Jahres uns getäuscht haben sollten; denn wir haben nur diese ihre eigene Erklärung als Norm der unsrigen befolgt. Doch genug von dieser Frage, die eigentlich sehr wenig mit der Correspondenz Annette-Schücking zu thun hat.

Vom religiösen Standpunkt wäre weiter etwa noch die Bemerkung Annettens über Wessenberg zu erwähnen, den sie auf der Meersburg kennen lernte. Sie schreibt darüber an Schücking (55 f.):

„Ich habe Dir schon gesagt, daß Wessenberg hier war. Seine Persönlichkeit ist jetzt weder angenehm noch bedeutend; indessen habe ich ihn zu spät kennen gelernt, da er offenbar schon sehr stumpf ist. Man sagt, er behandle Frauen gewöhnlich mit großer Geringschätzung und fast wie unmündige Kinder; mit mir aber hat er eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, und nachdem er mir schon durch Baumbach viel Verbindliches über meine Gedichte und den Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen, hatte zukommen lassen, trat er mir jetzt, ziemlich tactlos und geziert, mit den Worten entgegen: ‚Sie sind also die Dichterin! Sie haben eine herrliche Ader, von seltener Kraft ꝛc.', und Du glaubst nicht, mit welcher koketten, kleinlichen Ostentation er mich den übrigen Tag halb protegirend, halb huldigend zu unterhalten suchte, was ihm offenbar bitterschwer wurde; denn er muß jeden fremden Gedanken einige Minuten verarbeiten, ehe er ihn capirt, und kommt dann hintennach mit seinem schallenden Beifalle, wenn längst von anderem die Rede ist. Zudem scheint er mir unbegrenzt eitel; jede Miene, jede Kopfbewegung hat etwas Gnädiges; sein Gespräch ist durchspickt mit Hindeutungen auf seine literarische und kirchliche Stellung, erlebten Verfolgungen ꝛc., und er bringt, passend oder unpassend, überall ‚seinen intimen Freund, den Erzbischof Spiegel' an, dem er sich auch so genau im Aeußern nachgebildet hat, daß die Aehnlichkeit wirklich frappant ist, nur daß der angeborne, unnachahmlich schlaue Blick in jenes Gesichte in diesem sich fast lächerlich ausnimmt, weil die natürlichen Züge dagegen protestiren. Kurz, ich meine, diese große Eitelkeit und die allezeit damit verbundene Kleinheit und Schwäche müssen Wessenbergs Bedeutendheit doch immer sehr geschadet haben, und ich kann mich, seit ich ihn gesehen, nicht enthalten, weit mehr diese für das Motiv seiner auffallenden Schritte zu halten als irgend etwas anderes. Er hat mich bei meiner

nächsten Fahrt nach Konstanz aufs höflichste zu Tische geladen; ich werde aber wohl keinen Gebrauch davon machen. Und doch — soll ich es gestehen? — doch habe ich mich bemüht, liebenswürdig und geistreich vor ihm zu erscheinen, des Rufes wegen, den er nun einmal hat. So sind wir Menschen; wir lassen uns auch eine papierne Krone gefallen, wenn wir wissen, daß andere sie für Gold halten."

Durch das Erscheinen der officiellen Berichte über die Wunder und Gnadenerweise bei der letzten Wallfahrt nach Trier erlangt noch ein anderer Brief Annettens eine gewisse Zeitgemäßheit. Schücking hatte sich bei ihr über die vielbesprochene Heilung der Gräfin Droste erkundigt, worauf ihm die Dichterin unter dem 29. September 1844 erwidert: „Ueber Johanna Droste aber kann ich Ihnen genaue Auskunft geben; denn mein Bruder ist hier, und der Mund ihm noch warm vom Erzählen. Die Sache ist unläugbar und auch durch die Kraft des Glaubens bewirkt, die freilich aber noch kein Wunder bedingt." Nun erzählt Annette die Geschichte sowohl der Krankheit als der plötzlichen Heilung und schließt: „Seitdem ist das krumme Knie ganz gerade, gelenkig und so brauchbar wie das andere; nur hinkt sie stark, da sich der eine Fuß jetzt als bedeutend kürzer als der andere ausgewiesen hat, und ist auch sonst fortwährend ein schwaches Persönchen geblieben. Indessen ist die Streckung und Wiedergelenkigkeit eines bereits verknorpelten und verkrümmten Gliedes etwas, bei dem sich bis jetzt sowohl die Macht der Arzneikunst als die der Phantasie als gänzlich erfolglos bewiesen haben, und der Fall gehört jedenfalls unter die außerordentlichsten" (314).

Im allgemeinen trifft aber, wie gesagt, auch auf diese Briefsammlung dasselbe zu, was Schücking über seine Unterredungen mit Annette sagt: „Das einzig Nothwendige" wird kaum berührt. Ob es andern Lesern ebenso ergeht, wissen wir nicht, uns persönlich aber will es bei diesen Briefen manchmal scheinen, als ob diese Zurückhaltung etwas Unnatürliches sei, das Annette nicht wenig gekostet und ihr auch nicht wohlgethan habe. Daß uns unser Eindruck nicht vollständig täuscht, glauben wir auch aus dem mehrfach erwähnten Brief an Schlüter zu schließen, wo von dem Kern der Freundschaft die Rede ist, der gerade bei ihrem Verkehr mit Schücking fehlte.

Ein weniger umstrittenes Gebiet der Droste-Biographie betreten wir, wenn wir uns jetzt zu ihrer großen Herzensgüte und Nächstenliebe wenden. Wir wollen uns hier nur auf den einen oder andern Hauptzug beschränken: an erster Stelle auf ihr Verhalten gegen die unglückliche Dichterin Bornstedt[1], welche mit ihren Schwätzereien und Excentricitäten eine ganze Weile den Münsterschen Freundes- und Literatenkreis ärgerte und langweilte. Annette selbst und ihre Verwandten waren ebenfalls der Gegenstand unliebsamer Verdächtigungen und Klatschereien von ihrer Seite gewesen. „Sie fragen nach der Bornstedt? Die ist hoffentlich für immer von unserem Horizont verschwunden; ihr Flügel, Briefe, Bilder sind wohl verpackt fortgerumpelt, alles übrige verkauft, und keine Seele hat darauf geboten, außer der Rüdiger und Schlüters, so daß ihr wohlbekanntes

[1] Vgl. über diese Persönlichkeit die Biographie Annettens, Ges. Werke I, 1, 306 ff.

Schmachtkanapee für fünf Thaler fortgegangen ist, was mir doch leid thut.... Die gute Rüdiger war ganz betrübt nach der Auction, ganz ergriffen von dem völligen Ausscheiden eines so bekannten und stereotyp gewordenen Bildes; es war ihr fast wie ein Heimweh ... ein Besuch meines Bruders hat aber diese Gefühle — ich glaube für immer — todtgeschlagen. Er erzählte so viele thörichte und boshafte Streiche (mir bis dahin auch noch unbekannt), mit denen die Bornstedt seine und seiner Frauen Freundlichkeit vergolten: wie sie sie bei allen Leuten schlecht gemacht" ꝛc. (138 f.)

Die Stimmung, welche aus diesem und noch manch anderem Briefe spricht, ist nicht gerade diejenige einer besondern Zuneigung zu der unglücklichen Convertitin. Um so höher werden wir also den guten Willen anzuschlagen haben, dessen Ausdruck die folgenden Zeilen Annettens bilden:

„Zu meinen Gedichten ist noch manches recht Gelungene hinzugekommen; und die Pastete bald gar. Dann habe ich aber einen Plan damit, den ich Dir nur im Vertrauen mittheile, und über den ich voraussehe, sehr ausgeschumpfen zu werden. Liebes Herz, die arme — freilich nicht besonders schätzbare — Bornstedt ist sehr, sehr unglücklich, von jedermann verlassen, in eine Melancholie versunken, daß man allgemein für ihren Verstand fürchtet, von ihrem Liebhaber schändlich betrogen und geplündert — während man in ihrem jetzigen Zustande es nicht wagen darf, eine Aufklärung herbeizuführen — und gewiß in großer Geldnoth, vielleicht hungernd, obwohl sie alle dergleichen Andeutungen mit stolzer Empörung zurückweist, aber sie hat keine einzige Stunde mehr. Nähern werde ich mich ihr nie wieder, aber ich müßte ein Stein sein, um kein Mitleid zu fühlen. Zum letzten Mittel, dem Erwerb durch Schriftstellerei, ist sie jetzt auch unfähig, obwohl sie sich noch einmal zusammengerafft und bei Anwesenheit des Königs ins Unterhaltungsblatt ein gar nicht schlechtes Lobgedicht hat rücken lassen, auf das sie die glänzendsten Luftschlösser von Gnade, Pension ꝛc. baute, was ihr aber nichts eingebracht hat als Spott und einen dummen, unverdienten Ekelnamen vom Publikum. Nun hat sie sich, gewiß mehr aus Noth als Eitelkeit, an Velhagen und Klasing um eine zweite Auflage ihrer ‚Pilgerklänge' gewendet — durch Nanny Scheibler — und die furchtbar demüthigende Antwort erhalten, ‚daß er dieses nicht anders übernehmen könnte, als wenn sie ein Empfehlungsschreiben von mir beibrächte'. (Ich bitte Dich, Levin, sei jetzt nicht malitiös, sondern setz Dich einmal in ihre Lage und was sie leiden muß.) Nanny hat ihr dieses getreulich wieder gesagt, und es versteht sich, daß die Bornstedt lieber erfriert und verhungert, als mir darum ankommt. Was meinst Du nun, liebes Herz — Du bist doch, Gottlob, auch einer von denen, die den glimmenden Docht nicht verlöschen und das geknickte Rohr nicht zerbrechen —, soll ich nicht unter Forderung der strengsten Verschwiegenheit Velhagen meine Gedichte umsonst anbieten, falls er der Bornstedt ein ordentliches Honorar zukommen läßt, ohne ihr den Grund anzugeben? Da mir dieses Rettungsmittel einmal eingefallen ist, glaube ich es, nach meinem Gewissen, nicht zurückweisen zu dürfen und gewissermaßen verantwortlich zu sein für alles, was aus einem Uebermaß von Bedrängniß entstehen könnte. Elise und Schlüter, in deren Gegenwart mir der Einfall kam, wissen darum und billigen ihn, haben aber die gewissen-

hafteste Verschweigung gelobt und auch so nöthig gefunden, daß Elise meint, ich dürfe es selbst Dir nicht sagen; das geht aber nicht anders, da Du die Sache unter Händen hast, und ich bitte Dich nun dringend, Dich gegen sie nichts merken zu lassen. Velhagen scheint, seinem Briefe nach, zwar mir selbst nichts geben zu wollen, Cotta gibt mir aber gewiß nichts, und von Velhagen denke ich, er wird sich schon dazu herbeilassen; denn aus bloßer Liebe zur Literatur verlangt kein Buchhändler so demüthig einen Verlag. Wenigstens kann ich es versuchen, und weigert er sich, dann immer noch zu Cotta übergehn; ich brauche ja Velhagen auch nur die erste Auflage zu überlassen, und jedenfalls wird mein Buch über Westfalen schnell nachfolgen, was dann Cotta bekommen kann" (105).

In ähnlicher Weise wie hier gegen die Bornstedt, verfuhr Annette ein andermal der Frau von Hohenhausen gegenüber: „Zwischendurch mache ich Gedichte; die gerathen gut, ich werde sie aber zum Theile ins Kölner Feuilleton geben müssen, und zwar umsonst, um eine schlechte Erzählung der Frau von Hohenhausen flott zu machen; diese weiß aber notabene nichts davon. Die arme Frau ist sehr betrübt, hat nach vielen Kämpfen das Söhnchen ihrer verstorbenen Tochter an sich gebracht, und nach drei Wochen stirbt ihr das Kind; da kommt nun alles zusammen, Kummer, Verdruß, Nachrede, um sie fast verrückt vor Schmerz zu machen. Die Ihrigen reden ihr zu, sich durch gemeinnütziges Wirken aufzurichten, und da hat sie nun eine Erzählung geschrieben, die fast noch langweiliger als tugendhaft ist, was hier viel sagen will. Nun heißt's aber: Flottgemacht! Aber wie? Da will ich denn versuchen, der Kölner Zeitung, die sich wiederholt um meine Mitwirkung bemüht hat, dieselbe für einige Zeit unentgeltlich anzubieten; dafür muß sie die Erzählung gegen anständiges Honorar nehmen. Das letztere der Ehre wegen, denn es wäre doch zu hart für eine früher so beliebte Schriftstellerin, jetzt höchstens umsonst geduldet zu werden; noch härter freilich, wenn sie diese kleine Intrigue ahnden könnte. Deshalb um Gottes willen, Levin, lesen Sie dieses niemand vor, auch Louisen nicht; es gereut mich schon durch und durch, daß ich es geschrieben habe" (323).

So könnten wir aus diesen Briefen noch manche Züge thätiger und zartfühlender Nächstenliebe gegen allerlei Leute mittheilen. Doch wir müssen zu anderem eilen.

Auch diese neue Sammlung bietet wieder treffende Beispiele für die Schilderungsgabe der Dichterin, sei es daß Zustände, Menschen oder Gegenden in Betracht kommen.

Ueber einen kleinen Ausflug von Meersburg aus heißt es z. B.: „Einige Tage später fuhren wir über Friedrichshafen nach Langenargen, acht Stunden von Meersburg, dieses Mal Jenny mit. Wie habe ich da an Dich gedacht, altes Herz, wie hundertmal habe ich Dich hergewünscht! Da hättest Du erst erfahren, was ein recht romantischer Punkt am Bodensee ist. Von so etwas habe ich durch hier noch gar nicht mal eine Idee erhalten. Denk Dir den See wenigstens dreimal so breit wie bei Meersburg, ein ordentliches Meer, so breit, daß selbst ein scharfes Auge, Laßberg z. B., von jenseits nichts erkennen kann als die Alpen, die nach ihrer ganzen Länge, sogar die Jungfrau mit, in einer durchaus neuen und pittoresken Gruppirung wie aus dem Spiegel auftauchen.

Du sitzest auf dem sehr schönen Balkone eines stattlichen Hauses — früher Kloster, jetzt Gasthof —, hinter Dir die Flügelthüren des ehemaligen Refectoriums geöffnet, was seiner ganzen Länge nach mit den lebensgroßen Bildern der alten Grafen von Montfort in schweren, goldenen Rahmen wie getäfelt ist; unter Dir, über ein Stückchen flachen Strandes weg, die endlose Wasserfläche, wo Du 10—12 Kähne und Fahrzeuge zugleich segeln siehst; denn hier ist die Fahrt anders belebt wie bei Meersburg, links der sehr reiche und städtisch elegante Marktflecken; tief im See ein Badehaus, zu dem ein äußerst zierlicher, schmaler Steg führt, der sich im Wasser spiegelt, und gleich dahinter ein Seebusen, voll Segel und Masten, ganz wie ein Hafen, aber ohne das unangenehme Gemäuer, und endlich rechts, nicht zweihundert Schritte vom Gasthofe, der Hauptpunkt, die herrliche Ruine Montfort, auf einer Landzunge, die schönste, die ich je gesehen habe, mit drei Thoren, zackichten Zinnen und einer dreifachen Reihe durch ihre Höhe und Tiefe ordentlich imponirender Fensternischen, in denen die herrlichste Stuccaturarbeit dem Winde und Regen noch zum Theil widerstanden hat und man sie so mit einem Male über die Nischen streifend wie eine grandiose Stickerei übersehen kann. Die Ruine ist als solche noch nicht alt, obwohl sonst ein sehr altes Gebäude. Vor fünfzig Jahren wohnte noch ein Schaffner darin, dann ward das Schloß zum Abbruch verkauft, und nachdem das Dach und die innern Mauern niedergerissen waren, kam ein Befehl von Stuttgart — es ist württembergische Domäne —, damit inne zu halten. Seitdem steht es nun in seiner verfallenden Pracht, und läßt sich nach und nach von den Wellen unterminiren, die schon viele Fuß tief in die Mauern gewühlt haben, und wenn man drinnen ist, wie unterirdisch brausen, weshalb auch ein Anschlag vor dem Hineingehen warnt; man thut's aber doch. Jetzt hat sich ein armer Blumenhändler mit Frau und Kind dort angesiedelt; in der nothdürftig hergestellten Pförtnerstube unter dem Thorgewölbe hockt die Familie zusammen, auf den Mauern und Basteien, wo nur ein Fleckchen Erde ist, steht alles voll Blumen in Beeten und Töpfen; aus einem der Kellerlöcher meckert eine Ziege, und ein halbes Dutzend weißer Kaninchen schlüpft zu den untern Fensternischen aus und ein. Du kannst Dir das Malerische des Ganzen nicht denken; es ist so romantisch, daß man es in einem Romane nicht brauchen könnte, weil es gar zu romanhaft klänge, und ein fremder Kaufmann, den wir gestern beim Figel trafen, und der geradeswegs aus dem südlichen Frankreich durch Italien und in letzter Station von Langenargen kam, war ganz entzückt davon und sagte, er könne es nur den schönsten Aussichten bei Genua und Neapel vergleichen. Auch ich kann Dir nicht sagen, wie klein und armselig mir seitdem die hiesige Landschaft vorkommt. Wenn Du mit Deinen Zöglingen übers Jahr kommst, versäume ja Langenargen nicht. Laßberg meint, in höchstens ein paar Jahren werde die Unterminirung vollendet sein, und an einem schönen Tage die ganze Ruine zusammenprasseln. Lieber Himmel, warum habe ich einen so schönen Tag ohne Dich genießen müssen!" (57 f.)

Es ließe sich auch manches leicht hingeworfene Porträt bekannter und unbekannter Menschenkinder aus diesen Briefen ausziehen. Daß Annette für die schwachen Seiten ihrer lieben Mitmenschen einen besonders scharfen Blick

besaß, gibt den flüchtigen Skizzen meist einen leicht satirischen Zug. Eine häufige Erwähnung findet Freiligrath in den Briefen Annettens; man erfährt, wie eine Begegnung mit ihm am Rheine geplant war und doch nicht zu stande kam, wie die Dichterin sich um ihn, seine finanziellen Verhältnisse u. s. w. sorgte und bemühte. Wir müssen jedoch an dieser Stelle darauf verzichten, auf dieses und auf andere literarische Verhältnisse näher einzugehen, um auf die schriftstellerische Thätigkeit Annettens selbst während dieser Jahre zu kommen. Wie durch Schückings Anregung auf der Meersburg hauptsächlich die „Gedichte" niedergeschrieben wurden, so ist es auch Schücking, der ihnen einen Verleger verschaffen muß. Durch Schücking überhaupt wird Annette in die eigentliche große literarische Welt und Oeffentlichkeit eingeführt. In dieser Beziehung ist es interessant, die Entwicklung der Dinge zu vergleichen, einerseits wie auf Schlüters Bemühen der Druck der größeren Erzählungen durch Hüffer in Münster — andererseits auf Schückings Betreiben die Veröffentlichung der Gedichte durch Cotta zu stande kam. Als es sich um letztere handelte, mußte der Vertrag mit Hüffer vorerst geregelt sein, wobei sich dann herausstellte, daß von den 500 gedruckten 328 verkauft waren (338), so daß also Annette einen Rest von 172 selbst zurückkaufen mußte. Schücking hatte dagegen die Vorsicht gebraucht, das literarische Publikum erst nachdrücklich auf die Dichterin aufmerksam zu machen, indem er nicht bloß einzelne Gedichte, sondern auch vor allem die „Judenbuche" im „Morgenblatt" veröffentlichte, wovon die Dichterin zwar anfänglich ziemlich gering dachte, dann aber doch durch den Erfolg eines Bessern belehrt wurde.

Als Annette die Novelle zum erstenmal stückweise in der Zeitung las, schrieb sie an den Freund:

„Ich finde, daß sich meine gedruckte Prosa recht gut macht, besser und origineller als die Poesie, aber anders wie ich mir gedacht, und Dein früheres Urtheil hat sich, im Gegensatz zu dem meinigen, bestätigt. Der Dialog — dem ich jetzt einsehe durch Betonung beim Vorlesen sehr nachgeholfen zu haben — ist gut, aber doch unter meiner Erwartung und keineswegs außerordentlich; dagegen meine eigenen Gedanken und Wendungen, im erzählenden Stile, weit origineller und frappanter, als ich sie früher angeschlagen, und ich hoffe darin mit einiger Uebung bald den Besten gleich zu stehn — wenigstens nach m e i n e m Geschmack, der freilich immer ein Privatgeschmack bleibt, aber übrigens mir nicht schmeichelt und nur mit dem zufrieden sein wird, was ihn auch bei andern völlig befriedigen würde. Lachst Du mich aus, impertinenter Schlingel? Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Es wird doch etwas Tüchtiges aus mir. Aber Du mußt zuweilen per Feder nachschieben — weiß der Henker, was Du für eine inspirirende Macht über mich hast; seit ich bei diesem Briefe sitze, brennt's mich ordentlich in den Fingern, sobald das Siegel darauf ist, wie eine hungrige Löwin über die mir zugewiesenen Stoffe — Deutschland im 19. Jahrhundert — herzufallen, und dann meine ich, müsse es nur so in einem Strome fortgehen: Gedichte, Lyrisches, Balladen, Drama, was weiß ich alles, — das leibhaftige Eiermädchen! Wärst Du noch hier, mein Buch wäre längst fertig" (49).

Am 25. Mai 1842 schreibt sie über denselben Gegenstand weiter: „Im Museum war ich seit einigen Tagen nicht, bis dahin war meine Judenbuche

beendigt, von der ich nur das im vorigen Briefe Gesagte wiederholen kann, nämlich, daß ich den Effect fand, wo ich ihn nicht suchte, und umgekehrt, das Ganze aber sich gut macht. Es ist mir eine Lehre für die Zukunft und mir viel werth, die Wirkung des Drucks kennen gelernt zu haben. Gestrichen hat man mir nur einmal ein paar Zeilen, nämlich das zweite Verhör ein wenig abgekürzt; wenn Du es nicht schon gethan hattest, worüber ich ungewiß bin. Zuerst war ich zornig, grimmig wie eine wilde Katze, und brauste im Sturmschritt nach Deisendorf; auf dem Rückwege war ich aber schon abgekühlt, und gab dem Operateur — Hauff, Dir oder gar mir selbst — recht; sonst ist Wort für Wort abgedruckt. Unmittelbar hinterdrein erschien ‚Die Judenstadt in Prag‘ von Kohl. Ich erschrak und dachte, es sei eine gute Erzählung, mit der man die Leser für meine schlechte entschädigen wolle; statt dessen war es aber ein meiner Geschichte gleichsam angereihter Aufsatz über die Stellung der Juden überall und namentlich in Prag. Jetzt schien mir eher etwas Günstiges darin zu liegen, als ob man das Interesse der Leser durch meine Judenbuche für diesen Gegenstand angeregt glaube; habe ich recht oder nicht? Auch die Bilder ‚aus dem Soldatenleben im Frieden‘ fangen wieder an, sich fortzuspinnen. Poetisches? Sehr schlechte deutsche Lieder von Knapp und ein Gedicht von Freiligrath; den Titel habe ich leider vergessen, es hat mir aber durchaus nicht gefallen. Der Held aus der Reformationszeit, ich glaube Ulrich von Hutten, würfelt auf einer Felsplatte mit Felsblöcken, wo jetzt ein Bad steht, und auch die Würfel klingen; der Refrain: ‚Ich hab's gewagt‘, zuweilen ziemlich bei den Haaren herbeigezogen; von Dir oder mir noch keine Zeile.“

Bald sah Annette auch ein, wie sehr im Recht Schücking mit seiner „Morgenblatt“-Idee gewesen war:

„Ruf, oder wie Du es lieber nennst, bekomme ich doch, dessen bin ich jetzt sicher, denn ich habe ihn schon zum Theil, dank dem von mir so verachteten Morgenblatt, und es ist mir seit Deiner Abreise in dieser Hinsicht viel Angenehmes passirt. Daß Wessenberg nach Meersburg gekommen ist, eigens meinetwegen, wie er selbst an Laßberg schrieb, habe ich Dir schon früher gesagt, aber auch Bothe, der bekannte Herausgeber der Klassiker, hat einen förmlich exaltirten Brief an Laßberg geschrieben, worin es fortwährend heißt: diese objective Anschauung, diese Naivetät und Innigkeit, diese Kraft der Sprache, diese Lebendigkeit der Darstellung, fern von aller Manier ꝛc.; doch ich fürchte, Dir auch dieses schon einmal abgeschrieben zu haben. Was Du aber sicher noch nicht weißt, da ich Dir seitdem noch nicht geschrieben, ist, daß, wie ich in Münster gehört, eine Kritik über meine Judenbuche in der ‚Revue‘ stehen soll, wo sie dem Besten, was Immermann in seinem Münchhausen geleistet, an die Seite gestellt wird; selber gelesen habe ich sie nicht. (Sie ist doch nicht am Ende von meinem kleinen Jungen? Ich bin verhenkert mißtrauisch in solchen Dingen.) Ferner hat mich auch Pfeiffer in Stuttgart aufgesucht, nachdem er sich vorher durch Schott die Erlaubniß dazu erbeten, und Simrock, mein alter Feind, hat mir nun vollends die unerwartetste Ehre angethan, indem er, während meiner Anwesenheit in Bonn verreist und erst am Vorabend meiner Abreise zurückkommend, mir durch seine Frau schreiben ließ, daß er so dringend wünsche,

meine Bekanntschaft zu machen, daß, falls ich mit dem frühesten Dampfboot reise, er, obwohl er schon am Abend wieder in Koblenz sein müsse, mich doch bis Düsseldorf begleiten wolle. Ich mußte dies ablehnen und ging statt dessen gleich zu Simrocks, wo ich Ursache hatte, mit meiner Aufnahme vollkommen zufrieden zu sein, und Simrock mir, als auf meine Judenbuche die Rede kam und ich sagte, sie sei nur ein Bruchstück eines größern Werks, dessen Inhalt ich andeutete, äußerte — wie es schien, mit großem Ernste —, er sei überzeugt, daß ich in diesem Genre das Beste leisten würde, was sich nur leisten ließ. Ich muß Dich aber ernstlich bitten, nichts hierüber an Freiligrath zu schreiben, Du würdest mich doch ungern lächerlich machen? Und dies Ausposaunen einzelner Schmeicheleien müßte mir nothwendig einen miserabeln, kleinlichen Anstrich bei ihm geben und könnte auch Simrock verdrießen und seine alte Aversion wieder herbeiführen. Aber kurz, Du siehst, liebes Herz, daß ich Cottas wenigstens nicht so dringend und augenblicklich bedarf, um in ein gutes Gleis zu kommen, und die Bornstedt das Nachschieben jetzt unendlich nöthiger hat" (108).

Sogar bis in ihre Heimat drang jetzt ihr Ruhm: „Die Judenbuche hat endlich auch hier das Eis gebrochen und meine sämtlichen Gegner zum Uebertritt bewogen, so daß ich des Andrängens fast keinen Rath weiß und meine Mama anfängt, ganz stolz auf mich zu werden. O tempora, o mores! Bin ich denn wirklich jetzt besser und klüger wie vorher?" (145.)

Auch andere Verleger bewarben sich um Beiträge Annettens. „Der Buchhändlerbrief ist nämlich angekommen und war wirklich ein solcher von der Compagnie Velhagen & Klasing, und bereits vom 5. April datirt. Da er kurz ist, schreibe ich ihn ab, damit Du den Grad ihres guten Willens, in literarischer und pecuniärer Hinsicht, selbst abmessen kannst. ‚Ew. Hochwohlgeb. vor einigen Jahren erschienene Gedichtsammlung erregte schon damals unsere höchste Aufmerksamkeit, und zwar nicht bloß als Product eines vaterländischen, sondern überhaupt sehr bedeutenden dichterischen Talentes. Die Absicht, welche beim Lesen des Bändchens in uns aufstieg, der Verfasserin die Gefühle der Freude und des Dankes für so viel Genuß auszusprechen, kam im Drange der Geschäfte nicht zur Ausführung, wurde aber jetzt beim Lesen Ihres Gedichts an die Weltverbesserer, welches im Morgenblatt sowie in der Kölnischen Zeitung stand, wieder angeregt. Sollten Sie, hochgeehrteste Dame, für fernere literarische Productionen unsere Dienste als Verleger annehmen wollen, so würden wir uns dadurch geehrt fühlen. Vielleicht darf dieses Anerbieten mit einigem Rechte den Charakter der Uneigennützigkeit ansprechen, da Gedichtsammlungen wohl nur in den seltensten Fällen zu den gewinntragenden buchhändlerischen Unternehmen gezählt werden können. Hier mindestens ist das Motiv persönlicher Genugthuung dasjenige, welches uns geleitet hat. Genehmigen Sie, hochgeehrteste Dame, die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung, mit der wir verharren Ew. Hochw. gehorsamste Velhagen & Klasing.' Was sagst Du dazu? Fürs erste: Ist die Buchhandlung reell und von gehöriger Ausbreitung? Viel zahlen scheint sie nicht zu wollen, am liebsten gar nichts. Und wie steht's eigentlich mit dem Cotta? Du mußt nach dem Gespräche mit ihm und Hauff dieses so ziemlich wissen oder mindestens ahnden, nämlich, ob ihm meine bereits ein-

gesandten Gedichte nebst denen aus dem ‚Malerischen und Romantischen‘, ‚Kölner Dom‘, ‚Musenalmanach‘ — so gut gefallen haben, daß er, wenn das Ganze ihnen entspricht, wohl zur Annahme geneigt wäre, oder ob er umgekehrt hierauf noch nichts gibt und ganz andere Zeichen und Wunder erwartet, in welchem Falle man die Sache für abgemacht ansehen müßte, da Du selbst jene Gedichte ja als die besseren ausgelesen hast und ich auch wohl nie eine schönere Ballade machen werde als den Grafen von Thal, den Erzbischof Engelbert von Köln, den Geierpfiff und das Second Sight. Schreib mir doch, ich bitte, ganz offen hierüber; Du weißt, dieses ist nicht meine Achillesferse“ (68).

Neben solchen Zeichen des Erfolgs stoßen wir auch wieder auf Aeußerungen der Befürchtung: „Sie schreiben mir, Hauff habe behauptet, die Judenbuche sei von Ihnen, folglich ist die Rede von mir und ohne Zweifel auch von meinen Gedichten und meiner Absicht, sie Cotta anzubieten, gewesen. Warum schreiben Sie mir nichts Näheres darüber? Ich begreife dieses nicht; günstige Aeußerungen würden Sie sich gewiß eine Freude gemacht haben mir mitzutheilen, und ungünstige mir ebenso wenig vorenthalten haben, da Sie mich doch gewiß nicht der Demüthigung einer abschlägigen Antwort oder ebenso demüthigenden schlechten Bedingungen aussetzen wollen, während mir doch jetzt, gottlob! hoffentlich viele Buchhandlungen Deutschlands offen stehen“ (212).

Viel Mühe kostete Annette die endgiltige Abschrift der Gedichte für den Druck, deren Fortschreiten wir in den Briefen verfolgen können. So heißt es einmal: „Mein treuloser Abschreiber hat sich so lange in den Ferien verlustirt, daß ich ihn in Münster nur noch einen Tag habe packen können; um Pfingsten kommt er aber auf 8—14 Tage nach Rüschhaus, und von da an bin ich jede Stunde bereit, meine Künste auf dem schlaffen Seil zu produciren. ‚Ei, was werden die Leute die Augen aufreißen, was der Schelmuffsky für ein braver Kerl ist!‘ Uebrigens erwarte ich, ernstlich gesprochen, keinen so schlagenden Erfolg, wie Ihre Liebe Ihnen vorspiegelt; zuvörderst keinen schnellen, ich muß Zeit haben und mich, wie andere schlechte Poeten, mit der Nachwelt trösten. Ich wollte, wir könnten unsern Nachruhm wie einen Pfauenschweif hinter uns ausbreiten und beäugeln; aber da würde freilich mancher einen traurigen Gänseschwanz zu sehen bekommen, oder gar nichts“ (189).

Am 26. Juni 1843 konnte sie melden: „Die Abschrift meiner Gedichte ist fast fertig, alles mit meiner eigenen Pfote. Die Interpunctionen? Kyrie eleison! Da muß der Corrector nachhelfen. Aber mit dem Abschreiber, das war nichts. Der eine ließ mir z. B. die Thränen in ‚den Winter‘ steigen und die ‚Räder‘ bellen“ (212).

Dazwischen waren zu dem Meersburger Grundstock noch andere Zugaben gekommen, die Abschrift aber am 14. December 1843 immer nur erst „bald fertig“. Endlich, am 8. Januar, kann sie die beendigte Abschrift ihrem Schwager zur Durchsicht und am 17. Januar 1844 dem Freunde nach Augsburg zum Druck übergeben. Ehe letzteres jedoch geschah, schrieb sie eine ernste Verwarnung an Schücking, die sowohl für den Charakter Annettens als ihres Verhältnisses zum Freund überaus bezeichnend ist. „Sie sehn, Levin, ich möchte gern alles für Sie thun, was ich kann; nun geben Sie mir dagegen aber auch

ein Versprechen, und zwar ein ernstes, unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß Sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen. Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde gerade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, aber es Ihnen nie vergeben und einer innern Erkältung nicht vorbeugen können. Habe ich bei Ihrem ‚romantischen und malerischen Westfalen' über manches weggesehen, so traten dort Umstände ein, die besondere Berücksichtigung verlangten: wir waren uns noch um vieles fremder; Sie ein angehender Schriftsteller in unbequemen Verhältnissen, der seine ganze Hoffnung auf diese Arbeit setzte, hatten mich um diese Balladen gebeten — von den prosaischen Notizen spreche ich nicht, das waren eben nur Notizen zu beliebigem Gebrauch — und waren nun, sobald sie Ihnen mißfielen, in der verzweifelten Lage, aus Höflichkeit mit blutendem Herzen Ihr eigenes Werk, nach Ihrer Ansicht, verderben zu müssen. Fühlen Sie nicht, daß, sobald ich dieses einsah, meine Lage noch viel epinöser war als die Ihrige und ich meinen Schultern um keinen Preis eine solche Verantwortung aufladen durfte? Sie können also keine Parallele von damals zu jetzt ziehen, und wenn Sie es dennoch thun, so täuschen Sie sich auf eine für unser so liebes und fruchtbringendes Verhältniß höchst traurige Art. Haben Sie mir aber Ihr Ehrenwort gegeben, so stelle ich Ihnen alles mit dem vollsten Vertrauen zu und will Ihnen dann die Sache möglichst erleichtern. Sie mögen mir nämlich, da ich sämtliche corrigirte Brouillons bewahrt habe, nur Gedicht, Strophe und Zeile bezeichnen, wo Sie Veränderungen durchaus nöthig finden — eine Arbeit, die sich beim Durchlesen auf einem zur Seite liegenden Blatte schnell und leicht macht —, und ich schicke Ihnen dann mit der nächsten Post wo möglich mehrere Lesarten zur Auswahl. Diese Correcturen dürfen aber nicht von Ihrer Hand gemacht werden, d. h. im Manuscript, was Cotta geschickt wird, sondern eine fremde muß es thun. Den Grund begreifen Sie: hat Hauff seinen Glauben an meine Charlatanerie so weit getrieben, Ihnen meine Judenbuche zuzuschreiben, so würde er hiernach keinen Augenblick zweifeln, daß Sie meine Gedichte erst durcharbeiten, eh sie sich dürfen sehen lassen, und einen so kränkenden, und wie Sie am besten wissen, so durchaus ungerechten Argwohn werden Sie doch nicht auf Ihr Mütterchen bringen wollen. Es mag mir mitunter schaden, daß ich so starr meinen Weg gehe und nicht die kleinste Pfauenfeder in meinem Krähenpelz leide; aber dennoch wünschte ich, dies würde anerkannt. Es wäre mir deshalb lieb, Sie könnten Kolb, der ja doch so oft zu Ihnen kommt, auf eine ungezwungene Weise meine eingeschickten Varianten zeigen; sonst bleibt es doch immer verdächtig, daß eine fremde Hand darüber her gewesen ist" (235).

In den nun folgenden Briefen mit den wirklichen Correcturvorschlägen und Varianten lernt man Annettens Schaffensweise auf die leichteste Weise kennen. Leider müssen wir es uns versagen, die sehr umfänglichen Brieftheile hier anzuführen, und dürfen nur einige Stichproben bringen.

Die Aufmerksamkeit der Dichterin erstreckt sich auf alles. „Kleckse sind genug auf dem Manuscript — es ist so viel umhergeschleppt! Correcturen

noch mehr: besser so bunt wie eine Elster als schlechtes Zeug stehen lassen. Wollen Sie die Gedichte anders ordnen, so steht dies bei Ihnen; Sie werden es aber schwieriger finden, als Sie denken. Ich habe sie auf hunderterleiweise durcheinander probirt, und immer wurden die Nachbarn zu ungleich oder zu ähnlich, oder es trafen zwei gleiche Versmaße zusammen; wie es jetzt ist, geschieht, wie mich dünkt, jedem noch am ersten sein Recht. Zuerst hatte ich die Gedichte an und über Verstorbene zusammen rangirt, es nahm sich aber greulich monoton und trübselig aus; man hätte denken sollen, sie seien die schlechtesten im ganzen Buche, während sie doch alle zu den bessern gehören. Ich fürchte, mit den Zeitbildern ist's derselbe Fall ..., vielleicht sogar mit ‚Fels, Wald und See'; wenigstens nehmen sich die ‚Vermischten Gedichte' unendlich besser aus und sind doch an sich nicht schöner; aber ich merke leider selbst, daß ich über ähnliche Gegenstände auch immer in ähnlichem Tone schreibe und deshalb kein Zusammenstellen vertragen kann. Hätte ich jede Abtheilung in e i n e m Anlauf gemacht wie die ‚Heidebilder', so wäre mir dies nicht passirt; ich hätte es gemerkt und ihm vorgebaut. Nun habe ich alles ohne Plan durcheinander gemacht, und wenn recht Fremdartiges dazwischen lag, gemeint, Gott weiß wie neu zu sein, und es war doch zuweilen nur das Echo eines alten, halbvergeßnen Gedichts, das in der Kommode lag" (245).

Wie genau sie es mit den Correcturen nahm, mögen die Bemerkungen zu e i n e m Gedichte, dem zweiten der neuen Sammlung, zeigen.

„... 6. S t a d t u n d D o m. Strophe 1 ist ‚der Liederklänge Frohn' so ganz im Anfange allerdings verkehrt und eine Vorausnahme der späteren Stimmung; denn wenn auch jeder glaubt, ehrenhalber dazu frohnen zu müssen, um ‚seinem Herzen das Diplom' zu sichern, so war doch an dieser Stelle das Gedicht noch weit von dieser Enttäuschung entfernt. Setzen Sie: ‚Und wer die Liederklänge schon' oder ‚Die Liederklänge wer, die schon den Nachhall (das Echo) dieses Rufs ergänzt?' Ferner: Str. 2 habe ich die bereis angekommenen, sich fast erdrückenden Proviantschiffe — wie dies bei Hamburg wirklich der Fall gewesen, wo man die Lebensmittel, wie es heißt, hat endlich in den Strom werfen müssen, der Fäulung halber — wollen ‚Mast an Mast ragen' lassen, doch macht's mir nichts aus, wenn sie statt dessen ‚ziehen' oder ‚kommen'. Str. 4 ist wahrscheinlich durch verkehrte Interpunction undeutlich geworden; es heißt: ‚O werthe Einheit, bist Du Eins? [Eigentlich hier kein Fragezeichen, sondern nur Komma oder desgleichen, als nach einem Vordersatz; aber ein Fragezeichen macht es vielleicht verständlicher. Wie es Ihnen am besten scheint.] Der Lorbeerkron', des Heil'genscheins, Wer steht dann würdiger als Du, Gesegnete, auf deutschem Grund! Du trägst den goldnen (Schlüssel) zu des Himmels Hort in Deinem Bund!' Ich denke, so ist's nicht unverständlich; in schlichter Prosa: Werthe Einheit, wenn Du wirklich Eins bist, wer stände dann auf deutschem Grunde würdiger der Lorbeerkrone und des Heiligenscheins als Du rc." (253).

Später heißt es:

„Mir ist derweil auch noch eine Variante für eine anstößige Stelle der ‚Stadt und Doms' eingefallen, die mir allgemeiner verständlich scheint: ‚O

werthe Einheit, bist du Eins, — Wer stände dann des Heil'genscheins, Des Kranzes würdiger als du, Gesegnete, auf deutschem Grund! ꝛc.'; ist das nicht besser? Wahrscheinlich fallen mir noch andere Aushilfen gegen Ihre Seelenschmerzen über meine Mängel ein; ich war diesen Morgen zu bedrängt und eilig und mußte recht eigentlich aus dem Aermel schütteln. Manches, was mir — und auch den bisher Befragten — verständlich schien, hat doch in Ihnen zu sehr den Repräsentanten einer zu großen und achtbaren Gegenpartei zu respectiren, als daß ich nicht eine Klarmachung wenigstens ernstlich versuchen sollte. Nur müssen Sie berücksichtigen, wie schwer dies ist, — zehnmal schwerer als ganz neu. . . ." (264).

Am 4. März kommt sie ein drittes Mal auf das Gedicht zurück, in welchem Schücking trotz allem noch zwei Aenderungen angebracht hatte:

„Mit den beiden Veränderungen in ‚Stadt und Dom' bin ich schon deshalb zufrieden, weil mein Einspruch gewiß zu spät gekommen wäre, da der bewußte erste Druckbogen dies Gedicht unfehlbar enthielt; auch mag ‚Weltensinn' statt ‚Weltsinn' (irdischer Sinn), ein Ausdruck, der mindestens in religiösen Schriften oft vorkommt, mehr als gewagt, nämlich geradezu unverständlich sein. Mir schien's selbst halbwegs so, und der ‚irdische Sinn' hat schon mal dagestanden; aber mein Bruder und Consorten stimmten für den weichern Vers, da ihnen als frommen Leuten der ‚Weltsinn' sehr bekannt war und sie der allerdings mehr freisinnigen als praktischen Ansicht waren, auf eine Handvoll Buchstaben komme es nicht an, wenn jeder doch merke, was die Glocke geschlagen: so ließ ich's gut sein und lasse es jetzt besser sein. Dem Niagara hätte ich jetzt aber wohl einen andern Remplaçanten als ‚wie ein gewalt'ger Wogenschwall' gegeben. Die Zeit ist soeben ein ‚Strom' genannt, und nun gleich darauf ein Wogenschwall, das ist eine matte Wiederholung, ein Pleonasmus und keine Vergleichung, wie der Niagara doch sein sollte; etwa als wenn man sagt: ‚Der Aafluß fließt einem trägen Flusse gleich.' Ich würde, wäre ich zur Hand gewesen, entweder einen ganz andern Vergleich gesucht oder vielleicht gesagt haben: ‚Es ist ein Zug, es ist ein Schall, Ein ungemess'ner Wogenschwall'; so wäre es nur eine Erweiterung des alten Bildes gewesen, kein Anspruch auf ein neues, das nicht da ist. Doch macht es nicht viel aus und wird dem Gedicht nicht schaden."

Trotz der Schwierigkeit der Arbeit zürnt sie dem Freunde nicht, wenn er mit immer neuen Bedenken kommt:

„Ueberhaupt hätten Sie, mein braves, kleines Pferdchen, dieses Mal nur mehr Courage haben und mir ihre fernern ‚rechtlichen Bedenken' nur kecklich fürtragen sollen, hilft's nicht immer, so hilft's doch zuweilen, und hätte mir noch wohl einigen Vortheil und meinem guten Jungen, dem mein Ansehen fast so lieb ist wie sein eigenes, noch eine oder die andere Herzenserleichterung gebracht. Jetzt wird's wohl zu spät sein, sonst nähme ich Ihre Gutachten noch gern entgegen. Sie dürfen's mir nur nicht übel nehmen, wenn ich nicht mehr davon verwende, als mir selber in den Kopf gehen will. Aber es ist immer sehr gut, eine Sache von mehreren Seiten zu betrachten, besonders wenn man durch zu öfteres Ueberlesen stumpf geworden ist; deshalb ist auch das Corrigiren so

schwer, weil der alte Gedanke immer wieder kommt. Sie müssen nur genauer angeben; Ihr ‚ist mir undeutlich‘ mag Ihnen ganz deutlich sein, gibt mir aber, wenn's zuweilen ganze Strophen betrifft, nur gar geringe Anleitung, wenn ich gar nicht ahne, wo das Undeutliche steckt, und ich würde oft Ihrer Absicht sehr schlecht entsprechen, wenn ich eins mit dem andern todtschlüge, während Ihnen nur ein einzelner Ausdruck anstößig war.“

Ob Schücking sich dennoch über ihre Hartnäckigkeit beklagte? Im Brief vom 6. Februar 1844 heißt es nach einer neuen Aufzählung von Varianten: „So wären ja wohl die ärgsten Steine schon beseitigt, wenn Sie dazu nehmen, was der vorige Brief schon nachgibt; notiren Sie sich's nur ja zusammen, damit die corpora delicti nicht durch Ihr eigenes Versehen über der Erde bleiben. Sie denken wohl, ich sei heute Abend nicht nur besonders erleuchtet, sondern auch ungewöhnlich guten Willens. Ja, lieb Kind, das bin ich auch; ich habe meinem armen, guten Jungen weh gethan, und zwar gerade, wie er so froh war, mir eine Freude gemacht zu haben; das kann ich mir nicht vergeben. Hochmüthig wäre ich? Gewiß nicht, wo ich mich im Unrecht fühle; das ist eine so niedrige und grausame Art von Hochmuth, daß ich deren gottlob! nicht fähig bin. Benutzen Sie diese gute Stimmung, Levin, und schicken noch mehr rechtliche Bedenken ein, wenn's nicht zu spät ist; wo mir Veränderung nicht geradezu Verschlimmerung scheint, werde ich Sie zu befriedigen suchen, Sie haben's wohl um mich verdient.“

Nach den nöthigen Verhandlungen mit Hüffer, dem Verleger der ersten Gedichtsammlung, zogen endlich die Gedichte in der Cottaschen Ausgabe hinaus, um zugleich „mit dem ‚Glaubensbekenntniß‘ Freiligraths und den ‚Neuen Gedichten‘ von Heine die Welt zu beschäftigen“ (318). Wie sie sich diese Welt langsam aber sicher und wahrscheinlich auch dauernd erobert haben, gehört nicht mehr in diese Blätter. Es ist überhaupt höchste Zeit, diese unsere Darlegungen zu beenden. Sie werden hoffentlich ihren Hauptzweck erfüllt und dargethan haben, wie wir auch in diesen neuen Briefen wieder hochinteressante Einblicke thun in das Leben, Streben und Schaffen Annettens. Die ganze reiche Ausbeute an Einzelnotizen kann nur bei einer neuen Auflage der Biographie und der „Werke“ ihrer Tragweite und Bedeutung nach verwendet werden.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Katholisches Kirchenrecht. Von **Franz Heiner**, Doctor der Theologie und des canonischen Rechts, o. ö. Professor des Kirchenrechts an der theologischen Facultät der Universität Freiburg i. Br. 2 Bde. XIV, 391 u. IX, 438 S. gr. 8⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1893 u. 1894. Preis *M.* 7.60.

Herr Professor Heiner in Freiburg, der die canonistische Literatur bereits mit mehreren recht brauchbaren Monographien bereichert hat, bietet in dem vorliegenden Werke eine Gesamtdarstellung des katholischen Kirchenrechts. Dieselbe bildet einen Bestandtheil der wissenschaftlichen Handbibliothek theologischer Lehrbücher, welche bei Schöningh in Paderborn erscheint. Damit ist Zweck und Richtung des Buches bestimmt. Gleichzeitig war das Absehen des Verfassers bei Veröffentlichung seines Werkes darauf gerichtet, daß er seinen Zuhörern ein gedrucktes Lehrbuch als Grundlage für die Vorlesungen in die Hand geben könne. Man wird das dem letztgenannten Zweck zu Grunde liegende Princip nur billigen können, wenn es sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß die Anforderungen an ein „Lehrbuch" und an ein „Handbuch" für die spätere Berufsstellung der Geistlichen manchmal in einem gewissen Gegensatze sich befinden, der sich nicht immer leicht ausgleichen läßt. Wir geben übrigens gerne zu, daß der Verfasser das schwierige Problem im großen und ganzen glücklich gelöst hat. Wenn es vielleicht bei einigen Fragen scheinen möchte, es sei dem Lehrbuch in dem Kleindruck zu viel Ballast beigegeben worden, so dürfte die Erklärung wohl in der vom Verfasser betonten „stiefmütterlichen" Behandlung des Kirchenrechts liegen, die bei knapp zugemessener Zeit dazu nöthigt, einzelne Fragen dem Privatstudium zu überlassen und zur bessern Orientirung ein Privatissimum im Kleindruck beizufügen.

Die allgemeinen Normen, durch welche der Verfasser sich leiten ließ, werden gewiß in weiten Kreisen Zustimmung finden; damit wollen wir nicht in Abrede stellen, daß er sich auf manchen Widerspruch gefaßt machen muß, und einzelne Wünsche dürften auch wohlwollende Freunde des Buches nicht erfüllt sehen. Wir unsererseits können es nur billigen, wenn der Verfasser „eine rein juristische Construction" des Kirchenrechts ablehnt. Der entscheidende Grund dafür ist nicht allein der vielfach dogmatische Gehalt des Kirchenrechts, sondern ebenso der weitere Umstand, daß manche deutsche Schriftsteller in ihrer sogenannten „juristi-

schen Construction" von philosophisch unhaltbaren Voraussetzungen ausgehen, über die juristische Construction vielfach im unklaren sind und darunter eine gewisse schablonenhafte Behandlung des Kirchenrechts verstehen nach den gegenwärtig auf dem Gebiet des Civilrechts gangbaren Anschauungen. Darin können wir für das Kirchenrecht keinen besondern Gewinn erblicken. Ob übrigens der Verfasser für einen Institutionencurs nicht zu viel aus dem dogmatischen Tractat von der Kirche herübergenommen, wollen wir damit nicht entscheiden. Desgleichen ist es für ein Lehrbuch gewiß erwünscht, Literaturangaben und Noten auf ein bescheidenes Maß zu beschränken. Das deutsche Notenmeer, um nicht zu sagen Notenwust, über dem eine Linie Text dahinschwimmt, ist gewiß kein Ideal für ein Lehrbuch, und wir sind vielmehr der Ansicht, daß hinter dieser gewaltigen Gelehrsamkeit manchmal nur eine mangelhafte Verarbeitung des Stoffes sich verbirgt. Dennoch möchten wir wünschen, daß der Verfasser bei einer neuen Auflage den Notenapparat gleichmäßiger und nicht selten etwas eingehender bearbeitete. Die Rücksicht auf den anerkannten Grundsatz: Sine lege loqui erubescimus, und auf strebsame Zuhörer und Leser verdient gewiß eher Beachtung als die bescheidenen Wünsche gar zu hausbackener Praktiker. Wenn wir endlich noch den correcten kirchlichen Standpunkt des Verfassers und den warmen frischen Ton, der im ganzen Buche herrscht, rühmend anerkennen, so glauben wir das Werk im allgemeinen hinlänglich charakterisirt zu haben.

Die beiden handlichen Bände, welche für die Vorlesungen von zwei Semestern bestimmt sind, eröffnet eine ziemlich ausführliche „Einleitung". Dieselbe zerfällt in zwei Theile, wovon der erste die „allgemeine Einleitung" mit den nothwendigen Vorbegriffen, der zweite die „specielle Einleitung" oder die Lehre von den „Quellen des Kirchenrechts" enthält. Letztere kommen in zwei besondern Abtheilungen zur Darstellung, zunächst die „materiellen Quellen des Kirchenrechts", sodann die „formellen Quellen des Kirchenrechts". Obwohl wir die hier beliebte Eintheilung der Quellen in materielle und formelle sowie die auch sonst wohl vorkommende Gliederung desselben Stoffes in „Theorie und Geschichte der Quellen" nicht gerade als die beste bezeichnen möchten, so müssen wir um so mehr es durchaus billigen, daß der Verfasser mit der bisher in Deutschland vielfach üblichen Methode gebrochen und dem Naturrecht wieder unter den Quellen des Kirchenrechts den gebührenden Platz angewiesen hat. Wir zweifeln nicht, daß ihm dieses Vorgehen manchen Tadel einbringen wird. Allein hochtrabende Redensarten werden für Fachmänner die ungenügende philosophische Bildung der Gegner in dieser Frage nicht verdecken und nur den oben aufgestellten Satz bekräftigen, daß die kirchenrechtliche Wissenschaft in Deutschland bei der Annahme von civilistischen Theorien nicht immer gerade glücklich war.

Wenn wir in den Aufstellungen über den Werth des Naturrechts als Quelle des Kirchenrechts mit dem Verfasser unbedingt übereinstimmen, so können wir seiner Concordatstheorie nicht ungetheilten Beifall spenden. Wir glauben, daß der Verfasser eine zu allgemeine rigoristische Vertragstheorie vertritt. Ohne Zweifel gibt es manche Concordatsartikel, welche reines Vertragsrecht enthalten; ja es gibt gewisse Concordate, welche einfachhin zweiseitige Verträge sind, wie

die Convention Ferdinands II. mit Urban VIII., welche Nussi anführt. Ebenso geht es gewiß zu weit, ordinarie et regulariter in allen Concordaten, wie sie thatsächlich geschlossen wurden, nur päpstliche Privilegien zu erblicken. Gibt es ja eine ganze Reihe von Artikeln in den Concordaten, wo die Kirche durchaus kein Privileg verleiht, sondern im Gegentheil die Zusicherung des Rechtsschutzes auf einen neuen Titel hin empfängt. Wir machen nur auf den ersten Artikel des spanischen Concordats vom Jahre 1850 aufmerksam, sowie auf das portugiesische Concordat, das im Jahre 1288 abgeschlossen wurde. Trotz alledem sind wir der Ansicht, daß der Verfasser die Privilegien in den Concordaten zu sehr beschränkt und strenges Vertragsrecht auch da findet, wo nur ein Privileg vorliegt. Täuschen wir uns nicht, so hängt das mit einer Begriffsbestimmung der gemischten Angelegenheiten zusammen, die vielleicht nicht unbedingt acceptirt werden kann. So ist, um nur einen Punkt zu erwähnen, die „Circumscription der Diöcesen" durchaus nicht im strengen Sinne des Wortes eine gemischte Angelegenheit. Ueberhaupt müßten wir S. 64 ff. verschiedene Argumente und Sätze beanstanden.

Auf die „Einleitung" läßt sodann der Verfasser im „ersten Buch" die Fragen über „die Verfassung der Kirche" folgen, wobei der erste Theil zunächst „die Grundlage der Verfassung", der zweite Theil „Ausbau und Gliederung der Verfassung" enthält, endlich der dritte Theil „die Kirche in Beziehung zu andern Gemeinschaften" betrachtet, besonders zum Staat und dann auch zu andern religiösen Gemeinschaften. Damit kommt der erste Band zum Abschluß.

Das „zweite Buch", welches mit dem „zweiten Band" zusammenfällt, entwickelt die Lehre von der „Regierung der Kirche". An der Spitze steht im ersten Theil „die Verwaltung der kirchlichen Gerichtsbarkeit", welche in drei Abschnitten „kirchliches Gerichtsverfahren", „die kirchlichen Strafen", „die vom Rechte mit Strafen belegten Vergehen" behandelt. Darauf folgt im zweiten Theil „die Verwaltung der kirchlichen Aemter oder Beneficien"; im dritten Theil findet sich „die Verwaltung der Lehre, der Gnadenmittel und des Cultus", an welche sich im vierten Theile „die Verwaltung der kirchlichen Vereine" anschließt. Der fünfte und letzte Theil behandelt eingehend „die Verwaltung des Kirchenvermögens". Dies ist in kurzen Worten der reiche, übersichtlich und klar gruppirte Inhalt des Werkes. Kommt dazu ein frischer und klarer Vortrag des Professors, der den gebotenen Stoff nicht etwa bloß mit andern Worten wiedergibt, sondern wirklich erklärt, eingehender begründet und weiter ausführt, so dürfte das Werk in hohem Grade seinen Zweck erreichen, in das Studium des Kirchenrechts einzuführen, und auch Praktiker werden bei demselben ihre Rechnung finden.

Wenn wir uns erlauben, hier einige Bemerkungen beizufügen, so möchten wir mit denselben nur auf Punkte hinweisen, über welche wir eigentlich mehr lose zusammenhängende Reflexionen als kritische Gegenansichten vorzubringen beabsichtigen.

„Ein Privatrecht in der Kirche gibt es an sich nicht," heißt es S. 14. Dieser auch von andern deutschen Schriftstellern mit steigender Zuversicht ausgesprochene Satz ist in dieser seiner Allgemeinheit bis jetzt noch nicht hinlänglich

begründet worden. Noch viel weniger hat dieser allgemeine Satz außerhalb Deutschlands unbedingte Zustimmung gefunden. Die allerdings etwas verpönte „scholastische Methode“ dürfte auch hier die Wege ebnen, wenn man von scharfen und klaren Begriffsbestimmungen des öffentlichen und Privatrechts ausginge; sonst setzt man sich der Gefahr eines reinen Wortstreites aus. — S. 19 ist vielleicht manchem das Urtheil über die Decretalen- und Institutionenordnung zu hart, das über die deutschen Leistungen zu rosig. Der „organische“ Aufbau ist doch auch im Kirchenrecht der „logische“ Aufbau, und da müssen wir schon gestehen, daß sich die alte Institutionenordnung, wie sie sich bei einem Devoti findet, gerade in Beziehung auf Logik kühn mit gar vielen deutschen canonistischen Werken messen kann, bei denen wir leider im Aufbau nicht viel Logik entdecken konnten. Ebenso wird nirgends das Wort „juristisch“ so häufig und mit Emphase gebraucht als wie in Deutschland. Allein die „Juristerei“ wird die dogmatischen und philosophischen Kenntnisse nicht ersetzen und besonders bei protestantischen Canonisten zu einer völlig schiefen Darstellung des katholischen Kirchenrechts führen. Was schief und falsch ist, wird dadurch nicht wahr, daß man es „juristisch“ zu nennen beliebt.

Die S. 20 gegebene Eintheilung in eine gesetzgebende, richterliche und verwaltende Thätigkeit der Kirche halten wir für logisch nicht begründet, glauben vielmehr, daß die alte Eintheilung: potestas legifera, iudicialis, coercitiva, richtiger ist. Die Executive oder das verwaltende Element bildet nicht eine selbständige Thätigkeit, sondern tritt bei jeder der drei genannten Hauptfunctionen theils als vorbereitende theils als vollendende Thätigkeit auf. Aus diesem Grunde können wir auch der vom Verfasser gewählten Eintheilung des zweiten Buches von der Regierung der Kirche nicht unbedingt zustimmen: Die Verwaltung der kirchlichen Gerichtsbarkeit einschließlich des Strafrechts. Das stimmt zum Theil mit der Ordnung Gratians, des Decretalenrechts und auch neuerer Schriftsteller, z. B. Verings und Hinschius'. Allein gerade das Hineinschieben des zweiten Buches zwischen die andern Materien ist nicht gerade eine Vollkommenheit der Decretalenordnung, und logisch richtiger stellen die Institutionen die Fragen de iudiciis et poenis ans Ende. Dieselbe Ordnung empfiehlt sich auch mehr selbst aus methodischen Gründen, wie Arndts in seiner juristischen Encyklopädie § 162 treffend hervorhebt. Zuerst Pandektenrecht, dann Studium des Civilprocesses.

Die S. 31 erwähnten leges permissivae sind nicht völlig identisch mit Toleranzgesetzen, mag man letztere im strengern oder weitern Sinne auffassen. Auch könnte unseres Erachtens S. 35 die Darstellung über die leges poenales im kirchlichen Rechtsbereich an Genauigkeit noch gewinnen, denn die „kirchlichen“ Strafen sind nicht gleichbedeutend mit „geistlichen“ Strafen und Censuren; daher ist das beigefügte Argument nicht ganz zutreffend, wie sich der Verfasser aus Suarez leicht überzeugen kann. Ueberdies würde dadurch die vom Verfasser festgehaltene Natur der meisten Ordensregeln wiederum in Frage gestellt. — S. 61 berührt der Verfasser die Frage der Autonomie der kirchlichen Corporationen. Bekanntlich ist auf dem Gebiete des weltlichen Rechts von Puchta, Gerber und andern Schriftstellern über Autonomie viel philosophirt worden,

und es ist dies wieder einer von den Fällen, wo für das Kirchenrecht der Anschluß an moderne Civilisten wenig Gewinn bringt, während die ältern Canonisten und Theologen mit mehr Nutzen consultirt werden. Letztere verlieren sich nicht in Wortgefechte, sondern betonen mehr die entscheidende Grundfrage, wer im Besitz von wirklicher gesetzgebender Gewalt in der Kirche sei. Damit ergibt sich von selbst der Unterschied von Kirchengesetz und Conventionalstatut. — S. 68, n. 2 a würden wir eine klarere Fassung wünschen; denn manches ist gewissen Canonisten „bürgerlich", was Object der kirchlichen Gesetzgebung ist. Der speciöse Satz: Die Kirche ist den allgemeinen Staatsgesetzen „unterworfen", könnte vielleicht an besagter Stelle besser beleuchtet und richtiggestellt werden. Denn die Kirche ist auf ihrem Gebiete nicht nur eine „autonome", sondern eine „souveräne" Gesellschaft. Wenn wir richtig verstanden haben, greift der Verfasser S. 150 auf die Ansicht zurück, daß die Bischöfe ihre Jurisdiction unmittelbar von Gott bekommen. Der neue aus dem Vaticanum hergeleitete Grund hat aber weder im Text noch in den Acten des Concils einen Halt und dürfte daher dieser unseres Erachtens veralteten Ansicht keine neue Geltung verschaffen.

Die Darstellung über die Befugnisse der Cardinalpriester schließt sich S. 170 an die ältere Disciplin und Literatur an. Eine Consultation von Honorante oder des neuesten Werkes von Gasparri dürfte vielleicht den Verfasser bestimmen, seine Ansicht zu modificiren oder doch mit weniger Sicherheit vorzutragen.

Nach dem Vorgange von manchen andern deutschen Canonisten adoptirt der Verfasser S. 247 den besonders von Hinschius betonten Begriff der quasi ordinaria iurisdictio. Außerhalb Deutschlands hat die Theorie von Hinschius, welcher vermeinte, mit den beiden Haupteintheilungen der Jurisdiction in eine ordinaria und delegata nicht mehr auskommen zu können, bis jetzt keinen Anklang gefunden — wie uns scheint, mit vollem Recht. Seine Aufstellungen haben in den Quellen keinen Grund und sind weder durch innere juristische Argumente noch durch praktische Erwägungen genug gestützt, um die bewährte Zweitheilung zu verlassen. Die neu entdeckte quasi ordinaria iurisdictio ist nichts anderes als ein vager, willkürlicher Begriff, was sich besonders daraus ergibt, daß diejenigen katholischen Canonisten, welche glaubten, diese Neuerungen des protestantischen Berliner Gelehrten in das katholische Kirchenrecht einführen zu sollen, in der Aufzählung der Fälle von quasi ordinaria iurisdictio gar sehr auseinandergehen. Wenn wir in diesem Punkte dem Verfasser nicht zustimmen können, so müssen wir es dagegen durchaus billigen, wenn er eine andere Neuerung desselben protestantischen Gelehrten abzulehnen scheint. Bekanntlich sucht Hinschius die Formeln des Concils von Trient: Etiam tamquam delegatus Sedis Apostolicae etc., in einer neuen Weise zu erklären, und von katholischer Seite wurde diese Erklärung bereits als die einzig richtige bezeichnet. Offen gestanden konnten wir uns von der Richtigkeit derselben nicht überzeugen. Von den drei juristischen Gründen, welche Hinschius zunächst ins Feld führt, sind die beiden ersten völlig haltlos; der dritte aber, welcher eine Art von Fürsorge für die katholische Kirche zur Schau trägt, dürfte wohl von katholischer Seite

ins Gebiet der canonistischen Komik verwiesen werden. Der positive Hauptgrund leidet an dem Mißstand, daß das Concil von Trient eben nicht die von Hinschius herangezogenen Formeln, sondern — andere gebraucht und Hinschius in willkürlicher Weise beide miteinander völlig identificirt. Die bisher allgemein übliche Erklärung in einer so einfachen Sache bildete schon ein schwerwiegendes Präjudiz, über welches Hinschius allerdings sich hinwegsetzen zu sollen glaubte. Wir sind der Meinung, daß die von Hinschius empfohlene Erklärung außerhalb Deutschlands, wo sie übrigens noch wenig bekannt ist, keine günstige Aussicht auf Annahme hat.

Indem wir eine Reihe von zustimmenden oder kritischen Notizen, die wir uns bei Lesung des ersten Bandes gemacht, hier übergehen, glauben wir nur noch hervorheben zu sollen, daß S. 380 das über die gemischten Angelegenheiten Gesagte genauer gefaßt werden sollte.

Für den zweiten Band müssen wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Die S. 100 erwähnte Züchtigung „der jungen Cleriker und Mönche" scheint uns doch eine veraltete Sache zu sein. — Ob die Observanz die tridentinische Eheschließungsform einführen könne, wollen wir hier nicht weiter erörtern. Wenn sich der Verfasser S. 291 für die verneinende Ansicht auch auf Scherer beruft, so ist uns nicht ersichtlich, wie dessen Behauptungen für die verneinende Meinung von Belang sind. Vielleicht dürfte sich übrigens eine Verständigung leichter finden lassen, wenn man mehr beachtete, welcher Art von consuetudo oder desuetudo die römischen Congregationen Einfluß auf das cap. Tametsi einräumen. — S. 322 heißt es: „Das Recht der Beatification und Canonisation der Heiligen steht seit Alexander III. ausschließlich dem Papste zu." Für die Klarheit und Richtigkeit der Darstellung dürfte es sich empfehlen, die Beatification und die Canonisation schärfer zu unterscheiden. Erstere als nicht definitive und daher nicht absolut unfehlbare Sentenz konnte allerdings in alten Zeiten auch von den Bischöfen vollzogen werden. Dagegen muß die feierliche Canonisation als definitive und unfehlbare Sentenz von dem Träger der kirchlichen Unfehlbarkeit ausgehen. Alexander III. konnte daher nicht dem Papst erst reserviren, was die Bischöfe niemals hatten, ja gar nicht haben konnten; vielmehr bahnte er nur die rechtliche und thatsächliche Reservation der Beatification an — eine Rechtsentwicklung, die mit den Bestimmungen Urbans VIII. ihren strengen und vollen Abschluß fand. Stellt man sich einmal auf den Standpunkt der genauern Unterscheidung zwischen Beatification und Canonisation, so dürfte die von uns nahegelegte Formulirung die richtigere sein.

S. 386 ff. bespricht der Verfasser die Frage von dem Rechtssubject des Kirchenvermögens und äußert sich dahin: „Von den zwei jetzt gangbarsten Meinungen betrachtet die eine die Gesamtkirche als Corporation, die andere die einzelnen mit juristischer Persönlichkeit begabten kirchlichen Institute und Stiftungen als Subject des Kirchenvermögens." Wir erlauben uns zunächst nach dem Worte „jetzt" die Beschränkung „in Deutschland" einzuschieben; denn der Verfasser stellt sich hier, wie uns scheint, auf einen exclusiv deutschen Standpunkt. Wenn sodann das Wort „Corporation" mit „souveräner religiöser Gesellschaft (societas perfecta)" ersetzt wird, ist vielleicht der Grundgedanke mancher Vertreter der

Gesamtkirchentheorie, z. B. Hirschels, besser ausgedrückt. Endlich dient es wesentlich zur Kennzeichnung einer ganzen Reihe von Vertheidigern der zweiten Ansicht, daß eigentlich nach dem Ausdruck „mit juristischer Persönlichkeit" die Worte „vom Staat" einzufügen wären. Der Verfasser selbst entscheidet sich für die erstere Theorie, indem er nur die Gesamtkirche als Subject des Kirchenvermögens ansieht, den einzelnen Instituten aber nur den Nießbrauch zuweist. Wir finden es völlig begreiflich, daß der Verfasser gewisse veraltete Ansichten ablehnt und auch für die Institutentheorie, so wie sie thatsächlich von verschiedenen Gelehrten in Deutschland vertreten worden ist, sich nicht erwärmen kann. Denn das Zauberwort „juristisch" oder gar „juristische Construction" hilft über einen dogmatischen Irrthum nicht hinweg. Die katholische Kirche bekommt eben ihre juristische Persönlichkeit nicht vom Staate. Wer bereits von Gottes Gnaden eine souveräne Gesellschaft ist, braucht sich nicht erst um einen Berechtigungsschein beim Staate umzusehen. Wir geben allerdings zu, für einen solchen „Staatsjuristen" muß die Gesamtkirchentheorie ein unfaßbarer Begriff sein. Denn wie soll ein Territorialstaat einer Universalkirche die juristische Persönlichkeit verleihen? Da muß dieselbe sich zuerst auf die bescheidenen Dimensionen einer protestantischen „Landeskirche" einzwängen lassen oder noch besser in ihren einzelnen „Instituten" um die staatliche Berechtigung „einkommen".

Dennoch halten wir die Gesamtkirchentheorie für einseitig. Die Gesamtkirche, oder etwas concreter ausgedrückt, der Apostolische Stuhl kann ohne Zweifel als souveränes Rechtssubject besitzen, gerade so gut als der „Staat" Preußen „Staatsgüter" besitzt. Allein daraus folgt nicht, daß die Gesamtkirche das einzige Rechtssubject von allem und jedem Kirchenvermögen ist. Es gilt als Ausnahme von der Regel, daß gewisse Klöster im Eigenthum des „Apostolischen Stuhles" sind. Diese „Ausnahme" hätte keinen Sinn, wenn alles Vermögen der Orden, Kapitel rc. im Besitz des Apostolischen Stuhles wäre. Die Theorie des Verfassers vom einzigen Subject des Vermögens führt mit logischer Consequenz auch zu einem einzigen Subject der Schulden, von der wir sehr bezweifeln, ob sie der Verfasser annehmen möchte. Die Gesamtkirchentheorie scheint uns auf dem Gebiete des Eigenthumsrechts — indem einzig und allein die Gesamtkirche als Rechtssubject alles Kirchenvermögens aufgestellt wird — ebensowenig von einseitiger Auffassung frei zu sein, als wenn bei der Frage über das Subject der kirchlichen Jurisdiction der Papst als der einzige Träger aller Kirchengewalt bezeichnet würde. Gewiß besitzt der Papst die kirchliche Vollgewalt, aber neben ihm sind auch die Bischöfe in Unterordnung unter den Papst im Besitz von wirklicher Jurisdiction. Gerade so besitzt der Apostolische Stuhl Eigenthumsrechte, z. B. am Kirchenstaate. Das schließt aber nicht aus, daß auch eine Diöcese, ein Domkapitel, ein Kloster gewisse Vermögensstücke als wirkliches Eigenthum der Diöcese rc. und nicht eines andern Rechtssubjects nennen kann. Die oberste Verwaltung alles kirchlichen Vermögens steht sicher dem Apostolischen Stuhle zu; allein dieses oberste Verwaltungsrecht ist ein Ausfluß der obersten Regierungsgewalt, des ius iurisdictionis, nicht eines obersten und einzigen Eigenthumsrechtes, eines ius dominii. Wenn man daher von einem dominium altum oder eminens spricht, so ist eine solche Terminologie irreführend, sofern

man dieselbe im strengen Sinne des Wortes nehmen wollte. Denn das sogen. dominium altum ist kein eigentliches Eigenthumsrecht, sondern ist Regierungsgewalt. Das ius iurisdictionis und das ius dominii liegen aber auf völlig verschiedenen Gebieten. Daher ist man bei der von uns vertretenen Ansicht durchaus nicht gezwungen, zwei eigentliche Rechtssubjecte derselben Vermögenstheile anzunehmen.

Mit diesen wenigen Bemerkungen wollten wir nur einen kleinen Beitrag liefern zu einer hoffentlich recht bald erscheinenden zweiten Auflage des trefflichen Werkes, das schon beim ersten Wurf so gut gelungen ist und unter der feilenden Hand des Verfassers seinen ehrenvollen Platz unter unsern canonistischen Lehrbüchern ganz gewiß auch in der Zukunft behaupten wird.

Franz X. Wernz S. J.

Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batak-Lande von **Joachim Freiherrn von Brenner.** 388 S. 4°. Würzburg, Woerl, 1894. Preis *M.* 10.

Freiherr von Brenner liefert in der vorliegenden Schrift eine mit seltener Genauigkeit und Anschaulichkeit ausgeführte Monographie über einen Theil Sumatras, von welchem die Geographen bis jetzt nur sehr unvollkommene Kenntniß besaßen. Südöstlich von Atschin liegt nämlich unter dem 3.° nördl. Breite um den Toba-See ein bedeutendes Stück Hochebene oder vielmehr Hochland, dessen Bewohner sich bis auf die neueste Zeit vollständig gegen alle Fremden, namentlich gegen alle Europäer, abschließen. Mit der größten Grausamkeit opfern diese Kannibalen jeden Eindringling. Junghuhn, der früher den Versuch machte, in dieses gefährliche Gebiet vorzudringen, wurde von seinen Begleitern zur Umkehr gezwungen. Denn unerbittlich erfüllten bis dahin die Kannibalen den „Hadat" (Gewohnheitsrecht), der jeden unberufenen Eindringling vogelfrei erklärt, ja den Häuptlingen die Ermordung desselben befiehlt und den Leib des Erschlagenen dem unmenschlichen Gelüste der Hüter des alten Gesetzes zum Fraße weiht. Man begreift daher, daß die holländischen Behörden Freiherrn von Brenner von dem gefährlichen Unternehmen, dieses wilde Land zu durchqueren, abhalten und keinem ihrer Angestellten ihn zu begleiten erlauben wollten. Dennoch bestand derselbe auf der gerade auch ihrer Gefahren wegen ihn lockenden Entdeckungsfahrt und trat nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse am 18. März 1887 in Begleitung eines Schweizers, H. v. Mechel, und einer Anzahl Träger die Reise an. Der Weg ging von der Nordost- nach der Südwestküste, von Labuan im Tabaklande Deli nach dem Hafenort Siboga. Es war eine Strecke von nahezu 600 km, wovon 400 km auf das Gebiet der unabhängigen Batak-Lande entfallen. Die Reise dauerte etwas über einen Monat, vom 18. März bis zum 25. April.

In einem einleitenden Abschnitt entwirft Freiherr v. Brenner ein anschauliches Bild des Pflanzerlandes Deli, des dortigen Tabakbaues, der Chinesen-Kulis und aller einschlägigen Verhältnisse. Dieselben sind nicht sehr einladend. Trotzdem und namentlich trotz des ungesunden und lästigen Klimas und des ungenügenden Rechtsschutzes ist das Land unserem Gewährsmann zufolge „ein

Eldorado, und es gibt wenige Flecke auf der Erde, wo so viel Geld verdient wird als hier".

Der zweite Abschnitt enthält den eigentlichen Reisebericht. Derselbe ist das nur mit wenigen stilistischen Verbesserungen versehene Tagebuch des Reisenden und macht eben dadurch den Eindruck des unmittelbar Erlebten. Durch die Berge geht es hinauf auf die Hochebene. Zunächst durchzog man das auch schon von andern Europäern besuchte und theilweise beschriebene Land der Karo-Batak. Unter andern Erlebnissen war man Zeuge einer „Schlacht" zwischen zwei Dörfern, und wir wollen, zugleich als Stilprobe, die Schilderung dieses Ereignisses anführen:

„Der Schlachttag brach an, und ihm zu Ehren glänzte wieder einmal die Sonne am blauen, wolkenlosen Himmel. Im Dorfe machte sich zeitig eine außerordentliche Bewegung bemerkbar. Jung und alt war beschäftigt, Gewehre zu putzen und in stand zu setzen, sowie die nöthige Munition in Bereitschaft zu halten. Gewöhnlich ist es an einem solchen Tage Sitte, daß der Häuptling ‚Mantam' mache, d. h. schlachte, und jedem Krieger ein Stück Fleisch gebe, wodurch er dann für die im Kampfe Gefallenen kein Blutgeld zu bezahlen braucht und nur die Kosten der Beerdigung trägt. Das war jedoch hier nicht der Fall; statt dessen bot sich uns das interessante Schauspiel einer eigenthümlichen Ceremonie dar, welche bezweckte, dem Häuptling, der einen bösen Traum gehabt hatte, Glück und Sieg im Kampfe zu sichern.

„Nach unserer Mahlzeit erklärte der Si Bájak seinen Kriegern, daß es Zeit sei, zum Kampfe auszuziehen, und lud uns ein, demselben beizuwohnen. Als Schauplatz war die Ebene südlich von Kában Djáhe ausersehen. Der Weg dahin führte über den Lau Kuruan, an dessen jenseitigem Ufer wir um 1 Uhr den Punkt erreichten, auf welchem der Häuptling mit seinen Leuten Aufstellung genommen hatte. Den photographischen Apparat in Bereitschaft, erwarteten wir in nicht geringer Spannung die Dinge, die da kommen würden, gewärtig, eventuell selbst in den Kampf eingreifen zu müssen. Die beiden Parteien, deren jede etwa 200 Gewehre zählte, hatten auf eine Entfernung von 1—1,5 km in einzelnen Gruppen Aufstellung genommen, im Osten die Leute von Bunu Rajak und ihre Verbündeten, im Westen die Linganer. Da und dort wurde ein weißes Fähnchen sichtbar. Die Muthigsten, welche als Zeichen, daß sie sich dem Tode geweiht, weiße Kleider trugen und weithin erkennbar waren, bildeten die Vorkämpfer und in gewissem Sinne die Anführer einzelner Abtheilungen. An verschiedenen Punkten sahen wir Vertheidigungsringe, die bereits von einigen Leuten besetzt waren, und im Terrain vor denselben stellenweise Fußangeln, um das Anrücken des Feindes zu erschweren. Nachdem der Aufmarsch in der eben geschilderten Weise vollendet war, wurde der Kampf durch Gewehrfeuer eröffnet; die Schüsse fielen zuerst einzeln und in langsamer Aufeinanderfolge, dann rascher, ohne indes in ein Schnellfeuer überzugehen, was bei den fast ausschließlich in Verwendung stehenden Vorderladern und Steinschloßgewehren nicht anders möglich war. Mit Interesse verfolgten wir die einzelnen Phasen des Kampfes. Von einer einheitlichen Führung und von gemeinschaftlichem Vorgehen war bei keiner Partei die Rede. Jeder handelte für sich, wie es ihm am klügsten dünkte. Mit eigenthümlichen Gesticulationen, welche dem Gegner Furcht, den eigenen Leuten Muth einflößen sollten, rückten an verschiedenen Punkten die muthigen weißen Männer vor, vermieden es aber sichtlich, dem Bereiche des feindlichen Feuers zu nahe zu kommen. Ein beständiges Laviren war die Taktik der Leute auf beiden Seiten, welche das deutliche Bestreben zeigte, dem Feinde Schaden beizubringen, ohne sich

selbst einer Gefahr auszusetzen. Dies glaubten sie am besten erreichen zu können, wenn sie ihre alten Gewehre so kräftig als möglich luden, so daß sie beim Abdrücken derselben rückwärts taumelten. Sie suchten sich in der Stärke der Ladung gegenseitig zu überbieten, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst dadurch in weit größere Gefahr als ihre Gegner brachten. Unter diesen Umständen war es ergötzlich, die hinter der Schlachtlinie befindlichen Frauen zu beobachten, welche ihre wackern Männer durch Zurufe zum Kampfe anspornten. Die Lingganer zeigten mehr Muth als die andern, und rückten nun langsam vor, was genügte, um die Leute von Bunu Rajak zum Weichen zu bringen und nach einiger Zeit die Entscheidung des Kampfes herbeizuführen. Aber die merkwürdigste Thatsache, die besondere Erwähnung verdient, war, daß es trotz der vielen Hunderte von Schüssen, die während des zweistündigen Gefechtes abgegeben wurden, keinen einzigen Todten und keinen Verwundeten gab."

So human sich die Batak im Kriege zeigten, so teuflisch grausam lernte Freiherr v. Brenner sie bei andern Gelegenheiten kennen. Er erreichte mit seinen Gefährten ohne ernsten Unfall das Nordende des Toba-Sees. Hier hätten sie nach der Mahnung des holländischen Residenten umkehren sollen; aber sie wagten sich nun auch in das Gebiet der gefährlichsten Batak, auf den See und die große Toba-Insel. Da waren sie natürlich ganz in der Gewalt dieser Barbaren, und nur um eines Haares Breite entkamen sie dem fast sichern Tode. Zu Lontong auf der Insel schien ihr Schicksal entschieden. Man hielt sie für holländische Spione und forderte, daß der Habat an den Eindringlingen blutig vollzogen werde. Sie selbst bereiteten sich alles Ernstes auf den Tod vor. Ihre Rettung aus höchster Noth liest sich wie ein spannendes Romankapitel. Gerne glauben wir unserem Reisenden, wenn er uns sagt: „Solange ich lebe, werde ich an diese Tage denken, von denen ich glaubte, daß sie meine letzten seien."

Glücklich erreichten die beiden Reisenden Balige am Südende des Toba-Sees und vier Tage später ohne weitern erheblichen Zwischenfall Siboga an der Südwestküste Sumatras.

Der dritte und umfangreichste Abschnitt des interessanten Buches ist der „Entwicklung der wissenschaftlichen Errungenschaften" der gefahrvollen Reise gewidmet. Zunächst wird die Topo-, Oro- und Hydrographie des Batak-Landes eingehend behandelt. Der Flächeninhalt desselben kommt mit 6000 qkm dem Großherzogthum Oldenburg nahezu gleich; die Einwohnerzahl wird auf 262 000 Seelen berechnet. Der Toba-See hat eine Größe von 1749,76 qkm, wovon 564,40 auf die Insel entfallen; er ist also mehr als dreimal so groß als der Bodensee (539 qkm). Die Berge der Insel erreichen Rigihöhe, diejenigen der Hochebene übersteigen zum Theil 2000 m; die ganze Gegend ist vulcanisch, einige Krater sind noch in Thätigkeit. Vorzügliche Höhenprofile und zwei genaue größere Karten ergänzen diesen Theil, wobei man sich nicht genug wundern kann, wie es bei der beschränkten Reiseroute möglich war, namentlich den orographischen Theil mit solcher Genauigkeit auszuführen. Einem Kapitel über die Geschichte, wobei die (protest.) Missionsgeschichte nicht übergangen wird, folgt die anthropologische Beschreibung der Batak. Da die Monographie nicht für die Jugend, sondern für fachwissenschaftliche Kreise geschrieben ist, mußte

manches erwähnt werden, was in eine populäre Schrift nicht hinein gehört. Dabei ist lobend hervorzuheben, daß der Verfasser sich stellenweise der lateinischen Sprache bedient. Die Bevölkerung zerfällt in fünf Stämme, deren Orte und Einwohner in einer Beilage genau aufgezählt werden. Ein überaus trauriges Interesse hat das Kapitel vom Kannibalismus, der bei diesem Volke mit einer Grausamkeit geübt wird, wie sie kaum bei einem andern Stamme des Menschengeschlechts vorkommt, wenigstens wenn die aus Junghuhn angeführte Stelle (S. 208) auf Wahrheit beruht. Ihm zufolge würde nämlich das unglückliche Opfer an einen Pfahl gebunden, worauf man ihm Stück für Stück das Fleisch vom Leibe schnitte und vor seinen Augen briete, bis der Aermste vor Schmerz und Blutverlust stürbe. Dagegen zeigt das Batakische Strafrecht, daß es diesen Barbaren durchaus nicht an der Erkenntniß des natürlichen Moralgesetzes fehlt. Gerade auf Sittlichkeitsvergehen sind die allerschärfsten Strafen, auf Incest und Ehebruch z. B. die Todesstrafe gesetzt.

Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel, welches die Religion der Batak behandelt. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Debáta nennen und dem sie die Schöpfung der Welt zuschreiben. Debáta hatte drei Söhne: den Gott der Gerechtigkeit, den Gott der Güte und den Gott des Bösen, denen er die Weltregierung übergab. Diese nahmen noch eine Menge anderer Götter zu Hilfe, die in drei Klassen zerfallen: Götter des Himmels, Götter der Erde und Götter der Unterwelt; eine ganz besondere Rolle übt dabei die große Schlange Nága Pahóda. Die Ueberlieferung der Sündfluth hat sich auch bei den Bataken erhalten: „Als mit der Zeit", so erzählen sie, „die Erde alt und schmutzig geworden, sandte Debáta eine große Ueberschwemmung — Dombang negri —, die alles Lebende vertilgen sollte. Als die Fluthen bis zu dem Gipfel des höchsten Berges gestiegen, auf welchen sich das letzte Menschenpaar geflüchtet hatte, und diesem schon bis an die Kniee reichte, kam dem Beherrscher der Erde das Bedenken, daß es doch nicht weise sei, das ganze Menschengeschlecht zu vernichten. Er nahm daher eine Handvoll Erde, drückte und knetete dieselbe, befestigte sie an einem Faden und legte sie auf die steigenden Fluthen, so daß das letzte Paar sich darauf retten konnte. Diese Scholle wuchs in dem Maße, als sich die Menschen vermehrten, und bildete die heute bestehende Erde (Sumátra)." Auch eine „Adam- und Ava-Sage" findet sich in Süd-Toba; unser Verfasser meint, die große Schlange sei indischen, die Adam- und Eva- und die Fluthsage arabischen Ursprungs.

Dem höchsten Wesen, das gut ist und von dem also nichts zu fürchten ist, bringen die Batak keinerlei Gottesdienst entgegen; von Dankbarkeit haben sie überhaupt keinen Begriff und kein Wort dafür. Um so mehr suchen sie durch allerlei Opfer, Zaubersprüche und Amulette das Heer der bösen Geister zu beschwören. Entsetzlich ist, was Freiherr v. Brenner über die Anfertigung der Zauberstäbe berichtet, wie sie nämlich Knaben auf wahrhaft teuflische Weise ermorden, von dem Gehirn derselben in den Stab thun, und so meinen, den Geist des Ermordeten sich dienstbar machen zu können. Nicht nur hieraus, sondern auch aus den Begräbnißfeierlichkeiten, aus dem Schädelcult u. s. w. folgt ihr Glaube an die Fortdauer der Seele. Ueber das Jenseits haben sie

freilich sehr unklare Begriffe. Einige verlegen es in den Krater des Si-Nabun; andere schildern es als eine weite, von heißer Sonne beschienene Ebene, auf der die Verstorbenen versammelt seien, und wo es nur denen, die ein gutes Leben geführt, vergönnt sei, sich eines Sonnenschirms zu bedienen. Also ist ihnen auch der Begriff einer Vergeltung nach dem Tode eigen.

Mit ganz besonderer Liebe wird die „Cultur" des Batakenvolkes eingehend behandelt. Geburt, Kindheit, Ehe, Sitten und Gebräuche, Gebäude, Ortschaften, Hauseinrichtung, Kleidung, Schmuck, Feldbau, Jagd, Fischfang, Malerei, Schnitzerei, Weberei, Färberei, Flechterei, Goldschmied- und Waffenschmiedarbeiten, Töpferei, Pulverbereitung, Handel und Wandel, Maße, Gewichte, Tanz, Spiele, Volkswohlstand, Kriegführung, Verwaltung, die Stellung der Häuptlinge, der Volksversammlung, des Adels, des gewöhnlichen Volkes, der Sklaven — alles wird erörtert. Der Schrift, Sprache und Poesie dieses sonst so barbarischen Volkes hat Freiherr v. Brenner viel Fleiß und ernstes Studium gewidmet, wie das 26 Seiten umfassende Wörterverzeichniß beweist, welches er auf seiner Reise gesammelt hat. Das batakische Wort wird immer sowohl im Karo- als im Toba-Dialekt gegeben, und neben der deutschen Uebersetzung ist dasselbe Wort in Malayisch und gewöhnlich auch in Sanskrit beigefügt. Die mitgetheilten Proben aus Volksliedern — „Schnadahüpfeln" nennt sie unser Forscher — haben allerdings keinen besondern poetischen Werth. Zum Schlusse des schönen Buches erhalten wir ein Bild des Thier- und Pflanzenreiches der unabhängigen Batak-Lande.

Daß Freiherr v. Brenner neben seinem wissenschaftlichen auch einen praktischen Zweck bei der Herausgabe seines interessanten Werkes verfolgt, gesteht er uns schon in der Vorrede: er möchte die holländische Kolonialverwaltung veranlassen, dem schmählichen Kannibalismus an der Grenze ihrer Besitzungen zu steuern und das gesunde Hochplateau mit der Zeit dem Plantagenbau zu öffnen. Ein Dampfboot mit 2 Geschützen und 20 Mann auf dem Toba-See und ein Fort mit einer Besatzung von 100—150 Mann, meint er, würde den See- und Menschenräubern ihr gräßliches Handwerk legen und die unter dem Schutze der Waffen vordringende Christianisirung dem Islam auf wirksame Art einen Riegel vorschieben. Möge der Verfasser seine edeln Wünsche bald erfüllt sehen, die er in die Worte zusammenfaßt: „Ich würde mich bei der Sympathie, die ich den niederländisch-indischen Kolonien entgegenbringe und deren Gedeihen ich von ganzem Herzen wünsche, glücklich schätzen und darin den schönsten Erfolg meiner Reise und meines Besuches erblicken, wenn diese Zeilen dazu dienen sollten, die Sache bei der jetzigen Regierung anzuregen und der Verwirklichung näher zu bringen."

Was endlich die Ausstattung der schönen Schrift angeht, so ist dieselbe eine reiche und vornehme. Sehr viele in den Text gedruckte Illustrationen, die nach Photographien und an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen meist gut hergestellt sind, erläutern die Beschreibung. Dazu kommen eine Anzahl farbiger Tafeln, Berg-Panoramen und die schon erwähnten Karten. Wäre es nicht möglich, das Buch durch Ausscheidung des rein wissenschaftlichen Materials (anthropologische Messungen, Vocabularien, Bevölkerungstabellen u. a.) und durch Weglassung einiger Bilder auch dem Familientische und jugendlichern Lesern zugänglich zu machen?

Jos. Spillmann S. J.

Postlagernd — Wie ich Maler wurde — Die beiden Schwestern. Drei Novellen von **A. Veldenz.** 320 S. 8⁰. Köln, Bachem, 1894. Preis *M.* 3.

In diesem neuen Bande begrüßen wir eine wirkliche Bereicherung der Bachemschen mit Recht so geschätzten Sammlung. Seit ihrer ersten Arbeit „Im Bann der Schlange" hat A. Veldenz sich als feine Charakterzeichnerin und Seelenmalerin erwiesen und bewährt. Mit echt künstlerischem Tact oder Instinct sind die Conflicte und Wandlungen in das Seelenleben verlegt, und ist nur so viel äußere Zuthat verwendet, als nöthig ist, die innere Handlung zu tragen und das Interesse zu fesseln. In jenem ersten Roman waren es die Wandlungen einer jungen Mädchenseele, die durch Stolz und Vorwitz um ihren Glauben kam und diesen erst durch mancherlei Prüfungen und Läuterungen wiederfand. In den drei jetzt vorliegenden Novellen tritt jene ursprüngliche künstlerische Richtung wieder hell zu Tage, aber die Art ihrer Bethätigung zeigt einen großen Reichthum. Jede der drei Erzählungen trägt einen andern Charakter, löst ein anderes Problem, redet eine andere Sprache, und doch ist die Grundstimmung ein hoher, den Leser ganz einnehmender Lebensernst, gefaßt in eine gewisse Naivetät der Darstellung, die den Eindruck macht, als erzähle die Dichterin wirkliche Thatsachen, die ihr nahe gegangen, und nicht erdichtete Geschichten, die zu schreiben ihr Freude bereitet.

Am auffallendsten macht sich diese Eigenthümlichkeit bei der zweiten Novelle geltend, „Wie ich Maler wurde". Hier glaubt man es in der That mit einer Selbstbiographie oder Convertitengeschichte eines Malers zu thun zu haben, wie deren im Rosenthalschen Sammelwerk ja mehrere enthalten sind. Wie fein sind hier die Gefühle und innern Erlebnisse des Knaben geschildert, der aus seiner bilderverfolgenden Umgebung heraus sich zum Maler entwickelt! Und doch ist im Grunde der Maler selbst nicht die Hauptfigur, sondern der mit aller Vorliebe gezeichnete Franziskanermönch (der freilich nach der Beschreibung besser Kapuziner genannt würde). Es thut dem Herzen wohl, neben all den Zerrbildern von Mönchen, welche die Literatur unsicher machen, diesen mit Meisterhand gezeichneten Kuttenträger aus hochadeligem Hause zu betrachten. Durch die ganze Behandlungsweise wirkt diese höchst einfache Geschichte nicht bloß künstlerisch, sondern geradezu erbauend.

Einen ganz andern Charakter in Inhalt wie Darstellung zeigt dagegen die dritte Erzählung: „Die beiden Schwestern". Es ist eine Familienscene voll gewaltigster Tragik, zusammengedrängt in die Zeit von einigen Stunden; anhebend mit einem harmlosen Geplauder zweier Schwestern, endend mit dem Selbstmorde der einen. Man muß die Geschichte selbst lesen, um zu begreifen, wie das kommt, wie wirklich dieser entsetzliche Schluß sich als die Folge einer psychologischen Entwicklung und nicht als ein gesuchter Knalleffect darstellt. Die innere Haltlosigkeit, die Gewalt des Aberglaubens, das blinde Menschenvergöttern sind es, die ein schwaches Frauenhirn in der Stunde der Versuchung verwirren und widerstandslos zum Aeußersten treiben. Um diese Geschichte zu schreiben, bedurfte es in der That des Standpunktes, den das Motto deutlich genug anzeigt: „Du

sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Heute, wo mit dem Selbstmord in der Novellistik so frevles Spiel getrieben wird, kann auch eine solche Behandlung des schaurigen Motivs nur wohlthätig wirken.

Gegen dieses Nachtstück sowohl als gegen den frommen Maler sticht die erste Novelle „Postlagernd“ wieder ganz angenehm ab mit ihrem sonnigen Humor in der Handlung sowohl als dem heiter-naiven Wesen der Heldin. Die Verfasserin selbst ist sich bewußt, daß das Motiv erdichteter Heiratsannoncen kein sehr neues ist, wie sie das ja selbst bemerkt; allein wir müssen doch gestehen, daß uns keine andere Benutzung dieses Motivs so originell und glücklich vorkommt wie die ihrige. Sie erzielt diese Wirkung, indem sie das Motiv vertieft, dasselbe zum Rahmen eines Charakter- und Sittenbildes macht und die Tragweite desselben damit um ein bedeutendes vermehrt, indem das, was sonst über die Anekdote kaum hinausgeht, hier zu einem sittlichen Problem erhoben wird. Ganz vortrefflich ist es der Dichterin gelungen, uns einen Blick in das hohle, leere Leben gewisser vornehmer Kreise thun zu lassen, in denen so manche herrliche Menschenblüthe aus Mangel an geistiger und geistlicher Nahrung zu Grunde geht. Die Langeweile ist der Grund, warum zu dem so problematischen Mittel der anonymen Correspondenz gegriffen wird, wie sie sonst der Grund zu noch gefährlichern Dingen ist. Aber wie rasch wendet sich das Blatt und der Ton dieser Correspondenz, ohne darum zu einer Liebesgeschichte im gewöhnlichen Sinne zu werden! Diese „Jutta“ ist eine ganz vortrefflich gelungene Figur und von einer Natürlichkeit in Vorzügen und Schwächen, daß sie nur der Natur abgelauscht sein kann. Weniger sagt uns die Gestalt der Pflegeschwester zu; wir glauben kaum, daß die Motivirung der Dichterin für diesen Charakter zureicht. So glücklich und heilsam die Correspondenz der beiden Ungenannten sich auch entwickelt, sie bleibt vom pädagogischen Standpunkt doch immer sehr verdächtig und bedenklich. Es ist darum sehr weise von der Dichterin gehandelt, daß sie zum Schluß dieses selbst eingesteht und somit gegen jede Nachahmung protestirt.

Abgesehen von der Freiin von Brackel, welche in den letzten Jahren fast ganz verstummt ist, besitzen wir in A. Veldenz mit M. Herbert jedenfalls die besten Vertreterinnen dessen, was man die katholische Frauennovelle nennen könnte. Und doch zwischen beiden welcher Unterschied! Herbert ist jedenfalls die geistreichere, Veldenz die natürlichere; der verwegenen Kühnheit Herberts setzt Veldenz ein größeres künstlerisches Ebenmaß entgegen; während die erstere mehr sich in der Darstellung problematischer Naturen und extremer Charaktere gefällt, sucht die andere ihre Wirkung in der Feinheit und Tiefe psychologischer Entwicklung; Herbert ist vielleicht interessanter, moderner — Veldenz jedenfalls sympathischer und gefälliger; die erstere schafft eruptiv-genialer, die zweite naiv-harmonischer; die eine regt auf, weil sie gewaltsam negativ ist, die andere erbaut, weil sie ruhig positiv schafft; die Herbert ist mehr subjectiv-lyrisch, die Veldenz mehr objectiv-episch: — beide aber sind höchst beachtenswerthe Erscheinungen auf einem Gebiete, das immer mehr von der Oberflächlichkeit und dem Dilettantismus beherrscht zu werden droht. **W. Kreiten** S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

De Oneribus biblicis contra Gentes. Auctore C. Rohart, sacrae Theologiae doctore et in facultate theologica insulensi scientiae biblicae professore. 196 p. gr. 8°. Insulis, ex typis A. Taffin-Lefort, MDCCCXCIII. Preis *M.* 5.

Die Drohweissagungen gegen auswärtige Völker werden gemeiniglich in der Vulgata unter dem Namen Onus eingeführt: Onus Aegypti etc. Vorliegendes Buch stellt sich nun die Aufgabe, an der Hand der neuen Entdeckungen, die für die Geschichte aus Assyriologie und Aegyptologie gewonnen sind, den Nachweis zu liefern, daß die Voraussagungen der Propheten über die Gentes wirklich eingetroffen sind. Eine Erläuterung der Onera contra Aegyptum, Niniven, Babylonem, Phoeniciam et Tyrum (auf diese beschränkt sich der Herr Verfasser) ist nur insofern gegeben, als aus den Werken von Lenormant, Oppert, Vigouroux, Delattre, Rawlinson, Sayce, Budge, Schrader, Smith, Maspéro, de Rougé, Brugsch &c. &c. durch Anführung von Inschriftenstellen und anderweitige geschichtliche Darlegungen gezeigt wird, daß die Onera sowohl in ihrer Voraussetzung der geschichtlichen Verhältnisse als in ihren Drohungen für die Zukunft durchaus der geschichtlichen Wahrheit entsprechen. Es ist somit das Buch ein schätzenswerther Beitrag zur Erklärung und Rechtfertigung der Propheten. Wie F. Vigouroux in dem empfehlenden Briefe an der Spitze des Buches sagt, hat der Herr Verfasser aus den Schätzen der neuesten Erforschungen à pleines mains geschöpft und alles zusammengetragen, was für jene Onera von Bedeutung sein kann. Das erste Caput gibt eine gute Abhandlung über Veranlassung und Bedeutung der Weissagungen gegen fremde Völker. Dem Buche sind noch 16 Imagines (aegyptiaca piscatio, Assurnazirpal, scuta, deorum theoriae, triremes etc.) beigegeben. Der Sprache fehlt es hie und da an Geschmeidigkeit und Klarheit.

Begründung des Glaubens. Von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. III. Theil. Katholizismus und Protestantismus. Mit einer graphischen Darstellung der hauptsächlichsten christlichen Confessionen. XII u. 482 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1894. Preis *M.* 3.50.

Nicht so fast eine Controversschrift als ein „Versöhnungsbuch“ ist es, womit der unermüdliche P. von Hammerstein den festen Damm „vom Atheismus zur vollen Wahrheit“, den er mit den „Gottesbeweisen“ begonnen, in dem „Christenthum“ weitergeführt hat, glücklich hier zur Vollendung bringt. An Stelle von Streiten und Poltern und Schmähen steht bei ihm: Gedanke, Beweis, Belehrung, und man möchte sagen, in dieser dritten Schrift mit noch mehr Reichthum, Mannigfaltigkeit und Schönheit als in den vorausgegangenen. Stets ist er mild, stets gerecht, vor allem aber stets überraschend klar. Er hat sich zum Ziel gesetzt, „Vorurtheile zu beseitigen“, etwas abzutragen von der in so ungegründeter Weise zwischen den Confessionen aufgerichteten Scheidewand, und dieses Ziel wird er sicher erreichen, so oft ein Protestant von ehrlichem Willen und klarem Kopf das Buch lesen wird. Es ist daher nur zu wünschen, daß dasselbe recht große Verbreitung im deutschen Vaterlande finden möge. Darf man es ruhig jedem Protestanten empfehlen, da alles fern-

gehalten ist, was irgend verletzend berühren könnte, so hat die Lesung aber auch für die Katholiken ihren großen Nutzen, namentlich für solche, die in gemischten Gegenden leben. Sie werden bei der Lesung manches Vergnügen und viele Belehrung finden und des Reichthums, der Schönheit und unerschütterlichen Wahrheit ihrer Religion sich wieder lebhafter bewußt werden.

1. **Philosophia naturalis.** In usum scholarum. Auctore Henrico Haan S. J. Cum approbatione Revmi. Archiep. Friburg. VIII et 219 p. 8°. Friburgi Brisgoviae, Herder, 1894. Preis *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

2. **Ontologia** sive Metaphysica generalis. In usum scholarum. Auctore Carolo Frick S. J. Cum approbatione Revmi. Archiep. Friburg. VIII et 204 p. 8°. Friburgi Brisgoviae, Herder, 1894. Preis *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

Die beiden Lehrbücher schließen sich an die Logica des P. Frick und die Philosophia moralis des P. Cathrein (vgl. Bd. XLVI, S. 110 f.) als weitere Theile des Cursus philosophicus an. Die zwei letzten Bände des ganzen Cursus, die Psychologia rationalis und die Theologia naturalis, beide aus der Feder des P. Bernhard Bödder, sollen in Bälde folgen.

1. Wenn auch ein Lehrbuch der Philosophie sich nicht durch Neuheit der Lehren auszeichnen kann, so verdient doch die hier vorliegende Philosophia naturalis unstreitig das ihr bereits von anderer Seite gespendete Lob. „Non nova sed nove ist ein Grundsatz, der in diesem Lehrbuche gut beobachtet ist.“ Das Buch bildet ein streng gegliedertes Ganzes. Nach Behandlung der allen, sowohl den belebten als den leblosen, Naturkörpern gemeinsamen Eigenschaften wird das körperliche Leben im allgemeinen sowie das vegetative und das sensitive Leben insbesondere eingehend erörtert, so daß der wesentliche Unterschied zwischen dem belebten und dem unbelebten Stoff klar zu Tage tritt. Auf solche Weise ist die Lehre von dem Wesen und der Constitution der Körper gründlich vorbereitet und dem Verständnisse hinreichend nahegebracht; sie vermag nun wirklich als befriedigender Abschluß das Werk zu krönen. Eine Namhaftmachung besonders vortrefflicher Abschnitte ist bei der Sorgfalt, die der Verfasser während seiner jahrelangen Lehrthätigkeit auf alle Abschnitte verwandt hat, nicht leicht. Die Lehren von der Ausdehnung, von der Zielstrebigkeit und der Gesetzmäßigkeit in der Natur, vom Wunder, vom Leben und seinem innern Princip, die strenge Einheit der Lebewesen, die wirkliche, sowohl numerische als auch specifische Verschiedenheit der Naturkörper im Gegensatz zum Irrthum des Monismus, diese und andere Abschnitte müssen jedenfalls als sehr gut gelungen bezeichnet werden. Was die Ausführung im einzelnen betrifft, so zeichnet sich das Werk besonders durch einfache Klarheit und Kürze, sowohl in der Fassung der Lehrsätze als auch in den Beweisen und Erklärungen aus. Wenn irgendwo, so ist es in der Naturphilosophie schwer, unter der Menge der schwierigen Fragen die wichtigsten und grundlegendsten von den mehr nebensächlichen genau zu unterscheiden und herauszuheben; gerade hier nun bekundet das vorliegende Lehrbuch die Sachkenntniß und die Erfahrung seines Verfassers in glänzender Weise. Die Lösung der wichtigsten Fragen tritt in Form von eigenen Lehrsätzen auf, während andere Fragen in Zusätzen oder bei der Lösung der gegen die Hauptlehrsätze vorgebrachten Schwierigkeiten kurz erörtert werden. So besitzen wir in der neuen Philosophia naturalis ein in jeder Beziehung vortreffliches Schulbuch: auf eine tüchtige Einschulung ist in ihm alles berechnet.

2. Ueber die Ontologia des P. Frick spricht sich die angesehene Dublin Review u. a. dahin aus: „Obwohl das Buch kein großes Werk, würde man es doch mit Unrecht ein bloßes Compendium nennen. Es ist in Wirklichkeit alles für den Schulgebrauch Nöthige darin geboten. Der Gegenstand und seine Hauptabtheilungen sind klar auseinandergesetzt, die Begriffsbestimmungen sorgfältig gefaßt und genau erklärt, die Beweise kurz und prägnant, aber auch durchschlagend gefaßt, die Einwendungen klar gestellt und kurz, jedoch nicht zu kurz, beantwortet. Die Darstellung zeichnet sich durchweg durch bewunderungswürdige Schärfe und Bestimmtheit aus. Auch bei den gewöhnlichsten Lehrgegenständen begegnen wir einer Frische der Behandlung, welche sehr wohlthuend berührt, und eine jede Seite bringt uns irgend eine neue Redewendung oder eine bisher unbeachtete Ideenverbindung. Das Ganze kommt sozusagen mit Leben und Kraft aus dem Geiste eines klaren und scharfsinnigen Denkers, welcher sich auch in den abstrusesten Partien der Metaphysik vollkommen heimisch fühlt. Außerordentlich gut sind z. B. die Abschnitte über das Ding an sich, die Analogie des Seinsbegriffs, die Individualität, die Lehre von den Kategorien, die Causalität." Ganz besondere Anerkennung findet die auch schon von uns bei Besprechung der Logica desselben Verfassers hervorgehobene große Vertrautheit mit den Werken und der Lehre des hl. Thomas.

Petri Cardinalis Pázmány, Archi-Episcopi Strigoniensis et Primatis Regni Hungariae, Opera omnia, partim e codicibus partim ex editionibus antiquioribus edita per Senatum Academicum Regiae Scientiarum Universitatis Budapestinensis, recensionem accurante *Collegio Professorum Theologiae* in eadem Universitate. Series Latina. Tom. I.: *Dialectica* quam e codice manuscripto . . . recensuit Stephanus Bognár, S. S. P. Camerarius Secretus, Philos. ac S. Theol. Doctor huiusque in Regia Scientiarum Universitate Budapestinensi Professor p. o. XXII et 688 p. 4°. Budapestini, typis Regiae Scientiarum Universitatis, MDCCCXCIV. Preis *M.* 12.

Es ehrt nicht nur die Universität von Budapest, daß sie ihren Stifter in rühmendem Andenken hält; es ehrt eine ganze Nation, wenn in ihrem Schoße sittlicher und geistiger Größe noch Verehrung, wahrhaft großen Männern der Vergangenheit noch Begeisterung gezollt wird. Die zum Andenken an das 250jährige Bestehen der Universität von Budapest schon 1885 beschlossene und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten ins Werk gesetzte Ausgabe der Schriften Pazmanys erscheint wie eine Sühne für die Kossuth-Orgie. Alle auffindbaren Werke des großen, wahrhaft apostolischen Kirchenfürsten sollen zum Abdruck kommen, die handschriftlichen wie die bereits früher gedruckten, die lateinischen wie die ungarischen, die theologischen wie die nichttheologischen. So wird das Gesamtwerk sich auf etwa 14 stattliche Quartbände belaufen. In sieben Jahren soll es vollendet vorliegen; jedes Jahr sollen zwei Bände, abwechselnd ein lateinischer und ein ungarischer, erscheinen. Der erste Band der lateinischen Serie liegt vor und enthält einen Theil von Pazmanys philosophischen Schriften, seine in mehrfacher Hinsicht ganz interessante Dialectica; sein Werk De anima hat nicht aufgefunden werden können. Die Ausstattung ist außerordentlich schön, die Edirung scheint mit großer Sorgfalt und nach richtigen Grundsätzen vorgenommen. Nur vermißt man ungern in dem umfangreichen Werk die Seitenüberschriften mit Angabe der Disputatio und Quaestio. Es wäre zu wünschen, daß auch auf Kosten der Einheitlichkeit beim folgenden Bande dieser nebensächliche kleine Mangel vermieden würde.

Der Missionsverein oder **das Werk der Glaubensverbreitung,** seine Gründung, Organisation und Wirksamkeit. Von Stephan Jakob Neher, Priester der Diöcese Rottenburg. Mit einer Karte. 137 S. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.20.

Sehr dankbar sind wir dem bereits durch andere kirchenstatistische Arbeiten rühmlich bekannten Autor für die vorliegende Schrift, welche die Gründung, Organisation und Wirksamkeit des in Lyon entstandenen großen Missionsvereins behandelt. „Die Kenntniß dieses von den Päpsten und mehreren hundert Bischöfen seit seinem Entstehen aufs dringendste empfohlenen Werkes, das Gott so überaus wohlgefällig und im höchsten Maße verdienstlich ist, in immer weitere Kreise zu verbreiten und die Theilnahme an demselben mehr und mehr anzuregen, dazu möchte gegenwärtiges Schriftchen hauptsächlich beitragen", sagt der Verfasser im Vorwort. Ganz gewiß ist es dazu in hohem Grade geeignet. Ueberdies ist aber das Büchlein ein werthvoller Beitrag zur Missions- und Kirchengeschichte. Denn Großartiges hat der Verein in den 70 Jahren seines Bestehens geleistet; hat er doch von 1822 bis 1891 an Missionsalmosen 264 Millionen Francs gesammelt. Bis 1835 betrugen die Jahreseinnahmen noch keine Million, stiegen aber bis 1840 bereits auf dritthalb und seither auf 6—6½ Millionen. Freilich noch immer viel zu wenig im Verhältniß zur Zahl der Katholiken wie zur Noth der Missionen! Sehr interessant ist auch das Kapitel über die Vertheilung der Einnahmen; der Leser wird dadurch zur Ueberzeugung kommen, daß der oft gehörte Vorwurf, als würden bei der Vertheilung die französischen Missionäre in ungerechter Weise bevorzugt, in dieser Allgemeinheit sicher nicht begründet ist. Der Anhang über die drei deutschen Missionsvereine: den Xaverius-Missionsverein, den Leopoldinen-Missionsverein für Oesterreich und den Ludwigs-Missionsverein für Bayern, bietet schätzenswerthes, aber leider nicht vollständiges Material. Die beigegebene Karte veranschaulicht die Fortschritte der katholischen Missionen von 1822—1890. Wir wünschen der Schrift große Verbreitung, namentlich unter dem Clerus.

The Formation of Christendom. By T. W. Allies. XII et 328 p. London, Burns and Oates, 1894. Preis 5 *Sh.*

Dieses geschätzte Werk, das im Buchhandel lange Zeit vergriffen war, erschien soeben in zweiter, wohlfeiler Ausgabe. Es bestand ursprünglich aus Vorlesungen, welche Allies an der katholischen Universität in Dublin 1854 hielt. In edler Sprache und geistreicher Weise wird in der ersten Vorlesung der Contrast zwischen Heidenthum und Christenthum durchgeführt. Die Alte Welt lag in den letzten Zügen, die alten politischen Einrichtungen bestanden noch, der belebende Geist war längst entflohen, die römisch-griechische Cultur hatte fast alle Keime der Sittlichkeit ertödtet. Das zweite Kapitel hat zum Vorwurf die Verjüngung des Individuums durch Einpflanzung christlicher Tugenden, durch Aufstellung eines großen Ideals in Christus. In der dritten Vorlesung findet sich eine herrliche Parallele zwischen Cicero und dem hl. Augustin, worin die Differenzpunkte zwischen Heidenthum und Christenthum wie in einem Brennpunkt vereinigt werden. Die große, vom Christenthum zu stande gebrachte Umwälzung wird weiter erörtert: Verachtung des Lebens bei den Heiden, Selbstverläugnung der Martyrer; heidnische Unsittlichkeit, christliche Jungfräulichkeit; der Heide lebt nur für diese Welt, der Christ für den Himmel. Hoffentlich werden dem ersten Bande dieses klassischen Werkes bald die weitern Bände folgen.

Caeremoniae Missarum solemnium et pontificalium aliaeque functiones ecclesiasticae illustratae opera Georgii Schober C. SS. R. sac. XII et 424 p. kl. 8⁰. Ratisbonae, Pustet, MDCCCXCIV. Preis ungebunden *M.* 2.80; geb. *M.* 3.60.

Diese neue Schrift, die durch Empfehlungsschreiben hoher Kirchenfürsten ausgezeichnet wurde, macht der Verlagshandlung sowohl als dem Verfasser alle Ehre. Sie ist zwar kein officielles Werk, ersetzt aber denen, welche bei Pontificalämtern und andern feierlichen Functionen mitzuwirken haben, vollauf das Caeremoniale Episcoporum und ergänzt es selbst durch Heranziehung der einschlägigen Decrete der heiligen Ritencongregation. Desgleichen bietet es eine eingehende und klare Zusammenstellung aller Ceremonien, welche im eigentlichen Hochamt, in dem einfachen Singamt sowie bei Aussetzung des Allerheiligsten zu beobachten sind. Wenn man auch meinen darf, es sei nicht immer alles das geradezu verboten oder geboten, was der hochw. Herr Verfasser als solches bezeichnet: so kann man doch in allen seinen Angaben und Erklärungen ihm als einem sichern Führer folgen. Der Gebrauch des Werkes wird nicht wenig zur exacten und erbaulichen Feier der heiligen Geheimnisse und kirchlichen Andachten beitragen.

Der ehrw. Diener Gottes Franz M. P. Libermann und seine Stiftung: die in Deutsch-Ostafrika thätige Congregation vom Heiligen Geiste und heiligen Herzen Mariä. Von Walter Helmes, Herausgeber der Zeitschrift „Kreuz und Schwert". Mit Porträt Libermanns. 30 S. 8⁰. Münster i. W., Selbstverlag. Vertretung für den Buchhandel: H. Schöningh. Preis 20 *Pf.*

Verfasser der vorliegenden Schrift ist der für die Bekehrung Afrikas seit einer Reihe von Jahren unermüdlich thätige Herausgeber der Zeitschrift „Kreuz und Schwert", die sich mit Recht einer so großen, stets steigenden Beliebtheit erfreut. Wie in der genannten Zeitschrift und in andern Veröffentlichungen desselben Verfassers, so begegnet uns auch in dieser Biographie des Stifters jener Congregation, welche sich durch ihre Missionsarbeiten in Deutsch-Ostafrika hohe Verdienste und allseitige Anerkennung erworben hat, eine edle Begeisterung für das schöne Werk der Christianisirung Afrikas. Dem in seinen Hauptzügen vorgeführten Lebensbilde des ehrwürdigen Dieners Gottes folgt ein gedrängter Ueberblick über die Gründungen und Arbeiten der von ihm gestifteten Congregation. Das Büchlein ist eine Volksschrift im besten Sinne des Wortes und verdient gerade jetzt, wo die Angehörigen der Congregation vom Heiligen Geiste auch wieder auf deutschem Boden ein Heim finden sollen, besondere Beachtung und Verbreitung.

Deutsche Männer in Afrika. Lexikon der hervorragendsten deutschen Afrika-Forscher, Missionare rc. Von Konrad Weidmann. Mit 60 Porträts in Lichtdruck. 194 S. 8⁰. Lübeck, Röhring, 1894. Preis brosch. *M.* 6; in Leinwand geb. *M.* 7.

Bei dem großen Interesse, welches Deutschland der Afrikaforschung und den Missionen im dunkeln Continent entgegenbringt, dürfte das vorliegende Lexikon deutscher Forscher und Missionäre eine willkommene Gabe sein und sich einer großen Verbreitung erfreuen. Mit lobenswerthem Fleiße hat der Verfasser die Namen der Deutschen gesammelt, die Afrika bereisten und zu dessen Kenntniß oder Civilisation in Beziehung stehen, und es ist ihm gelungen, mehrere hundert Männer deutscher

Zunge zu finden, die eine ehrende Erinnerung wohl verdienen. Von dem Ritter Martin Behaim angefangen, der 1484 den Congo auf portugiesischen Schiffen befuhr, bis zu den Theilnehmern der wissenschaftlichen Expeditionen des letzten Jahres herab ziehen sie alphabetisch geordnet an uns vorüber, und jedem Namen folgt die knappe Angabe der Reisen sowie der von ihm oder über ihn erschienenen Schriften. Auch die berühmtesten Namen erhalten höchstens 4—5 Spalten. Ganz besonders ist hervorzuheben, daß Weidmann in richtiger Würdigung der civilisatorischen Arbeit der Missionäre denselben in seinem Buche einen ganz bedeutenden Raum zugewiesen hat; dabei sucht er den Missionsgesellschaften der verschiedenen Confessionen unparteiisch gegenüberzustehen und hat neben den protestantischen auch die katholischen Missionäre mit ihren Arbeitsgebieten möglichst vollständig aufgenommen, so das apostolische Vicariat Sudan mit seinen zahlreichen Opfern, das apostolische Vicariat Nord- und Süd-Sansibar, die apostolischen Präfecturen Kamerun und Togoland und die deutschen Missionäre der Sambesi-Mission. Eine erwünschte Zugabe bilden die 64 in Lichtdruck durchweg vorzüglich ausgeführten Porträts, unter denen wir auch die PP. Schynse, Bauer, Ohrwalder und Schäfer bemerken. Daß bei allem Fleiße des Herausgebers nur eine relative Vollständigkeit erreicht ist, ließ sich bei einer derartigen Arbeit nicht vermeiden.

Ketteler et l'Organisation sociale en Allemagne. Par A. Kannengieser. XVI et 360 p. 8⁰. Paris, Lethielleux, 1894. Preis *Fr.* 3.50.

Der Thätigkeit und den Erfolgen der deutschen Katholiken gegenüber der socialen Frage ist dieser Band ausschließlich gewidmet, wie die frühern verwandten Arbeiten desselben Verfassers das kirchliche und kirchenpolitische Leben im katholischen Deutschland dem französischen Publikum zur Darstellung zu bringen suchten. Die ersten 90 Seiten beschäftigen sich mit der Person und der in Bezug auf die sociale Frage bahnbrechenden Wirksamkeit von Kettelers; 80 weitere mit dem letzten Mainzer Katholikentag, wobei auch des nachfolgenden Würzburger Katholikentages mehrfach gedacht und die Einrichtung und Bedeutung der allgemeinen Katholikentage beleuchtet wird. Es folgen Abschnitte über den „Volksverein", über die „Volksuniversität" von M.-Gladbach und ein kurzes Schlußkapitel über Lage und Verhältnisse des Centrums seit den durch den Kampf um die Militärvorlage hervorgerufenen Wirren. Der Verfasser verläugnet auch in diesem Bande nicht seine geistreiche und elegante Art der Darstellung; an Vertrautheit mit den deutschen Verhältnissen hat er seit dem Erscheinen des ersten Bändchens noch gewonnen. Auf Rechnung dieser Vertrautheit kommen vielleicht auch die S. 284 angedeuteten Gedanken über die „sociale Bedeutung des Bieres" und der artige Versuch S. 154 ff., den Franzosen einen Begriff vom deutschen Commers zu machen, was Darstellung angeht, wohl eine der geschicktesten Partien des Buches. Kleine Uebertreibungen u. dgl. und die dem französischen Schriftsteller überhaupt mehr als dem deutschen naheliegende rhetorische Emphase übersieht man gern über dem Vergnügen, deutsches Leben in einem fremden Spiegel wiederzufinden, der nicht nur die Umrisse klar und treu, sondern auch die Farben sehr vortheilhaft wiederzugeben weiß.

P. Francesco M. Carini S. J. **Monsignor Niccolò Ormaneto,** Veronese, Vescovo di Padova, nunzio apostolico alla corte di Filippo II, re di Spagna, 1572—1577. Narrazione fatta sopra documenti inediti dell' archivio segreto Vaticano. VII e 142 p. 8⁰. Roma, Befani, 1894. Preis *Lire* 2.50.

Im Jahre 1572 wurde N. Ormaneto von dem eben gekrönten Papste Gregor XIII. zum Nuntius bei König Philipp II. von Spanien ernannt. Er blieb

in dieser Stellung bis zu seinem in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1577 erfolgten Tode. Ein Abberufungsschreiben, das er erbeten hatte, um sich seiner Diöcese Padua zu widmen, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Mit Geschick vertrat er die Interessen der Kirche bei den politischen Händeln jener Zeit, in denen die Päpste zwischen Frankreich und Spanien eine so schwierige Stellung hatten. Da er früher beim Cardinal Pole in England gewesen war, behielt er stets die Angelegenheiten der dort bedrängten Katholiken im Auge und half nach Kräften. Dem hl. Karl Borromäus leistete er am spanischen Hofe wesentliche Dienste. Er gewann dessen Wohlwollen, ja dessen Freundschaft um so mehr, weil er sich besonders in Spanien um die kirchliche Reform und die Erneuerung der religiösen Orden eifrig bemühte. Die Wirksamkeit des Nuntius wird vom Verfasser in ansprechender Weise dargelegt, so daß sich sein Buch leicht und angenehm liest. Den Schluß bilden zehn noch unbekannte Actenstücke des vaticanischen Archivs.

Das Heilige Haus von Loreto. Historisch-kritische Untersuchungen von Joseph Kreschnička, Religionsprofessor am n. ö. Landes-Real- und Obergymnasium in Horn, Ehrenkaplan des heiligen Hauses von Loreto. 246 S. 8°. St. Pölten, Preßvereinsdruckerei. Selbstverlag des Verfassers, 1894. Preis fl. 1.

Der Verfasser „unterzog sich der Aufgabe, die lauretanischen Ereignisse als geschichtliche Thatsache zu erweisen“. Veranlaßt ward sein Büchlein durch das sechshundertjährige Jubiläum der Uebertragung des heiligen Hauses nach Italien, welches für den 10. December dieses Jahres angesagt ist. In vielen großen, oft schwer zugänglichen Werken sind die Beweise zerstreut für die Erhaltung des heiligen Hauses zu Nazareth, für dessen Uebertragung nach Tersatto (1291) und Loreto (1294), für die hohe Werthschätzung des lauretanischen Hauses durch viele Päpste und Heilige, endlich für die Gleichheit des ehedem in Nazareth, jetzt in Loreto von zahlreichen Pilgern besuchten Heiligthums. Hier findet man alle diese Beweise gesammelt, klar und kurz gefaßt und übersichtlich geordnet. Das Werkchen darf darum als recht zeitgemäß bezeichnet werden. Es wird hoffentlich manchen deutschen Pilgern als Vorbereitung zur Wallfahrt nach Loreto und als Erinnerung an ihren dortigen Aufenthalt eine willkommene Gabe sein.

Der Dom zu Köln. Dargestellt von Franz Theod. Helmken. Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Ein Führer für die Besucher. Mit Abbildungen. 160 S. 8°. Köln, Boisserée, 1894. Preis *M.* 1.50.

Das Büchlein bietet eine ebenso gründliche als übersichtliche Geschichte und Beschreibung des größten und schönsten Domes der deutschen Lande. Die einzelnen Theile des Baues und alle wichtigern Ausstattungsgegenstände sind geschildert und oft durch gut gewählte Abbildungen skizzirt. Somit wird dieser „Führer“ nicht bloß den Besuchern, sondern auch allen, welche sich rasch über eine den Dom betreffende Frage unterrichten wollen, treffliche Dienste leisten. Es ist in dieser dritten Auflage eine reife Frucht ernster und eingehender Studien, seines großen Gegenstandes würdig.

Die St. Cyriacuskirche zu Duderstadt. Festschrift zur V. Säcularfeier der Grundsteinlegung von Dr. R. Engelhard. Mit acht Lichtdrucktafeln und drei Textillustrationen. 39 S. gr. 4°. Hildesheim, Lax, 1894. Preis *M.* 2.

Der Verfasser behandelt als Einleitung „die Entwicklung der Gotik im südlichen Theile Niedersachsens und angrenzender Gebiete“, beschreibt dann eingehend den Bau

und die Ausstattung der Kirche des hl. Cyriacus zu Duderstadt und bietet Uebersichten der gotischen Flügelaltäre, der Glocken, der Künstler und Werkmeister des Eichsfeldes. Die ältesten Theile der Duderstadter Kirche, die untere Abtheilung der Westfassade mit ihrem frühgotischen Portale und ihrem nördlichen Thurme, stammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Der südliche Thurm ward erst nach einem Brande von 1852 ausgebaut. Die Grundsteinlegung des Chores erfolgte 1394. An hundert Jahre später (1490) endete die vom Ostchor zum Westbau fortschreitende Bauthätigkeit durch Schließung der letzten Gewölbe des Mittelschiffes. — Der Druck ist schön, die Tafeln sind klar, der Text bringt manche neue werthvolle Mittheilung, die mit Nutzen in den großen Rahmen deutscher Kunstgeschichte eingefügt zu werden verdient. Das Ganze ist eine ebenso gehaltvolle als schöne Festschrift, welche sich wohl deshalb auf die kunstgeschichtliche Bedeutung der Kirche beschränkt, weil es sich um die Feier der Grundsteinlegung handelt.

Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit von Dr. Heinrich Kraeger. 166 S. 8°. Bremen, Heinsius, 1893. Preis *M.* 2.80.

In dieser Schrift wird der Siegwartdichter einer literargeschichtlichen Analyse nach neuester Methode unterzogen. Als „ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit" in der deutschen Literatur wird das Buch seinen Werth behalten, da es mit großem Fleiß und bekannter neuphilologischer Akribie allen Aederchen nachgeht, welche das empfindsame Blut hin- und zurückführen. Auf Einzelnes können wir hier nicht eingehen. Interessiren dürfte allgemeiner, daß es Miller in der zweiten Ausgabe des Siegwart „vor allem auf die Ausscheidung der antikatholischen Elemente ankam", wie der Verfasser im einzelnen nachweist (S. 156 ff.). Daß dadurch der Roman selbst nicht katholisch wurde, ist klar. — Es ist doch des Guten zu viel, wenn man sogar die „Nazarener" von Sanct Isidoro mit der im vorigen Jahrhundert grassirenden „Kloster"-Poesie in Verbindung bringt. — Im Leben Millers selbst ist sein Verhalten gegen den katholisch gewordenen Stolberg hervorzuheben, das wenigstens anfangs nicht ganz so schroff war wie das „des dritten im Bunde", Voß (vgl. S. 45 f.).

Die Dichtungen des Osnabrücker Dichters Broxtermann. Von Dr. J. Richemann. Mit einem Porträt. 94 S. 8°. Osnabrück, Kisling, 1893. (Unverkäuflicher Sonderabdruck aus den „Historischen Mittheilungen", Bd. 17.) Preis des Bandes *M.* 6.

Literarhistoriker oder Freunde der Specialforschung machen wir gerne auf diese fleißige Studie über einen fast ganz vergessenen Vertreter unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts (1771—1800) aufmerksam. Bei dem unverkennbaren Talent des jungen Osnabrückers, der als Göttinger Student bei Bürger „regste Theilnahme und rückhaltlose Bewunderung fand", und von dem „Schiller im Jahre 1800 mit hoher Achtung sprach", hätten wir wahrscheinlich noch reifere Früchte erwarten dürfen, als sie Wedekind in seiner Ausgabe von 1841 uns bietet, und zu welchen hier Dr. Richemann einige bezeichnende Nachträge liefert. Daß sich aber auch jetzt für die engern Landsleute eine Studie wie die vorliegende lohnte, zeigt die interessante Arbeit selbst am besten.

Wetterleuchten. Gedichte von Franz Eichert. Wohlfeile Volksausgabe. 152 S. 16°. Wien, Verlag des Kath. Schulvereins für Oesterreich, 1894. Preis 50 *Pf.*

Eigentlich stimmt der Titel nicht recht. Unter Wetterleuchten versteht man meistens das ferne donnerlose Gewitter, — diese Gedichte aber sind so recht das Gewitter im Zenith mit Blitz und Donner und Hagel und Schlossen, daß es eine Freude ist. Der Dichter singt für das österreichische Volk, „Daß es dich zum Schwerte reiße — Und befeure dich zum Flug — In die Geisterschlacht, die heiße, — In den neuen Kreuzeszug. — Deinem Glauben sei's zum Horte, — Löse ihn aus banger Haft, — Deiner Klage leih' es Worte, — Deinem Zorne — Thatenkraft". Es ist über diese Gedichte Eicherts so viel geschrieben worden, daß wir eigentlich nur oft und gut Gesagtes wiederholen könnten. In dieser Volksausgabe hat der Dichter, wie es scheint, auf die Zeit- und Streitgedichte den Hauptnachdruck gelegt. Dem Zweck der Propaganda mag das durchaus entsprechen, der Freund der Kunst wird daneben jedoch noch andere Wünsche haben. Indes noch einmal: Für die Propaganda, d. h. für die Aufrüttelung des Volkes zum Kampf gegen Unglauben und Frivolität, sind die Gedichte ganz geeignet. Man wird in ihnen für Volksversammlungen und Vereine recht brauchbare Declamationen und Vorträge, ja auch gleich in Noten gesetzte Männerchöre finden, die überall „zünden" werden.

Aus dem Berufe. Pädagogische Dichtungen von Dr. Wilh. Sommer, Schulrath, Director des königl. Lehrerseminars zu Paderborn. 73 S. 16°. Paderborn, Schöningh, 1893. Preis brosch. *M.* 1.60.

Aus dem Leben für das Leben hat hier ein Pädagog etwa anderthalbhundert Gedanken und Rathschläge über Religion, Lehrerberuf, Pädagogik u. dgl. in Reime gebracht und seinen Schülern und Berufsgenossen gewidmet. Das Spruchartige der Form wird wahrscheinlich dazu beitragen, dem Gedanken des Verfassers leichter Eingang zu verschaffen und zum Weiterdenken beim Leser Anregung zu geben. Offenbar war es dem Dichter auch mehr um diesen praktischen Zweck als um wirklich dichterische Einkleidung zu thun. Im allgemeinen ist die Sprache edel und fließend, wenn auch nicht frei von Prosawendungen.

Röschens erste Communion. Flämisches Volksgedicht von A. J. M. Janssens. Ins Deutsche übertragen von Gustav Prell. 40 S. 16°. Düsseldorf, Schwann, 1894. Preis 60 *Pf.*

Der Inhalt dieses Gedichtes geht dahin, uns in möglichst schlichten und der Wirklichkeit abgelauschten Zügen die Wahrheit vorzuführen, daß die heilige Eucharistie auch für die heutigen so zugespitzten socialen Verhältnisse das vinculum caritatis ist, geeignet, die weit auseinander klaffenden Gesellschaftsschichten wieder zu einen. Die Ausführung ist kurz und knapp, die Sprache durchaus volksthümlich. Wir kennen das flämische Original nicht und vermögen daher nicht zu sagen, ob der Dichter in der Ursprache seinen realistischen Stoff und seine nüchterne Form nicht doch mit jenem poetischen Duft zu umhauchen verstand, der ein Gedicht und besonders ein „Volksgedicht" von gereimter Prosaerzählung unterscheidet. Die Uebersetzung hat jedenfalls jenen Duft nicht mit herübergenommen; sie ist klar und ziemlich fließend, aber nicht poetisch-stimmungsvoll.

Bild der Heiligen Familie, entworfen von Max Schmalzl, C. SS. R., in Farbendruck ausgeführt bei Pustet in Regensburg. Hoch ca. 70 cm, breit 52 cm. Preis *M.* 4; in reichem Goldbarockrahmen *M.* 14.

Dies neue Bild des bekannten Künstlers ist gleich seinen übrigen Werken von echt katholischem Sinne belebt. In der Form vermeidet es ebensosehr die mehr oder weniger sentimentale oder naturalistische Behandlung mancher neuern Maler, als eine übertriebene Stilisirung. Es hält die rechte Mitte, bleibt ernst und streng, ohne herb und archaistisch zu werden. Die Farbe wirkt reich, aber ruhig. Das göttliche Kind ist wirksam hervorgehoben; denn es steht mit heller Kleidung in der Mitte und breitet seine Hände aus, voll Bereitwilligkeit, allen zu helfen. Neben ihm stehen anbetend und voll Liebe Maria und Joseph in dunkeln Gewändern; über ihm erscheint in den Wolken der göttliche Vater in leuchtendem Strahlenglanze zwischen sechs Engelsköpfchen. Das Bild wird in christlichen Familien zweifelsohne die Gesinnung stärken, welche unser Heiliger Vater Leo XIII. durch den Verein von der heiligen Familie heben und verbreiten will. Würde es sich nicht empfehlen, wenn die Verlagshandlung mit Rücksicht auf die weniger Bemittelten auch einen billigern Rahmen lieferte?

Miscellen.

Das Werk für katholische Seeleute. Kaum irgend eine Menschenklasse findet sich für den längsten Theil des Lebens größern Gefahren an Leib und Seele ausgesetzt als der Matrose. Auf der Fahrt: schlechte Gesellschaft und Langeweile mit all ihren Folgen; in der Hafenstadt: Ausbeutung, Anreizung zu Trunk und Laster; fast beständig: Entfremdung von den Uebungen der Frömmigkeit, Fernhaltung alles religiösen, sittlich erhebenden Einflusses; und bei alledem fortwährender Kampf gegen die Elemente, häufige Lebensgefahr, oft Krankheit und Verlassenheit an fremdem Strand. England, das in seiner Flotte seine Kraft und seinen Stolz erkennt, war seit Beginn dieses Jahrhunderts darauf bedacht, das materielle Los seiner Seefahrer freundlicher zu gestalten. Eine große Anzahl humanitärer Stiftungen, Lazarette, Herbergen, Vergnügungs- und Erholungsorte für englische Seeleute, erstanden in heimischen wie in fremden Hafenstädten. Der mächtige Ueberrest alter Frömmigkeit, welcher einem großen Theil der englischen Nation noch immer innewohnt, zum Theil auch der rivalisirende Secteneifer haben bewirkt, daß auch die Pflege des religiösen Lebens für protestantische Matrosen, zugleich mit der Propaganda für Schiffsleute fremder Confessionen, nicht fehlte.

Jedes englische Schiff trägt eine kleine Bibliothek mit Unterhaltungs- und Erbauungslectüre nach protestantischem Zuschnitt; jeder wichtige Hafenplatz in

Großbritannien wie im Ausland bietet dem englischen Matrosen sein eigenes Vergnügungslocal, oft eine wohlbesorgte billige Herberge, fast immer seinen eigenen Betsaal und einen oder mehrere Diener protestantischer Secten, welche bemüht sind, religiöse Gesinnung oder confessionelles Interesse in ihm zu wecken. Darf der Seemann nicht ans Land steigen, so kommen Missionsboote oder schwimmende Bethäuser (Bethels) mit dem Prediger von der Hafenstation zum Schiff gefahren; der Prediger steigt an Bord, vertheilt Zeitungen, Bücher, Tractätchen und bemüht sich, für fromme Sprüche geneigtes Gehör zu finden, oder sammelt eine kleine Gemeinde zum Gottesdienst im „Bethel". Auch die Anhänger anderer Confessionen werden dazu eingeladen, mit Drucksachen beschenkt und bearbeitet, wie die eigenen Glaubensgenossen. Bleibt der Matrose krank an einem der Hafenorte liegen, sei es in Barcelona oder Genua, Malta oder Port Said oder auf fernen Continenten, so durchstreifen die Vertreter der verschiedenen Secten nach ihm das Lazaret, sei es, ihm Gutes zu thun, sei es, ihn einem andern Bekenntnisse streitig zu machen. Der Matrose oder Schiffsjunge auf dem Handelsschiff ist noch vielfach der Willkür und Brutalität der Commandirenden ausgesetzt, und auch nach der Landung sieht er sich oft außer stand, selbst schwerem Unrecht gegenüber seine Klage geltend zu machen. Da hat Englisch-Ostindien seine anglikanische Genossenschaft mit ihrem „Father" Hopkins (ehemals Matrose, jetzt Prediger), die sich zur Aufgabe setzt, auch dem einfachen Schiffsmann durch Klage vor Gericht zum Recht zu verhelfen. Ein besonders gefahrvolles und hartes Los haben die Tausende, die aus England und Frankreich, wie aus den andern nordeuropäischen Ländern, alljährlich zum Stockfischfang ausziehen. Man schätzt sie auf wenigstens 20 000 in ungefähr 4000 Schiffen. Im Frühjahr ziehen sie aus und verbleiben monatelang ohne Unterbrechung auf hoher See. In manchem Jahr sind Hunderte dieser oft schlecht gebauten oder altersschwachen Fahrzeuge mit ihrer Mannschaft zu Grunde gegangen; die Zahl der Erkrankten belief sich wiederholt für ein Jahr auf über 8000. In grimmiger Kälte, unter harter Behandlung, bei schwerer, einförmiger Arbeit, jeden Augenblick dem Untergang ausgesetzt, verbringen so 20 000 bis 30 000 Männer im blühendsten, kräftigsten Alter einen großen Theil des Jahres hoch oben in der Nordsee oder bei den Küsten von Labrador und Neufundland im Atlantischen Ocean. Auch unter ihnen sind viele Katholiken: Iren und Franzosen. Der einzige Trost, der bis in die letzten Jahre hinein diesen Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft zu theil wurde, war das Erscheinen des „Coper", des holländischen oder belgischen Krämerschiffes. Es bot Tabak feil um theuern Preis, Branntwein, Wollkleider, pikante, sinnreizende Lectüre und auf dem „Coper" selbst neben den Lockungen der Schnapsschenke die Lasterhöhle. Hier konnte der arme Fischersmann um den Lohn monatelanger Lebensgefahr und schwerer Arbeit für einige Augenblicke in wildem Sinnentaumel die Härte seines Schicksals vergessen. Wahrhaft grauenvolle Vorgänge waren oft die Folge. Jetzt haben endlich die englischen Wohlthätigkeitsvereine es durchgesetzt, daß den „Copers" die staatliche Begünstigung und Beschützung von seiten Hollands und Belgiens entzogen wurde. Die Missionsgesellschaften rüsten Lazaretschiffe und schwimmende Bethäuser aus, welche zugleich mit den Fischerbooten ausziehen oder ihnen in den Ocean nach-

folgen. Hier sind Tabak, Wollkleider und Bücher und was immer der arme Nordseefischer braucht, um billigen Preis zu haben; manches, wie Zeitungen und Tractätchen, wird gratis vertheilt; die Kranken werden verpflegt, Gottesdienst wird gefeiert, und die Bekenner aller Confessionen werden dazu eingeladen. Eine große Wohlthat ist dies für viele, für die armen verlassenen Katholiken aber die nächste Gefahr zum Abfall oder doch zur Verläugnung ihres Glaubens. Wohl stehen an den Küsten von Labrador, wo die Wesleyaner eine große Geschäftigkeit entfalten, auch einige katholische Kirchlein den seefahrenden Irländern und Franzosen offen; in den englischen Küstenstädten, wo der junge Nachwuchs der Nordseefischer geschult wird, wie in Grimsby, bemüht sich ein mit Seelsorgepflichten überbürdeter, der Hilfsmittel beraubter Priester zu thun, was in seinen Kräften steht; die Küste Norwegens weist vereinzelt die eine oder andere kleine Missionsstation auf; selbst in der Ostsee findet zuweilen ein katholischer Seemann von der Grünen Insel den Weg zum katholischen Missionskirchlein mit englisch sprechendem Priester in Gefle an der schwedischen Küste. Aber dies Wenige ist ein Nichts gegenüber der Größe der Noth und völlig verschwindend gegenüber dem, was das protestantische England für die Erhaltung der Seinen und für die Propaganda unter den Seeleuten leistet. Man berechnet den jährlichen Aufwand der protestantischen Vereine und Stiftungen, welche der Sorge für die Seeleute sich widmen, auf mindestens 80 000 Pfd. Sterl., d. i. 1 600 000 Mark.

Schon seit 1818 besteht die British and Foreign Sailors Society, welche unter ihren Protectoren neben der Königin von England die Kaiser von Deutschland und Rußland nennt. Ihr Jahreseinkommen belief sich 1893 auf 23 000 Pfd. Sterling (460 000 Mark). Sie zählt 76 Anstalten für Seeleute (Heimstätten, Lesezimmer, Herbergen, Spitäler, Bethäuser) und 94 Stationen und verfügt über ein Personal von 138 bezahlten Agenten, drei schwimmende Bethäuser, drei Küstendampfer und 29 Segel- oder Ruderboote. Sie gibt eine eigene Monatsschrift, Chart and Compass, heraus; in dem einen Jahre 1892 vertheilte sie nahe an 400 000 Stück Drucksachen, abgesehen von bloßen Tractätchen und von den an die ausfahrenden Schiffe verliehenen Bibliotheken, die bei jeder neuen Ausfahrt mit andern vertauscht werden.

Das officielle Verzeichniß ihrer Leistungen für 1890 (vgl. Études religieuses XLI [Februar 1894], 313) besagt:

Gottesdienste für Seeleute	7 965
Mäßigkeitsversprechen (Pledges) von Seeleuten	1 049
Besuche auf Schiffen	48 781
Krankenbesuche (bei kranken Matrosen oder deren Angehörigen in der Heimat)	10 850
Briefe besorgt von oder für Seeleute	9 154
Kopfzahl der Seeleute in den Lesezimmern	148 465
Bücher (Bibeln, Zeitschriften u. dgl.) vertheilt	425 646
Bibliotheken in Schiffen aufgestellt	1 386
Mahlzeiten gratis gegeben	55 132
Personen gratis Nachtherberge gegeben	9 845

Die Thätigkeit dieser großen Vereinigung wurde erst recht zum Leben angestachelt, seit ihr in den Missions to Seamen 1856 eine Concurrenz erwuchs.

Diese neue Vereinigung setzte sich ganz direct zum Zweck: die „religiöse Wohlfahrt der Seeleute zu Hause und in der Fremde". Auch sie verfügt über sehr beträchtliche Mittel; die Jahreseinnahme für 1892 betrug 35 496 Pfd. Sterl., die Ausgaben nahe an 30 000 Pfd. Sterl. In mehr als 62 Hafenplätzen besitzt sie Lese- und Schreibsäle für Matrosen; im Mittelmeer allein ist sie 1882—1892 von 7 zu 21 Stationen fortgeschritten; sie verfügt über ein beträchtliches Heer bezahlter Angestellter: einen Clergyman als Secretär, zwei als Superintendenten, 32 Kapläne, 49 Bibelleser, 8 andere Laiengehilfen, 17 Bootsknechte und 20 Verwalter und Vorstände von Anstalten. Außer 41 Booten stehen 16 größere Dampf- oder Segelschiffe in ihrem Besitz; eben jetzt ist sie im Begriff, eine Wohlthätigkeitsanstalt für Matrosen im großartigsten Stil zu Poplar zu errichten, deren Kosten auf 25 000 Pfd. Sterl. veranschlaat sind, und die unter dem besondern Protectorat des Herzogs von Coburg und des Lord Aberdeen steht. Auch sie hat ihr eigenes monatliches Organ: The World on the Waters. Sie rühmt sich, jährlich ungefähr 6000 Bibeln oder Erbauungsbücher zu verkaufen; im Jahre 1892 haben ihre Kapläne in 33 verschiedenen Sprachen geistlichen Zuspruch gegeben. Auf Entfernung von 12 rods (= 198 engl. Fuß) von der Küste Englands allein wurden in dem gleichen Jahre 13 000 Fahrzeuge von ihren Predigern besucht. Die Études religieuses (l. c.) geben das Verzeichniß der Leistungen für 1892:

Bibeln, Gesang- und Gebetbücher vertheilt	345 358
Andere Druckschriften (in 27 verschiedenen Sprachen)	237 200
Bibliotheken an Schiffe verliehen	[?] 17 070
Das Abendmahl ausgetheilt	4 927
Mäßigkeitsversprechen	8 028
Besuche des Predigers auf englischen Schiffen	494 787
Besuche auf ausländischen Schiffen	87 000

Zu weit geringerer Bedeutung gelangte bis jetzt die 1860 ins Leben gerufene Royal Naval Scripture Reading Society, welche mehr die streng hochkirchliche Richtung verfolgt. Sie hat nur Bibelleser, denen das Predigen sogar untersagt ist; auch sollen sie sich von aller religiösen Controverse fernhalten. Wiewohl eine große Zahl anglikanischer Bischöfe an ihrer Spitze steht, sind die Mittel gering; sie unterhielt früher 15, jetzt nur noch 12 Bibelleser in den verschiedensten Theilen der Welt. Auch die Gibraltar Mission to Seamen in the Mediterranean hat keine weitere Bedeutung, als daß sie in vielen katholischen Seestädten des Mittelmeeres ihre eigenen Missionsprediger unterhält, in manchen auch Herbergen u. dgl. für Seeleute eingerichtet hat. Viel bedeutender ist die 1864 begründete St. Andrews Waterside Church Mission, die seit Erweiterung ihres Arbeitsfeldes den stolzern Namen angenommen hat: „St. Andreas-Mission der Church of England für Matrosen, Auswanderer und Seefischer daheim und in der Ferne." Zwar ist ihr nächster Zweck, die Seelsorge für die Seefahrer in die Hände der anglikanischen Prediger der Küstenstädte, also aus dem Bereich unabhängiger Privatvereinigungen in den der regelmäßigen und ordentlichen Seelenhirten überzuleiten, um mehr Einheit und Ordnung in die Unternehmungen zu bringen und den uncontrollirbaren Einfluß der Secten abzu-

dämmen. Dazu bedurfte es zunächst der Vermehrung des ordentlichen Predigerpersonals in den Hafenstädten und der Beschaffung von Anstalten für Seeleute, die unter Aufsicht dieser Prediger standen. Bald aber erstreckte sich die Thätigkeit dieser Vereinigung weiter. Auf 30 Anstalten an den Küsten Großbritanniens zählt sie deren 67 auswärtige, an Plätzen wie Port-Said, Genua, Savona, Triest, Venedig, Palermo, Dieppe und Gent. Ein Missionsdampfer, dessen Unterhaltung jährlich auf 500 Pfd. Sterl. zu stehen kommt, kreuzt von April bis December an der Küste von Great-Yarmouth bis Dover und besucht gelegentlich auch Boulogne und Ostende. Das nächste Ziel ist die Ausrüstung eines schwimmenden Bethauses für die Tiefseefischer, um dem Einfluß der Dissenters bei den armen Fischersleuten entgegenzuwirken. Weit über 1000 Pfd. Sterl. sind für diesen Zweck bereits gesammelt. Im Jahre 1892 allein vertheilte dieser Verein 400 Pakete Bücher und Kleider. Einer ihrer Prediger, Rev. Barnes, berichtet über seine Thätigkeit in Plymouth am 28. Januar 1893: „Im Laufe des jetzt verflossenen Jahres besuchte ich 57 Schiffe, theilte an 1034 Auswanderer das Abendmahl aus, von denen ich auch 138 die Taufe spendete; überdies vertheilte ich 4000 Druckschriften."

Ausschließlich der Sorge für die Tiefseefischer widmet sich die 1880 ins Leben getretene Mission to Deep Sea Fishermen, deren erste Hauptaufgabe es war, den verheerenden Wirkungen der „Copers" entgegenzuarbeiten; das erste Schiff, das sie ausrüstete, trug den Namen „Anti-Coper". Nach der Rechenschaftsablage vom 25. Mai 1893 unterhielt sie 11 Missionsschiffe in der Nordsee, wohlversehen mit Tabak, Büchern, Kleidern und allem, was dem Seemann noththut. Eine starke Abnahme jener furchtbaren Schnapsschenken konnte constatirt werden. Für die Tiefseefischer des Atlantischen Oceans unterhält sie ein schwimmendes Lazaret, den „Albert", ein hübsches und starkes Schiff von 97 Tonnen Gehalt. Mit dem Lazaret verbindet sich hier das Bethaus und der Bazar, auf dem um billigen Preis alles Wünschenswerthe gekauft werden kann. Wie die übrigen Vereinigungen, verfügt sie über ihr eigenes Organ, die Monatsschrift: The Toilers of the Deep. Die Gesellschaft verausgabte 1891 für Tabak allein eine Summe von 900 Pfd. Sterl.

Noch verdient ein neuestes Unternehmen besondere Erwähnung, die 1886 von dem ehemaligen Matrosen, Rev. Hopkins ins Leben gerufene Seamen's Friendly Society of Saint Paul. Sie will zunächst für den englischen Seemann in den auswärtigen Hafenplätzen Sorge tragen und bezweckt direct zwar nur die religiöse Sorge, aber damit verbindet sie die Sorge für Rechtsschutz zu Gunsten der Schiffsmannschaft und die Beschaffung heiterer Erholung und gefahrloser Vergnügungen für die Seeleute zur Zeit der Landung. Letzteres ist eine Frucht der Erfahrung, welche Rev. Hopkins als Matrose in den religiösen Anstalten der übrigen wohlthätigen Gesellschaften gemacht hat, wo er fand, daß man die reisemüden Seemänner mit Bibelsprüchen und Kirchengesängen zu Tode langweilte. Auch dieser Verein hat sein eigenes Organ: The Messenger. Was ihn jedoch vor den andern auszeichnet, ist, daß hier die Mitglieder zu einer religiösen Genossenschaft sich zusammengeschlossen haben; ihre Hauptniederlassung bei Calcutta heißt daher die „Priorei", und Hopkins selbst bekennt (Our Sailors

p. 14) von der Gründung seines Werkes: „Die alten Schöpfungen der Wohlthätigkeit, vollbracht in Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit, traten mir vor die Seele als Ideal von dem, was für die Seeleute und unter ihnen gewirkt werden könnte, wenn eine Genossenschaft von Männern der rechten Art und des rechten Geistes gegründet werden würde.“ Sein ganzes Unternehmen hat auffallend vieles von katholischen Unternehmungen solcher Art, wird aber deshalb leider für den Glauben vieler Katholiken nur desto gefährlicher.

Außer diesen größern Vereinigungen, die durch analoge Gesellschaften auf amerikanischem Boden unterstützt werden, bestehen noch eine Reihe localer Stiftungen, von hochherzigen Privaten an wichtigen Hafenplätzen zum Besten der Seeleute gegründet, die zwar oft nur im allgemeinen den Zweck der Wohlthätigkeit verfolgen, thatsächlich aber der Propaganda der Secten zum Tummelplatze oder irgend einer bevorzugten Richtung innerhalb der Hochkirche zum ausschließlichen Reviere dienen.

Gegenüber so großartigen Anstrengungen, die von dem protestantischen England gemacht werden, hat auch die noch immer an vielem Mangel leidende katholische Missionskirche von England sich aufgerafft. Seit einigen Jahren hat sie, trotz der Ueberlast anderer Anliegen und Bedürfnisse, der Fürsorge für die katholischen Seeleute ihr besonderes Augenmerk zugewendet, so sehr, daß die Katholiken Englands jetzt hierin allen übrigen seefahrenden Nationen voranstehen.

Einer der in dieser Sache thätigsten und verdientesten unter den katholischen Männern Englands, P. Fr. Goldie S. J., wurde durch ein eigenthümliches Erlebniß im Eifer für dieses apostolische Werk bestärkt. Am Bahnhof einer spanischen Küstenstadt war er vor einigen Jahren zufällig mit dem Offizier eines amerikanischen Schiffes zusammengetroffen, der eben im Begriffe stand, über Madrid-Gibraltar sein Schiff wieder aufzusuchen, und in welchem er zu seiner Freude einen guten Katholiken erkannte. Einen Monat später, eben zu vorübergehendem Besuch im Jesuitencollegium von Barcelona, wurde P. Goldie eines Tages eiligst zur Pforte beschieden. Zu seiner Ueberraschung fand er hier seinen Amerikaner, der einen englisch redenden Priester verlangte, daß er auf seinem im Hafen von Barcelona liegenden Schiffe einem sterbenden irischen Schiffsmann beistehe. Mehrere Stunden lang war der brave Offizier vergebens in der Stadt umhergefahren, einen englisch redenden Priester aufzutreiben. P. Goldie eilte zum Schiff, versah und tröstete den Kranken mit allen Heilsmitteln der Kirche; 10 Minuten später war dieser eine Leiche. Wenig hätte gefehlt, und im Hafen des katholischen Barcelona, im Angesichte zahlreicher Kirchen und Klöster, wäre ein Katholik, der tage- und stundenlang nach den Tröstungen der Religion sich sehnte, ohne die Sacramente in die Ewigkeit gegangen.

Das Werk der Seelsorge für die katholischen Seefahrer Englands wurde in der Oeffentlichkeit zuerst angeregt durch einen Brief des Lord Archibald Douglas, welchen der englische Herz-Jesu-Sendbote in der Januarnummer 1890 zum Abdruck brachte. Es traf sich, daß unter den von Leo XIII. für das Gebetsapostolat in den einzelnen Monaten bestimmten Gebetsmeinungen die für Mai desselben Jahres lautete: „Die Schiffer auf dem Meere“. Verschiedene religiöse Organe (so auch der Innsbrucker Sendbote des göttlichen Herzens

XXVI, 160) knüpften hieran fromme Wünsche und Erwägungen; mit besonderem Nachdruck und großer Geschicklichkeit that dies das in England erscheinende vielgelesene Organ gleichen Namens. Eine der Wirkungen der betreffenden Darlegungen war hinwieder der treuherzige Brief eines katholischen Matrosen, der am 26. Januar 1891 von Neuseeland aus seine Freude und seinen Dank dafür aussprach, daß man in England anfange, an die katholischen Seefahrer zu denken. Als der Messenger of the Sacred Heart auch diesen Brief zur Mittheilung brachte, war bereits der Boden für das Werk vorbereitet. Noch im Laufe des Jahres 1891 trat eine Anzahl eifriger Katholiken zu einem Comité zusammen, das sich zunächst nur zur Aufgabe setzte, die englischen Schiffe mit katholischen Erbauungs- und Unterhaltungsschriften zu versehen, The Catholic Seamen's Literary Comittee. Der Bischof von Portsmouth, sowohl durch seine Laufbahn — er war 27 Jahre lang Militärkaplan — wie durch seine Bischofsstadt, einen der wichtigsten Hafenplätze Großbritanniens, der Angelegenheit besonders nahe stehend, trat als Chairman an die Spitze.

Versorgung des Schiffsmannes mit gesunder, belehrender, das sittliche und religiöse Gefühl anregender Lectüre ist ein wichtigeres und wirksameres Werk, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Nicht nur der Langeweile wird dadurch entgegengearbeitet, sondern mehr noch der unsittlichen und glaubensfeindlichen Lectüre, und manches ernste Wort, das im Geräusch städtischer Geschäftigkeit an Auge und Ohr wirkungslos vorübergeht, dringt auf hoher See, wo nur schwache Bretter den Lebenden über das Wellengrab hinwegtragen, tief und mächtig in die Seele. Schon früher hatte daher die äußerst thätige englische Catholic Truth Society ihre populären Schriften an die (stets von einem katholischen Priester begleiteten) indischen Truppenschiffe wie an die Fahrzeuge einer australischen Auswandererlinie und an mehrere Matrosenlazarette um sehr ermäßigte Preise abgegeben. Um Schenkungen zu machen, besaß die Truth Society nicht die Mittel. Jetzt aber gelang es dem neuen Comité schon innerhalb des ersten Jahres, die sämtlichen 122 auswärts stationierten Schiffe der königlichen Flotte allmonatlich mit einem Paket katholischer Zeitungen, Zeitschriften und Bücher zu versehen. Die Behörden bewiesen sich durchwegs nobel und entgegenkommend; eine einzige wohlthätige Dame bestritt die ganze Auslage. Auch 6 Matrosenlazarette, die zu Bermuda, Jamaica, Halifax, Kap der guten Hoffnung, Esquimault und Coquimbo, wurden regelmäßig mit neuem Lesevorrath versehen. Es galt nun auch, den auf den Handelsschiffen zahlreich dienenden Katholiken die gleiche Wohlthat zu verschaffen, und hier war die Ausführung ungleich schwieriger. Indes übernahm in einem der wichtigsten Knotenpunkte der englischen Handelsschiffahrt, zu Tower Hill, eine eifrige Bruderschaft, The Guild of Our Blessed Lady of Ransom, die Arbeit. Nach Ablauf eines Jahres waren nahezu 300 Schiffe mit katholischer Literatur versehen. Ein braver Katholik deutscher Herkunft, Mr. Blenzberg, hat sich dabei vor andern durch seine Aufopferung und Geschicklichkeit großes Verdienst und lebhafte Anerkennung erworben.

Das allgemeine Interesse für die Sache wuchs, als die fünfte Generalversammlung der Catholic Truth Society, welche im October 1892 in Liverpool

tagte, sich sehr eingehend damit befaßte und eine ganze Reihe trefflicher Vorträge, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, den Weg in die öffentlichen Blätter fanden. Die Angelegenheit bildete auch bei der nächsten Generalversammlung den Mittelpunkt der Verhandlungen. Mit Rücksicht darauf war wohl auch als Ort derselben gerade Portsmouth gewählt; am 26. September 1893, eben 100 Jahre, seitdem ein emigrirter französischer Priester an diesem wichtigen Hafenplatz zuerst ein kleines katholisches Kapellchen eröffnet hatte, begann daselbst die 6. Generalversammlung der Catholic Truth-Society ihre Berathungen mit der in kurzem so volksthümlich gewordenen Seemannsfrage. Man konnte bereits auf Errungenschaften und Erfolge zurückblicken. Das Comité hatte sich längst nicht mehr auf Verbreitung katholischer Literatur unter den Schiffsleuten beschränkt, sondern hatte die gesamte Seelsorge für dieselben ins Auge gefaßt und trug nun den allgemeinern und umfassendern Namen: Catholic Sailors-Committee.

Einen ungemein praktischen Griff hatte das Comité gethan, indem es vorerst alle Sorge darauf verwendete, ein geeignetes Seemanns-Gebetbuch herstellen zu lassen. Mit großer Sorgfalt wurde dasselbe zusammengestellt und geprüft, alles auf die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse des Matrosen in gesunden und kranken Tagen berechnet; auch für Sonntagsandachten, für gemeinsamen Laiengottesdienst wie für die nöthige religiöse Unterweisung alles vorgesehen. Es führt den Namen „Der Führer zum Himmel" (The Guide to Heaven). Schöner klarer Druck, geschicktes Format, starker Einband, und bei alledem ein für England überaus billiger Preis (75 Pfg.) waren nicht vergessen. Jeder katholische Schiffsmann im Dienste der königlichen Flotte Englands erhält ein solches Vademecum unentgeltlich; die Kapitäne erhalten auf Verlangen die Exemplare vorräthig. Andere werden von wohlthätigen Katholiken an die einzelnen oder an die Matrosenlazarette zu Hause und auswärts freigebig vertheilt.

Die verschiedenen katholischen Organe Englands, das Tablet, die Catholic Fireside, der englische wie der irische Herz-Jesu-Sendbote bearbeiteten unterdes die öffentliche Meinung, und so gelang es bald, einen weitern Schritt zu thun. Es handelte sich darum, an den vielgeschäftigen Docks von London, wo im Laufe des Jahres mindestens 8000 katholische Seeleute sich umhertreiben, Vereinigungspunkte für dieselben zu schaffen. Schon seit 1887 war in der Nähe eines der belebtesten Stapelplätze in einem Privathause eine kleine Kapelle mit regelmäßigem Gottesdienst eingerichtet worden. Am 8. September 1892 konnte Cardinal Vaughan an ihrer Stelle ein hübsches gotisches Kirchlein St. Mary's and St. Edward's in Silvertown einweihen, dessen Kirchgänger zu nicht geringem Theile aus katholischen Schiffsleuten bestehen, für welche sonst der Tag des Herrn ohne jede religiöse Weihe geblieben wäre. Ein Jahr später konnte derselbe seeleneifrige und unternehmende Kirchenfürst am 20. September 1893 in Wellclose-Square 18 (Tower-Hill), im Mittelpunkte des Verkehrs, im wichtigsten Seehafen der Welt ein katholisches Vereinshaus für Matrosen, den Catholic Sailors-Club, eröffnen. Das Haus, für welches abermals eine einzige katholische Dame, Mrs. Fraser, den bedeutenden Miethpreis für das erste Jahr bestreitet, bietet für den Matrosen ein Lesezimmer, Rauchzimmer, Restaurant

und einen Saal für Concerte und Vorstellungen. Der fremde Schiffsmann findet hier ein Verzeichniß empfehlenswerther Herbergen zur Unterkunft, kann hier Kleider und Geld zu sicherer Aufbewahrung hinterlegen. Ein „Register-buch" liegt auf, in welchem er alles Erforderliche einschreibt, damit von hier aus etwaige Nachfragen aus der Heimat beantwortet werden können (bis Juni 1894 waren 750 Namen eingetragen). Für katholische Literatur ist gut gesorgt, ebenso für Anregung zum Verkehr mit dem Priester und Empfang der Sacramente. Zwölf eifrige Herren aus der Guild of Our Lady of Ransom übernahmen die Verwaltung und Obsorge. Die Kosten des Club belaufen sich einstweilen auf jährlich 250 Pfd., die aus großmüthigen Spenden von Privatpersonen gedeckt werden. Der Erfolg ist bis jetzt ein vortrefflicher. Es war dies ein großer und wichtiger Schritt, um so mehr, da zu hoffen steht, daß auch Liverpool, wo sich ein Localcomité bereits gebildet hat, und Portsmouth, wo in derselben Richtung große Anstrengungen gemacht werden, bald in der einen oder andern Weise, je nach Maßgabe der Verhältnisse, dem guten Beispiel folgen werden.

Auch nach außen ist bereits mit Erfolg gewirkt worden. Auf Anregung der Catholic Truth-Society in Canada ward am 8. Mai 1893 zu Montreal ein Catholic Club für die Seeleute gegründet und ein geeignetes, wohleingerichtetes Local unter großem Enthusiasmus eröffnet. Der Erzbischof betraute einen Jesuitenpater, der mehrere Sprachen beherrscht, mit der Leitung des Club, und bis jetzt liegen recht erfreuliche Anzeichen des Gelingens vor. Ebenso ist es in Gibraltar bereits gelungen, ein eigenes Local für die katholischen Schiffsleute einzurichten, und das Gleiche hofft man in kurzem auch auf Malta zu erreichen.

Von großer Wichtigkeit erscheint es nun aber, sowohl den fremden Schiffsleuten, welche an die Küste Englands kommen, wie den englischen Matrosen, welche die Hafenstädte des Auslandes berühren, leichte Gelegenheit zum Besuch der Kirche und zum Empfang der heiligen Sacramente zu bieten. Für die englischen Küstenplätze hat man den Gedanken zur Ausführung gebracht, polyglotte Auskunftszettel drucken zu lassen, welche die nächsten Kirchen, die Zeit des Gottesdienstes, die Gelegenheit zum Sacramentenempfang und die Schritte anzeigen, welche zu thun sind, im Falle ein Insasse des Schiffes der Sterbesacramente bedarf. Sobald ein Schiff dem Hafenplatz sich naht, wird ein Paket dieser Zettel an Bord befördert und dort vertheilt. Für die englischen Schiffsleute im Auslande ist oft die Sorge schwer, da nicht überall die englische Sprache den Priestern geläufig ist. Es ist daher das Bemühen, in allen wichtigen Hafenstädten der Welt englisch redende Priester zu haben, welche die Sorge für die Seeleute sich besonders angelegen sein lassen. Und zwar ist gewünscht, daß sich dieselben nicht, wie bis jetzt fast überall geschieht, damit begnügen, zu jeder kirchlichen Hilfeleistung bereit zu sein. Denn oft halten die Schiffe nur kürzere Zeit, um Ladung einzunehmen, und entlassen ihre Mannschaften nicht ans Land. Vielmehr soll sich der katholische Priester zu den Schiffen hinrudern lassen, um sich nach den Katholiken umzusehen. Bei englischen Schiffen ist in fast allen Fällen auf bereitwillige Zulassung zu rechnen. Um das allmählich in allen europäischen Häfen zu erreichen, hat der Bischof

von Portsmouth bei der höchsten Behörde in Rom selbst Schritte gethan. In Lissabon ist durch das Englische Colleg mit seinen eifrigen Priestern für katholische Seefahrer englischer Zunge hinreichend gesorgt. In Genua und Brindisi ist es gelungen, die Oberhirten zur Anstellung englisch redender und geeigneter Seelsorger zu veranlassen, welchen die Obsorge für die Seefahrer übertragen ist; in Neapel sind wiederholte Bemühungen bis jetzt gescheitert. Für andere Häfen hat man sich mit dem St. Raphaelsverein in Verbindung gesetzt und von dessen Secretär die Zusage erlangt, daß dessen Auswandererkapläne, wie sie in mehrern europäischen und amerikanischen Hafenorten angestellt sind, sich der englischen Schiffsleute besonders annehmen wollen. Ueberhaupt hat man sich von seiten dieses Vereines Rath und Unterstützung gesichert.

Ein Gedanke, den P. Goldie mit großer Wärme auf der Versammlung von Portsmouth vertreten hat, ist, daß der Verein des hl. Vincenz von Paul, der bereits eine allgemeine Verbreitung und feste Organisation besitzt, allüberall in den Hafenstädten auch dieses großen Liebeswerkes sich annehmen sollte. Bei den Anforderungen jedoch, welche an die Mitglieder dieses Vereins gestellt sind, dürfte es schwer halten, dies allgemein und auf die Dauer zu erreichen. Zwar geschahen bereits Schritte in dieser Richtung, jedoch mit geringem Erfolg. In Cardiff besorgt der Vincenzverein katholische Lectüre für das interconfessionelle Seemannscasino, auch ließ einer der dortigen Priester polyglotte Auskunftszettel für katholische Matrosen drucken und vertheilen. In Glasgow beschloß der Vincenzverein, in der unmittelbaren Nähe der Docks eine Verkaufsstelle für katholische Zeitungen und Schriften einzurichten, und man hofft, daß dieselbe schon bald zu einem Central- und Auskunftsbureau für die katholischen Seefahrer sich gestalten werde. Anderswo wurden bei den Kirchen Kasten aufgestellt, um von den Gläubigen katholische Schriften und Zeitungen zu sammeln, die alsdann in Tower-Hill oder anderswo an die katholischen Matrosen der Handelsschiffe vertheilt werden.

Auch die armen Tiefseefischer sind nicht ganz vergessen worden. Man beginnt bei den jungen Burschen, die, 13—15jährig, meist aus den Armenhäusern und Besserungsanstalten in die Küstenstädte kommen (bezw. geliefert werden), um dort einige Jahre lang für ihr hartes Gewerke die Schule durchzumachen. In Grimsby allein hatte der katholische Priester nach kurzer Nachforschung über 100 solcher katholischer Jungen entdeckt, von denen aber bis dahin nur zwei oder drei am kirchlichen Leben der Gemeinde theilgenommen hatten. Die St. Josephsbruderschaft dieser Stadt widmet jetzt den armen Fischerjungen ihre besondere Sorgfalt und hat allein im Jahre 1892 etwa 4000 Stück katholischer Zeitungen oder Schriften unter dieselben vertheilt.

Für eine von Anforderungen fast erdrückte, thatsächlich an vielen Orten nothleidende Missionskirche wie die katholische Kirche Englands sind solche hochherzige Anstrengungen wahrhaft bewunderungswürdig. Und doch sind die Katholiken Englands nicht gesonnen, sich mit dem Nächstliegenden zu begnügen. Sie hoffen es noch zu erreichen, daß jedes Schiff der königlichen Marine seinen katholischen Kaplan habe, daß jeder Hafen des In- und Auslandes dem katholischen Seemann geistliche Hilfe und eine die sittlichen Gefahren wie die Aus-

beutung abwehrende freundliche Heimstätte und im Erkrankungsfall katholische Pflege und Fürsorge bereit halte. Diese großmüthigen Bestrebungen der englischen Katholiken haben namentlich in dem benachbarten Frankreich Aufmerksamkeit und Sympathie hervorgerufen, und auch dort sind Bemühungen nach gleichen Zielen hin im Gange. Die Études religieuses brachten in ihrer Februarnummer 1894 eine interessante Beleuchtung der ganzen Frage zugleich mit einem warmen Appell an die katholischen Herzen der französischen Nation. Wie aus einem Briefe hervorgeht, welchen Cardinal Parocchi am 2. Februar 1894 im Auftrag des Heiligen Vaters an P. Picard, den Obern der Pères de l'Assomption, gerichtet hat, scheinen diese unternehmenden Ordensleute die bereits in ihrem Besitze befindlichen Schiffe zum Theil dem Werk der Seelsorge für die katholischen Matrosen widmen zu wollen.

In Oesterreich stehen die Dinge immerhin schon jetzt namhaft besser. In Friedenszeit werden wenigstens auf den Flaggenschiffen Marinegeistliche eingeschifft, und die k. k. Kriegsmarine unterhält 1 Marinepfarrer, 8 active und 8 Reserve-Marinekapläne und -Curaten. Auf die Schul- und Hafenschiffe werden zur Abhaltung des Gottesdienstes und Ertheilung des Religionsunterrichtes regelmäßig die am Lande stationirten Geistlichen entsendet. Zur Kriegszeit können auf allen größern Schiffen Marinegeistliche eingeschifft werden, soweit für dieselben ein entsprechender Unterkunftsraum vorhanden ist.

In Pola und Dignano, den beiden wichtigsten Seeplätzen in Istrien, bestehen eigene Spitäler für die Kriegsmarine; in den andern österreichischen Küstenstädten werden erkrankte Seeleute der Kriegsmarine in die Spitäler des Landheeres gegeben. Pola hat auch sein Casino mit zugehöriger Vereinsbibliothek für Stabspersonen, ebenso Bibliothek und Lesezimmer für Unteroffiziere. Hierdurch ist, wenn die richtigen Männer an der Spitze stehen, zu einer günstigen Einwirkung in religiös-sittlicher Beziehung wenigstens mannigfache Möglichkeit geboten. Besondere Anstalten für Marine-Invaliden bestehen nicht, sondern es geschieht die Invalidenversorgung wie beim Landheere.

Auch in Deutschland ist das Interesse für Flotte und Seewesen in stetem Wachsen. Nach dem Vorbild des protestantischen England, Schweden, Norwegen und Dänemark hat die protestantische „innere Mission" auch hier eine „deutsch-evangelische Seemannsmission" zu stande gebracht, und am 2. Juni 1894 hat Prinz Heinrich von Preußen das Protectorat übernommen. Inwieweit auf der deutschen Handelsflotte das katholische Element vertreten ist, wird schwer nachzuweisen sein. Glücklicherweise ist für die Mannschaften der Kriegsflotte gut gesorgt. Nicht nur haben mehrere der wichtigern deutschen Marinestationen: Wilhelmshaven, Kiel, Bremerhaven, ihre katholischen Kirchen und eifrige Priester, sondern es besteht daselbst auch für die Marinemannschaften eine eigene wohlgeordnete Seelsorge, welche in Kiel durch den Marineoberpfarrer, in Wilhelmshaven durch einen Marinestationspfarrer, in Bremerhaven durch den mit der Marineseelsorge eigens betrauten Civilpfarrer geübt wird. Für die wenig zahlreichen katholischen Mannschaften auf Helgoland wird durch den Marinestationspfarrer von Wilhelmshaven einmal des Monats Gottesdienst abgehalten. Ueberall werden die katholischen Mannschaften zweimal im Jahre, in der Oster- und

Adventszeit, zum Empfang der heiligen Sacramente geführt, wie dies auch in den übrigen katholischen Militärgemeinden der preußischen Armee gehandhabt wird. Wo immer die Schiffe ans Land kommen, werden die katholischen Mannschaften zum Gottesdienste geführt, soweit an dem betreffenden Ort eine katholische Kirche vorhanden ist. Schon vor mehreren Jahren sind für die katholischen Marinesoldaten 2500 Gebet- und Gesangbücher beschafft und vertheilt worden. An die Mannschaften an Bord, welche für längere Reisen bestimmt sind, werden von der geistlichen Behörde Exemplare des Goffine vergeben, aus denen auf der Reise, besonders an Sonn- und Festtagen, Lesungen gehalten werden. Auch zur Beschaffung kleiner Bibliotheken für Kiel und Wilhelmshaven sind der geistlichen Behörde Mittel bewilligt worden, so daß auch für gute Lectüre Sorge getragen ist. Ebenso ist die so wünschenswerthe religiöse Ueberwachung und Leitung der Schiffsjungen schon bisher nicht ganz außer acht gelassen worden. Das durchaus noble und entgegenkommende Verhalten der Marinebehörden in all diesen Dingen wird von Sachkundigen warm gepriesen. Volle Anerkennung verdient auch die umsichtige, erleuchtete und seeleneifrige Thätigkeit von seiten der militärgeistlichen Behörde in Berlin, welcher mit der Seelsorge für die preußische Landarmee auch die für die Marine unterstellt ist. Um so ungünstiger dürfte es mit der Lage der Katholiken auf deutschen Handelsschiffen bestellt sein. In Bremen und Hamburg wird zwar der Seelsorge für die Auswanderer wie katholischen Seefahrer überhaupt mit rühmlichem Eifer gewartet. Aber sollte es nicht möglich werden, daß die Sorge für katholische Schiffsleute der Handelsflotte auch in Deutschland in größerem Maßstabe und planmäßig aufgenommen würde?

Die katholischen Lehrervereine Deutschlands. Seit 50 Jahren hat die katholische Kirche Deutschlands im Vereinsleben nicht nur ihre Blüthe entfaltet, sondern gegenüber den Stürmen der Zeit auch ihre Kraft gefunden. Von all den zahlreichen Vereinen, welche ihr seitdem zur Zierde und zur Stütze gereicht und hinwieder aus der Zusammengehörigkeit mit ihr die Lebenskraft geschöpft haben, war kaum einer so hochnothwendig, so bedeutsam und dabei so äußerst schwierig in seinem Zustandekommen als in den letzten Jahren die Vereine der katholischen Lehrer. Jahrelang war der Gedanke gehegt und erwogen, ehe man es wagen konnte, ihn zur Ausführung zu bringen, und da er ins Leben eintrat, begannen Schwierigkeit und Befehdung, man könnte sagen, von allen Seiten. Von oben das Mißtrauen gegen einen „katholischen" Verein, ein neues „ultramontanes" Unternehmen; von subalternen Geistern in subalternen Behördenstellen nicht selten niedrige Chicanen, Gewissenszwang und Bedrückung; von dem dem geoffenbarten Glauben abgekehrten, vom Veitstanz der modern-liberalen Pädagogik ergriffenen Theile des Lehrerstandes die haßerfüllteste, leidenschaftlichste Befeindung; in der katholisch gesinnten Lehrerschaft selbst die altgewohnte, nur zu leicht erklärliche Zaghaftigkeit, vielfach aber auch Unklarheit und Uneinigkeit; hier die Furcht, bei den Behörden zu mißfallen, dort die Besorgniß, zu pekuniären Opfern veranlaßt zu werden, die bei dem kümmerlich besoldeten Lehrer, der zugleich Familienvater ist, oft nur zu schwer ins

Gewicht fallen muß. Auch auf Seite sehr wohlgesinnter, den Lehrerstand mit aufrichtiger Werthschätzung achtender Geister innerhalb des katholischen Lagers war eine gewisse Besorgniß nicht ausgeschlossen: Werden am Ende diese neuen Vereine unter katholischer Flagge nur jener Auffassung noch weiter den Boden bereiten, wonach die Schule und ihr Schulmonarch den Eckstein, ja den Mittelpunkt der Weltgeschichte bilden, um welchen Gemeinde und Kreis, Staat und Kirche nur zu tanzen haben? Werden sie dazu dienen, das über das Maß gesteigerte Selbstbewußtsein, die Ansprüche, das fast herausfordernde Auftreten nach außen, was ja manchmal schon, namentlich bei der jüngern Generation der Lehrer, beklagt worden ist, zu vermehren? Werden sie weitere Nahrung bieten der Großmannssucht und Vielwisserei bei einem Stande, dessen Kraft und Würde in der anspruchslosen Hingabe an seinen großen Beruf, in der schlichten, rechten Erfüllung seiner Pflichten ruht? Mancher mochte an die drastische Schilderung erinnert werden, welche 1860 der Biograph des um die Volksschule Preußens nicht unverdienten Ministers v. Raumer von der Zeit entworfen hat, da das Volksschulwesen Preußens das „verhätschelte Kind" war: „Sprichwörtlich war die Halbwisserei, der Dünkel, das anmaßliche, unzufriedene und selbstgerechte Wesen eines normalen Seminarjüngers, der in der dumpfen Luft seiner engen Schulstube auf Reform und Weltverbesserung sann."

All diese Befürchtungen sind heute zerstreut; auch die Hindernisse sind zum Theil gewichen; die katholischen Lehrer haben sich widerstandsfähig gezeigt, und ihre Vereine haben die Feuerprobe siegreich bestanden. Klarheit und Einigkeit wenigstens in Bezug auf entscheidende Fragen sind in stetem Wachsen, und ihr Wachsthum geht Hand in Hand mit dem mächtigen Anschwellen des großen „Katholischen Lehrerverbandes Deutschlands". Derselbe zählt heute nach vier Jahren des Bestandes seine 4000 Mitglieder; die Rheinlande allein, eingedenk ihres alten katholischen Ruhmes, stellen dazu 1500, Westfalen 1113 mit 52 Ortsvereinen; Westpreußen 806 Mitglieder mit 38 Zweigvereinen; Nassau (Rgb. Wiesbaden) zählt 420; Ermland hat das erste Hundert erreicht, das Untereichsfeld (Diöcese Hildesheim) dasselbe weit überschritten; Osnabrück ist nicht zurückgeblieben. Daran reihen sich würdig die außerpreußischen katholischen Lehrervereine, um so erfreulicher wegen der trüben Lage der katholischen Sache in den Ländern, in welchen sie sich haben emporarbeiten müssen. Da ist der katholische Lehrerverein im Großherzogthum Hessen, der vor zwei Jahren mit 154 Mitgliedern begann; heute zählt er bei einer Gesamtzahl von 698 Namen 450 ordentliche Mitglieder. Die glänzende Versammlung der katholischen Lehrer zu Mainz in den Pfingsttagen dieses Jahres hat gezeigt, daß dem Vereine Lebenskraft innewohnt. Nicht minder erfreulich und rühmlich, man sollte sagen, gar nicht genug anzuerkennen ist das muthige Zusammenstehen der katholischen Lehrer im Königreich Sachsen und in der bayrischen Pfalz.

Wichtiger noch als die rasch anwachsende Zahl, welche immerhin ein vielsagendes und schwer ins Gewicht fallendes Symptom des Guten sein dürfte, ist die rückhaltlose Gutheißung der katholischen Lehrervereine von seiten des hochwürdigsten Episkopates. Wo z. B., wie es noch jüngst geschah, ein Bischof Her-

mann von Münster und ein Paulus Leopold von Mainz persönlich erscheinen, um durch Gruß und Segen einen Verein zu ehren, wo zwei hochverehrte Cardinäle der Kirche und fast alle anderen Oberhirten segnend ihre Zustimmung und ihre Freude aussprechen, da kommt das Wort des großen antiochenischen Blutzeugen zur Geltung (ad Smyrn. 8): „Wo der Bischof steht, da soll auch die Gesamtheit der Gläubigen sein, als ob Christus da wäre; denn da ist die katholische Kirche." Dazu kommt, daß auch die höhern Staatsautoritäten, namentlich Preußens und Hessens, gegenüber den katholischen Lehrervereinen eine billige und ehrenhafte Haltung an den Tag zu legen begonnen haben.

Das wichtigste Anzeichen einer gesunden und ersprießlichen Entwicklung im Innern des katholischen Lehrerverbandes sind seine Kundgebungen und hier an erster Stelle sein „Jahrbuch", das jetzt bereits zum drittenmal an die Oeffentlichkeit getreten ist (über das erste vgl. diese Zeitschr. Bd. XLII, S. 230). Es macht in jeder Hinsicht den vortheilhaftesten Eindruck, und wenn etwa auf wohlgesinnter Seite noch Besorgnisse bestanden haben sollten, so wird ein eingehendes Studium dieses Buches dieselben sicher zerstreuen. Aufsätze, wie sie hier S. 102—145 geboten werden, können nur fördernd und heilsam auf die Lehrer wirken. In der Art, wie die Geschichte des „Lehrerverbandes" zur Darstellung kommt, könnte vielleicht noch Vervollkommnung eintreten; nicht alle Nummern geben so befriedigenden Ueberblick, wie die (vierte) des „Westfälischen Provinzialvereins". Aber auch hier ist man zufrieden. Der Geist, der in dem Buche lebt, ist ein ganz vortrefflicher, und es findet sich kein Abschnitt, der nicht besonderes Lob verdiente.

Von ganz außerordentlicher Bedeutung ist es nun im Lichte dieser großen Erfolge der katholischen Lehrervereine Preußens und seiner Nachbarländer, daß endlich auch in Bayern der gesunde Kern der katholischen Lehrerschaft muthig sich aufgerafft hat, ungeachtet der im Lande bestehenden besondern Schwierigkeiten und der wüthendsten, illiberalsten Anfeindung von seiten der „liberalen" Collegen. Wohl sind der Männer, die vor Baal das Knie nicht beugen wollen, bis jetzt erst 220, darunter nur 200 active Lehrer. Allein so gering die Zahl für ein katholisches Land, ein Land mit historischen Erinnerungen und katholischen Ueberlieferungen wie Bayern, so ist sie doch bereits eine sehr bedeutende in Anbetracht der Umstände. Es ist erhebend zu sehen, wie einig und vertrauensvoll hier der hochw. Clerus und ein wirklich achtbarer Theil des Lehrerstandes zusammenstehen. So wird auch dieser neue Verein zum „Mittel", wie der hochwürdigste Herr Bischof von Mainz auf der dortigen Lehrerversammlung es ausgesprochen hat, „jenes absichtlich ausgestreute Gerede von der Feindschaft zwischen Clerus und Lehrerstand Lügen zu strafen". Hochbedeutsam in mehrfacher Hinsicht waren die Debatten über die bayrischen Lehrervereine in der diesjährigen Session der bayrischen Kammer, und denkwürdig bleibt vor allem der Tag, da in der Kammer der Reichsräthe der katholische bayrische Edelmann für den katholischen Schullehrer das Wort ergriff, und zwei hochgestellte Kirchenfürsten für das Recht und die Freiheit des katholischen Lehrers eingetreten sind, um so denkwürdiger, da bei diesem Anlaß auch über die Lippen eines bayrischen Cultusministers ein billiges, ein christliches Wort ge-

kommen ist, was allen gläubigen Christen beider Confessionen im Herzen wohlthun muß. Schon jetzt hat der katholische Lehrerverein Bayerns einen unschätzbaren moralischen Erfolg errungen. Groß ist dafür das Interesse und die Theilnahme bei Clerus und Volk; seine Vertretung in der Kammer durch den wohlverdienten Lehrer Wörle war eine fähige und sachgemäße; an sein Organ, die „Pädagogischen Blätter", darf man gute Hoffnungen knüpfen. Die Bürgschaft des Gedeihens und des Segens von oben tragen indes am meisten die Statuten selbst in sich. Dieselben, etwas näher besehen, stellen als Vereinszweck an die Spitze:

Bekenntniß und Pflege der katholischen Grundsätze im Leben des Lehrers.

Bekenntniß und Pflege der katholischen Erziehungsgrundsätze im Wirken des Lehrers.

Vertretung und Förderung der christlichen Schule und der wahren und wohlverstandenen Interessen des Lehrerstandes.

Unterstützung der Waisen und Wittwen der Vereinsmitglieder.

Ehre den Männern, die unter solchem Banner, die zu solchem Zwecke sich zusammengeschart! Schande aber auch dem katholischen Lehrer des katholischen Bayernlandes, der bei der großen Scheidung der Geister in unsern Tagen den Ruhm preisgibt, treu zur Fahne seiner Kirche zu stehen! Was auf der Generalversammlung des katholischen Lehrerverbandes zu Danzig von dem Vertreter des Bischofs der Diöcese so beredt geäußert wurde, gilt auch hier:

„Die Gründung des katholischen Lehrervereines ist eine rettende That für die katholischen Lehrer; die Gründung der katholischen Lehrervereine gereicht der Gesellschaft und Ordnung zum größten Segen und Heil. Und aus diesen beiden Sätzen ziehe ich das Facit: Jeder katholische Lehrer, der es gut meint mit sich, seiner Sache und seinem Stande, hat die Verpflichtung, dem katholischen Lehrerverbande beizutreten." (Drittes Jahrbuch des katholischen Lehrerverbandes Deutschlands. Aachen 1893. S. 23.)

Religion und Volkswohlstand.

Abermals hat der Statthalter Christi auf Erden väterlich und eindringlich die Menschheit gemahnt, zum vollen, praktischen Christenthum zurückzukehren. Nur in Jesus Christus ist Heil. Die traurigen politischen und socialen Verhältnisse werden nicht bessere werden, wenn nicht vorerst die Menschen besser geworden sind.

Zwar lobt der Heilige Vater auch in seiner neuesten Encyklika vom 20. Juni die „anerkennungswerthen Studien, Ausgleichungsmaßregeln und Versuche", welche zur Lösung der socialen Frage angestellt worden sind. Allein er fügt bei: „Viel mehr als durch alles andere würde die Lösung beschleunigt, wenn die Menschen allgemein angeleitet würden, von innen heraus durch die Grundsätze des christlichen Glaubens ihren Sinn für Recht und Pflicht auszubilden."

Wir verhehlen uns nicht, daß die Völker eher denn die Wissenschaft von der Wahrheit dieser Lehre überzeugt sein werden. Und dennoch müßte die richtig verstandene Nationalökonomie gerade jene Worte an die Spitze aller ihrer Untersuchungen stellen. Jedenfalls wird sie, wenn die Ursachen und Grundbedingungen des allgemeinen Volkswohlstandes von ihr wahrheitsgemäß untersucht und dargestellt werden sollen, nothwendigerweise die sonnenklare Thatsache anzuerkennen haben, daß Religion und Moralität der Bevölkerung den größten Einfluß auf das materielle Gemeinwohl der Nationen auszuüben pflegen. Wer wollte z. B. verkennen, wie gewaltig die Bestimmung des mosaischen Gesetzes, vermöge deren dem alten Judenvolke, um es vor der Abgötterei zu schützen, der Verkehr mit fremden Völkerschaften sehr beschränkt wurde, auf die ganze Entwicklung seiner ökonomischen Verhältnisse einwirken mußte? Und wenn man das Erlöschen aller Schulden nach 50 Jahren, den Rückfall des Grundeigenthums in jedem Jubeljahre ins Auge faßt, so mag man diese Bestimmungen

vom ökonomischen Standpunkte aus wie auch immer beurtheilen [1], — ihren Einfluß auf die Volkswirtschaft aber wird niemand bestreiten können.

Mehr als alles andere interessirt uns hier die Beziehung des Christenthums zur Volkswirtschaft. Die ganze Ueberlegenheit unserer Civilisation verdanken wir ausschließlich der Einführung des Christenthums. Während die heidnischen und mohammedanischen Völker in ihrer Gesamtheit zu einer höhern Culturstufe sich entweder nicht erheben oder nicht auf derselben behaupten konnten, befinden sich die christlichen Völker bis heute auf dem Gipfel der geistigen und materiellen Cultur [2]. Die Einführung des Christenthums veranlaßt überall die aufsteigende Entwicklung, mit der Abnahme des christlichen Geistes beginnt der Verfall, mit der Rückkehr zum Christenthum die Rettung einer geschwächten Gesellschaft. Die christlichen Völker besitzen in der christlichen Religion das zuverlässigste Mittel ihrer steten Verjüngung. Mit erhabener Schönheit und überzeugender Kraft findet dieser Gedanke seinen Ausdruck in der Encyklika Leos XIII. über die Arbeiterfrage:

„Wir heben nur eine Thatsache hervor, welche außer allem Zweifel steht, wenn wir sagen: Es war der Einfluß und das Walten der Kirche, wodurch die bürgerliche Gesellschaft von Grund aus erneuert wurde; die höhern socialen Kräfte, die ihr eigen sind, haben die Menschheit auf die Bahn des wahren Fortschrittes erhoben, ja vom Untergange wieder zum Leben erweckt; sie haben durch die christliche Erziehung der Völker eine Entwicklung herbeigeführt, welche alle frühern Culturformen weit übertrifft und in alle Zukunft nicht durch eine andere übertroffen werden wird. Diese Wohlthaten haben die hochheilige Person Jesu Christi zu ihrer Urquelle und zu ihrem Endzwecke; wie die Welt dem Gottmenschen alles verdankt, so bezieht sich alles Gute auf ihn als Zielpunkt der Dinge zurück. Das Leben Jesu Christi durchdrang den Erdkreis, nachdem das Licht des Evangeliums aufgegangen und das große Geheimniß von der Menschwerdung Gottes und der Erlösung unseres Geschlechtes verkündet

---

[1] Fleury (Sitten der Israeliten) sagt: „Die Unmöglichkeit, auf die Dauer zu erwerben, verhinderte den Ehrgeiz und die Unruhe: ein jeder begnügte sich mit dem Antheile, welchen ihm seine Voreltern hinterlassen hatten, und bemühte sich, ihn werthvoll zu machen, wohl wissend, daß derselbe niemals aus seiner Familie herauskommen würde." Vgl. Corbière, Volkswirtschaftslehre S. 290 ff.

[2] Es findet sich auch bei nichtchristlichen Völkern eine hohe materielle Cultur. Athen zur Zeit des Perikles, Karthago in den Tagen Hannibals, Rom unter Augustus, Spanien unter den Kalifen erfreuten sich großer Reichthümer. Aber das Volk in seinen breiten Massen blieb vielfach in Elend und Armut.

war; es drang zu allen Völkern, allen Klassen und gründete in ihnen den christlichen Glauben und dessen sittliche Vorschriften. Es ergibt sich hieraus mit Nothwendigkeit, daß, wenn man ein Heilmittel für die menschliche Gesellschaft sucht, dasselbe nur in der christlichen Wiederherstellung des öffentlichen und privaten Lebens beruht. — Denn es ist ein bekanntes Axiom, daß jedwede Gesellschaft, um innere Erneuerung zu gewinnen, zu ihrem Ursprung zurückkehren muß. Die Vollkommenheit jeder Vereinigung besteht ja eben darin, zu erstreben und zu erzielen, was beim Ursprunge als Zweck gesetzt wurde; durch das Streben nach diesem Ziele muß das entsprechende Leben in den gesellschaftlichen Körper kommen. Abweichen vom Ziele ist gleichbedeutend mit Verfall, Rückkehr zu demselben bedeutet Heilung." [1]

Untersuchen wir zunächst die innern Gründe für jenen segensreichen Einfluß des Christenthums. Sodann möge das Zeugniß namhafter Nationalökonomen zur Bestätigung derselben Wahrheit dienen.

I.

Die antike heidnische Welt besaß eine hohe Cultur, aber keine Civilisation im engern Sinne. Die Gesellschaft war ausschließlich auf das Nützliche und nicht auf das Sittliche bedacht. Sie verband den Besitz materiellen Reichthums mit sittlicher Verderbtheit.

Die Civilisation bedeutet einen Zustand socialer Vollkommenheit. Civilisirt heißt darum eine Gesellschaft, in der die Ordnung der socialen Beziehungen gekannt und gehörig beachtet wird, die Einheit fest gegründet, die Thätigkeit wirksam, der Fortschritt von Wissenschaften, Künsten und Gewerben ein natürlicher und ruhiger ist [2].

Cultivirt, und zwar bloß cultivirt, ohne Civilisation, ist eine Gesellschaft, wo der Fortschritt absolut und ohne Rücksicht auf die gehörige sociale Ordnung erstrebt wird.

Der Volkswohlstand, die richtige Vertheilung der Güter, die Ordnung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse gehört somit der Civilisation, nicht der bloßen Cultur an. In einem wahrhaft civilisirten Volke herrscht allgemeiner Volkswohlstand. In einem bloß cultivirten Volke kann absoluter Reichthum in Menge vorhanden sein; aber es fehlt die richtige Vertheilung, die sociale Ordnung.

---

[1] Vgl. auch Ratzingers Ausführungen in „Volkswirtschaft" (Freiburg 1881) S. 28 ff.

[2] Taparelli, Versuch eines auf Erfahrung beruhenden Naturrechts (Regensburg 1845) II, 391 ff.

Die sociale Ordnung aber, als Product harmonisirter menschlicher Thätigkeit, ist undenkbar ohne die Ordnung des Willens. Und der Wille wird in letzter Linie allein geordnet durch die Sittlichkeit. Darum findet sich die Civilisation nur bei einem sittlichen Volke. — Setzen wir voraus, in einem Volke herrsche bloß die Cultur, d. h. das Streben nach dem Nützlich-Guten, insbesondere nach einer Fülle materieller Güter, was wird die Folge sein? Das Nützlich-Gute umfaßt nur Güter, die in beschränktem Maße vorhanden und nicht ohne Beschränkung mitgetheilt werden können. Wer sie liebt, muß sie für sich haben wollen. Das Interesse wird hier zum Egoismus. Der Egoismus ist nothwendig individualistisch, sucht also in allem nur den eigenen Vortheil und führt darum zur Auflösung der socialen Ordnung. Cultur ohne Civilisation kennzeichnet die Perioden des Verfalls.

Beruht die Civilisation, die politische, sociale und wirtschaftliche Ordnung auf der moralischen Ordnung, auf der innern Bildung und Gesittung der Menschen, so ist eben damit schon die hohe civilisatorische Bedeutung des Christenthums erwiesen [1].

Wir wollen uns jedoch auch im einzelnen überzeugen, wie gerade die dem Gemeinwohle, dem Volkswohlstande entsprechende Ordnung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse, wie die Wurzeln des gesunden wirtschaftlichen Lebens und Strebens in einer für den Gesamtwohlstand der Nationen fruchtbaren Weise von der christlichen Moral berührt werden [2].

1. Die Bedürfnisse des Menschen sind nicht in feste Grenzen eingeschlossen. Der Sybarit wird andere Bedürfnisse haben als der Christ, dem seine Religion Maßhalten im Begehren und im Genuß vorschreibt. Vom Bedürfniß aber wird die Production bestimmt. Die Nachfrage ist verantwortlich für das Angebot. Wenn ein Volk in Luxus versinkt, den die Moral verurtheilt, dann beginnt für dasselbe jener „Sisyphismus“ in der Production, von dem Bastiat redet. Es werden immer mehr Luxuswaren producirt, unvernünftige Bedürfnisse eher gereizt als befriedigt, während die niedern Klassen für ihre vernunftgemäßen Bedürfnisse kaum das Nothwendige finden.

---

[1] Vgl. P. L. Haffner im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, Artikel Civilisation I, 1372 ff.

[2] Vgl. Revue des deux mondes 1878, 1 (III, 25) p. 891 ss., Artikel von *Émile de Laveleye:* Des rapports de l'économie politique avec la morale, le droit et la politique.

2. Das Christenthum führt zu einer richtigen Beurtheilung des Reichthums.

a) So wäre es für eine christliche Volkswirtschaftslehre unmöglich, alles zum Reichthum zu rechnen, was und weil es einen Tauschwerth haben kann, z. B. unsittliche Handlungen, Schriften, Opium als Genußmittel u. dgl., was die Völker und Menschen arm, aber nicht wohlhabend macht.

b) Das Christenthum fordert eine Vertheilung des Reichthums, bei der alle existiren können, indem es lehrt, daß die Güter dieser Welt für die Versorgung aller, nicht bloß einzelner Menschen von Gott bestimmt sind.

c) Das Christenthum mäßigt die Begierde nach Reichthum, in welchem es nur ein Mittel zu höhern Zielen, nicht aber das Ziel des Menschen selbst erkennt.

d) Das Christenthum lehrt den richtigen Gebrauch des Reichthums, indem es befiehlt, vom Ueberflusse den Armen mitzutheilen.

3. Die Arbeit, wie sie vom Christenthum gefordert und geehrt wird, sichert den wirtschaftlichen Fortschritt[1]. Als Sühne-, Prüfungs-, Läuterungs- und Veredelungsmittel wird die Arbeit von der christlichen Moral betrachtet. Für die Oekonomie ist sie das wichtigste Mittel, die einzige Quelle der Prosperität, des Wohlstandes der Nationen. Die Trägheit hingegen führt zur moralischen Erniedrigung und zur materiellen Entblößung zugleich.

Aber auch geschützt wird die Arbeit durch das Christenthum, welches die Ausbeutung schwacher Kinder und Frauen ebenso verwirft wie die Sklaverei. Der Arbeiter soll stets als Mensch betrachtet und geachtet werden. Der geringste Arbeiter gilt mehr und steht höher als die todte Maschine.

Wo die warnende Stimme der Kirche umsonst erklingt, da wird die mißhandelte Arbeiterklasse zu einer beständigen Gefahr für die Gesellschaft und ihren Wohlstand. Der zufriedene und pflichttreue Arbeiter leistet mehr, die Productivität seiner Arbeit ist höher, während der mißbrauchte Arbeiter den höchsten Lohn für die geringste Leistung verlangt, genau so wie sein Herr übermenschliche Leistungen gegen einen unzureichenden Lohn ihm aufgebürdet hatte.

---

[1] Man vgl. die sehr empfehlenswerthe Schrift von G. Diessel C. SS. R., Die Arbeit betrachtet im Lichte des Glaubens (Regensburg 1891).

4. Das Christenthum fordert Gerechtigkeit im gegenseitigen Verkehr. Es verurtheilt den Wucher, den unredlichen Gewinn, verlangt Reellität im Geschäfte, in der Concurrenz, gerechte Zumessung des Lohnes. Von der Ehrlichkeit im Handel und Verkehr aber hängt das Wohl des Volkes ab. Der unehrliche Kaufmann schadet dem ganzen Lande. Wenn alle Kassierer, Verwalter, Kaufleute, Arbeitgeber Spitzbuben sind, dann ist es zu Ende mit der Volkswirtschaft. Ohne Vertrauen auf die Rechtschaffenheit gibt es keinen Credit und keinen materiellen Fortschritt[1].

5. Das Christenthum empfiehlt die Sparsamkeit. Diese aber ist der naturgemäße Weg zur Bildung des Kapitals. In einer vom christlichen Geiste losgelösten Gesellschaft, wo die größten Reichthümer der größten Armut gegenüberstehen, wird nur in seltenen Fällen, innerhalb der Ueberreste des Mittelstandes vielleicht, Kapital durch Ersparung gewonnen. Wer mit der Noth kämpft, kann nichts ersparen, und bei den großen Kapitalisten von Entsagung zu reden, wäre lächerlich. Ihr Kapital wächst überwiegend durch Aufsaugung fremden Kapitals, nicht durch Neubildung eigenen, erarbeiteten und ersparten Kapitals. Es ist das Ziel der socialen Reform, die Gesellschaft auf den Punkt zurückzuführen, wo das Kapital wiederum durch Ersparung sich bildet. Das aber bedeutet die Rückkehr zu den ethischen Grundsätzen der christlichen Kirche.

6. Die christliche Lehre verhindert die Entstehung schroffer Klassengegensätze, überbrückt und mildert die Klassenunterschiede, namentlich durch die Betonung der für alle gleichen Menschenwürde und durch das Gebot der Nächstenliebe. Die natürliche Verschiedenheit der Menschen in Bezug auf Anlage, Geschick, Fleiß u. s. w. führt in ganz gerechter Weise zu Klassenunterschieden. Allein ohne die sichere Erwartung eines Ausgleiches im jenseitigen Leben, ohne den durch die christliche Brüderlichkeit und Liebe vollzogenen Ausgleich in diesem Leben wird der Mensch eine untergeordnete Stellung und die damit verbundenen Entbehrungen nur ertragen, solange ihm die Macht fehlt, seine Lage zu verbessern. Eine materialistische Gesellschaft muß darum naturnothwendig zu einem Herd socialer Unruhen und Fehden werden, welche mit materiellem Wohlstand sich nicht vereinigen lassen. Andererseits führt die Lehre des Christenthums von der Einheit des Menschengeschlechtes in Bezug auf Ursprung, Erlösung, Ziel, die Forde-

[1] Vgl. Dr. Braun, Ueber den Einfluß der sittlichen Anschauungen auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, in dem Vorbericht II zum Praktisch-socialen Cursus von M.-Gladbach 1892, S. 27 ff.

rung der Gerechtigkeit und gegenseitigen Liebe nothwendig zum socialen Frieden.

7. Das Christenthum beseitigte die Schranken des Völkerverkehrs. Während ehedem der Fremde als Feind und Barbar galt, erblickt der Christ in jedem Menschen ein Kind desselben himmlischen Vaters. Hierdurch mußte nothwendig die gegenseitige Annäherung der Nationen, der Austausch von Gütern, die Mittheilung von Ideen und Errungenschaften, die geistige und geschäftliche Verbindung gefördert werden.

8. Das Christenthum beförderte die Association, indem es die Menschen durch Liebe und Wohlwollen einander näher brachte und zugleich den alles absorbirenden Staatsabsolutismus nicht aufkommen ließ. Darum blühten im Mittelalter gerade unter den germanischen Völkern, welche das Christenthum mit ganzer Seele aufgenommen hatten, bis zum 16. Jahrhundert die Associationen, wie zu keiner andern Zeit. Es ist darum auch nur die Wiederaufnahme einer tiefchristlichen Idee, wenn man heute mit Nachdruck die Herstellung der berufsgenossenschaftlichen Organisation verlangt.

In einer soeben erschienenen „Denkschrift über die Lage der Landwirtschaft und die Organisation des Bauernstandes“ [1] äußert sich einer der gediegensten und maßvollsten katholischen Socialpolitiker, Herr Dr. Eugen Jäger, über diesen Punkt wie folgt: Arbeiter und Handwerker und Bauern — „sie alle fühlen sich bedrängt unter dem ‚freien Spiel der Kräfte‘; sie alle erheben den Ruf nach ständigen Vereinigungen, nach einer Organisation, die sie schützen solle vor Ausbeutung oder Vernichtung, die ihnen ein friedliches, gesichertes Dasein auf Grund ihrer Arbeit wieder gewähren solle. Vergebens kämpfen die Anhänger der manchesterlichen Wirtschaftspolitik gegen diese Strömung. Vergebens wenden sie sich gegen das Verlangen nach obligatorischer Gliederung der Berufsstände. Sie wollen nur freiwillige (facultative) Vereinigungen dieser Art zulassen; die Erwerbsstände aber drängen nach einer berufsgenossenschaftlichen Gliederung hin. Die Arbeiter schließen sich zusammen zu Coalitionen und Associationen, um bessere Arbeitsbedingungen zu erzielen, als sie im Einzelkampfe gegen das Kapital erhalten können; sie bilden Genossenschaften über weite Gebiete hin, um so als Stand dem Kapital gegenübertreten zu können. So breit ist die Bewegung schon geworden, daß

[1] Beilagen zu den Verhandlungen der bayerischen Kammer der Abgeordneten, 1894, Beil. 375. II (1894), 1308. Die Denkschrift ist gerichtet an den VI. (Wirtschafts-)Ausschuß der Kammer der Abgeordneten.

sie den Staat bereits gezwungen hat, vom reinen Manchesterthum sich wieder abzuwenden, obligatorische Versicherungen zu schaffen für Krankheit, Unfall, Alter und Erwerbsunfähigkeit, ja sogar ein ausgedehntes Netz von Schutzmaßregeln gegen Ausbeutung der Männer-, Frauen- und Kinderarbeit ins Leben zu rufen und mit Strafbestimmungen zu versehen — ein System der öffentlichen Abwehr gegen jene Auswucherung weiter Volkskreise, welche die Consequenz des Manchesterthums gebracht hat. Es ist gar kein Zweifel, daß die Gewerkschaftsbewegung mit der Zeit zu einer berufsgenossenschaftlichen Gliederung des Arbeiterstandes sich entwickeln wird, als eine anfangs unbewußt instinctive, allmählich aber bewußte Reaction gegen die wirtschaftliche Freiheit des Manchesterthums. Auch der Staat wird schließlich diese berufsgenossenschaftliche Organisation der Industriearbeiter in irgend welcher Form in seinen Verwaltungsorganismus einbeziehen müssen.

„Die Handwerker streben schon längst den obligatorischen Zusammenschluß an; in der Neubildung von Innungen sehen sie mit mehr oder weniger Recht einen Schutzwall gegen die unbedingt freie Concurrenz des Kapitalismus, unter der sie zu unterliegen drohen. Als letztes Ziel schwebt ihnen die gemeinsame Beschaffung der maschinellen Arbeitskräfte, die Gemeinsamkeit von Kauf und Verkauf für das Gewerbe auf Grund einer berufsgenossenschaftlichen Organisation vor.

„Ein ähnliches Gefühl durchdringt den Bauernstand. Die landwirtschaftlichen Vereine, die auf freiwilligem Beitritt beruhen, haben nicht genügt. Die agrarpolitische Wissenschaft sowohl als die bäuerliche Bewegung sind über sie hinausgegangen. Das unbewußte Gefühl des Bauernstandes, daß die ganze gegenwärtige gesetzgeberische und wirtschaftliche Lage ihm zum Schaden sei, die Furcht vor kapitalistischer Enteignung, über deren Ursachen und Gegenmittel er sich oft selbst nicht im klaren ist, drängt ihn zum Zusammenschluß an seinesgleichen, zur socialpolitischen Neubildung des Bauernstandes hin. Nach zwei Richtungen hin hat sich die Bewegung bisher geäußert: in Bauernvereinen und in Bauernbünden. Die Bauernvereine haben ein doppeltes Ziel im Auge: einerseits die wirtschaftliche und sittliche Hebung des Bauernstandes, indem sie ihm besonders auch die Fortschritte der wirtschaftlichen Technik zu vermitteln suchen, den Credit erleichtern und organisiren u. s. w.; andererseits die corporative Organisation des Standes selbst, dessen Mitglieder sie einstweilen sammeln, bis der Staat ihnen auf diesem Wege weiterhilft. Denn sie sind nur lose, freie Vereinigungen und können als solche gerade die wichtigsten

Fragen gar nicht lösen. Nur eine corporative Organisation der Landwirte, mit gesetzlicher Sanction versehen, mit eigenen Rechten im Rahmen der Staatsverwaltung vermag das zu thun. Die Bauernbünde, bezw. der Bund der Landwirte, entspringen demselben dunkeln Drang nach berufsgenossenschaftlicher Vereinigung zur Rettung des Bauernstandes. Sie lassen aber die Förderung der beruflichen Technik, die Sorge für freiwillige Crediteinrichtungen, die Pflege der bäuerlichen und häuslichen Tugenden im Gegensatze zu den Bauernvereinen mehr beiseite und concentriren ihre ganze Kraft mehr auf die reine Politik.

„So bereitet sich auf den drei großen Gebieten der productiven Arbeit, in der Industrie, im Handwerk, in der Landwirtschaft, eine socialpolitische Neubildung der Stände vor."

In der That, Gottes Vorsehung hat es gefallen, den Liberalismus in sinnenfälliger Weise zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete ad absurdum zu führen. Auf wirtschaftlichem Gebiete vollzieht sich darum auch schon unbewußt die Rückkehr zum Christenthum. Gebe Gott, daß sich bald die Geister völlig klären, daß die Völker erkennen, wo ihr wahres Heil zu suchen ist.

II.

Bereits haben auch aufrichtige und ehrenhafte Nationalökonomen die segensreiche Einwirkung des Christenthums auf die Volkswirtschaft nachzuweisen versucht.

Vor allem nennen wir Pellegrino Rossi[1], welcher den Vortheil der christlichen Erziehung der Völker gerade vom nationalökonomischen Standpunkt aus als einen „unermeßlichen" bezeichnet: „Die Menschen sind Brüder. — Die Arbeit ist eine Pflicht. — Der Müßiggang ist ein Laster. — Wer seine Talente fruchtbar anlegt, hat gut gehandelt; wer sie vergräbt, hat keinen Lohn verdient. — Wer die Lampe mit Oel versieht, wird theilhaben am Feste, wer das nicht gethan, aber zurückgewiesen werden. — Das sind die Maximen, das sind die Grundsätze. Wohlan, wenn die Nationalökonomie einen Katechismus der Moral entwerfen wollte, würde sie, von ihrem eigenen Standpunkte aus, etwas anderes vorschreiben können? Nur der Unterschied bestünde, daß der Oekonomist jene Principien als Forderungen der Vernunft, der Berechnung, des Interesses hinstellen würde, während die Religion an das Gewissen, das

[1] Cours de l'économie politique (Paris 1865) IV, 403 s.

Pflichtgefühl appellirt und ihr Lehrgebäude mit einer Sanction krönt, die der Mensch nicht aufstellen und der er sich nicht entziehen kann."

Dann vertheidigt Rossi die christliche Religion gegen verschiedene Angriffe. „Man hat dem Christenthum zum Vorwurfe gemacht, daß es die Sklaverei nicht sofort, auf einmal, etwa durch ein Decret, ein Verbot beseitigt habe. Aber was folgt aus jener von uns nicht bestrittenen Thatsache? Etwa, daß das christliche Princip sich mit dem Gedanken der Sklaverei vertrage? Ganz gewiß nicht! Je mehr das Christenthum sich entwickelte, je mehr es die Seelen eroberte, überwand es auch das Princip der Sklaverei. Aber das Christenthum war Reform und keine Revolution[1]. Es schulte allmählich den Geist, das Herz, und es vollzog hierdurch die Reform der Sitten, der Institutionen, der Welt. Das war seine Mission, das der Zweck, das der Sinn der Worte: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt', d. h.: Ich gestalte die menschlichen Institutionen nicht um, wie der staatliche Gesetzgeber es thut, ich will vielmehr die Welt reformiren, aber nur durch die Reform der Individuen, durch die Reform der Sitten. Ebenfalls wurde das Christenthum einer Menge von Verirrungen wegen angeklagt, die bei christlichen Völkern zu Tage getreten sind oder bei Trägern kirchlicher Würden. Allein dieser Vorwurf darf sich nicht gegen das Christenthum richten, sondern gegen die Menschen, die gefehlt, und die gerade im Namen des Christenthums angeklagt zu werden verdienen. Oder trifft die Gerechtigkeit ein Vorwurf deshalb, weil die Rechtspflege sich mancher Grausamkeit und mancher Gewaltthat schuldig gemacht? Gewiß nicht! Die Gerechtigkeit ist nicht schuld daran, sondern der Mensch, der gerade im Namen der Gerechtigkeit getadelt werden muß."

„Das Christenthum", fährt Rossi[2] fort, „ist der Arbeit und dem Frieden günstig; es verpflichtet zur Ordnung, zum Wohlverhalten und

---

[1] Hierin ist auch die Antwort auf einen Angriff enthalten, den Bebel in der 54. Reichstagssitzung vom 20. Februar 1894 gegen das Christenthum richtete: „Das Christenthum hat sich mit der Sklaverei, der Hörigkeit, der Lohnsklaverei abgefunden, und es findet sich möglicherweise eines Tages auch mit dem Socialismus ab."

Das Christenthum ist eben niemals revolutionär aufgetreten. Um so wirksamer aber war seine Reformarbeit, und sie würde es heute wiederum sein, auch der „Lohnsklaverei" gegenüber, sobald man aufgehört hätte, Christenthum und Kirche als culturfeindliche Mächte in Fesseln zu schlagen. Allerdings würde das Christenthum sich eventuell mit der socialistischen Sklaverei wie mit der antiken Sklaverei vertragen, indem es sich bestrebte, die irre geleitete Menschheit allmählich wieder zur Vernunft und zur Wahrung ihrer Würde zurückzuführen.

[2] Cours etc. p. 405 s.

zur Hochachtung vor den Rechten jedes Dritten. Es läßt ehrbare Genüsse zu, aber es verbietet grobe Gelüste und unsinnige Verschwendung; es tritt dem anmaßenden Stolz im Wohlstande entgegen und fordert die Entsagung im Unglücke. Es empfiehlt endlich die Vorsicht und die Liebe. Wollte man demgemäß diesem großen Probleme nach Maßgabe der Nationalökonomie einen Ausdruck geben, so würde das Evangelium alle Bedingungen erfüllen, welche die Wissenschaft für die Entfaltung des socialen Reichthums fordern kann. Wir denken also, daß die Eroberungen des Christenthums nicht bloß den Anhänger der Religion, den Philanthropen, den Staatsmann, sondern auch den Oekonomisten interessiren müssen, und darum wird, um nur ein Beispiel anzuführen, der Oekonomist an den Erfolgen der verschiedenen Missionsgesellschaften gewiß freudigen Antheil nehmen müssen. Die Ausdehnung, die Errungenschaften, die Fortschritte jener Gesellschaften bilden eine Thatsache zugleich von religiöser, politischer und ökonomischer Bedeutung. In der That, indem sie das Christenthum verkünden, verbreiten sie zugleich Bildung und Civilisation. Sie lehren die Macht und Bedeutung der Arbeit, erwecken neue Bedürfnisse, stimuliren Consumtion und Tausch und eben dadurch auch die Production. Sie zerstören die Schranken der Barbarei, Schranken, welche völlige Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, der Mangel an Civilisation und gemeinsamen Bedürfnissen zwischen den Nationen aufgerichtet. Sie bemühen sich, die Völker einander näher zu bringen und zu assimiliren, nicht durch Beseitigung ihres nationalen Charakters, sondern indem sie dieselben durch das Gesetz einer gemeinsamen Brüderlichkeit, durch das Gesetz der christlichen Liebe und Brüderlichkeit miteinander verbinden. Sie dehnen die vorhandenen Märkte aus und schaffen deren neue. . . . Auch Rom hatte dereinst durch seine Kriege die Welt erobert; man sprach lateinisch überall, die römischen Institutionen finden sich überall mit jenem Recht, welches nichts entwurzeln konnte. Aber, war man römisch dem Herzen nach? Als die Barbaren sich auf Rom stürzten, fand es keine Vertheidiger. Die Völker waren erobert, civilisirt, oder besser gesagt, nach Roms Bild geformt; aber der Haß war nicht erloschen, den die Eroberung in der Regel erzeugt. Die friedlichen Siege der Missionäre dagegen sind Siege der Intelligenz, der Vernunft. Sie bringen Nutzen dem eroberten wie dem erobernden Volke. Sie sind vortheilhaft für die menschliche Moralität, für die Philanthropie, für die politische Oekonomie."

Im gleichen Sinne spricht sich H. Baudrillart[1] aus: „Das Christenthum ist der lebendigste Ausdruck der religiösen Moral. Es allein gibt uns eine hohe und den Principien der Vernunft entsprechende Idee von den moralischen Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen. Daher der wohlthuende Einfluß, den es seit seinem Erscheinen wie ein irdischer Erlöser auf alle socialen Verhältnisse geübt hat. Sein Wirken konnte nur ein allmähliches und indirectes sein, aber darum war es doch nicht weniger wirksam und mächtig. Indem es die Herzen umgestaltete, zerbrach es die Ketten des Sklaven, machte ihn zum freien Manne, erhob das erniedrigte Weib, verlieh der Welt den Geist wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, führte die Großen dieser Welt zur Demuth durch das Gefühl der Gleichheit in der Sünde und die Niedrigen zum Bewußtsein ihrer Würde durch das Gefühl der Gleichheit in der Erlösung. Das Christenthum hat die Arbeit geheiligt und geübt, der menschlichen Person, welche es des Opfers eines Gottes werth erachtete, die höchste Würde verliehen. Die Thatsachen sprechen lauter als alle Versuche, sie zu läugnen. Es sind die christlichen Völker, welche an der Spitze der industriellen Cultur marschiren; das trat mit Evidenz an den Tag bei den letzten Weltausstellungen zu London, Wien, Paris 2c." Indem sodann Baudrillart vor dem Atheismus warnt, fährt er fort: „Der Atheismus, den manche offen verkünden und den viele Vereinigungen als ersten Artikel ihres Glaubensbekenntnisses betrachten, autorisirt den Starken zur Unterdrückung des Schwachen ohne jeden Scrupel[2]. Der Materialismus, die Consequenz des Atheismus, führt jeden dazu, nur Rücksicht auf seinen eigenen Genuß zu nehmen, allein sich selbst anzubeten, d. h. die andern nach Möglichkeit auszubeuten. Und was die Vorstellung von einem unendlichen, unpersönlichen Wesen betrifft, die heute in Frankreich und Deutschland verbreitet wird, so sind die praktischen Consequenzen genau dieselben; denn ein Gott ohne Gerechtigkeit, ohne Liebe, ohne jedes menschliche Gefühl ist gleichwerthig dem reinen Nichts. Was sollen also jene Wünsche des berühmtesten unserer zeitgenössischen Socialisten: ‚Möge der Name Gottes, dieser Name, so lange das letzte Wort des Weisen, so lange die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des reuigen Schuldbeladenen, möge dieser Name ausgetilgt werden unter den Menschen, der Verachtung und

---

[1] Des rapports de l'économie politique et de la morale. 2ième édit. (Paris 1883) p. 148 ss.

[2] Vgl. Zeitschrift für katholische Theologie (Innsbruck 1891), Artikel von F. A. Stentrup S. J.: Der Atheismus und die sociale Frage.

dem Fluche preisgegeben'? Nehmen wir an, dieser Ruf des irreligiösen Fanatismus sei verwirklicht: ‚Dieu, retire-toi!' ‚Gott, ziehe dich zurück!' Wer würde das Opfer dieser großen Erschütterung der moralischen Welt sein? Die untern Klassen. Der Gott, der sich zurückzöge, — Proudhon selbst hat es geschrieben — ‚er ist die Hoffnung des Armen', die nun ihn verlassen; es ist die Genußsucht, der Stolz für eine Minorität, die Erniedrigung, die Unterdrückung für die Masse der Menschheit, was an seine Stelle treten würde. In diesem großen Schiffbruche würde die Ordnung in der Volkswirtschaft, die Gerechtigkeit in den Verträgen, die Liebe, welche alle Beziehungen verklärt, die Tugenden, die zu Wohlstand führen oder den Mißerfolg mit Geduld ertragen lehren, tiefe und unheilbare Wunden empfangen. Wahrhaft große Thoren sind es also, die da nach so vielen Erfahrungen meinen, mit Negationen den Völkern die Freiheit, der Gesellschaft den Fortschritt verleihen zu können."

Nicht minder ehrenvoll ist das Zeugniß des bekannten Nationalökonomen und italienischen Ministers Minghetti[1]: „Indem die christliche Religion sich über den Erdkreis verbreitete, verlieh sie der Gesellschaft neue Grundsätze für das ganze Reich des Gedankens und des menschlichen Handelns. Für denjenigen, der beobachten will, zeigt sich mit Evidenz die Veränderung in den Stufen und Beziehungen des wirtschaftlichen Lebens, welche eintreten mußte, sobald einmal als oberster Grundsatz die Gleichheit aller Menschen in ihrem Ursprung und in ihrem Ziele verkündigt und damit die menschliche Würde in wunderbarer Weise verherrlicht wurde. Daraus ergibt sich zugleich die Verantwortlichkeit eines jeden für seine Handlungen. Verdienst und Schuld empfangen ihre unfehlbare Sanction durch das zukünftige Leben. Ueberdies wurde die Arbeit dem Evangelium gemäß als ein natürliches Verhältniß des Menschen aufgefaßt, als ein Verhältniß, welches ihn nicht erniedrigt, sondern veredelt. Und indem die Wohlthätigkeit in der Liebe ihre Quelle fand, gewann sie durch ihre Verbindung mit der Religion um so mehr an innerer Kraft und Wirksamkeit. Endlich verloren die Vaterlandsliebe und das nationale Gefühl ihre alten Formen von Egoismus und nationaler Feindseligkeit, je mehr die Völker sich verbunden fühlten durch die Einheit des Evangeliums."

Mehr ins Detail geht der Nationalökonom Hermann Roesler[2], wenn er schreibt: „Vor allem lehrte die Kirche die sittliche Gleichheit

---

[1] Des rapports de l'économie publique avec la morale et le droit (traduit par *St. Germain Leduc,* Paris 1863) p. 17 ss.

[2] Vorlesungen über Volkswirtschaft (Erlangen 1878) S. 36 ff.

aller Menschen vor Gott, das Gebot der Nächstenliebe und Duldung, wodurch die Ausübung der rohen Gewalt allmählich verdrängt werden mußte. Dann aber verkündigte sie mit allem Nachdruck den sittlichen Werth der Arbeit und trat daher der bloßen Ausbeutung der Unfreien entgegen. Sie betonte auch die sittlichen Gefahren und die Verpflichtungen des Reichthums. Hierdurch wurde das antike System der staatlichen Erhaltung des Proletariats aus bloßen politischen Rücksichten in das ungleich edlere System der Armenpflege um religiöser Liebespflichten willen umgewandelt. Von der Kirche wurde jede Art von unsittlichem Erwerb (turpe lucrum) als Sünde erklärt und verboten. Dahin gehörte insbesondere der Zinswucher (usuraria pravitas), ein schon im Alterthum bekannter und berüchtigter Begriff. Die canonistische Wucherlehre, welche gestützt auf das Wort der Bibel (mutuum date nihil inde sperantes) schlechthin dahin ging, daß das Geld keine Früchte bringen dürfe (nummus nummum non parit), wurde aber ausgedehnt auf jede Art von Uebervortheilung anderer, wodurch man diesen im Güterverkehr mehr abnimmt, als man von ihnen erhalten hat (usura est, quidquid sorti accedit), mithin auch auf das ungerechte Aufschlagen der Preise im Handel. Während das römische Recht den Begriff des iustum pretium nur dem Namen nach gekannt und jede Uebervortheilung beim Kaufe mit Ausnahme der laesio enormis zugelassen hatte, stellte die canonistische Doctrin die an sich ganz richtige Theorie auf, daß der Kaufpreis dem wahren Werthe der Waren entsprechen müsse, und suchte dieselbe nicht durch das Naturgesetz, sondern durch das Sittengesetz zu begründen. Der Handel galt nach christlicher Lehre überhaupt als verwerfliche Erwerbsart, da, wie Chrysostomus sagte, der Kaufmann ohne Lüge und Meineid nicht bestehen könne, also aus Rücksichten der Sittlichkeit und des Seelenheils, nicht aus bürgerlichem Stolze, wie im Alterthum, das ebendeshalb den Großhandel als bürgerlich ehrenvoll gelten ließ. Vielmehr sollte wohlgefällig vor Gott nur der Erwerb durch ehrliche Arbeit sein, nämlich im Handwerk und Ackerbau; der letztere wurde als besonders heilsam für die Seele erklärt. Diese Moralgebote des Christenthums wurden demnach von den Kirchenvätern auch als volkswirtschaftliche Lehren verfochten und zu Rechtsgrundsätzen ausgearbeitet. Sie wurden nach der gelehrten Weise des Mittelalters mit Bibelstellen bewiesen, obwohl man nebenher auch die naturalis ratio und die lex naturalis zur Stütze nahm, freilich in einem andern und höhern Sinne, als dies bei den Neuern geschieht, nämlich als Aneignung des göttlichen Gesetzes durch die vernünftige Creatur.

In ipsa rationali creatura participatur ratio aeterna, per quam habet naturalem inclinationem ad debitum actum et finem; et talis participatio legis aeternae in rationali creatura lex naturalis dicitur. *(Thomas Aquin.)* Die Wirtschaftstheorie des Mittelalters besaß daher einen theologischen Charakter, während sie im Alterthum Staatsphilosophie gewesen war. Derselbe wurde erst beim Ausgang des Mittelalters abgestreift infolge der an dem Studium des klassischen Alterthums genährten humanistischen Bestrebungen, durch welche die wissenschaftliche Vernunft zur Quelle der gelehrten Erkenntniß gemacht wurde, und durch den Einfluß der Reformation, wodurch die lehrende und gesetzgebende Autorität der Kirche an Gewicht verlor. Die Reformatoren, mit Ausnahme Calvins, hielten zwar die canonistische Wucherlehre anfänglich fest, aber sie gaben dem Drängen der Besitzenden und der Obrigkeiten nach. Luther insbesondere verdammte eifrig den Wucher, aber ‚ein Wücherlein' wollte er erlauben, da man nicht mit idealen Forderungen an die Welt der Thatsachen treten dürfe. Ueberhaupt wurden von den Reformatoren Theorien ausgesprochen, welche der sich ausbreitenden Geldwirtschaft günstig waren."

Ebenso spendet Roesler dem von der christlichen Kirche gestärkten „genossenschaftlichen Princip, welches den wirtschaftlichen Erwerb in umfassenderen Verbindungen organisirte," das gebührende Lob. Doch genug der Zeugnisse für eine Sache, an welcher kein vernünftiger Mensch zweifeln sollte[1]. Die wenigen angeführten beweisen mindestens, daß auch heute noch echte „Wissenschaft" sich mit der Wahrheit wohl verträgt.

Um so mehr aber muß es uns Wunder nehmen, wie ein Buckle, Laveleye, Bluntschli, Gladstone, Savornin-Lohman, Roussel u. a. es wagen konnten, den wirtschaftlichen Rückgang einzelner katholischer Völker der christkatholischen Kirche zur Last zu legen, und wie diese Anklage bis auf den heutigen Tag von gedankenlosen Menschen wiederholt wird.

[1] Am Ende seines Lebens bekennt Montesquieu: „Wunderbar! Die christliche Religion, die nur die Glückseligkeit des künftigen Lebens zum Gegenstand zu haben scheint, begründet auch das Glück des gegenwärtigen Lebens." Vgl. Esprit des lois XXIV, 30.

Heinrich Pesch S. J.

Principes musicae — Fürsten der Tonkunst.

(Schluß.)

Damals, als Pierluigi in der Ewigen Stadt seine Missa Papae Marcelli in einfacher, schmuckloser Handschrift nach dem Palast des Cardinals Vitellozzi gebracht haben mochte, war in der bayerischen Hauptstadt an der Isar der erste Theil jenes großartigen Prachtwerkes vollendet worden, womit der kunstsinnige Herzog Albrecht V. das herrlichste Tonwerk seines Hofkapellmeisters Orlando di Lasso — die sieben Bußpsalmen — auszeichnen und verewigen wollte [1]. „Wird von Meisterwerken der Musik aus dem 16. Jahrhunderte gesprochen," schreibt Ambros [2], „so denkt wohl jeder zunächst an diese Psalmen und an Palestrinas Missa Papae Marcelli." So wäre also eine goldene Brücke geschlagen, welche uns von dem römischen Meister hinüberführt zu seinem ihm ebenbürtigen Zeitgenossen Orlando. Und wie es der Zufall will — der prunklose Band, der das verborgene Kleinod der Missa Papae Marcelli barg, und die prunkhaften Foliobände, welche Dr. Samuel Quichelberg in zwei Extrafoliobänden der Nachwelt beschreiben mußte, kennzeichnen aufs treffendste den Boden, auf welchem die beiden Fürsten der Tonkunst selbst standen, als sie ihre Kunstwerke schufen, und charakterisiren ebendeshalb auch dieses ihr Schaffen.

Wie um Pierluigis Jugendzeit, so hat auch um Orlandos früheste Lebensjahre die Sage ihr unsicher schillerndes Gewebe gesponnen. Indessen fließen für ihn die Quellen doch nicht nur reichlicher, sondern auch verlässiger, und in neuester Zeit haben die sorgfältigen archivalischen Studien entsprungenen Arbeiten von E. v. Destouches, Sandberger und besonders wiederum von Haberl die wünschenswertheste Klarheit gebracht [3].

[1] Albrecht V. war von der Composition der sieben Bußpsalmen so entzückt, daß er nicht nur ihren Meister zu seinem obersten Kapellmeister ernannte, sondern auch das Werk selbst durch den Hofkanzleischreiber Matthias Frißhammer von München in mehrere Foliobände auf Pergament prächtig schreiben und durch seinen Hofmaler Hans Mielich mit Malereien kunstvoll ausstatten ließ. Die Saffianeinbände besorgte Kaspar Ritter, und der Goldschmied Georg Segkheim, von Geburt ein Ungar, mußte sie mit Silber von emaillirter Arbeit schön und kostbar beschlagen. Das Prachtwerk, ein wahres Nationalwerk, gehört zu den Schätzen der kgl. bayerischen Hof- und Staatsbibliothek zu München.

[2] Geschichte der Musik III (3. Aufl), 362.

[3] Eine ebenso anmuthige als belehrende Schrift über Orlando lieferte schon 1878 Dr. Wilhelm Bäumker in der bei Herder in Freiburg erschienenen Sammlung

Lassus: Orlandus de Lassus, Orlando di Lasso, Roland Lassus und Lassé und wie die Abänderungen und Entstellungen seines Familiennamens Roland de Lattre alle heißen mögen, wurde in Mons im Hennegau geboren. Sein Geburtsjahr ist ebenso unsicher übermittelt wie das Pierluigis und variirt zwischen 1520 und 1532. Dr. Haberl entscheidet sich für die letztere Zahl, woraus allerdings die außerordentlich frühe Reife des jungen Roland für künstlerisches Schaffen gefolgert werden müßte, da nach Delmottes Notice biographique sur Roland de Lettre die erste bekannte Composition desselben 1545 in Venedig in die Oeffentlichkeit getreten wäre. Dr. Haberl aber setzt dafür das Jahr 1552, also das zwanzigste Jahr, an. Der Knabe Roland soll in der St. Nikolauskirche seiner Vaterstadt gesungen und dabei eine so außerordentlich schöne Stimme zu Gehör gebracht haben, daß man das Wunderkind seinen Eltern wiederholt entführen wollte. Auch Ferdinand von Gonzaga, Karls V. General und Vicekönig von Sicilien, soll bei seinem Aufenthalte in Saint-Didier davon so bestrickt worden sein, daß er den Knaben zu sich nehmen wollte. Anderer Nachricht zufolge trieb ein schweres Familienunglück — der Vater soll wegen Falschmünzerei zur entehrenden Strafe verurtheilt worden sein, mit einer Kette falscher Münzen um den Hals dreimal um das Hochgericht herumzugehen — den Knaben in die fremde Welt hinaus, um in ihr unter dem veränderten Namen Orlando di Lasso Hilfe und Dienst bei dem genannten General zu suchen. Mit diesem kam er nach Mailand und von da nach Sicilien. Später verließ er jenen hohen Gönner und schloß sich an Konstantin Castriotto an, der ihn nach Neapel brachte, wo er bei dem Marquis de la Terza mehrere Jahre weilte. Auch nach Rom kam der junge Künstler, der durch seine große Begabung und lebensfrische Heiterkeit sich überall Freunde zu gewinnen wußte. Rein aus der Luft gegriffen ist aber die Nachricht, daß Orlando eine Zeitlang Kapellmeister an S. Giovanni in Laterano gewesen sei. Ob und wie er bei seinem Aufenthalte in Rom mit Giovanni Pierluigi zusammentraf, ist nicht zu ermitteln. Auch für seinen spätern Aufenthalt in der Ewigen Stadt (1574) läßt sich eine nähere Bekanntschaft der beiden Großmeister nicht nachweisen. Daß ihre Compositionen

historischer Bildnisse, vierte Serie, IV, unter dem Titel: Orlandus de Lassus, der letzte große Meister der niederländischen Tonschule. Der hochw. Herr Verfasser sollte diese wie seine Palestrina-Biographie (ebendas. I, 1877) in neuer Bearbeitung erscheinen lassen. Von demselben Verfasser erschien ein kurzer Abriß des Lebens und der Werke Orlandos im 18. Bande (1883) der „Allgem. Deutschen Biographie“ S. 1 ff.

in ein paar Sammelwerken nebeneinander erscheinen, beweist sehr wenig. Ebensowenig beweist die Stilverwandtschaft einiger Compositionen Palestrinas mit solchen Orlandos, z. B. die vierte Messe im 15. Bande der Messen (XXIV) oder die dritte im 11. (XX) Bande. Solche Berührungspunkte sind auch ohne persönliche Annäherung möglich. Daß Pierluigi über die damaligen günstigen Verhältnisse der Musik und der Musiker im Bayerlande nicht schlecht unterrichtet war, bezeugt seine Widmung des fünften Buches der Messen an Herzog Wilhelm. Davon war ja, wie er sagt, der gloriose Ruf schon durch die ganze Welt gegangen durch die von allen Seiten her berufenen, reichst bezahlten Sänger und die Componisten, die der splendide Fürst für ihre Dedicationen mira liberalitate entlohnte. Er wußte auch, daß der Herzog an solchen Werken eben keinen Mangel litt, sondern damit allerseits überfluthet wurde: „Etsi igitur Musicorum operum multitudine iam ita abundes, ut plane verear, ne, uti dici solet, Noctuas Athenas.“ Der arme Pierluigi! Er hatte, wie er dankbar gesteht, auch schon etwas von der freigebigen Hand des Wittelsbachers erfahren und trug nun aus purer Dankbarkeit seine Eulen doch nach Neu-Athen am Isarstrande. Ob dies alles aber auf eine Verbindung mit Orlando schließen lasse, möchte schwer zu behaupten sein. Die Menschen haben ihre Mucken, und die Musici sind dabei nicht als die letzten zu rangiren. Wenn die Niederländer dem Italiener nicht übermäßig sympathisch waren, wäre dies nach den Vorgängen in der päpstlichen Sängerkapelle gerade nicht unbegreiflich. Auch mag der lebensfrohe, weitgereiste, weltgeriebene Orlando dem gemessenen Römer, der nur den Weg vom Sabinergebirge nach den drei Hauptbasiliken Roms durchmessen hatte, etwas wildfremd vorgekommen und unverständlich geblieben sein.

Für Orlandos künstlerische Ausbildung waren seine Jugendschicksale von unbestreitbarem Einflusse. Sie mußten in ihm jenen Zug zum Ausdrucke bringen, den Proske in der Einleitung zur Musica divina so treffend präcisirte, indem er schrieb: „Lassus hatte das Nationale aller damaligen europäischen Musik dergestalt in sich aufgenommen, daß es als ein charakteristisches Ganze in ihm ausgeprägt lag und man das speciell Italische, Niederländische, Deutsche oder Französische nicht mehr nachzuweisen vermochte.“ Lassus war in der That eine Art kosmopolitischer Natur. Schon der Umstand, daß er sich in mehreren Sprachen ausdrücken konnte, befähigte ihn auch, seine Madrigale in ihnen zu componiren, wodurch er selbstverständlich weiterhin bekannt werden mußte.

Dabei hatte er sich jene Freiheit des Umganges erworben, die er auch nicht darangab den fürstlichen Persönlichkeiten gegenüber, mit denen er als Künstler zu thun hatte. Ein Stachel scheint ihm dabei allerdings sitzen geblieben zu sein. Es ist die Sorge für sein oder noch mehr der Seinigen gutes zeitliches Auskommen. Diese, wie für ihn die Verhältnisse lagen, gewiß unbegründete Furcht umnachtete sogar gegen Ende seines Lebens seinen Geist, so daß er „so selzam worden“ und „die melangoley an ihn kumen“ und seine Gattin dies Elend mit „gebriebten Herzen“ der Herzogin Maximiliana klagte, damit sie ihren Bruder, den Herzog, aufklären möge ob „seins seltzamen Kopfs, der ja nur durch sein kunst und große arwaidt in so viel fandasey kum“. Da hatte Frau Regina Lassin recht. Nachdem er als Knabe an fremde Hilfe gewiesen war, bald aber des eigenen Glückes Schmied geworden, brachte die Aufregung und Anstrengung seines unermüdlichen künstlerischen Schaffens den gealterten Mann, der sonst meinte, „weil im got gesundt gebe, kin und mig er nit feiern“, in eine geistige Abspannung, in der sich dann die Erinnerung an des Knaben Verlassenheit in den Vordergrund der Ideen drängte, und ihm ist davon „ein fandasey kumen“.

Aus Rom soll ihn zarte Kindesliebe in die Heimat zurückgeführt haben, da er die schwer erkrankten Eltern noch einmal sehen und ihrer pflegen wollte. Er traf sie jedoch nicht mehr am Leben und verließ deshalb bald wieder die Vaterstadt, um in Gesellschaft des Edelmannes Julius Cäsar Brancaccio, eines großen Freundes der schönen Künste, eine Reise durch Frankreich und sogar nach England zu machen. Als er dann abermals in sein Vaterland zurückgekehrt war, weilte er auf längere Zeit in Antwerpen. Hier genoß er den anregenden Umgang und die ehrende Freundschaft angesehener und berühmter Männer und erfreute sich besonders der Gunst des Bischofs von Arras, der später als Cardinal unter dem Namen Granvella eine so hervorragende Rolle spielte, dem er auch 1556 sein in Antwerpen bei Johann Lätio erschienenes, mit einem kaiserlichen Privilegium gegen Nachdruck versehenes Werk dedicirte: Il primo libro de Motetti à cinque voci nuovamente posti in luce. Aber schon im Beginn des nächsten Jahres (1557) finden wir Orlando de Lassus am herzoglichen Hofe in München als Hofmusikus angestellt mit netto 180 Fl. 3 Kr. und 15 D. Jahresgehalt. Seine Compositionen hatten ihm einen Namen gemacht, und der Herzog hatte ihn eingeladen, in seine Dienste zu treten. Wie er sich in der Isarstadt bald sicher und heimisch fühlte, beweist schon der eine Umstand, daß er sich dort bereits im folgenden

Jahre (1558) mit einer herzoglichen Kammerdienerin, der „Edl. und tugendhafften Regina Weckhingerin“, verheiratete. Wieder ein Jahr darauf machte er sich im Auftrage seines fürstlichen Herrn an die Composition der sieben Bußpsalmen, seines größten Meisterwerkes. Damals gab er auch Unterricht im Zinkenblasen. Im Jahre 1562 wurde er oberster Kapellmeister. So hatte er, was sich sein Künstlerherz nur wünschen konnte. Er stand an der Spitze der ersten Kapelle in Europa, welche nur perfecte Musiker zu ihren Mitgliedern zählte. Es gehörten zu ihr 16 Discantknaben, 13 Altisten, 14 Tenoristen, 12 Bassisten, dazu etwa 30 Instrumentalisten. Die Sänger hatten jeden Morgen beim Hochamte, am Sonnabend und an den gebotenen Feiertagen auch zur Vesper zu erscheinen. An Sonn- und Festtagen waren beim Hochamt und bei der Vesper auch die Bläser engagirt, während die Streichinstrumente, wie es scheint, in der Kirche keine Verwendung fanden, sondern nur bei der Tafel und sonstigen Hoffestlichkeiten in Action traten[1]. Wenn bei der Hoftafel die Früchte zum Nachtische aufgetragen wurden, dann begann Orland mit seiner Sängerschar „seine täglich neu verfertigten Compositionen“ vorzutragen.

Wie populär seine Compositionen geworden sind, und welch tiefen Werth man besonders den kirchlichen beilegte, beweist die anmuthige Geschichte von seiner Wundermotette Gustate et videte, welche ihn auch beim Münchener Volke in höchsten Respect setzte. Die Thatsache berichtet ausführlich ein Augenzeuge, der Rath des Herzogs Wilhelm V., Licentiat Ludwig Müller, der unter dem Titel „Befehle und Anordnungen Wilhelms V., Herzogs aus Bayern, die hohe Frohnleichnamsprocession betreffend“ eine Beschreibung dieser im Geschmacke der damaligen Zeit mit großem Prunke ausgeführten kirchlichen Feier hinterließ. Da heißt es: „Mit Hrn Orlando di Lasso zehandlen. Item, was sich ao 84 mit dem Wetter zugetragen.“ Die Procession sollte von der Peterskirche ausgehen und einen besondern Glanz noch dadurch erhalten, daß der gerade in München anwesende Bischof von Eichstädt beiwohnen wollte. Aber schon als man noch am frühesten Morgen die letzten Zurüstungen traf, entstand ein „geling Wetter“ mit gewaltigem Donner und Blitz, und sind „zwai Wetter zusamen gangen“, so daß der Regen in Strömen niederfiel und man ernstlich fürchtete, die Feier müsse verschoben werden. Selbst die

[1] Uebrigens publicirte er 1562 in Nürnberg 25 Sacrae cantiones 5 voc. tum viva voce, tum *omnis generis* instrumentis cantatu commodissima. Sie sind dem Herzoge Albrecht gewidmet.

Fürstlichkeiten hatten ihre Bedenken, und man ließ bei den „Thurnern“ auf dem Petersthurm sich erkundigen, wie das Wetter sich anlassen möge. Allein die gaben den wenig erfreulichen Bescheid, es gingen schon wieder „zway neue schwarze gewilkh und wetter auf; dem wetter sey khaineswegs zu vertrauen“. Damit waren nun allerdings die Bedenken der Fürstlichkeiten nicht gehoben, und der Herzog ließ seinen Ceremoniär deshalb „zum Stuel in der Kirchen“ citiren, um dessen Meinung zu erfahren. Der gab die schöne Antwort: „Es wurde, do es regnen solte, grossen merkhlichen schaden bringen; aber dieweil der, welcher das wetter machen und aufhalten khönde, selbst mitgetragen und Jme als dem allmechtigen Gott diese ehr geschehe, so vermainte Jch unberthenigist, es wer demselben billich zu vertrauen, gefiel Jme diese andacht und Erezaigung, so wurde er den regen schon aufhalten, wo nit, so wurde er auch ein andermal regnen lassen.“ Auch dem Herzoge schien mit der Ansicht des Ceremonienmeisters das Richtige getroffen zu sein. Die Procession sollte stattfinden. Man ordnete den Zug, obwohl es „anders nit gesehen, als wöll es alle augenplikh einen grossen platzregen thun“. Das hh. Sacrament wurde nun zum Portale der Kirche getragen, wo der Clerus mit seinen Kreuzen und Fahnen und auch die Bruderschaften erst vorüberzogen, „welche zeit alweil der Himel gar schwarz und trieb gewesen“. Da mit einem Male, wie das heiligste Sacrament über die Schwelle des Portals getragen wurde und „Herr Orland das gesang Gustate et videte anhebt“, brach der helle Sonnenstrahl durch die Wolken, und der überglückliche Ceremonienmeister eilte zum Herzog, um ihn aufmerksam zu machen, wie schön es Gott gefügt habe, und wie es sich bewahrheite: „Kostet und sehet, wie süß der Herr ist denen, die ihn fürchten und ihm vertrauen.“ „Freilich, freilich“, antwortete „genedigist“ Ihre fürstl. Durchlaucht. Die ganze Procession verlief dann auch glücklich „mit schöner Sonnen und doch einem feinen kuelen lufftlen“. Es wurde sogar beobachtet, daß während der Procession, „wan der Herr Orland und die fürstl. Cantorei diß gesang Gustate et videte zu singen angefangen“, die Sonne noch klarer und schöner zu scheinen begann. Dies bemerkten auch die anwesenden Fürstlichkeiten und hatten sogar die Aufmerksamkeit, einen Kammerdiener oder Lakai zu dem glücklichen Oberceremonienmeister zu schicken, um ihm melden zu lassen, er solle aufs Gustate et videte merken und den Himmel ansehen, „welches ich auch hierinnen billich Gott und der ansechlichen procession zu lob und dem herrlichen wol componierten lieblichen gesang zu Eren melden wellen“. — Indessen fiel, sobald die Procession vorüber

war, ein „jamerlicher" Platzregen, der nahezu in einen Wolkenbruch auszuarten schien. Jedermann hielt dieses allerdings merkwürdige Ereigniß für ein Wunder, und die Motette Orlandos, eine sehr schöne Composition, pflegte von da an bei Bittprocessionen gesungen zu werden, die um Erlangung günstiger, schöner Witterung abgehalten wurden.

Sechzehn Jahre früher hatte Orlando einen andern, freilich von entgegengesetzter Seite zu holenden Triumph gefeiert. Im Jahre 1568 wurde nämlich in München die Hochzeit des Erbprinzen, Herzogs Wilhelm, mit der Herzogin Renata von Lothringen mit allem für jene Zeit erdenklichen Prunke gefeiert. Selbstverständlich bot dieses Ereigniß Gelegenheit genug, die hohe Blüthe der Tonkunst am bayrischen Hofe zu zeigen und zugleich das Wirken des berühmten Hofkapellmeisters im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen. Und doch sollte Orlando dabei seine reichsten Lorbeeren nicht bloß als Dirigent und Componist ernten, sondern als Stegreifkomödiendichter und Schauspieler. Diese improvisirten Komödien gehörten zu den gesuchtesten Belustigungen jener Zeit, und auch Herzog Wilhelm wünschte eine solche zu sehen. Er schenkte dabei sein vollstes Vertrauen seinem Hofkapellmeister, der ihn auch nicht im Stiche ließ, sondern seinen „Patalon di Bisognosi", einen venetianischen Herrn, mit so viel schlagfertigem Witz, Anstand und Gewandtheit, einschließlich einer ausgiebigen Prügelscene, ausführte, daß des höchsten und allerhöchsten Beifalls kein Ende sein wollte.

Wenn auch Orlando als Hofkapellmeister zum größten Theile seiner Zeit an München gebannt war, so bekam er von seinen erlauchten Herren doch mehr als einmal ausgiebigen Urlaub, um größere Reisen zu seiner eigenen Erholung und zum Nutzen seiner Kapelle zu machen, indem er von außen her die tüchtigsten Kräfte für diese zu gewinnen suchte. So reiste er im Februar 1574 nach Italien, kam nach Mantua, Florenz, Rom und Neapel. Er hatte dem Papste Gregor XIII. am 1. Januar 1574 einen Band Messen gewidmet. Es war der zweite Band jenes fünfbändigen Prachtwerkes Patrocinium musices, welches Herzog Wilhelm auf eigene Kosten drucken ließ. Nun bot sich dem Componisten die Gelegenheit, sein Werk persönlich dem Papste zu überreichen. Dieser nahm ihn mit dem höchsten Wohlwollen auf und ernannte ihn zum Ritter des goldenen Sporns de numero participantium. Feierlich wurde er in der päpstlichen Kapelle durch die Ordensritter Cardinal Cajetano und Angelo Mezzatosta mit Sporn und Schwert angethan. — Ebenso wie von dem geistlichen Haupte der Christenheit ward Orlando auch von ihrem

weltlichen Haupte, dem römischen Kaiser, hochgeehrt. Durch kaiserliches Patent vom 7. December 1570 erhob Maximilian II. ihn und seine legitimen Nachkommen beiderlei Geschlechtes in den Reichsadel und verlieh seiner Familie ein eigenes Wappen, welches Zeugniß ablegen sollte von seinem Adel und seiner Meisterschaft in der Tonkunst [1]. — In nicht minder hoher Achtung und Gunst stand Orlando beim Könige von Frankreich, dem er durch den Musiker und Verleger Adrian Leroy vorgestellt wurde. Karl IX. nahm den Künstler mit großer Auszeichnung auf und beschenkte ihn königlich. Dieser widmete ihm dafür ein Buch fünfstimmiger Chansons mit zwei achtstimmigen Dialogen. Nach seiner Rückkehr von Rom soll er sogar eine Einladung des Königs erhalten haben, in dessen Dienste zu treten und mit der ganzen Familie nach Paris zu übersiedeln. Lasso soll erst gezögert haben, seine schöne Stellung in München, an welche ihn auch die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Herzog fesselte, zu verlassen; allein dieser großmüthige Gönner habe ihm, als er die Sache erfuhr, selbst gerathen, er möge die bedeutendere Stellung in Paris nicht aufs Spiel setzen und dem königlichen Rufe folgen. Das alles ist nicht unwahrscheinlich und braucht nicht zurückgewiesen zu werden. Anders aber verhält es sich mit der Angabe, daß Orlando mit Familie sich bereits auf dem Wege nach Paris befunden habe, als er in Frankfurt den an Pfingsten, 30. Mai 1574, zu Vincennes erfolgten Tod des erst vierundzwanzigjährigen Königs erfuhr, was ihn zu schleuniger Umkehr nach München bewogen habe, wo den Verlorenen der Herzog mit offenen Armen wieder aufnahm. Es liegt nämlich ein Brief des Orlando vom 27. Mai 1574 vor, worin er den Adressaten, wahrscheinlich einen Prinzen, ersucht, den Herzog Albrecht einzuladen, die lunè mecum in hortum meum comedere mit Wilhelm, dessen Gemahlin und Brüderchen Ferdinand. Auch der Abt von Weingarten habe sein Erscheinen zugesagt. Die Unterschrift lautet: orlando poltron valente. Wenn er nun noch am 27. Mai eine Einladung zu einer Gasterei für die nächsten Tage ergehen läßt, so reimt sich doch schwer, daß er erst in Frankfurt den schon am 30. Mai erfolgten Tod des Franzosenkönigs erfahren haben soll. München war doch kein abgelegenes Dorf in irgend einem Winkel des Bayernlandes, sondern die Residenz eines bedeutenden Reichsfürsten. Auch der höchst vertrauliche Ton gegenüber den hohen Herrschaften, welcher die Einladung

[1] Es enthält die musikalischen Zeichen zur Erhöhung und Erniedrigung des Tones ♯ ♮ ♭.

kennzeichnet, läßt schwer glauben, daß es sich damals noch ums Scheiden aus des Herzogs Diensten handelte. Das Wahre an der ganzen Sache wird wohl sein, daß Orlando trotz dem loyalen Entgegenkommen seines Fürsten schließlich es vorzog, in München zu bleiben. Eine bessere Kapelle hätte er in Paris kaum gefunden, und höher geehrt konnte er dort kaum mehr werden. Er hatte in München ein freundliches Heim, und die Gunst seiner Herren sorgte nicht nur für des Lebens Nothdurft. Die „kleinen Noten" brauchten ihn nicht zu schmerzen: die reiche Gunst der Wittelsbacher sorgte schon für große und schöne und herrliche Schriften und Drucke. Und wenn wir den tollen Humor des Meisters betrachten, wie er in mehr als einem seiner Madrigale poltert und neckt, dann müssen wir uns schon gestehen, daß er sich an der Isar wird wohliger gefühlt haben als an der Seine. Er zeichnete sich am besten selbst, wenn er einen Brief an Herzog Wilhelm mit den Worten unterschreibt: Orlando lasso: col cor non basso; oder einen andern Brief an denselben: Orlando lasso senzan spasso. — Der Mann paßte nicht gut an den französischen Hof. Prince des musiciens nannten ihn die Franzosen, in München war er der princeps musicae. Er verließ es auch fürder nur mehr wenigemal. Am 2. Mai 1578 weilte er in Venedig, aber nur zu kurzem Aufenthalt und mit „Zerung" von 200 fl. durch den Herzog reichlich unterstützt. Sieben Jahre später (1585) zieht er nochmals nach Italien in Begleitung des Hoforganisten Jos. Ascanio. Er wallfahrtete zum heiligen Hause nach Loreto. Sein fürstlicher Herr gab ihm nicht bloß Reiseunterstützung, sondern auch Empfehlungsbriefe an Herzog Alfons in Ferrara. Der Empfang war deshalb gut, und Orlando kann nicht genug die vorzüglichen Leistungen der herzoglichen Musikkapelle rühmen.

Was dem Meister München überdies angenehm machen mußte, war das schöne, harmonische Verhältniß, welches zwischen ihm und dem übrigen am Hofe thätigen Musikpersonale herrschte. Massimo Trojano, der als College die Sache beobachtet hatte, stellte dem Kapellmeister das ehrende Zeugniß aus, er lebe mit allen geehrten Tonkünstlern in solcher Eintracht, daß jeder im Umgange ihn verehre und in seiner Abwesenheit nur rühmlichst sich über ihn äußere. Es war eben die geniale und doch liebenswürdige Persönlichkeit Orlandos, welche die andern unwiderstehlich in ihren Bann zog. Das war ein großes Kunststück; denn der Herzog Albrecht sprach wohl aus guter Erfahrung, wenn er von den Musikern an seinen Sohn Ferdinand schreibt: „Du waist, was selzsame Humores die leut haben und wie bald sy jren syn verkehren." Wie man übrigens

den Mann schätzte, bezeugt auf wirklich rührende Weise eine Reimstrophe des Henricus Götting, die sich unter einem alten Holzschnitte aus dem Jahre 1593 befindet:

> Laß pitten für den alten Man,
> Er wöll uns den noch länger lan,
> Damit er Gott und uns zugleich
> Zu mehrerm Nutz und Frommen g'reich.

Dem allem gegenüber ist es nicht zu verwundern, daß Orlando auch den Ruf des Kurfürsten August von Sachsen nach Dresden ablehnte. Er habe sich von Herzog Wilhelm nach dessen Vaters Tode eben neu anstellen lassen; überdies fange er an alt zu werden und besitze zudem Haus und liegende Güter in Bayern; auch erhalte er jährlich schon an Provision 400 fl., ohne das, was ihm der Herzog Wilhelm noch hinzugebe. Und das war nicht wenig. So schenkte er ihm 1587 einen Garten zu Schöngeising, welches zwischen Fürstenfeld und Grafrath an der Amper liegt, damit er sich dort erholen und zerstreuen könne. Dazu gab er ihm die Erlaubniß, sich jährlich eine Zeitlang dort oder anderswo im Lande nach Belieben aufzuhalten; nur solle er verpflichtet sein, jederzeit zu erscheinen, wenn es der Herzog fordere. Des strengen Dienstes in der Hofkapelle wurde er gänzlich enthoben. Nicht minder sorgte der gnädige Fürst für das Unterkommen der Söhne Orlandos an guter Stelle. Selbst gegenüber den strenger berechnenden Beamten der herzoglichen Kammer, welche, um nöthige Ersparnisse eintreten zu lassen, auch das Einkommen Orlandos beschneiden wollten, hielt fürstliche Huld und Großmuth das Gleichgewicht aufrecht. Nur das Futter für ein Roß wurde „abgeschafft".

Und doch waren, wie schon erwähnt wurde, die letzten Jahre des allgeehrten Mannes nicht ohne Wolken. Schwerer Trübsinn umflorte jenen sonst immer schaffensfrohen Geist, der sonst in seinen Madrigalen vom unverwüstlichen, auch bisweilen derben Humor geradezu übersprudelte.

„Lassum qui recreat orbem" hatte man im Jahre 1593 unter sein Bild geschrieben, — und der Mann, dem dieses überschwängliche Lob galt, hatte nun selber nöthig, aus der Erschlaffung gehoben zu werden. Seines Herrn unerschöpfliche Güte und die Kunst des herzoglichen Leibarztes, Dr. Thomas Meermann auf Schönberg, hatten ihn „mit göttlicher hilf nach ötlich tagen wiederumen zu im selber gepracht"; allein den alten Lebensmuth konnte er, wie es scheint, völlig nicht wiedergewinnen. Sogar seine Verabschiedung forderte er, die er freilich nicht erhielt, da seine Frau die leicht zu erlangende Gnade des Herzogs anrief. Uebrigens zeigten die

leidigen Schwierigkeiten, welche man nach seinem Tode seiner Wittwe an verschiedenen Stellen bereitete, daß seine Sorgen für das Auskommen seiner Familie nicht ohne allen Grund waren, wenn auch er für sich selbst noch so grundlos fürchtete. Daß ihm jedoch gegen Ende seines Lebens die alte Kraft und Lust zur Arbeit wieder gekommen waren, zeigt klar sein letztes Werk, sein Schwanenlied „Lacryme de S. Pietro" — „die Thränen des hl. Petrus". Er dedicirte es dem Papste Clemens VIII. In der Dedication vom 24. Mai 1594 nennt er es das Werk seines schwer lastenden Alters, das er aus besonderer Hingabe gegen den Papst unternommen habe. Das Gedicht stammt von Luigi Tansillo, die Composition ist der volle Ausklang eines großen Künstlerlebens.

Nur 20 Tage später, am St. Veitsabend, 14. Juni 1594, einem Freitage, endete wirklich das Leben dieses hochbegabten, unermüdlich und unerschöpflich thätigen, von seinen Zeitgenossen überschwänglich, wie ein Fürst geehrten Mannes. Sein Grab fand er auf dem Friedhofe des Franziskanerklosters. Kirche, Kloster und Friedhof fielen der Säcularisation zum Opfer (1802). Wo sie waren, dehnt sich jetzt der Max-Josephsplatz aus. Das Marmordenkmal, das ihrem Gatten die Wittwe Regina de Lasso hatte setzen lassen, kam in den Privatbesitz des damaligen Hofschauspieldirectors Heigel. Jetzt befindet es sich im Garten des bayrischen Nationalmuseums, und mehr als einer mögen dort an ihm vorübergehen, aber dabei das Wort Lügen strafen, das in der Pariser Prachtausgabe des Magnificat vom Jahre 1581 steht: „Qui novit artem, novit et nomen simul tuum." Er weiß freilich nichts von Lassus, qui lassum recreaverat orbem; ihm lebt ja Mascagni und Cavalleria rusticana. Im Vorgefühle seines Todes hatte Orlando auch fromme Stiftungen gemacht „zu seinem und seiner Erben und Nachkommen immerwährenden Gedächtniß, Trost und Heil der Seelen". In neuerer Zeit errichtete man ihm in München und in seiner Vaterstadt Mons Standbilder. Die Gegenwart will ihm durch Herausgabe seiner Werke ein monumentum aere perennius setzen.

Lassus war ein Genie erster Größe. Diese wahre Größe erzwang ihm von seinen Zeitgenossen jene fast übermäßige und doch, was am klarsten für sie spricht, neidlose Anerkennung. Fast besser noch als die uns hinterlassenen Bildnisse zeichnen ihn uns die Bruchstücke aus seiner Correspondenz mit Herzog Wilhelm, welche Dr. Haberl im Kirchenmusikalischen Jahrbuche von 1891 veröffentlicht hat. Schon das Gewirr und der Mischmasch von vier Sprachen, welche wie toll hier durcheinander

springen, verräth den Mann, der weit in der Welt herumgezogen ist, der aber überall unter die Menschen ging und auch freundlich von ihnen aufgenommen wurde, weil aus ihm ein Funke sprühte, über dem man Grammatik und Sprachregeln vergaß, ja sogar es liebenswürdig fand, daß ein so gewaltiger Geist, ein so berühmter Mann alle die Sprachtrümmer zusammenhäufelte, um seine Geistesblitze aus ihnen hervorleuchten zu lassen. Es ging ihm selbst unter den Menschen, hoch und niedrig, wie er von seinen „Newe teutsche Liedlein mit fünff Stimmen" sagt: „Dann diejenigen, so sich etwas mehr sprachen behelffen, hoff ich sey von mir ein wenig zu gefallen und lieb, Lateinisch, Welsch, Französisch und Niederlendisch manicher hand art gesang für geben worden." So schreibt er auf seiner Reise nach Italien am 12. Februar 1574 von „rotten holtzen"[1] aus an Herzog Wilhelm, er und seine Reisegesellschaft hätten, um ihre Kästen und Kistchen weiter zu transportiren, wegen des grausam schlechten Wetters „una schlita con 6 caballi" nehmen müssen. — Herzog Wilhelm hatte ihn nach Landshut, wo er residirte, eingeladen. Am 25. Februar 1575 meldete er ihm, daß er kommen werde, und unterzeichnet sich als Di vra Ex^tia humilissimo servitorissimo Orlandissimo lassissimo amorevolissimo. — In einem Briefe an den Herzog aus München vom 23. Januar 1576 dankt er für ein eigenhändiges Schreiben dieses Fürsten. Er und Licentiat Müller, der oben erwähnte Hofceremonienmeister, hätten wiederholt auf sein Wohl getrunken. Die Unterschrift lautet: humilissimo servo orlando lasso, ma non cervo. — Herzog Wilhelm hatte ihm statt 6 Florin 4 Goldgulden geschickt. Er erwiderte nun, daß er den Ueberschuß gerne zurückschicken wolle, nur befürchte er, die Excellenz möchte ihn nicht annehmen wollen; auch sei er nicht gesonnen, Wasser ins Meer zu schütten. Orlando übersetzte sich das „Eulentragen" also anders als Pierluigi. — Auch auf seine und anderer Compositionen machte er schnurrige Anspielungen in einem Briefe an seinen herzoglichen Freund und Gönner vom 11. März 1578. So auf sein für die Geschichte der chromatischen Musik wichtiges, sechsstimmiges Motett Timor et tremor mit den 4 fiaschi di semitoni per bequadro[2].

Indessen versteht Lasso auch einen andern Ton anzuschlagen. In einem Briefe an Herzog Wilhelm vom 16. Juli 1576[3] bittet er ihn, der, wohl

---

[1] Rothholz gegenüber Jenbach am Inn in Tirol.

[2] Ambros bemerkt, daß diese Motette an frappanten, kühnen, prachtvollen Harmonien besonders reich sei (a. a. O. S. 365).

[3] Da das Datum 16. Juli feststeht, so kann es nur das Jahr 1576 gewesen sein. Auf dem Reichstage von 1567 war nämlich Herzog Albrecht kaiserlicher Com=

wegen des Reichstages, in Regensburg weilte, dem Kaiser und dem Kurfürsten von Köln seinen Respect zu melden, und fügt dann die Nachricht vom eben erfolgten Tode seines Söhnchens mit den rührend schlichten Worten an: „E mio figliolo morto in terra, ma vivo in cielo."

Wir hätten hier einen Zug in Orlandos Leben berührt, den wir noch etwas mehr festhalten müssen — seine religiöse Ueberzeugung. Daß er strenggläubig seiner katholischen Religion anhing, kann keinem Zweifel unterliegen. Wir haben schon einige Züge dafür beigebracht. Daß es ihm ein Herzenswunsch war, das heilige Haus von Loreto zu besuchen, wurde bereits erwähnt. In der Dedication zu dem im Jahre 1609 von Rudolf de Lasso herausgegebenen Werke seines Vaters: Iubilus B. Mariae Virginis, sagt derselbe: „Ich bin überzeugt davon, daß mein Vater diese Gesänge componirt hat, um durch ihre lieblich frommen Harmonien möglichst viele Menschen zur Verehrung und Liebe gegen die allerseligste Jungfrau Maria anzuspornen." Kurz zuvor heißt es dort: „Mit welcher Liebe mein verstorbener Vater der allerseligsten Jungfrau Maria anhing, geht daraus hervor, daß er jene herrlichen Melodien des Magnificat .... in so mancherlei Weisen componirt hat, wie kein anderer, so daß es den Anschein hat, als ob er seine ganze musikalische Kunst in der Lobpreisung derselben habe erschöpfen wollen." Rudolf scheint wohl das ähnliche Werk Palestrinas nicht gekannt zu haben, sonst hätte er diesen Vergleich „wie kein anderer" unterdrückt; denn er forderte dadurch die Kritik heraus, welche bei aller Bewunderung für Lasso jedenfalls eingestehen muß, daß Palestrina *sein* Meisterwerk streng auf dem abgemessenen Boden der acht Kirchentöne aufrichtete, während Lasso sich nicht nur auf an sich freiere Bahnen begab, sondern sein „Magnificat" sogar auf dem Terrain des weltlichen Liedes[1]

---

missarius; auch erfolgte der Abschied schon am 12. März. Zum Fürstentag von 1575 traf der Kaiser am 3. October in Regensburg ein „mit zehn Trompetern und vier Heerpaukern". Es war übrigens auch die kaiserliche Sängerkapelle im Gefolge des Kaisers, was aus einem Streit der kaiserlicher Sänger mit dem Magistrat hervorgeht. Dieser hatte nämlich, um alles Rumoren möglichst zu verhindern, zeitigen Thorschluß anbefohlen, was aber den Sängern ungelegen kam, da sie im „obern Wöhrd" einquartirt waren, aber immer erst abends um 7 Uhr beim Kurfürsten von Mainz zu concertiren hatten. Sie sperrten sich also gegen den weisen Beschluß des Rathes, was diesem sehr ärgerlich war, besonders weil ein *Bassist*, der sich beim Streite *sehr übel* benommen hatte, „*obendrein ein Regensburger war*". Der kaiserliche Marschall wies aber den störrischen basso zurecht.

[1] Z. B.: O che vezzosa aurora; Il est jour; Hélas j'ai sans merci etc. Auch für das Cantic. Simeonis „Nunc dimittis" gilt dasselbe. Uebrigens ist ein großer Theil auch nach Gregorianischen Melodien componirt.

aufbaute — „in ganz ungewöhnlicher Weise," bemerkt Ambros[1], „weil man sich beim Magnificat sonst an die kirchlichen Motive hielt". Es sind aber dergleichen Dinge eher Verirrungen des künstlerischen Urtheils als Mangel an religiöser Haltung. Die Kunst der Gestaltung von dazu fähigen Motiven zur Einheit des complicirtesten polyphonen Satzes zu zeigen, verlockte halb bewußt, halb unbewußt zu solchen Mißgriffen, die man zu jener Zeit auch nicht in der Weise beurtheilte, wie es heutzutage geschieht. In Bezug auf den Textinhalt seiner Madrigale steht aber Lasso durchaus nicht tadellos da, und wenn er zu dem Buche 4- bis 8stimmiger Villanelle[2], Moresche etc. in der Widmung an Herzog Wilhelm sagt: „Es wäre passender gewesen, daß ich diese Villanellen in meiner Jugend (aus dieser Zeit stammen sie nämlich) veröffentlicht hätte, anstatt jetzt, wo ich mich im ernsten Alter befinde", so spricht er seinem Werke und sich, aber noch mehr seinem Zeitgeiste ein herbes Urtheil aus. „Die Derbheit in den deutschen ist noch golden gegen die Frivolität der italienischen und französischen Texte", sagt Dr. Bäumker[3]. Wenn Orlando selbst diese Dinge Narrenpossen nannte, so ist damit für ihn wenig gewonnen. In spätern Ausgaben wurde allerdings der obscöne Text corrigirt und „anständig und christlich" gemacht; aber eine auffallende Thatsache bleibt das Ganze doch, insbesondere da Lasso es in andern Dingen jedenfalls mit der Moral ernst nahm. Machte er sich doch Bedenken, die Zinsen anzunehmen, welche ihm die herzogliche Schatzkammer für ein dort hinterlegtes Kapital bezahlte. Er schickte plötzlich den ganzen Betrag der bislang empfangenen Zinsen zurück mit dem Bemerken, er sei aus christlichem guten Eifer und Gewissen, vor allem aber auf unserer heiligen, allgemeinen Mutter, der Kirche, Vorgang, gottselige Unterweisung und treue Sorgfalt, welche sie um unser Seelenheil und ewige Seligkeit willen trägt, in sich gegangen und habe befunden, solch Interesse bis daher unrecht und unziemlich empfangen zu haben. Herzog Wilhelm schickte aber dem gewissenhaften Meister das Geld als Geschenk für treue geleistete oder noch zu leistende Dienste zurück[4].

[1] A. a. O. S. 361.

[2] „Vilanella, ein Bawrlieblein, welches die Bawren und gemeinen Handwerksleute singen." Es konnten in ihnen sonst nicht gestattete Unregelmäßigkeiten eintreten, „gleichwie die Bawren nach der Kunst nicht singen, sondern nachdem es ihnen einfellet". Prätorius im Syntagma III, cap. 7. — Moresche = Moresca sagt eigentlich so viel als Mohrentanz, maurischer Waffentanz, maurische Lieder.

[3] A. a. O. S. 71.

[4] A. a. O. S. 50 f.

Man hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß der katholische Meister protestantische Kirchenlieder componirte. Sie finden sich in der 1583 in Nürnberg erschienenen Gesamtausgabe der drei Theile fünfstimmiger Lieder, welche als „Newe Teütsche Liedlein" schon in den Jahren 1567, 1572 und 1576 erschienen waren. Dr. Bäumker, in dieser Sache gewiß competent genug, bemerkt dazu[1]: „Der Text dieser von Orlandus in fünfstimmigen Tonsätzen bearbeiteten Lieder enthält nichts specifisch Protestantisches; ja das Lied: ‚Der Tag, der ist so freudenreich', ist anerkanntermaßen ein altes katholisches Kirchenlied. Demnach konnte Orlandus durchaus keinen Anstoß an diesen Liedern nehmen. Er wußte höchst wahrscheinlich nicht einmal, woher sie kamen. Es wurden damals auf protestantischer wie katholischer Seite in geistlichen wie in weltlichen Liederbüchern und auch auf losen Blättern sehr viele Kirchenlieder im Volke verbreitet. Später kamen sie auch in die Kirche hinein; dies war nur möglich, weil der Text keine Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihres Ursprunges bot." Sehr richtig bemerkt Bäumker weiter, daß Orlando erster Kapellmeister am bayerischen Hofe war, was bei der bekannten Haltung dieses Hofes gegenüber der Reformation allein schon genügend ist, um zu erweisen, daß der Meister ein treuer Katholik sein mußte. Es kann indes nicht geläugnet werden, daß die fünfstimmigen und auch einige vierstimmige deutschen Lieder wegen ihres ganzen Wesens in Stimmführung und Harmonisation von großer Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Kirchengesanges waren. Lasso war eben, wie Pierluigi, immer und überall der Meister seiner Kunst. — Im Jahre 1588 erschienen dreistimmige „teutsche geistliche Psalmen". Es sind die ersten 50 Psalmen, Text und Melodie entstammen dem Uhlenbergischen Psalter. Doch ist nur die eine Hälfte von Orlando selbst bearbeitet, die andere stammt von seinem Sohne Rudolf. Das Werk wurde dem Abte von Ottobeuren gewidmet. Musterbilder, wie Bäumker sagt, für den kirchlichen Gesang sind auch die sechsstimmigen Compositionen deutscher Texte, in deren Bearbeitung er sich neue Wege zu bahnen wußte.

Orlandos Thätigkeit galt aber nicht allein dem deutschen Kirchenliede, sondern auch dem weltlichen deutschen Liede. Am glücklichsten ist er hier wohl in seinen Trink-, d. h. Weinliedern; denn das bayerische Nationalgetränk — das Bier, scheint ihm nie sympathisch geworden zu sein. Bohn nennt diese Lieder mit Recht „echte Kneiplieder". Wir

[1] A. a. O. S. 49 f.

dürfen Orlandos weltliche Lieder aber nicht an dem Begriffe messen, den wir durch unsere großen modernen Liedercomponisten bekommen haben. Die Unfertigkeit und Unzulänglichkeit des Stiles kommt gerade hier recht fühlbar zum Vorschein, und vielleicht ist deshalb die komische Wirkung auf uns noch eine größere als auf die Zeitgenossen selbst, weil für uns Contraste auftreten, die für jene nicht existirten. So im Madrigal: „Fröhlich und frei, nit frech dabei“ schon die Klangwirkung der dorischen Tonart. Dazu die urkomische Wendung bei den Worten: „Hüt dich vor einem bösen Weibe.“

Auch in dem wieder hervorgeholten Audite nova muß schon gleich der Anfang auf uns anders wirken als auf die Zeitgenossen. Manches wird uns beinahe wie frivoler Spott anmuthen, oder abstoßend derb und roh erscheinen. Ferner muß jedem auffallen, daß im Durchschnitt die Texte wenig wirklich poetische Gedanken haben, ja nicht einmal einen einheitlichen Gedanken verfolgen. Und dennoch sind auch diese Werke des großen Meisters musikgeschichtliche Thaten im vollen Wortsinne. Ihre Bedeutung besteht aber nicht so sehr in der Ausbildung jener musikalischen Form, die wir Lied, Chorlied nennen, sondern in der Behandlung des Textes. Er wird kurz und sinngemäß declamirt; die Melodie wird auf ihn scharf zugeschnitten, contourirt; die Harmonie muß sich mit ihm auch kurz abfinden, muß also etwas wagen, zu frappiren suchen. Dazu kommt, daß eines das andere drängt und zwängt, — es bildet sich die knappe Form der Melodie, ja hin und wieder taucht sie schon ziemlich stracks aus der Harmonie hervor. Alles dieses drängte mächtig vorwärts und führte nothwendig auf Wege, die in unsere neue Musik ausmünden mußten.

Dabei konnte auch eine Reflexbewegung auf die Kirchencompositionen nicht ausbleiben, denen immerhin weitaus der größte Theil von Orlandos ganz immenser Thätigkeit angehört. Die Zahl seiner Tonwerke im ganzen soll sich auf 2337 belaufen. Da nun auf die Profanmusik zusammen 765 treffen, so bleiben für die Musica sacra 1572. Neben 51 Messen, 180 Magnificat u. s. w. sind hierher 780 Motetten zu zählen. Aus dem Verzeichnisse dieser Werke sieht man klar, daß der bayerische Hofkapellmeister in München jedenfalls insofern seine Aufgabe accurat so auffaßte, wie der römische an den Hauptbasiliken der katholischen Christenheit, als auch er bestrebt war, allen im Laufe des Kirchenjahres sich ergebenden Forderungen der Liturgie musikalisch gerecht zu werden. Es ist schon wiederholt bemerkt worden, daß Orlando den engen Anschluß an den kirchlichen Choral nicht zeigt, wie er uns bei Pierluigi entgegentritt. Es

wäre aber weit gefehlt, ihn als Antagonisten der gregorianischen Gesangsweisen zu betrachten. Das könnte nur jener fertig bekommen, der z. B. den Psalm De profundis aus den sieben Bußpsalmen nie gesehen oder gehört hätte. In jedem der acht Psalmverse und in den beiden doxologischen Versen tritt die Choralmelodie klar und deutlich auf und schreitet mit wahrer Majestät entweder durch das Tongewebe der andern Stimmen hindurch oder über dasselbe hin. Es gibt dieses der ganzen Composition einen unbeschreiblich erhabenen, weil höchst einfachen Zusammenhang, verhindert aber nirgend den Fluß der begleitenden Stimmen oder ihre Kraft, eine ganz großartige Tonfülle zu entfalten. Im zweiten Verse tritt sogar der Canto firmo in zwei Stimmen auf, welche ihn, die eine hinter der andern schreitend, im Abstand einer Quinte ruhig und sicher dahinführen.

Was die Meßcompositionen Orlandos anbelangt, so erreicht die Zahl seiner Messen jene des Pränestiners bei weitem nicht. Auch muß wohl zugestanden werden, daß einzelne Messen Pierluigis selbst die bedeutendsten Orlandos als Ganzes noch überragen; auch, daß jener weihevolle Zug, der fast gemeinhin die Messen des erstern charakterisirt, beim letztern sich nicht so geltend macht. Dessenungeachtet kann aber doch nicht bestritten werden, daß Orlando auch hier Kunstwerke schuf, die seines Namens als des Princeps musicae völlig würdig sind. An mancher Stelle weiß Orlando den heiligen Text, unbeschadet seiner Würde, mit einer Kraft zum Ausdruck zu bringen, wie es sich bei Pierluigi nirgend findet. So im Sanctus der Missa „Puisque j'ay perdu", wenn die einzelnen Stimmen erst ihre breitfließenden Melodien hinziehen lassen, wie Wolkenzüge, die am weiten Himmel Gottes Thron umschweben, und dann plötzlich der Alt, wie erfaßt von Gottes Herrlichkeit, sein Dominus Deus Sabaoth hineinruft, das hoch und mächtig die andern Stimmen aufnehmen, bis es der Sopran in einem durch die volle Octave sich auf und ab bewegenden Tongewinde zu Ende führt. Das ist wahrhaft prächtige Kirchenmusik! Und man vergesse nicht, Orlando hat nur vier Stimmen zur Verfügung, und der ganze Satz zählt nur 23 Tacte. Die Textdeclamation ist ganz ungezwungen und trägt doch einen großen Theil zur Wirkung bei durch die geniale Benutzung ihrer rhythmischen Vortheile. Man nehme den dreistimmigen Satz: Et resurrexit im Credo. Wie wenig Mittel und welche Wirkung! In der Tiefe hat das sepultus est ausgeklungen, da bricht's wie heller Osterjubel von obenher herein und eilt und wogt weiter bis zum *sedet* ad dexteram patris, das mit geringstem Kräfteaufwand wirklich eine ruhende Majestät malt. In der Missa „Qual donna attende a

gloriosa fama" hat Lassus nur fünf Stimmen zur Verfügung, nicht sechs, wie Palestrina in der Papae Marcelli; auch beträgt der Schluß des Gloria: Cum sancto Spiritu bei Orlando nur 17, bei Pierluigi aber 21 Tacte — und doch wird, unserer Erfahrung nach, Orlando sich nicht zu drücken brauchen. Noch auffallender wird das Verständniß der Kraftentwicklung bei Lassus, wenn man das nur siebentactige Amen seiner fünfstimmigen Messe mit dem zwölftactigen sechsstimmigen Palestrinas zusammenhält. Welche Wucht machen diese beiden Großmeister geltend, ohne Trompeten und Posaunen und pleno organo, ohne zu krachen, wie es bei unsern neueren Kirchencomponisten zuweilen vorkommt! Da fällt beim Namen der Missa „Qual donna" dem Schreiber gerade ein treffender Zug ein, der hier an seiner Stelle sein mag. Vor Jahren unter der Leitung des verstorbenen P. Link waren wir einmal eben an einer Probe dieser Messe, und zwar des sehr einfachen, nur dreistimmigen Benedictus, als der 1885 verstorbene Professor am Stuttgarter Conservatorium, Dr. Ludwig Stark, der Autor jener großen berühmten Klavierschule, eintrat. Da wir das Benedictus nochmals begannen, lauschte er, offenbar mit Spannung, auf jeden Ton. Kaum war aber der letzte Ton des nur 15 Tacte zählenden Stückes vorüber, da flüsterte er mir ins Ohr: „So 'nen Fluß des Satzes kriegen wir halt nicht mehr zuwege."

Es ist schon gesagt worden, daß die verhältnißmäßig weitaus größte Anzahl der kirchlichen Tonwerke des Orlando dem Motett zufalle. Es mag der Grund dieser Erscheinung wohl nicht minder in der künstlerischen Neigung des Meisters als in den Anforderungen seiner Stellung liegen. Manche Feier des Hofes nahm nämlich in der Auffassung der damaligen Zeit und besonders des damaligen Hofes der bayrischen Wittelsbacher einen religiösen, kirchlichen Charakter an, was von selbst für den musikalischen Theil der Feier an die Form des Motetts wies. Man kann auch sagen, daß sich wirklich alle die Vorzüge der Musica orlandesca in diesen Compositionen geltend machen; ja daß der Meister an ihnen der große Lassus geworden ist. Es lag ihm hier das freiere und weitere Feld für Erfindung und Entfaltung seiner Kunstmittel offen da. Er war nicht gebunden an traditionelle Schranken, welche ein gewisses Bewußtsein des recht und echt kirchlichen Geistes aufgerichtet hatte. Dazu kam, daß der erhabene, nicht selten tief poetische Inhalt der so reichen Phantasie des Componisten eine mächtigere Anregung geben mußte als die gewöhnlichen Plattheiten der Madrigale, deren Errungenschaft er doch auch beim Motett innerhalb gewisser Grenzen verwerthen konnte. Dazu kam noch, daß sich

das Motett zwar in engern Schranken bewegt, aber dafür mit neuem Text immer neue Anregung bringt, und daß dadurch der tiefsten Triebkraft seines hochbegabten Geistes, dem Streben nach Ausdruck ein entsprechendes Ziel geboten wurde. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß von Orlando schon 1555 bei Tilman Susato in Antwerpen 18 Lieder nach der *neuen Compositionsweise einiger italienischer Componisten* erschienen. Es bezieht sich dieses wohl auf die fünf Bücher chromatischer Madrigale des Cyprian de Rore. Daß Orlando die Sache mit Interesse aufgriff, beweisen seine Prophetiae Sibyllarum, ein ganzes Werk chromatischer Gesänge. Fast möchte man aber meinen, das Opus habe die reife Kritik des eigenen Meisters nicht bestanden, da es erst im Jahre 1600 durch dessen Sohn Rudolf in Augsburg publizirt wurde[1]. Orlandus wandte indessen die Chromatik auch in einzelnen Madrigalen und Motetten ungescheut an und führte diese Anwendung entschieden weiter. Im ganz richtigen Gefühle ihrer ästhetischen Bedeutung benutzt er sie, um seinem Tongebilde einen scharf charakterisirenden Ausdruck zu geben. „Die angewendete Chromatik", schreibt Ambros, „ist hier — in den Prophetiae Sibyllarum — kein willkürliches Experiment, sondern hat ihren ästhetischen Grund, den Prophetenliedern eine besondere, ungewohnte und wunderbare Färbung zu geben."[2] Zu diesem Zwecke wendet er die Chromatik auch in den Motetten an. So in der Motette Tristis est anima mea. Wo es sich bei den Worten: videbitis turbam, quae circumdabit me, um eine plastische Schilderung der Angst, welche die Jünger beschleichen mußte, handelt, tritt in den verschiedenen Stimmen der melodische Gang ein: $\bar{c}$ h $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\overline{es}$. Es wäre indes zu weit gegangen, solche Züge anders denn als Ausnahmen zu betrachten. Orlandus ist eben seinem ganzen Wesen nach Diatoniker, aber er wird unwillkürlich auf das andere Gebiet fort- und hinübergerissen.

In der Proskeschen Musica divina findet sich eine ansehnliche Reihe von Motetten des Orlandus de Lassus. Man muß wirklich den sichern, erprobten Griff Proskes bewundern, mit dem er für seine Zwecke so glücklich immer das Richtige erfaßte. Nehmen wir aus diesem begrenzten, aber immerhin reichen Schatze gleich das erste beste — die Motette: Meditabor in mandatis tuis. Man achte am Anfang auf die eigenthümliche Ruhe, die sich geltend macht, trotz der Bewegung in den Ton-

[1] Prophetiae Sibyllinae quatuor vocibus chromatico more singulari confectae industria.

[2] A. a. O. S. 366.

figuren, dann auf den Octavenschritt des Soprans bei quae dilexi valde und nochmal bei et *levabo* manus meas, und dann auf das Aufwärtsdrängen des Soprans ganz am Ende: quae dilexi. Die nächste Orlandsche Motette, welche Proske bringt, ist noch schöner. Wie tief klagend tönt nicht schon der Anfang: Eripe me! Das Fehlen des eigentlichen Basses, das allein, wie verlassen angeschlagene b̄ des Cantus, dem sich der Alt und Tenor mit ihren f̄ und d̄ zögernd anschließen, dann die sich langsam verschiebenden Harmonien bilden ein charakteristisches Tonbild. Während sich die ersten Motive mehr abwärtssteigend bewegen, tritt bei den Worten ad te confugi die aufwärts strebende Bewegung ein. Ergreifend wirkt dann der Schluß: quia Deus meus es tu. Gerade die beiden letzten Accorde mit ihren breiten Klängen bilden einen herrlichen Abschluß. Die Schlüsse sind überhaupt fast immer die packendsten Momente, wie es sein soll. So das quia Dominus ipse est Deus in der Motette: Iubilate Deo omnis terra, und der mächtige Schlußruf in allen vier Stimmen opera Domini bei den Worten et narrabo opera Domini in der Motette: Dextera Domini. Eine Reihe von Orlandschen Motetten, offenbar zum Gebrauche für die Sonntage nach Pfingsten, gibt Proske in der zweiten Abtheilung (sectio II) des zweiten Bandes. Es findet sich keine darunter, die nicht hervorragende Momente böte für das Verständniß des großen Meisters, insbesondere seines Strebens, dem Worte, dem Gedanken, welchen es trägt, seinen musikalischen Ausdruck zu geben. So schon in der ersten Motette dieser Reihe: Domine convertere, die harmonische Wendung vom D-Dreiklang in den Es-Dreiklang bei den Worten et eripe, welche dann beim folgenden animam *meam* in umgekehrter Folge eintritt. Gleich die nächste Motette: Sperent in te omnes, bietet eine sehr ausdrucksvolle, melodische wie harmonische Führung der Stimmen zu den Worten et non est oblitus orationem pauperum. Nicht minder reich an ausdrucksvollen Momenten ist das folgende Illumina oculos mit dem Octavenaufschwung am Anfang und dem wie in eine Oede ausklingenden Schluß: praevalui adversus eum. Ein Muster ästhetischer Wirkung durch den Wechsel zwischen polyphonem und homophonem Tonsatze weist die Motette: Expectans expectavi Dominum, auf, wenn nach dem ziemlich bewegten Anfange das homophone et exaudivit deprecationem meam eintritt, mit der charakteristischen Harmoniefortschreitung von F-dur nach G-dur bei deprecationem. Die Stelle wirkt um so ausdrucksvoller, weil das Absichtliche ihrer Ruhe unwillkürlich zum Bewußtsein des Hörers kommt, da unmittelbar ein reich figurirter

Satz folgt, der bis ans Ende ungehemmt fortläuft. Ein ganz außerordentlich fein gezeichnetes Tonbild, das den ganzen Meister mit seinem Streben und Ringen nach einfach wahrem, echt künstlerischem Ausdruck offenbart, ist das Super flumina Babylonis. Die auf- und abwärts sich bewegende Tonfigur des Anfangs weckt von selbst die Idee des dahinfließenden Stromes. Dann das festgefügte, zweimal gegebene illic sedimus mit seinem Schritt in die Oberquart und seinem Fall in die Quinte in den beiden äußern Stimmen. Endlich der Schluß, wo das Erwachen der Erinnerung an Sion melodisch und harmonisch sehr verständlich gegeben ist, und insbesondere die Textdeclamation im Tenor in den letzten $2^1/_2$ Tacten allein ein Meisterzug ist. Orlando beherrscht in seiner Art das Reich der Töne nicht minder als Pierluigi, und obwohl bei ihm das ganze Stimmengeflecht nicht selten der anmuthigen Geschmeidigkeit des letztern mehr oder minder entbehrt, so muß doch jeder zugestehen, daß er der ersten Aufgabe des Musikers, die Idee in schöner Form zum Ausdruck, zum Verständniß zu bringen, in hohem Grade, ja für seine Zeit — im höchsten Grade entspricht. Der bannende Zauber, der dann oft aus seinen Tönen herauswirkt, kommt aber nicht so sehr vom Reichthum und Glanz seiner Mittel, als von der erhabenen Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Anwendung. Selbst bei Entfaltung höchster Kraft wird man nicht vergewaltigt, aber auch bei den zartesten Momenten nicht eingelullt, nicht ins Träumen gebracht.

Zwei Dinge scheinen uns sicher: Orlandos Musik ist nicht jene Palestrinas. Es fehlt ihr jener Zug, der bei diesem immer auf den Choral hingeht — der einzig echte Centralpunkt für jede Kirchenmusik, wenn sie mit der Liturgie zum Gesamtkunstwerk des katholischen Cultes sich verschmelzen will. Aber sie ist doch immer echt kirchliche Musik, eine herrliche, prächtige Kirchenmusik, unbedingt jeder modernen als solcher vorzuziehen. Denn wie sie einerseits noch immer festen Fußes auf dem Boden des diatonischen, des echt kirchlichen Tonsystems steht, so bringt sie andererseits das heilige Wort des liturgischen Textes zum hochkünstlerischen Ausdruck.

Wenn wir es wagen sollen, die Principes musicae nebeneinander zu stellen, so möchten wir sagen: Groß waren sie beide, beide herrschten. Aber Palestrina beherrscht ein abgeschlossenes Gebiet. Es war begrenzt, und scharf waren diese Grenzen. Orlando drang erobernd in die Ferne, er herrschte weiter; aber seine Grenzen wurden nicht fertig, sie gingen ins unerreichte Weite. Palestrina hat für die Entwicklung der Musik deshalb

nicht die Bedeutung, welche dem genialen Lassus zukommt. Palestrina ist im vollen Besitze der Kunstentwicklung seiner Zeit und ihrer Tonkunst. Lassus hat darüber hinausgegriffen; aber was er suchte, konnte er nicht ergreifen — es lag noch zu ferne. Der ganze Palestrina blieb und wird immer bleiben, weil er ganz und gar aufgeht in der Musik der Kirche. Solange diese den gregorianischen Choral singt, wird Pierluigis Musik nicht bloß geschätzt und geehrt sein, sie wird immer und immer wieder gesungen werden. Anders liegt es mit Orlando. Sein eigentliches Gebiet wäre die Oper gewesen. Dafür kam er zu früh. Er steht in der profanen Musik auf einem Uebergangsterrain. Werke solcher Art sind naturgemäß immer unfertig. Das Unfertige hat aber nie Bestand. Man singt jetzt Madrigale Lassos wie Pierluigis. Aber abgesehen davon, daß man stets hinter unsere derartigen Aufführungen ein großes Fragezeichen setzen muß, ob sie nämlich der damaligen Auffassung entsprechen, und ob wir nicht die Errungenschaften des musikalischen Vortrages, wie sie sich aus der Entwicklung der Tonkunst als kategorische Imperative geltend machen, für frühere Zeiten in Anspruch nehmen, ohne daß sie ihnen wirklich angehört hätten: eines wird immer sein, es ist dieses Interesse eigentlich ein historisches oder historisch-ästhetisches, nicht aber ein rein ästhetisches. Daß Lassos beste Madrigale jetzt noch populär werden können, daß sie sich einigermaßen in die Herrschaft mit Mendelssohnschen u. s. w. Liedern theilen würden, das sind Erwartungen, die sich nie erfüllen werden. Jedoch der Lassus, der an Palestrinas Seite steht, Orlando als Kirchenmusiker wird bleiben, weil er im innigsten Contakt steht mit dem Cantus Gregorianus. Die Musica Orlandesca profana ist eine große geschichtliche Thatsache geworden, die sich aber eben deshalb nach dem Maße der Zeit mißt. Die Musica Orlandesca ecclesiastica ist eine Thatsache des kirchlichen Kunstlebens der Kirche und schöpft darum aus dem unversiegbaren Jungbrunnen der Kirche selbst. Solange es eine katholische Kirche gibt, wird sie die Bußpsalmen Davids in ihren einfachen Psalmentönen singen; aber ebenso lange wird man Lassos De profundis verstehen, welches diese schlichten Töne so wunderbar verklärt. Darum hat auch Palestrina fester und sicherer für die Ewigkeit gebaut als Orlando.

Otto Kade, der Herausgeber der dritten Auflage des dritten Bandes von Ambros' Musikgeschichte, sagt am Schlusse der Abhandlung über Orlando in einer Note: „Mir will es nicht gelingen, etwas Niederländisches an Lassus ausfindig zu machen als Namen und Herkunft. Im Gegensatze zur niederländisch-römischen Tonsetzerschule, die an der Bearbeitung des

Gregorianischen Chorales groß geworden war, erstarkt Lassus am Madrigal, d. h. an der freien Composition. Denn wenn auch Lassus zu den fleißigsten Bearbeitern des Gregorianischen Chorals gehört, so bleibt er doch mit dieser Aufgabe so weit hinter seinem Zeitgenossen und Rivalen Palestrina zurück, daß man leicht am Urtheil seiner Zeitgenossen irre werden dürfte, wollte man die Leistungen des Meisters auf dem Gebiete des Chorals zur Vergleichung nehmen. Die Zeitgenossen schätzten aber namentlich sein Motett, und für dieses ergibt sich das weltliche Lied und das Madrigal, d. h. die freie Composition, als die Schule dieses Meisters, aber nicht der Choral." Das stimmt im wesentlichen zu dem oben Gesagten.

Fürst der Tonkunst — das war Pierluigi und ist es heute noch. Fürst der Tonkunst — das war auch Orlando und ist es auch heute noch, aber nur mit Pierluigi im Dienste der Kirche: Principes musicae ecclesiasticae.

Wenn der Leser diese Zeilen [1] in seine Hand bekommt, ist die passendste und großartigste Gedächtnißfeier der beiden Principes musicae schon vorüber. Der um die Hebung der Kirchenmusik in unsern Tagen hochverdiente Cäcilienverein, des seligen Witt segensreiche Stiftung, wird demnächst mit der Jubelfeier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens die Gedächtnißfeier der beiden Principes musicae verbinden. Es ist diese Conjunction jedenfalls ein Zeichen, daß der Verein nicht in cadenti domo steht, sondern daß der alte Geist noch in ihm lebt. Zugleich wird aber diese Feier den Beweis liefern, daß, wo die Principes musicae ecclesiasticae ihr Scepter führen, das wahre Reich der Musica ecclesiastica ist — das Reich, welches als treues Vasallenreich unter dem Scepter dessen steht, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Palestrina und Lassus waren unbestritten die größten Meister ihrer Kunst in ihrer Zeit; aber diese Kunst ist unserer Zeit fern und fremd. Palestrina und Lassus sind heutzutage noch Fürsten der Musik wie vor 300 Jahren; aber diese Musik ist nicht ihr eigenes Reich, sie liegt im Reiche der Kirche, nur auf diesem Boden lebt sie noch und kann sie noch leben. Sie ist im vollen Sinne des Wortes Musik der Kirche — Kirchenmusik, und ihre Fürsten — sind principes musicae ecclesiasticae.

---

[1] Geschrieben im Juli. (Anm. d. Red.)

Theodor Schmid S. J.

Das Coppernicanische Sonnensystem.

(Schluß.)

III.

Coppernicus hatte, was die Begründung seines Sonnensystems anbelangt, in seinem griechischen Vorgänger allerdings einen schwachen Gegner. Andererseits aber war er nicht im stande, selbst genügende Gründe aufzustellen.

Liest man im Almagest die Gründe für das Stillestehen der Erde, so möchte man auf den ersten Blick glauben, Ptolemäus habe mit seinen Schülern leichtfertigerweise Scherz treiben wollen. Bei genauerer Erwägung der Umstände jedoch kommt man zu der Ueberzeugung, daß bei den griechischen Philosophen die Begriffe von der Anziehung und vom Beharrungsvermögen der Massen nicht nur lückenhaft waren, sondern geradezu verworren.

Man ist allerdings geneigt zu glauben, vor den Entdeckungen Newtons seien klare Begriffe über die Eigenschaften der Masse überhaupt unmöglich gewesen. Aber man schaue sich einmal die Antworten Coppernicus' auf die Gründe des Almagest an und versuche etwas Besseres an deren Stelle zu setzen!

1. Gegen die tägliche Umdrehung der Erde führt Ptolemäus an, daß die Atmosphäre alles von der Oberfläche der Erde wegfegen würde, und daß Wolken, Vögel und Projectile auch in dem Falle, daß die Atmosphäre sich mit der Erde drehte, nothwendig langsamer gingen als die Oberfläche.

Diese letztere Behauptung ist ganz unverständlich. Coppernicus vermuthete darin eine falsche Vorstellung über die Schwungkraft und ihr Verhältniß zur Anziehung. Seine Antwort ist schlagend: Wenn die Schwungkraft der täglichen Umdrehung alles von der Erde wegschleudern würde, was soll man dann vom Himmelsgewölbe denken, wo diese Schwungkraft sovielmal größer ist, als sein Durchmesser den der Erde übertrifft? Müßten nicht mit mehr Grund alle Sterne in den unendlichen Raum hinausgeschleudert werden? Ptolemäus hatte vergessen, daß eine tägliche Umdrehung nun einmal vorhanden ist, entweder am Himmel oder auf der Erde, und daß seine Schwierigkeit unendlich stärker wiegt gegen die Himmelsbewegung als gegen die Achsendrehung der Erde.

Man entschuldige ihn nicht damit, daß er die Himmelskörper für massenlos hielt. Sie waren nach ihm kugelförmig und nicht etwa unendlich dünne Scheiben, die an Krystallschalen befestigt waren. So sagten höchstens spätere Ausleger, die sein Buch nicht kannten.

Den Einwand über die Atmosphäre widerlegt Coppernicus mit derselben Schlagfertigkeit. Wenn sie alles von der Oberfläche der Erde wegfegen soll, wie Ptolemäus meint, warum fegt sie dann nicht alle Sterne vom Himmelsgewölbe, wo doch der Orkan um sovielmal heftiger sein müßte, als die Entfernung der Sterne den Erdhalbmesser übertrifft?

Ptolemäus hatte offenbar vorausgesetzt, daß die Atmosphäre nicht eine begrenzte Gashülle sei, die fest mit der Erde verbunden bleibe — so wäre ja sein Grund hinfällig geworden —, sondern den ganzen Raum erfülle. Er hatte aber wieder vergessen, daß eine tägliche Umdrehung nun einmal vorhanden ist, und daß die Luft in jedem Falle eine Schwierigkeit mache, wo immer man auch die Umdrehung hinverlege, nur unendlich mehr Schwierigkeit am Himmel als an der Erde.

Coppernicus nahm ebenfalls den Raum als ausgefüllt an und löste die Schwierigkeit ganz richtig damit, daß die Luft sich den nächsten Himmelskörpern anpasse und ihre Bewegung theile, allerdings nur in der nächsten Umgebung, nicht aber in größern Entfernungen. Das letztere beleuchtet er durch den ungestörten Lauf der Kometen, die er als leichter erkannte als andere Himmelskörper.

Mit dieser Antwort steht der große Astronom von Thorn auf der Höhe unserer Zeit. Wir sind heute nicht im stande, eine bessere Antwort zu geben; nur würden wir allenfalls ergänzend beifügen, daß der gasförmige Träger des Sternenlichtes nicht dieselbe Zusammensetzung und nicht dieselbe Dichtigkeit habe wie die Luft, die wir einathmen. Die Frage über das widerstehende Mittel im Weltraume ist heutzutage noch ebenso dunkel wie zu Coppernicus' Zeiten.

2. Gegen die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne hatte der griechische Astronom drei Schwierigkeiten. Erstens wäre dann die Erde nicht im Mittelpunkte der Himmelskugel, der Gesichtskreis würde diese Kugel nicht mehr in zwei Hälften theilen, wir wären einem Theile der Sternbilder näher als dem andern, was doch der Erfahrung widerspricht. Zweitens hätten wir keine Mondfinsternisse mehr, und drittens würden wieder alle Gegenstände von der Oberfläche der Erde wegfliegen.

Von diesen drei Gründen beantwortet Coppernicus nur den ersten. Der dritte ist nämlich schon vorher erledigt worden, als es sich um die

tägliche Bewegung der Erde handelte. In der That vergaß Ptolemäus wieder, daß eine jährliche relative Bewegung zwischen Erde und Sonne wirklich stattfindet. Hat also diese Bewegung, wie er meint, eine vollständige Säuberung der Oberfläche des bewegten Körpers zur Folge, so bliebe für ihn zu erklären, warum die Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe um die Erde nicht Feuer und Flamme spiee und gleich einer mächtigen Rakete sich selbst verzehrte.

Die zweite Schwierigkeit über die Finsternisse hielt Coppernicus nicht für ernstlich gemeint und einer Antwort würdig. Denn wenn die Erde samt ihrem Monde um die Sonne läuft, so ändert sich an den Erscheinungen der Finsternisse nichts. Ptolemäus hatte diese Schwierigkeit künstlich geschaffen, indem er die Erde ohne den Mond um die Sonne kreisend voraussetzte.

Eingehend bespricht Coppernicus den ersten Grund des Ptolemäus gegen die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne oder das Axiom vom Mittelpunkte der Welt. Thatsache ist, daß uns das Himmelsgewölbe wie eine Kugel erscheint, in deren Mitte wir uns befinden. Diese Anschauung ist so in der Natur begründet, daß sie auch heute noch den Beobachtungen der Fixsternwelt zu Grunde liegt.

Wie kann man aber diese Thatsache mit der Annahme vereinigen, daß wir nach einem halben Jahre 40 Millionen Meilen von unserem heutigen Standorte entfernt sind? Hätten wir uns dadurch nicht von der Mitte dieser Kugel entfernt? Würden wir da nicht der einen Kugelwand näher sein als der entgegengesetzten?

Nach Coppernicus lassen sich beide Thatsachen vereinigen, wenn man nur die Himmelskugel so groß annimmt, daß die Erdbahn im Vergleich zu ihr wie ein unendlich kleines Kreischen erscheint.

Er weist mit Recht darauf hin, daß auch Ptolemäus eine ähnliche Annahme zu machen gezwungen war. Denn in der griechischen Schule war die Erde kugelförmig vorausgesetzt worden. Und doch erschien der Himmel allen Bewohnern rings um die Erde als Kugel. Es mußte also diese Himmelskugel so groß vorausgesetzt werden, daß die Erdkugel in der Mitte derselben wie ein unendlich kleines Pünktchen erschien. Warum soll denn aber nicht auch die Erdbahn im Vergleich zu dieser Himmelskugel verschwinden?

Um hieraus eine Schwierigkeit zu schaffen, müßte man aus den Beobachtungen beweisen, daß die Fixsterne zwar weit genug entfernt seien, um von ihnen aus die Erdkugel als Punkt erscheinen zu lassen, aber doch

nicht weit genug, um dasselbe von der Erdbahn sagen zu können. Ptolemäus hat nicht einmal versucht, diesen Beweis zu erbringen. An Stelle eines Beweises aus der Beobachtung diente ihm einfach seine willkürliche Behauptung, daß es so sei.

Mit dem richtigen Sinne des Naturforschers beließ daher der Thorner Astronom die Entfernung der Fixsterne so groß, daß eine scheinbare Verschiebung derselben von entgegengesetzten Enden der Erdbahn an seinen Holzkreisen unmeßbar wurde. Diese seine Anschauung des Himmelsgewölbes wurde durch die feinern Beobachtungen der Nachwelt vollständig bestätigt.

3. Seine große Ueberlegenheit über Ptolemäus als Naturforscher aber zeigte Coppernicus durch die Betrachtungen, die er an dieses Axiom vom Mittelpunkte der Welt anknüpfte. Er fragt sich nämlich, was für einen Mittelpunkt denn Ptolemäus eigentlich meine.

Unter den vielen Arten von Mittelpunkten, die es gibt, erwähnt Coppernicus nur zwei: den geometrischen Mittelpunkt und den Massenmittelpunkt.

Beide kann man wieder betrachten entweder in Bezug auf das Sonnensystem oder in Bezug auf den Fixsternhimmel. Coppernicus spricht nur von ersterem, weil seine Beobachtungen sich nicht auf die Eigenbewegungen und Massen der Fixsterne erstrecken konnten. Nirgends sieht man ihn über Sachen aburtheilen, über die er damals nichts wissen konnte. Ja, wenn er heute einen Einblick in unser reiches Beobachtungsmaterial thun könnte, würde er die Frage nach einem Mittelpunkte der Fixsternwelt ebenso dahingestellt sein lassen wie dazumal.

Er sieht sich nun die Frage nach dem geometrischen Mittelpunkte unseres Sonnensystems näher an und findet, daß ein solcher streng genommen überhaupt nicht vorhanden ist. Die Epicykel der einzelnen Wandelsterne haben allerdings Mittelpunkte, aber sie liegen excentrisch zur Sonne; die relative Bahn zwischen Erde und Sonne hat ebenfalls einen Mittelpunkt, aber weder die Erde noch die Sonne liegen in diesem Mittelpunkte. Diese Excentricität aller Bahnen war in der That schon 300 Jahre vor Ptolemäus von Hipparch entdeckt worden.

Nun zeichne man einmal Kreise von verschiedener Größe und alle excentrisch auf ein Blatt Papier und versuche, die mathematische Definition von Mittelpunkt auf die so entstehende Figur anzuwenden. Man wird vergebens nach einem Mittelpunkte suchen.

Die Schlußfolgerung überläßt Coppernicus seinem denkenden Leser: Wenn die Wandelsterne keinen gemeinschaftlichen geometrischen Mittelpunkt haben, woher wissen wir dann, daß die Fixsterne einen solchen haben?

Bevor also Ptolemäus es unternahm, die Erde in den Mittelpunkt der Welt zu setzen, hätte er wissen müssen, ob die Welt überhaupt einen geometrischen Mittelpunkt habe.

Coppernicus geht dann über zur Besprechung des Massenmittelpunktes und kommt da in enge Berührung mit seinem großen Nachfolger Newton. Nach ihm ist die Schwere allen Körpern eigen, nicht nur der Erde, sondern auch der Sonne, dem Monde und den Planeten, ja er erklärt die Kugelgestalt der Himmelskörper geradezu aus der innern Anziehung ihrer Massen.

Daß diese schweren Massen bei ihrem Umlaufe umeinander auch aufeinander einwirken, muß Coppernicus wohl geahnt haben, allein zu einem Rechenexempel, wie das bekannte Newtonsche von der Schwere des Mondes, fehlten ihm die nöthigen Angaben, und so zog es der große Naturforscher wieder vor, sich eines Urtheiles ganz zu enthalten.

Auch den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Sonnensystems wagte er aus demselben Grunde nicht zu bestimmen.

Er schloß zwar mit Hipparch aus den Mondfinsternissen, daß der Schattenkegel der Erde seinen Scheitel gegen den Vollmond zu liegen habe, daß also die Sonne größer sei als die Erde. Er mochte auch vermuthen, daß der gemeinschaftliche Schwerpunkt von Sonne und Erde näher der Sonne zu liege. Allein es genügte ihm, zu betonen, daß der Schwerpunkt unseres Sonnensystems nicht im Mittelpunkte der Erde liegen könne, da es auch außer ihr schwere Massen gibt, welche nicht symmetrisch um die Erde vertheilt sind.

Und nun behaupten zu wollen, daß der Schwerpunkt des ganzen Weltsystems mit all den unzähligen Fixsternen, der Milchstraße, den Sternhaufen und Nebelflecken im Mittelpunkte der Erde liegen müsse, schien ihm zu albern, als daß er den Leser davor warnen zu müssen glaubte.

Mit dem Axiom vom Mittelpunkte der Welt war es also schlecht bestellt: das war dem Thorner Astronomen klar, und deshalb nahm er keinen Anstand, dasselbe als unwissenschaftlich zu verlassen, wenn er sich dadurch auch der Schule aller Länder und aller Zeiten gegenübergestellt sah.

4. Positive Gründe für die Bewegung der Erde konnte Coppernicus allerdings noch nicht beibringen. Dazu hätte er einer Wissenschaft

bedurft, die erst zwei Jahrhunderte später ihre ersten Wurzeln schlug und jetzt unter dem Namen der Mechanik des Himmels bekannt ist.

Es war vielmehr seine große Begabung als Naturforscher, die ihn befähigte, aus wenigen Andeutungen zur Gewißheit zu gelangen.

Die Sprache der Natur war damals noch so wenig studirt, daß er nur wenige Laute davon verstand; aber diese Laute genügten dem wahren Kinde der Natur, die Meinung seiner Mutter zu errathen.

Es erschien ihm so viel wahrscheinlicher, daß die Erde sich drehe, als daß die ganze große Welt (tanta mundi vastitas) sich alle 24 Stunden um die Erde wälze.

Indem er alle Planetenbahnen, abweichend von Ptolemäus, um die Sonne legte, ersparte er dem Sonnensysteme fünf Kreise, und indem er auch noch die Erde um dieselbe kreisen ließ, noch einen sechsten. Daß es aber so sein müsse, konnte er nicht beweisen.

Ihm erschien die Sonne, als Spenderin von Licht und Wärme, so sehr ausgezeichnet vor allen Wandelsternen und auch vor der Erde, daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, alles kreise um dieselbe.

So erschien ihm das Tagesgestirn als die Leuchte inmitten des schönen Tempels unseres Sonnensystems oder als die Königin inmitten der sie umkreisenden Familie der Wandelsterne.

Dieses waren die wenigen Laute, welche Coppernicus seiner Mutter Natur abzulauschen vermochte. Ihm genügten sie, um die Wahrheit nicht nur zu ahnen, sondern auch zu erkennen.

Selbst vollständig von dieser Wahrheit überzeugt, war er sich doch klar, daß nur wenige im stande sein würden, die Wahrheit so rasch zu ergreifen wie er. Er wußte, daß die schwerfällige Schule zwingende Gründe verlangte, bevor sie das alte Geleise verließ, und diese Gründe konnte er nicht bieten. Er appellirte von der großen Masse an die ernsten Männer vom Fach und legte den errungenen Schatz von Wahrheit dem Vater der Christenheit vertrauensvoll zu Füßen.

Wir aber können nicht umhin, gerade aus dem Mangel an zwingenden Schulbeweisen auf den großen Geist Coppernicus' zu schließen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß große Entdeckungen in der Wissenschaft gemacht werden, lange bevor es gelingt, einen schulgerechten Beweis für deren Wahrheit zu erbringen. Die Masse der Lernenden stützt sich auf diese Beweise; nur das Genie erkennt die Wahrheit vor dem Beweise.

5. Wir kommen zum Schlusse unserer Coppernicus-Studie. Den Gesamteindruck, den das große Werk des Thorner Astronomen auf den Leser macht, kann man in folgender Weise wiedergeben:

Das erste Buch in diesem Werke bedeutet nicht bloß einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Himmelskunde, sondern in gewissem Sinne den Anfang dieser Wissenschaft.

Auf der frühern Grundlage war ein Zurückführen der Erscheinungen auf ihre Ursachen einfachhin unmöglich. Wenn die ganze materielle Welt sich jeden Tag um die Erde wälzen soll, obwohl der letztern an Größe unermeßlich überlegen, dann sind eben die Himmelskörper nicht schwere Massen wie unsere Erde, dann besteht auch keine Anziehung zwischen ihnen wie zwischen den Gegenständen auf der Erde, dann sind sie eben Mittelglieder zwischen Geist und Materie, gleichsam Irrlichter am nächtlichen Himmel.

Kein Wunder, daß die Sternkunde auf solcher Grundlage einem raschen Verfalle entgegenging, daß man die Leuchten des Himmels wie gewichtlose Scheiben an durchsichtige Kugelschalen heftete und zu den Geistern seine Zuflucht nahm, um diese Maschinerie in Bewegung zu setzen.

Ptolemäus ist für diesen Verfall der Sternkunde zum großen Theile verantwortlich zu machen. Durch seine Axiome verschloß er jedem Forscher nach Ursachen die Thüre, und es bedurfte eines Coppernicus, um diese lang verschlossene Thüre mit wuchtigen Hieben zu zertrümmern und den Weg der Forschung wieder frei zu machen.

Vergleicht man diesen Rückschritt, ja die völlige Vernichtung der Sternkunde als Wissenschaft auf Ptolemäischer Grundlage während eines Zeitraumes von anderthalb tausend Jahren mit den Riesenschritten, welche dieselbe seit Coppernicus bis auf unsere Tage gemacht hat, dann ist die Ueberzeugung nicht abzuweisen, daß jene Grundlage ein Irrthum war, und daß das System des Coppernicus auf Wahrheit beruht.

Doch die fortschreitende Wissenschaft hat auch Thatsachen zu Tage gefördert, welche dieses zum Ueberflusse beweisen.

Diese Weiterentwicklung des Coppernicanischen Sonnensystems hoffen wir unsern Lesern bei einer spätern Gelegenheit vorlegen zu können.

J. G. Hagen S. J.

Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes.

(Fortsetzung.)

II. Don Carlos' Zukunftsaussichten.

Den Eindruck, den des Prinzen Persönlichkeit um die Zeit der Wiederherstellung seiner Gesundheit auf den fremden Beobachter ausübte, gibt der Bericht wieder, den Paolo Tiepolo bei seiner Rückkehr aus Spanien am 19. Januar 1563 der Signoria von Venedig ablegte: „Der Prinz Don Carlos ist klein von Gestalt; sein Gesicht ist unschön und nicht ansprechend. Er ist von melancholischem Temperament; daher erklärt sich auch, daß er während dreier Jahre fast ununterbrochen an Quartanfieber litt, manchmal mit geistiger Störung[1], eine Erscheinung, die bei ihm um so bemerkenswerther ist, da er dieselbe von seinem Großvater und seiner Urgroßmutter geerbt zu haben scheint. Infolge dieser so langen Krankheit, namentlich derjenigen, die er an letzter Stelle durchmachen mußte, von welcher er nach der allgemeinen Anschauung nur durch ein Wunder befreit wurde, blieb er außerordentlich schwach und hinfällig, abgesehen davon, daß er schon von Haus aus nicht viel Gesundheit und Kraft in sich hat. . . Man sieht nicht, daß er an etwas Vergnügen finde . . . außer daran, andern Böses zuzufügen. Wenn Leute, die ihm von geringem Stande erscheinen, ihm unter die Augen kommen, läßt er sie mit der Peitsche oder dem Stocke schlagen, und es ist noch nicht lange her, daß er durchaus verlangte, man solle einen Menschen verstümmeln. Soviel man weiß, gibt es niemand, den er liebt; dagegen gibt es viele Leute, die er zum Tode haßt. . . In allem zeigt er einen großen Widerwillen, jemand nützlich zu sein, und große Neigung zu schaden. Er ist sehr fest und selbst eigensinnig verrannt in seine Meinungen. Er spricht mit einiger Schwierigkeit und Langsamkeit, und seinen Reden fehlt der Zu-

---

[1] Diese Angabe von geistiger Verwirrung findet sich um diese Zeit in keinem der zahlreichen und ins Einzelne gehenden Berichte; es bleibt immerhin fraglich, ob der Venetianer über solche Dinge so genau berichtet war, daß man ihm allein Glauben beimessen kann. Büdinger (Don Carlos S. 137 u. 150) macht wiederholt auf die Unglaubwürdigkeit dieser spanisch-venetianischen Berichte aufmerksam in Dingen, die sich der unmittelbaren Beobachtung und den Augen der Oeffentlichkeit entzogen. Der von Tiepolo erwähnte Großvater ist offenbar nicht Karl V., sondern vermuthlich Johann III., wiewohl auch von diesem solches nicht bekannt.

sammenhang. Für sein Alter von 17 Jahren versteht er sehr wenig von den Dingen der Welt, und wiewohl die Spanier, nach ihrer Gewohnheit, die eigenen Leistungen zu überschätzen und über alles zu staunen, viel aus den Fragen machen, welche der Prinz ohne Unterschied an alle richtet, die ihm nahe kommen, so gibt es doch andere, die, mit mehr Grund vielleicht, gerade aus dieser oft unpassenden Fragestellung einen für seine geistige Begabung wenig günstigen Schluß ziehen."

So war der Prinz, auf dessen Hand alle katholischen Fürstenhöfe, welche eine Prinzessin zu vergeben hatten, seit Jahren die Augen gerichtet hielten. Kaum war 1560 die Ehe zwischen Philipp II. und Elisabeth von Valois abgeschlossen, als auch schon vom französischen Hofe alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um zwischen Elisabeths jüngerer Schwester Margarethe und Don Carlos gleichfalls eine Verbindung zu stande zu bringen. Margarethe von Valois zählte damals sieben Jahre, der Prinz fünfzehn. „Das ist eines jener Dinge," schrieb Katharina von Medici an ihren Gesandten in Spanien, „die ich auf der Welt am meisten wünsche, sie (die Prinzessin) in der Nähe ihrer Schwester zu wissen." Noch nachdrücklicher wurde die junge Königin selbst bearbeitet, die ohnehin allen Wünschen der Mutter mit unbedingter, fast angstvoller Ergebenheit nachzukommen suchte. „Wenn es mit der Heilung des Prinzen so fortschreitet," schrieb ihr die Mutter (vermuthlich gegen Ende 1561), „so lassen Sie keine Gelegenheit außer acht, dagegen auf der Hut zu sein, daß er mit einer andern vermählt werde als mit Ihrer Schwester . . . und mir scheint, daß Sie Ihre ganze Sorge daran setzen sollten . . . sonst sind Sie in Gefahr, die unglücklichste Frau der Welt zu werden, im Falle Ihr Gatte sterben würde und er König wäre . . . deshalb, meine Tochter, glaube ich, daß Sie beginnen müssen, schon von weitem zu bauen." In der That ließen denn auch Elisabeth und ihre Hofdamen alle Künste spielen, wie sie Damen in solchen Angelegenheiten eigen sind. Wiederholt prakticirte man dem Infanten Bilder der Prinzessin in die Hände und machte ihn auf deren Vorzüge aufmerksam. Einige artige Aeußerungen, die man ihm entlockte, wurden sofort an den Hof nach Paris berichtet; aber sei es die Stumpfheit, sei es die Schlauheit des Prinzen, man konnte mit allen Bemühungen bei ihm nicht weiter kommen, als ihn zum Lachen zu bringen.

Noch im selben Jahre öffnete sich für ihn eine andere Aussicht. König Franz II. von Frankreich war am 5. December 1560 gestorben und hatte Maria Stuart, die Erbin des schottischen Thrones, als junge Wittwe

zurückgelassen. Sie war um mehr denn zwei Jahre älter als Don Carlos; aber ihre hohen persönlichen Vorzüge waren allgemein bekannt, und mit der eigenen Krone brachte sie die Anwartschaft auf die Thronfolge in England. Noch war der erste Monat ihrer Wittwenschaft nicht zu Ende, als ihr Onkel, der Cardinal von Guise, bereits beim spanischen Gesandten Schritte that, um ihre Verlobung mit dem Infanten von Spanien einzuleiten. Andererseits wünschten die Niederländer, die in Carlos ihren künftigen Regenten sahen, dessen Verbindung mit einer der Töchter des ihnen benachbarten Wilhelm von Cleve, auf den auch die Herrschaft von Jülich und Berg übergegangen war. Als 1562 Anton von Bourbon starb und Johanna d'Albret, die Erbin von Navarra, als Wittwe zurückließ, gestattete Philipp II., daß sein Secretär Francisco Erasso in Navarra Unterhandlungen über eine etwaige Wiedervermählung der Wittwe mit Don Carlos anknüpfte[1], die dann freilich nicht länger währten als vom März bis August 1563. Auch Karl V. hatte sich bereits mit der Frage der Vermählung seines Enkels beschäftigt. Er hatte die Ansicht ausgesprochen, daß eine Vermählung des Prinzen mit seiner Tante Donna Juana das beste sein würde.

Donna Juana war um mehr denn acht Jahre älter als Don Carlos, war nicht bloß seine Tante, sondern hatte auch als seine Erzieherin, später als Regentin der spanischen Königreiche, ihm gegenüber eine autoritative Stellung eingenommen, und in dieser Beziehung erschien die Verbindung als eine unnatürliche. Auf der andern Seite war Juana durch die ausgezeichnetsten Gaben geziert, besaß die Liebe und das Vertrauen der Castilier, hatte große Verdienste um das Land wie um das königliche Haus. Von ihr, welche Portugal einen Thronerben geschenkt hatte, hoffte man auch für Spanien auf Nachkommenschaft, von ihren höchst liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften hoffte man mildernden und bessernden Einfluß auf den störrischen Infanten, von ihrer bereits bewährten Regententüchtigkeit und Erfahrung erwartete man Ersatz für das, was dem Prinzen abging. Damit verband sich noch die Rücksicht, daß durch Verbindung des Infanten mit ihr, die ihn mit all seinen Mängeln bereits kannte, dem königlichen Hause die Demüthigung erspart wurde, die bei jeder Werbung an fremdem Hofe unausbleiblich schien, des Prinzen außergewöhnliche geistige und physische Mangelhaftigkeit zum Gegenstand von Verhandlungen zu machen. Juana hatte von frühen Jahren an große

---

[1] Historische Zeitschrift XI, 293.

Zärtlichkeit für Don Carlos gezeigt; noch während seiner Krankheit 1562 trat dies in wohlthuender Weise hervor. Auch der Prinz hatte ihr zu Zeiten Anhänglichkeit erwiesen. Die Prinzessin scheint die Verbindung gewünscht zu haben, sei es aus dem natürlichen Interesse für ihr Haus und aus uneigennütziger Theilnahme für den unglücklichen Infanten, wie ihr wahrhaft königlicher Charakter es nahelegen dürfte, sei es, weil sie bereits zuviel die Süßigkeit verkostet hatte, Regentin von Spanien zu sein.

Schon bevor Karl V. in Bezug auf diese Verbindung seinen Wunsch aussprach, hatte Juanas Schwiegervater und Großonkel Johann III. von Portugal am 10. Juni 1556 den Gedanken dieser Heirat befürwortet. Auch Philipp II. hätte dieselbe gern gesehen, schon als Dank und Lohn für seine verdienstvolle Schwester. Mehr noch war diese Verbindung gewünscht von seiten der Nation. Die Stände von Castilien, 1563 zu Madrid zu den Cortes versammelt, sprachen dem König offen und amtlich ihren Wunsch dafür aus [1], und Philipp II. hielt es für gut, ihnen günstige Aussicht zu machen. Noch am 12. Juni 1564 berichtet der französische Gesandte aus Madrid an seinen Hof: „Der katholische König möchte seinen Sohn mit seiner Schwester, der Prinzessin, vermählen, wie ganz Spanien dies wünscht wegen der dem Prinzen eigenen großen Unfähigkeit (à cause des qualitez assez imbécilles de luy), der durch die Vorzüge, welche sie besitzt, in hohem Maße gesteuert und abgeholfen werden könnte. Auch sie selbst hat stets stark darauf gerechnet, und ihr Bruder, der sie liebt und hochschätzt, möchte sie nicht darum bringen, und würde hoffen, vermittels einer solchen Schwester seinen Sohn mehr in der Gewalt zu haben... Er betreibt die Sache für die Prinzessin, soviel er kann, und es heißt, daß die Sache schon weit gediehen sei und daß jeden Tag neue Mittel und Kunstgriffe in Anwendung kommen, um den Prinzen dazu zu bestimmen, der jedoch, wie ich höre, sich zu der Sache ziemlich kalt und schwierig stellt."

Von unbetheiligten Beobachtern wurde der Prinzessin Juana nur mit der größten Achtung, fast mit emphatischem Lobe gedacht. Während ihrer Regentschaft beschreibt sie der Venetianer Fr. Badoaro 1557 in seinem Berichte: „Die Prinzessin ... gilt für die erste Schönheit des Landes, sie lebt fromm und steht im Rufe großer Gerechtigkeitsliebe, dem Charakter nach ist sie männlich und hat mehr vom Manne an sich als von einem Weibe... Sie erscheint freigebig und würde gleich einer Königin geben,

[1] Saint-Sulpice an Karl IX., 8. Juli 1563.

wenn sie es könnte.“ Noch 15 Jahre später (1572) schildert sie ein anderer Beamter der venetianischen Gesandtschaft in Madrid, der sich weitläufig auch über die Vorzüge ihrer äußern Erscheinung ausspricht: „Die Prinzessin ist jetzt 36 Jahre alt; sie hat ein ausgezeichnet edles Benehmen und große Feinheit der Züge. . . In allem, was sie thut, läßt sie im höchsten Maße Geist und Klugheit erkennen. Mir scheint, daß sie durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit mit Don Juan d'Austria, ihrem Bruder, große Aehnlichkeit hat. . . Sie lebt zurückgezogen von den Vergnügungen der Welt in einer Wohnung dicht bei der Königin. Ihr Hofhalt ist durchaus ehrbar. . .“

Allein fast instinctmäßig erkannte Don Carlos die eigentlich treibenden Gründe, die dem König wie den Ständen des Reiches diese Verbindung empfahlen. Diese Ehe sollte für ihn eine Art verdeckter Vormundschaft sein. Dieser bloße Argwohn genügte, derselben unbesiegbaren Widerstand entgegenzusetzen. Denn je unfähiger Don Carlos war, der Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich in geordneter Weise zu bedienen, desto leidenschaftlicher verlangte er danach. Schon am 3. Januar 1562 meldete der französische Gesandte eine Aeußerung nach Paris, welche der Prinz gegenüber einem seiner Vertrauten gethan: er wolle lieber sterben als in die Heirat mit seiner Tante willigen. Dagegen stand seine Wahl auf Maria Stuart. Er hatte viel Rühmenswerthes von ihr gehört, und vor allem zählte er darauf, daß er durch Verbindung mit ihr „Titel und Mittel haben werde, in den Niederlanden etwas mehr zu sein als bloß der Statthalter seines Vaters, der noch jung sei, und von dem er nicht so bald große Länder hoffen dürfe“.

Auch der spanische Gesandte in England, der Bischof von Aquila, interessirte sich lebhaft für den Plan einer solchen Verbindung. Mit Zustimmung Philipps unterhandelte er darüber sowohl mit den Häuptern der englischen Katholiken, welche diese Verbindung sehnlich wünschten, wie mit Maria Stuarts protestantischem Staatssecretär Maitland von Lethington. Der rasche Tod des Bischofs von Aquila (gest. 14. August 1563) brachte die Verhandlungen plötzlich zum Stocken; aber noch am 11. October meldet der französische Gesandte nach Paris, daß Don Carlos sich gegenüber der Königin Elisabeth von Valois für Maria Stuart erklärt und ihr vor Margarethe von Valois wie vor der Erzherzogin Anna von Oesterreich den Vorzug gegeben habe. Allein es war zu klar, daß ein Prinz von den Eigenschaften eines Don Carlos, wenn er überhaupt einer selbständigen Regierung fähig sein sollte, den äußerst schwierigen

Verhältnissen in Schottland nicht gewachsen war; am 18. November 1563 beschloß der Staatsrath, den Plan dieser Heirat endgiltig fallen zu lassen. Dagegen wurden noch immer Versuche gemacht, sei es im Ernst, sei es zum Schein, um den Prinzen zur Vermählung mit seiner Tante zu bestimmen. Erst am 29. Juni 1564 konnte der Gesandte Oesterreichs an Maximilian II. melden, Donna Juana habe keine Aussicht mehr; der Prinz bleibe fest, und der König wolle ihn nicht zwingen. Am 2. Juli bringt er die Nachricht, daß nach einem heftigen Streite im Staatsrathe auch dieser Plan endgiltig beseitigt sei.

Schon Karl V. hatte für den Fall, daß die Verheiratung seines Enkels mit Donna Juana nicht zu stande käme, die eheliche Verbindung desselben mit einer Erzherzogin der deutschen Linie des Hauses Habsburg in Vorschlag gebracht. Dies war denn auch ein Wunsch, der am Hofe zu Prag lebhaft gehegt wurde. Die Erzherzogin, die in Frage kam, war Anna, die älteste Tochter Maximilians II. und der Infantin Maria, der Schwester Philipps II. Maximilian II. liebte die in jeder Hinsicht glücklich begabte Tochter vor allen seinen Kindern und hätte sie gerne als große Königin gesehen. Maria hatte noch andere Gründe, die Heirat zu wünschen: ihre Liebe zu Spanien, ihr von jeher sehr herzliches Verhältniß zu Philipp II., vor allem aber ihre Liebe zum katholischen Glauben und ihre Sorge, denselben ihren Kindern unversehrt zu bewahren. An einem Hofe, wie dem Maximilians II., war eine solche Sorge nicht gegenstandslos. Auch Erwägungen der hohen Politik sprachen für die Verbindung. Die beiden Linien des Hauses Habsburg sollten nach längerer Entfremdung wieder fester geeint und für den Fall des Aussterbens der einen die Nachfolge für die andere gesichert werden. Dies war es auch, weshalb das Haupt des Gesamthauses, Kaiser Ferdinand I., persönlich für diese Heirat bei Philipp II. sich verwendete.

Eine engere Verbindung mit Deutsch-Habsburg hatte auch Philipp II. längst gewünscht. Sie lag im Interesse der katholischen Sache, wie in dem der spanischen Politik. Er selbst hatte deshalb schon gegen Ende 1560 den ersten Schritt zur Wiederannäherung gethan. Vor allem galt es für ihn, ein näheres Freundschaftsverhältniß zwischen Max II. und dem Hause Frankreich zu hintertreiben. Von Paris aus bewarb man sich um eine Tochter Max' II. für König Karl IX.; dagegen wollte Philipp II. die Verbindung der jüngern Erzherzogin Elisabeth mit Don Sebastian, König von Portugal, dem Sohne der Donna Juana. Max II. war bereit, diesem Wunsche Pilipps II. nachzukommen, falls die andere Tochter durch

Vermählung mit Don Carlos Königin von Spanien würde. Philipp II. wollte aber die portugiesische Heirat ganz unbedingt, während er hinsichtlich seines Sohnes Don Carlos stets nur ausweichende oder hinauszögernde Antworten gab. Ferdinand I. hatte schon am 28. December 1560 die ersten Andeutungen nach Madrid gelangen lassen; im Herbste 1561 drang er auf bestimmte Antwort, da Karl IX. sich um die Hand der Erzherzogin Anna bewerbe. Die Antwort erging am 6. März 1562 durch Herzog Alba in des Königs Namen an den kaiserlichen Botschafter Martin Guzman. Der König selbst wünsche die Verbindung des Infanten mit der Erzherzogin, es sei, „wie Gott wisse, die Sache, die er im Leben am meisten ersehne". Allein der kaiserliche Botschafter habe ja die mangelhafte Entwicklung des kranken Prinzen selbst vor Augen gesehen. Die wankende Gesundheit Sr. Hoheit, verbunden mit dessen persönlicher Veranlagung in Bezug auf Urtheil und Verständniß, welche weit hinter dem zurückblieben, was man von seinem Alter verlange, bereiteten Sr. Majestät große Schwierigkeit (Perplexität). Indessen gebe der König die Hoffnung auf Besserung des Gesundheitszustandes des Prinzen nicht ganz auf [1]. Bis zur Zeit, da dies eintreten werde, könnten die übrigen zwischen beiden Höfen schwebenden Fragen einstweilen geordnet werden.

Der Botschafter seinerseits gibt der Aussage des Herzogs von Alba das Zeugniß, daß das über Don Carlos Gesagte auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhe, und daß der Prinz, wenn die Gesundheit sich nicht bessere, „auch nicht in zwei oder drei Jahren so sein werde, um heiraten zu können". Einen Monat später erfolgte der Sturz des Don Carlos und sein langes schweres Krankenlager.

Die Instruction an den kaiserlichen Botschafter enthielt jedoch außerdem noch die wichtige Andeutung, der König habe, nachdem er das Vertrauen in die Befähigung seines Sohnes verloren, die Sendung seiner Neffen nach Spanien vorgeschlagen. Diese Neffen waren die Erzherzoge Rudolf und Ernst, die Söhne und Erben des römischen Königs Maximilian II., die Brüder der Erzherzogin Anna. Seit dem 29. Januar 1561 schwebten darüber die Unterhandlungen. Anfangs handelte es sich

---

[1] So sagte auch Ruy Gomez, Philipps II. Vertrauter und erster Minister, noch 1½ Jahre später, am 15. August 1563, zu dem französischen Gesandten, die Hoffnung auf eine Verheiratung des Prinzen sei noch nicht aufgegeben, wie man wohl geglaubt habe, allein der Krankheitszustand wie die geistige Schwäche (l'imbécillité), die man an seiner Person wahrnehme, hätten bis jetzt seinen Vater zurückgehalten, über die Heirat etwas abzuschließen, aus Furcht, daß eine zu frühe Vermählung nachtheilig werden könnte für die Hoffnung auf Nachkommenschaft.

nur um den ältesten, den Thronfolger Rudolf; auf Wunsch der Königin Maria kam auch der zweite, Erzherzog Ernst, in Frage. Für die besorgte Mutter galt es, den Söhnen, fern von den häretischen Einflüssen am Prager Hofe, in Spanien eine echt katholische Erziehung zu sichern. Max II. hoffte dadurch eine Sicherstellung der Heirat seiner Lieblingstochter mit Don Carlos; Philipp II. sah darin die engere Verbindung der beiden Linien des Hauses, die Festigung der katholischen Religion in Deutschland, aber auch die Sicherung der Thronfolge in Spanien. Noch hatte ihm Elisabeth von Valois keine Kinder geschenkt, und bei seinem einzigen Sohne Don Carlos stand die Fähigkeit zur Regierung in Frage. Starb er ohne Nachkommen, so fiel der Thron an die deutsche Linie; aber bei der Abneigung der Castilianer gegen Auswärtige war es nöthig, daß der künftige Herrscher als Spanier unter den Spaniern aufwachse. So war man in dieser Frage von beiden Seiten sich entgegengekommen.

Als im August 1563 Philipp II. mit seinem kaum genesenen Sohne zu den Cortes nach Aragonien aufbrechen wollte, um auch dort dem Infanten huldigen zu lassen, wurde fast unmittelbar vor der Abreise Don Carlos neuerdings vom Fieber befallen; am 18. August reiste der König allein. Man hoffte, der Prinz könne nachkommen. Ende September ging es besser; am 15. October meldete der Belgier Tisnacq, als Siegelbewahrer im Ministerium Philipps II., an die Herzogin von Parma: „Unser gnädiger Prinz ist von seinem Fieber ganz befreit und kräftigt sich von einem Tag zum andern, und wartet darauf, daß Se. Majestät ihn hierher (nach Aragonien) kommen lasse.“ Doch die Reise schien zu anstrengend, der Aufenthalt in dem engen, schlecht eingerichteten Monzon für den Kranken nicht geeignet. Am 25. October ertheilte ihm Philipp II. die Erlaubniß, nach Alcala zurückzukehren; bald darauf meldete man wieder von Erkrankung des Prinzen, der stets durch Diätfehler und andere Unvorsichtigkeiten sich aufs neue schädigte und fast beständig zwischen Genesung und Erkrankung hin und her schwankte.

Vergebens bemühte sich Philipp II., bei den Cortes von Aragonien durchzusetzen, daß dem Prinzen in der Abwesenheit und vermittels Stellvertretung gehuldigt werde. Die Stände waren schlecht gestimmt; das Begehren ward abgewiesen, und der König versprach am 20. Januar 1564, binnen Jahresfrist den Prinzen persönlich zur Huldigung erscheinen zu lassen. Von hier begab sich der Fürst sofort zu den Cortes nach Catalonien. Während diese noch tagten, landeten am 17. März 1564

die österreichischen Erzherzoge in Begleitung des Cardinals Otto von Augsburg zu Barcelona. Philipp II. bereitete ihnen einen glänzenden Empfang. Er ritt ihnen selbst entgegen; Erzherzog Rudolf mußte ihm zur Rechten den Ehrenplatz einnehmen. In jeder Weise wurden sie am Hofe ausgezeichnet. Die Ostertage, an welchen der König sich stets in ein Kloster zurückzuziehen pflegte, verbrachten sie im berühmten Bergkloster Montserrat. Mit dem König hielten sie am 14. April ihren feierlichen Einzug in Valentia, wo ein Fest das andere drängte. Erst am 24. April traten sie die Reise nach Castilien an; in Ochañas sollte die Königin mit Don Carlos und der Prinzessin Juana sie erwarten; allein Carlos krankte wieder am dreitägigen Fieber und konnte nicht reisen. Zunächst weilte der Hof wochenlang in Aranjuez; dann erst ging es nach Madrid. Am 10. Juni traf der König hier ein; am gleichen Tage kam Don Carlos von Alcala. Alles war erstaunt, wie stark er während seiner Krankheit gewachsen sei. Auch in des Infanten nächster Umgebung hatte manches sich verändert. Auf sein persönliches Verwenden hin war schon im Laufe des Sommers sein Lehrer Juan Honorato zum Bischof von Osma erhoben worden. Don Carlos selbst schrieb an den Papst, an den Cardinal Borromeo und an den spanischen Gesandten in Rom, um die Ausfertigung der Bullen zu beschleunigen und eine Ermäßigung der Taxen und andere Vergünstigungen zu erbitten. „Behandeln Sie diese Sache als eine persönliche Angelegenheit von mir", schrieb er an den Gesandten.

Fast um dieselbe Zeit trat ein sehr angesehener und hervorragender Ordensmann, Fray Diego de Chaves, bei ihm das Amt eines regelmäßigen Beichtvaters an. Das Amt war ebenso wichtig als schwierig; denn der Prinz, ungehalten über die Zurückgezogenheit, welche sein kranker Zustand ihm auferlegte, begann bereits seinem Vater sich noch mehr zu entfremden. Dem mildernden Einfluß dieses würdigen Priesters mag die gottergebene, echt christliche Stimmung zuzuschreiben sein, in welcher Don Carlos, noch immer fieberkrank, im Mai 1564 sich entschloß, sein Testament zu machen. Niemand wurde zu dessen Abfassung beigezogen als der Notar des prinzlichen Hofhaltes Dr. Hernan Suarez de Toledo, einer der wenigen Vertrauten und Freunde des Don Carlos, die es bis zum Ende geblieben sind. Am 19. Mai 1564, während der Infant fieberkrank zu Bette lag, wurde das versiegelte Testament vor sieben Zeugen in aller Form Rechtens dem öffentlichen Notar übergeben.

Die Bestimmungen dieses merkwürdigen Documentes sind von Don Carlos selbst dictirt. Sie gereichen ihm sehr zur Ehre und zeigen, daß,

welche Fehler auch immer seinem Charakter anhaften mochten, die Religion auf ihn einen großen, veredelnden, geistig hebenden Einfluß übte.

Er beginnt mit dem feierlichen Bekenntniß seines katholischen Glaubens und der Anrufung der Erbarmung Gottes für die Todesstunde. Zu Toledo im Kloster S. Juan will er begraben sein im Kleide des hl. Franciscus. Kein Monument soll ihm errichtet werden; eine einfache Grabplatte will er, aus einem Stein, ohne alle Zier. Die Leichenfeier soll einfach sein, keine Auslage für ihn gemacht werden, die entbehrlich ist. Bei den feierlichen Exequien, wo sonst das Gotteshaus von einem Lichtermeer durchfluthet scheint, soll für ihn die Zahl von 24 Kerzen nicht überschritten werden. An andern bestimmten Tagen, wenn nach altem Brauch Kerzen auf seinem Grabe brennen, soll nur an den vier Enden eine einzige stehen. Außer den gewöhnlichen Legaten als Almosen für die Klöster und für heilige Messen bestimmt er 10 000 Ducaten für den Loskauf christlicher Gefangener aus der Sklaverei. Den Dürftigsten soll die Wohlthat zugewendet werden. Beim Kloster S. Juan de los Reyes, wo seine Leiche ruhen wird, will er ein Chorherrenstift errichtet wissen mit drei Lehrkanzeln, einer für Heilige Schrift und zwei für den hl. Thomas, alles übrige nach Art der gewöhnlichen Collegiatstifter. Dem Prinzen liegt es am Herzen, daß seine Schulden alle bezahlt werden. Er hat deren viele, mehr als er im einzelnen aufzählen kann; die bedeutendsten macht er namhaft. Im Punkte der Gerechtigkeit nimmt er es genau. Vor drei Jahren hat ihm ein Edelmann einen pelzbesetzten Mantel überlassen; er hat noch nichts dafür bezahlt. Jetzt soll sein Gläubiger 1000 Ducaten dafür erhalten. Unter des Prinzen Reliquienschatz findet sich ein Dorn, von dem man glaubt, er sei aus der Dornenkrone des Erlösers. Sein früherer Hofmeister Don Antonio de Rojas, jetzt seit Jahren todt, hat ihm das kostbare Kleinod einst zum Geschenk gemacht; aber der Prinz hat sagen hören, ohne es ganz sicher zu wissen, die kostbare Reliquie gehöre zum Familienmajorat der Rojas nach Anordnung der Altvordern und dürfe nicht aus jener Familie weggegeben werden. Der Infant verordnet daher, die Reliquie an jene Familie zurückzustellen [1].

[1] Dies erinnert an einen Zug aus Don Carlos' Kindheit. Maurenbrecher fand auf der Bibliothek von Santa Cruz in Valladolid einen sauber und hübsch geschriebenen Codex von Cäsars Commentarien. Darin fand sich ein Vermerk des Bibliothekars vom 9. Mai 1556, dies Buch des Collegs von Santa Cruz sei an den Prinzen Don Carlos ausgeliehen worden. Aber unmittelbar darunter findet sich ein zweiter Vermerk vom 11. Mai 1556, der Prinz habe das entliehene Buch zurückgeschickt, da er nachträglich in Erfahrung gebracht, daß es verboten sei, aus der Stiftsbibliothek Bücher auswärts zu verleihen. Vgl. Histor. Zeitschr. XI, 283 Anm.

Auch die Schulden seines Lehrers, des Bischofs von Osma, möge der König bezahlen, gleich als wären es des Prinzen eigene Verpflichtungen. Ihn und seinen augenblicklichen Obersthofmeister ehrt er durch besondere Geschenke zum Zeichen des Andenkens. Zu des Prinzen Hofhalt gehören auch zwei Sklaven, Diego und Juan. Don Carlos ist für sie besorgt. Sie sollen einem vom Prinzen selbst bezeichneten tüchtigen Bildhauer in die Lehre gegeben werden. Wenn sie sich brav halten und etwas lernen, soll man ihnen die Freiheit schenken, ihnen behilflich sein, sich selbständig zu machen, und sie unterstützen, auf daß sie sich einen eigenen Herd gründen können. Erweisen sie sich aber nicht als so geartet, daß die Freilassung zu ihrem wahren Besten erscheint, so soll ihnen dieselbe auch nicht zu theil werden, und der Sklave Diego soll in den Besitz Honoratos, des Bischofs von Osma, Juan in den des Don Pedro Pimentel, Kammerherrn des Prinzen, übergehen. Don Carlos legt jedoch diesen ans Herz, in diesem Falle die Sklaven gut zu behandeln und so für dieselben zu sorgen, daß sie nicht verloren gehen.

Vor allem aber will der Prinz die Pflichten der Dankbarkeit erfüllen. Der erste Dank galt dem Himmel. Nach seinem Sturze während seiner schweren Krankheit hatte er große Gelübde gemacht, reiche Gaben für verschiedene Klöster; das Gelübde war noch nicht eingelöst. Die Berührung der Reliquien des Fray Diego hatte ihn augenblicklich geheilt; er fühlt sich verpflichtet, nach Kräften zu dessen Heiligsprechung beizutragen. Kann dies zu seinen Lebzeiten nicht mehr erreicht werden, so hinterläßt er die heilige Verpflichtung, diese Sache zu betreiben, seinem Vater [1]. Auch eine Dankespflicht des Vaterlandes will er abtragen. Im Jahre 1563 hat Don Martin de Cordova das Fort Mazalquivir an der Küste der Berberei mit großem Heldenmuth gegen die maurische Uebermacht vertheidigt. Ein entsprechender materieller Lohn ist damals dem tapfern Soldaten nicht zu theil geworden; aber Don Carlos, von dem Wunsche beseelt, Männer zu belohnen, die im Dienste sich auszeichnen, war schon damals entschlossen, ihm und seinen Nachkommen zum ewigen Andenken an die große That ein Jahreseinkommen von 3000 Ducaten auszuwerfen. Sollte es ihm nicht mehr vergönnt sein, dies selbst zu thun, so möge der Vater den letzten Wunsch seines Sohnes erfüllen.

Eine andere Dankespflicht gilt seinen Dienern. Die sollen alle „vom ersten bis zum letzten" für die ganze Zeit ihres Lebens den vollen Gehalt

---

[1] Die Heiligsprechung wurde wirklich von Philipp II. betrieben und erfolgte am 2. Juli 1588 unter Sixtus V.

beziehen entsprechend ihrer Stellung, aber so, als hätten sie diese im Haushalte des Königs selbst eingenommen, und zwar ohne jede weitere Dienstpflicht. Des Prinzen bisheriger Kammerherr, Don Pedro Pimentel, soll an Einkommen dem ersten Kämmerer des Königs, Ruy Gomez Fürsten Eboli, gleichgestellt werden; denn es ist Carlos' Wille, wenn er König werden wird, Pimentel zu dieser hervorragenden Stelle zu erheben. Ein anderer seiner Kammerherren, Don Estebez de Lobon, soll auf Lebenszeit das Dreifache seines bisherigen Gehaltes beziehen. Bei all dem spricht der Prinz sein Bedauern aus, nicht mehr für seine Diener thun zu können, und empfiehlt dieselben nachdrücklich der Huld des Königs. Dieses seines Vaters selbst gedenkt er in ehrerbietigster Weise; ihn setzt er zu seinem Universalerben ein; von ihm schreibt er:

„Alles dies will ich und ordne es an in der Hoffnung, daß der König, mein Vater und Herr, es gutheißen und die Ausführung gestatten wird. Ich ersuche Seine katholische Majestät und erbitte von Ihr als letzte Gunst, so inständig ich kann, Sie möge geruhen zu befehlen, daß nach meinem Tode alles mit der möglichsten Genauigkeit ausgeführt werde, da ich Ihm ja doch im Falle längern Lebens weit mehr gekostet hätte. Ich bitte Ihn, in derselben Weise es zu befehlen, wie der Wille, den ich habe, in allem Ihm zu gehorchen, Ihm angenehm zu sein und Ihm zu dienen, mich leiten wird, Sein Testament zu vollstrecken, im Falle nach der Ordnung der Natur ich einmal Sein Nachfolger würde."

Die Krankheit, deren Wiederholung und Dauer den Prinzen zu so ernstem Acte bewogen hatten, nahte jedoch ihrem Ende. Das Fieber nahm ab; am letzten Mai 1564 fühlte er es zum letztenmal. Philipp II. hatte an des Prinzen Unzufriedenheit und zunehmend widerspänstigem Benehmen schon erkennen können, daß es eine mißliche Sache sei, einen von übertriebenem Selbstgefühl erfüllten jungen Mann von 19 Jahren fortwährend gleich einem Kind in Vormundschaft zu halten. Schon vor seiner Rückkehr nach Madrid hatte er daher am 14. Mai 1564 einen selbständigen Hofstaat, wie er für den erwachsenen Thronfolger sich gebührte, mit den obersten Hofämtern für seinen Sohn eingerichtet. Der alte Don Garcia de Toledo war am 29. Januar 1564 gestorben; Carlos hatte ihm keine Thränen nachgeweint. Einstweilen war Don Luis Quijada, Karls V. treuester Freund und Gefährte in seiner Einsamkeit von St. Yuste, als Obersthofmeister an dessen Stelle getreten. Don Carlos schätzte ihn schon wegen des Andenkens seines Großvaters.

Philipp II. that noch mehr. Don Carlos sollte künftig den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnen. Der König selbst führte am 16. Juni ihn ein und zog sich dann zurück, um dem Prinzen desto mehr den Schein der Bedeutung und Selbständigkeit zu lassen. „Der Kunig", meldet der kaiserliche Bevollmächtigte in Madrid am 29. Juni, „erzeigt sich auch etwas baser gegen ihn, denn bisher beschehen. Ist resolvirt, ihm hinfuran im Rath zu brauchen, auch daß ihm Relation von allem, was gehandelt wird, gegeben werd'." Don Carlos zeigte sich denn auch jetzt bei besserer Stimmung. Den österreichischen Prinzen erwies er sich freundlich; am Johannistag betheiligte er sich an einem von den jungen Herren des Hofes veranstalteten, damals sehr beliebten Kriegsspiel, und es fiel auf, daß er sich ganz geschickt dabei benahm. Schon jetzt meldete der kaiserliche Gesandte nach Prag, der König hege die Absicht, Don Carlos als Statthalter in die Niederlande zu senden, und noch am 1. August wiederholte er diese Nachricht. Nach Belgien drang dieselbe Kunde auf anderem Wege. Von dort aus meldete am 23. August der Staatsrath Viglius an Granvella: „Man spricht zwischen den Zähnen von dem Hierherkommen unseres gnädigsten Prinzen an Stelle des Königs; aber ich glaube es nicht, und es wäre nicht das richtige (ny ne seroit ce que convient), und immerhin, wenn er kommt, wird man eben so gut mit ihm fahren, als es sich immer machen läßt." Auch Granvella war für den Gedanken nichts weniger als begeistert und im übrigen besser unterrichtet als Viglius. „Ueber das Kommen unseres gnädigsten Prinzen in die Niederlande an Stelle des Königs, unseres Herrn", antwortet er am 10. September, „ist noch nichts beschlossen, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich glaube nicht, daß dies das Heilmittel für die Verwicklungen sein würde, und mir scheint, daß es eben jetzt aus vielen Gründen um so weniger am Platze wäre, da man von der Königin Nachkommenschaft erwartet."

Eine Maßregel, die um diese Zeit der König traf, ließ jedoch erkennen, daß er um Don Carlos in ernsten Sorgen sei und mit aller Behutsamkeit über ihn wachen lasse. Seinen vertrautesten Diener und Freund, der zugleich sein erster Kammerherr und sein erster Rathgeber war und der ihm persönlich unentbehrlich schien, Ruy Gomez Fürsten Eboli, ernannte er an Stelle Quijadas zum Obersthofmeister des Prinzen. Es war kein angenehmes Amt für Eboli und keine Freude für Don Carlos. Seinem Weib wie ihm selbst grollte der Infant, weil sie den Heiratsplan mit Donna Juana eifrig betrieben hatten, ihm selbst aber

schon deshalb, weil er der erste Rathgeber des Königs war. Wie Eboli sein Amt auffaßte, zeigt eine Aeußerung gegenüber dem französischen Gesandten, der ihn beglückwünschen kam. Der König, sein Herr, habe ihm dieses Amt übertragen wollen auf Grund des Vertrauens, das er in ihn setze, um seinem Sohne zur Seite zu stehen bis zu der Zeit, da derselbe verheiratet sein werde; dann würde schon die Frau für ihn sorgen. Es war, was der kaiserliche Gesandte schon am 22. April nach Prag geschrieben hatte[1]: viele seien der Meinung, daß der Prinz eine Gemahlin nehmen werde, welche ihn regiere.

Diese Gemahlin dem Infanten zu verschaffen, und zwar in der Person der Erzherzogin Anna, war die Hauptaufgabe und das eifrigste Bestreben des Barons von Dietrichstein, der zugleich als kaiserlicher Gesandter und Obersthofmeister der beiden Erzherzoge mit diesen im März 1564 nach Spanien gekommen war. Alles, was Maximilian II. Ungünstiges über Don Carlos gehört hatte, war nicht im stande gewesen, ihn von dem Wunsche, seine Tochter mit diesem zu vermählen, abwendig zu machen. Sein Gesandter sollte nun über den Prinzen die genauesten Nachrichten geben und zugleich alles aufbieten, die Sache zum ersehnten Ziele zu führen. An Eifer ließ es denn auch der treue Dietrichstein nicht fehlen, schon bevor er den Prinzen auch nur zu Gesicht bekommen hatte. All seinem Drängen setzte der König ausweichende Antworten entgegen, und Luis Mendez de Haro, ein redlicher Freund des Kaiserhauses, warnte ihn in vertraulicher Unterredung: „Lieber, halt nit eher darumben an, bis Ihr zuvor den Prinzen gesehen habt.“ Dietrichstein schüttelte darüber den Kopf: „Weiß nit, wie ich's verstehen soll, ob sie gern Ursach' gäben, daß wir mit der Sachen aussetzen?“ Ja am 29. Juni muß er nach Hause schreiben[2], viele hätten ihm wegen seiner eifrigen Betreibung dieser Angelegenheit Vorwürfe gemacht, andere ihm die Eigenschaften des Prinzen vorgestellt. Es komme ihm oft vor, man mache diese Einwendungen nur, um Philipp II. zu bewegen, von dem ganzen Heiratsplan mit der Erzherzogin abzusehen. Indes mußte er am 22. April 1564 selbst gestehen: „Die Information (über die Persönlichkeit des Prinzen), so ich bisher hab', ist schlecht genug.“ Schon bevor er den Prinzen selbst gesehen, faßte er das Ergebniß seiner Erkundigungen in einer umfassenden Schilderung zusammen. Er erwähnt zum Schluß des Prinzen strenge Enthaltsamkeit

---

[1] Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. I. 123.
[2] A. a. O. I, 126.

gegenüber geschlechtlichen Verirrungen, aber auch dessen geringe Sorgfalt für das Aeußere. Der Berichterstatter schließt: „Viele meinen, daß er so gar pudico und mal acondiciado, bescheh aus dem, daß er ein groß Gemüth, und daneben sieht, daß sein Vater so gar seiner nit acht und er so gar nix vermag; sei halb verzweifelt. So sei auch viel versaumbt worden, daß er nit anderst erzogen, denn seine naturalia sein gut; so sei er auch, wie er khliner, nit also gewest."

Erst am 29. Juni konnte Dietrichstein den Prinzen aus eigener Beobachtung beschreiben; er fand jedoch wenig an dem zu ändern, was er früher auf Grund seiner Erkundigungen berichtet hatte: „Von Angesicht ist er ziemlich wohl gestalt, hat keine böse Faction (Gesichtszüge), ein braun lats (schlaffes) Haar, mediocre caput, nit sunders hohe Stirn, grable (tiefliegende?) Augen, ein mittelmäßige Lefzen, ein langelt Kinn und Angesicht gar bleich; schlägt nit aus dem Österreichischen Geschlecht; nit breit von Achsel, von Leib auch nit groß, der eine Achsel höher ein wenig als die andere; ein eingebogene Brust; unter den Schultern herab, schier gegen den Magen über, ein Buckel; den linken Fuß auch um ein Gutes länger denn den rechten, und braucht die ganz recht Seiten übler denn die linke; ziemlich starke Schenkel, aber übel proportionirt und schwach auf den Schenkel. Hat gar eine kleine und subtile Stimm. Die Red kummt ihm anfangs was schwer an, daß er's muß herausdrucken; pronuncirt das r und l übel, aber in Summa redt, was er will, und daß man ihm dennoch ziemlich versteh'."

Diese Beschreibung des Aeußern ergänzt der Gesandte am 4. Juli, da er das eben für den Hof von Prag fertiggestellte Porträt des Prinzen mit der Bemerkung begleitet, daß in Wirklichkeit der Mund stets offen, das Gesicht nicht so voll und die Augen nicht so aufgethan seien, wie der Maler sie darstelle. Hinsichtlich der Gesundheit hatte Dietrichstein gleich zu Eingang bemerkt, der Prinz sei „jetzt ziemlich wohl auf"; aber am Schluß der ganzen Schilderung muß er doch als Endergebniß das Geständniß machen, „daß Don Carlos ein preßthafter, schwacher Herr, aber hinwiederum eines mächtigen Kunigs Sun". „Ein schwacher Herr ist er in Wahrheit," wiederholt der Gesandte am 11. Juli nach abermaliger längerer Beobachtung, „und [ich] könnt' Ew. Majestät nit wohl ander Relation thun, als zuvor von mir beschehen."

Ueber des Prinzen geistige und moralische Eigenschaften hatte Dietrichstein schon am 22. April, bevor er den Prinzen selbst kennen gelernt hatte, berichtet:

„In vielem erzeigt er einen guten Verstand, herwieder in anderem ist er so kindisch als ein Kind von 7 Jahren; redt gern und fragt um alle Ding, aber mit keinem judicio oder in nullum finem, mehr aus Gewohnheit als sunsten. So hat man bisher nit merken können, daß er zu etwas Gutem geneigt, oder sunsten nit abnehmen mögen, wozu er ein Lust (hab') und incliniret, als allein zum Essen. Und also ißt er so geitig (gierig) und so viel, daß nit davon zu sagen, und wann er erst gessen, so eß' er von neuem wieder. Solches Überessen sei ein Ursach all seiner Schwachheit, und trägt deß männiglich Besorg, er werde nit lang leben können bei dem Wesen. Und braucht sich keiner Übung nit."

Diese Schilderung vervollständigt Dietrichstein am 29. Juni: „Bisher hat man ihm kein Inclination oder Lust zu etzwan particulariter spüren können. Ißt gar geitig; gleichwohl hat man ihn ad diaetam gebracht. Ißt nit mehr als ein Speiß allweg, die ist ein ganzer gesottener Kapaun, klein geschnitten und darnach ein Brüh darauf gossen von ein Chastraunenschlegel den Saft herausgedruckt. Trinkt auch nur einmal, und Wasser; ist ihm der Wein gar zuwider."

Mit der eigentlichen Charakterschilderung hatte sich der Gesandte im ersten, aus fremden Mittheilungen geschöpften Berichte kurz gefaßt: „Was er sich fürnimmt, das will er, daß fortgeh', und laßt sich sein Willen nit brechen. Und ist doch die Vernunft nit also, daß er zu unterscheiden wüßte unter dem, was Recht und Unrecht, schädlich oder nutz ist. Was acondiciado (was die äußere Erscheinung angeht), all: possibile unsauber." Schon in seiner nächsten ausführlichen Schilderung vom 29. Juni weiß Dietrichstein am Prinzen auch manches zu rühmen: „Ist gar feintlich (sehr) gottsforchtig, ein großer Liebhaber der Gerechtigkeit und der Wahrheit; mag gar kein Unwahrheit nit leiden, und den er einmal auf Unwahrheit befunden, deß mag er nimmer. Hat tapfere, redliche, tugendhafte, ehrliche und ansehnliche Leut lieb, will, daß ihm wohl und fleißig gedient werde, und den, der solches thut, hat er lieb und befürdert ihn." Auch über des Prinzen Geistesfähigkeit urtheilt der Gesandte jetzt günstiger: „Er hat mit mir auch vielmal geredt und viel gefragt, wie sein Brauch, aber seine Fragen sein gar nit ungereimbt gewesen, wie man wohl sagt, daß er die thun soll, sunder alles Fragen die hat ihm meines Erachtens gar wohl gebührt und zu thun angestanden. So hat er ein treffentliches Gedächtniß, und [ist], wie man sagt, in vielem nur gar zu acuto. Das gibt den Leuten Ursach, zu Zeiten zu reden, daß er feintlich frei mit seinen Reden und gar apertus ist und daneben gar unachtsam,

et certe multa quae videntur peccata naturae, educatione corrigi poterant."

Mit Dietrichsteins eigenthümlicher Mission und mit der am Kaiserhofe längst gehegten Unzufriedenheit über die Hinauszögerung der Heirat hängt es zusammen, daß der Gesandte sich stets geneigt zeigt, Don Carlos in Schutz zu nehmen, und wo er dessen Fehler nicht läugnen kann, deren Verschuldung andern zur Last zu legen. Es ist klar, daß er die Situation nicht durchschaut; aber immerhin enthalten seine Berichte beachtenswerthe Momente. So schreibt er auch jetzt nach den ersten 14 Tagen persönlicher Bekanntschaft mit dem Infanten:

„Von seiner Conduite, weil ich [mit] ihm wenig tractire, kann ich nit anderst schreiben, als wie man von ihm sagt. Gegen meinen gnädigsten Herrn (Kaiser Max II.) erzeigt er sich nur freundlich und wohlgesunnen. Macht man ihn mal acondicionado, hinwiederumb, so nimmt ihrer viele dessen nit Wunder und vermeinen, man habe ihm bisher wohl Ursach dazu geben, neben dem, daß er bisher stets schwach und krank gewest. Was in der Jugend mit ihm versaumbt gewest, hat man jetzt wollen remedieren, und ihn, wie man ihn dazumal halten sollen, jetzunt haben wöllen, welches alles [er], der ein groß und hoch Gemüth hat, nit leiden wollen. Alle Diener, die er gehabt, ihm alle wider seinen Willen zugeben; so hat ihn sein Vater zu nichts gebraucht, was ihn denn nit wenig beschmerzt, auch ihn keiner Handlung theilhaftig machen wöllen. Wie dem allem, so mag auch etzwas daran sein (ein Grund dafür vorliegen), dann er gar ein schnellen und heftigen Zorn [hat], laßt sich den Zorn gar übel gehen. Was er ums Herz hat, das sagt er frei und unverholen, es treff' wen es wolle, und da er ein Unwillen gegen jemand gefaßt, laßt er den nit leichtlich fallen; verharret feintlich auf seiner Meinung, und was er sich fürnimbt, das will er, daß vorgehen soll, dessen denn ihrer viele erschrökhen, da er etzwa den Verstand nit zum Rechten brauchen wollt."

Noch einmal, im September 1564, befiel den Prinzen ein schlimmes Fieber; aber dieses Mal dauerte es nicht lange. Dietrichstein konnte am 24. November an seinen Hof melden: „Es ist der Prinz ein Zeit her wohl auf und gesunder als er vor langer Zeit gewest; reitet und geht täglich aus und thut große Übung . . . er bessert sich täglich." Die Besserung hielt an; am 6. Juni 1565 schreibt Dietrichstein dem Kaiser: „Was mich seiner Person und Condition halber bedunkt, hab ich Ew. Majestät zuvor geschrieben, aber in Wahrheit, so hat er sich ein Zeit her

sehr verkehrt (verändert), ist viel gesunder und stärker dann zuvor." So schienen sich die Zukunftsaussichten des Prinzen wieder aufzuhellen. Ein französischer Edelmann, Brantôme, Seigneur de Bourdeilles, der nachmals seine Reiseerlebnisse in anekdotenreichen Memoiren niedergelegt hat, kam eben damals, im November 1564, nach Madrid und wurde auch bei Hof empfangen. Man wird gut thun, die Anekdoten und den Stadtklatsch, die er über den Prinzen nachträglich aus seinem Gedächtniß aufgetischt hat, mit Vorsicht aufzunehmen. Was er jedoch von dem persönlichen Eindruck schreibt, den er vom Prinzen erhielt, scheint bemerkenswerth: „Nach meinem geringen Urtheil glaubte ich, daß er eines Tages zu Bedeutung gelangen werde, und fand an ihm eine sehr gute Art des Benehmens und Freundlichkeit im Verkehr. Zwar war sein Körper etwas verwachsen, doch trat dies wenig hervor."

Aehnlich günstige Berichte drangen damals wohl auch an die auswärtigen Höfe, und so erklärt es sich, wie gerade um diese Zeit, im Februar 1565, Papst Pius IV. den Sohn und Nachfolger des mächtigsten katholischen Fürsten dadurch ehren wollte, daß er den geweihten Hut und Degen ihm übersandte. Der Prinz trat von jetzt an auch nach außen wieder mehr hervor. Graf Egmont, der, von der Statthalterin der Niederlande zu wichtigen Verhandlungen gesandt, im Februar 1565 am Hofe von Madrid sich durch alle Ehrenerweise ausgezeichnet sah, wurde auch vom Infanten in huldvoller Weise empfangen. An der Seite seines Vaters ritt Don Carlos am 13. November dem päpstlichen Legaten, Cardinal Hugo Buoncompagni, dem spätern Gregor XIII., zu feierlichem Empfang entgegen; unmittelbar darauf, am 15. November, begleitete er den König nach Toledo, um die Reliquien des hl. Eugen mit entgegenzunehmen, welche der König von Frankreich Philipp II. zum Geschenk gemacht hatte.

Auch in des Prinzen privaten und persönlichen Beziehungen zeigt sich in dieser Zeit manches, was zu seinem Vortheil spricht. Mit seinem Lehrer Juan Honorato, den die Verwaltung seines Bisthums von dem Prinzen ferne hält, steht er in freundlichem Briefverkehr. Ein Brief des Don Carlos vom 23. Januar 1565 drückt in den herzlichsten Worten die Freude aus, die der Prinz darüber empfindet, den einstigen Lehrer bald einmal wiedersehen zu können. Auch ferner erhielt sich dieses gute Verhältniß. Don Carlos weiß zu bewirken, daß am 15. Mai 1566 Papst Pius V. durch eigenes Breve dem Bischof von Osma für die Hälfte des Jahres Dispens von der Residenzpflicht ertheilt, um einige Monate bei dem Prinzen zubringen zu können. Damit nicht zufrieden,

schreibt der Prinz an den Papst, daß Honorato zum Cardinalat erhoben werde, und er drängt den Nuntius in Madrid, den Papst daran zu erinnern.

Auch der Königin, seiner Stiefmutter, zeigte Don Carlos bei jeder Gelegenheit seine Aufmerksamkeit und dankbare Verehrung. Als sie im August 1564 lebensgefährlich krank lag, berichtet der französische Gesandte am 19. August nach Paris, der Prinz sei deshalb „über die Maßen traurig". Im folgenden Frühjahre, da Elisabeth zum Wiedersehen mit ihrer Mutter am 9. April ihre Reise nach Frankreich antrat, gab der Infant mit Don Juan, den österreichischen Erzherzogen und den Cavalieren des Hofes ihr eine Tagreise weit das Geleit. Während ihres Weges von Madrid nach Valladolid sandte ihr der Prinz dreimal einen Eilboten nach, sie zu grüßen und nach ihrem Befinden sich zu erkundigen. In Valladolid traf infolge einer inzwischen vom König vorgenommenen Veränderung der Infant wieder mit dem Hofe zusammen. Auf den täglichen Ausflügen, welche die Königin von hier aus unternahm, wurde sie stets von Don Carlos und Don Juan d'Austria begleitet. Bei der Rückkehr aus Frankreich wurde die Königin zuerst von Philipp II. empfangen, der ihr entgegengereist war. Aber auch Don Carlos wollte bei dieser Gelegenheit sie auszeichnen. Er ritt am 30. Juli dem Königspaare von Segovia aus drei Meilen entgegen. Sobald er der Königin gewahr wurde, stieg er vom Pferd, und die ungekünstelte Herzlichkeit, mit der er sie begrüßte, wurde vortheilhaft bemerkt.

Angesichts so mancher günstigen Anzeichen in des Prinzen Gesundheit und Auftreten war Dietrichstein voll Zuversicht, die Heirat mit der Erzherzogin zum Abschluß zu bringen. In der That schien alles günstig. Die Erzherzogin Anna war in Valladolid geboren, ein wichtiger Umstand für eine künftige Königin von Spanien; sie war um vier Jahre jünger als der Infant und in jeder Beziehung trefflich begabt. Dietrichstein säumte nicht, dem Infanten ein Bild der jugendlichen Kaisertochter zukommen zu lassen; es fand sich später in des Prinzen Nachlaß, mit Edelsteinen und Perlen kostbar gefaßt. Bei alledem war es die Tochter eines Kaisers, dessen Lieblingskind und Aelteste. Als Schwiegersohn des Kaisers konnte Don Carlos mit Ehren nach den Niederlanden ziehen; als eines Kaisers Eidam konnte er nicht länger von seinem Vater unter Vormundschaft gehalten werden. Hatte Don Carlos früher von einer Verbindung mit Maria Stuart geträumt, so lebte er sich jetzt mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit ganz in den neuen Plan hinein, um so mehr, da dessen

Ausführung nichts im Wege zu stehen schien. Schon am 24. November 1564 meldet Dietrichstein, daß der Prinz lebhaftes Interesse für die Erzherzogin bekunde und bei solchen, welche dieselbe kennen, eifrige Erkundigungen über sie einziehe; am 16. März 1565 berichtet er: „Es hat mich der Prinz nun etlichemal gefragt, was ich in dieser Sach von seinem Vater für Bescheid, woraus ich wohl abnehmen kann, daß er's feintlich gern säh, und daß ihm die Zeit auch lang ist." Im August 1565 machte Don Carlos in Segovia mit der Königin und ihrer Begleitung in einem Ochsenwagen eine Spazierfahrt durch den Park. Da er längere Zeit schweigend im Wagen saß, fragte ihn die Königin neckend, wo seine Gedanken weilten. „Mehr als 200 Meilen von hier", war die Antwort. „Und wo ist das in so weiter Ferne?" fragte die Königin weiter. „Bei meiner Cousine", war die Antwort [1].

Auch den österreichischen Erzherzogen erzeigte sich Carlos freundlich, obgleich die großen Auszeichnungen, die der König ihnen zu theil werden ließ, ihm auffallen und ihn argwöhnisch stimmen mußten. „Ob er wohl deshalben mit ihnen zu eifern Ursach hätt," berichtet Dietrichstein am 26. September 1565 nach Prag, „so erzeigt er doch, auch in Sunderheit Ihrer Durchlaucht (Kronprinz Rudolf) große Lieb: glaub, alles der Schwestern halber."

Allein Philipp II. hatte einstweilen mit der Verheiratung seines zwanzigjährigen Sohnes noch keine Eile. Dem französischen Gesandten, der auf eine klare Antwort mit Rücksicht auf die Erzherzogin drängte, ließ er im Juli 1564 erwidern, ein bestimmter Entschluß sei noch nicht möglich; er müsse erst abwarten, wie seines Sohnes Gesundheitszustand sich gestalte. So kränklich, wie derselbe gegenwärtig sei, könne man ihn nicht verheiraten. Einige Monate später, am 12. September 1564, gab Philipp II. seinem für den Hof von Prag bestimmten Gesandten folgende Anweisung:

„Sagen Sie dem Kaiser, meinem Bruder ..., daß ich ihn bereits wissen ließ, daß mein Sohn nicht in der entsprechenden körperlichen Verfassung sich befinde, um denselben zu verheiraten, und daß ich nicht ohne lebhaften Schmerz mich gezwungen sehe, dasselbe ihm zu wiederholen, daß, wiewohl mein Sohn jetzt 19 Jahre vollendet hat, und man ja auch andere junge Leute sieht, die sich langsam entwickeln, Gott es so gefügt hat, daß dies mit ihm in noch höherem Grade der Fall sei als mit ihnen allen;

[1] Saint-Sulpice, 9. September.

daß, wiewohl es meine Gewohnheit ist, in meiner Sprache so wahrhaftig zu sein, daß es für das, was ich hier sage, weiter keiner Bürgschaft bedarf, sie (die Glieder der kaiserlichen Familie) sich dennoch bei Personen, die sie für geeignet halten, unterrichten können, ob das, was ich sage, nur eine Ausrede ist, um die Sache in die Länge zu ziehen, oder, wie es meine Ueberzeugung ist, ein nur zu sehr in der Sache begründetes Hinderniß für den Abschluß der Heirat, daß endlich in diesem letztern Falle es nothwendig ist, daß wir alle Geduld haben und die Angelegenheit verschieben bis zu dem Augenblick, da die Heirat abgeschlossen werden kann."

Auch da des Prinzen Gesundheit sich besserte, verlautete nichts von einer Absicht des Königs, die Verlobung herbeizuführen. Nach wie vor hüllte er seine Absichten wie seine Gründe in undurchdringbares Geheimniß. Vergebens suchte Dietrichstein zur Entscheidung zu drängen. Als er eines Tages bei einem guten Freund des österreichischen Hauses am Hofe von Castilien, Don Luis Mendez de Haro, über diese Verzögerung sich beschwerte, antwortete ihm dieser: „Es scheint nit gut gethan, die Einwilligung zu geben, wann man es später zurücknehmen müßte." Für Dietrichstein, aber noch mehr für dessen Herrn, den Kaiser Max II., war das alles ein Räthsel; in ihren Briefen sprachen sie von dem „Mysterium des Verzugs mit des Prinzen Heirat".

Aber auch Philipp II. selbst hatte unter den Folgen dieses Verzuges zu leiden. Don Carlos wollte durchaus selbständig und von seinem Vater unabhängig sein. Er war eine gewaltthätige, despotische Natur; in der Befriedigung von Despotenlaunen war er groß geworden; von Kindheit an war er nicht anders gewohnt, als daß, abgesehen allein von den Pflichten der Religion, sich alles um seinen Willen drehe. Erst des Vaters höhere Autorität hatte ihn in Schatten gestellt und bedeutungslos gemacht, und das eben war ihm unerträglich. Der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn hatte trotz aller Formen und aller angewandten Vorsicht längst schon den Augen der fremden Beobachter sich verrathen. Schon am 12. Juni 1564 hatte der durch die Königin selbst stets wohlunterrichtete Gesandte Frankreichs an seinen Hof geschrieben: „Er beginnt gegen den König und das, was dieser befiehlt, sich stark widerspänstig zu zeigen." Es war zum erstenmal, daß solches nach außen verlautete.

Mit dem Beginn des Jahres 1565 ward es schlimmer. Es schien, je mehr der Prinz an körperlicher Gesundheit zunahm, desto mehr die Spannung mit seinem Vater sich zu verstärken. „Nam ipse princeps moram istam Patris aegerrime fert", meldet Dietrichstein am 16. April,

und schon am 6. Juli 1565 fügt er von Philipp II. redend hinzu: „Die Resolution in negotio filii sui (die Heiratssache) möcht vielleicht jetzt von statten gehen, weil er sieht, daß Ew. Majestät also darauf bringen und sein Sun auch selbst dessen ein sunder Verlangen [hat] und begierig ist. Glaubt man, sein Sun, der habe ihm allerlei Anfechtungen und Nachdenken verursacht."

In der That scheint im Frühling 1565 Philipp II. die Sorge um seinen Sohn lebhaft beschäftigt zu haben. Als Elisabeth von Valois ihren königlichen Gatten bat, ihr zur Zusammenkunft mit ihrer Mutter den Fürsten Eboli mitzugeben, was Katharina von Medici im französischen Interesse wünschte, schlug Philipp II. diese Bitte als unmöglich ab. Während der Reise der Königin solle der Prinz eine Wallfahrt nach Guadalupe unternehmen[1]. Nur einem so verlässigen Mann wie Ruy Gomez könne man denselben anvertrauen. „Wenn dieser nicht immer ganz nahe bei ihm ist," fügte der König hinzu, „so findet man ihn bei der Rückkehr nicht mehr, wo man ihn beim Weggehen gelassen hat." Aber bereits am 16. März konnte der französische Botschafter im geheimen nach Paris berichten, der Reiseplan für den Prinzen sei aufgegeben. „Was noch nicht bekannt ist", fügt er hinzu, „und wovon es nicht gut ist zu sprechen, denn die Veranlassung dazu läßt sich noch nicht schreiben." Dietrichstein weiß in seinem Bericht vom 6. April, die Abreise des Königs stehe bevor, ob aber Don Carlos denselben begleiten werde, das wisse man nicht. Der König reiste allein, einige Tage vor der Königin. Er kam noch abends zuvor auf des Prinzen Zimmer, um von diesem Abschied zu nehmen. In Guadarrama trafen König und Königin wieder zusammen. Eben jetzt kamen die Ostertage, und sie trennten sich, um nach alter Sitte sich in ein Kloster zurückzuziehen. Philipp II. hatte Giusando gewählt; dahin ließ er auch Don Carlos kommen, der mit ihm dort Ostern feiern sollte. Dann ging es gemeinsam nach Aranjuez.

War Prinz Carlos unzufrieden mit dem Vater wegen Verzögerung der Heirat, so war dies keineswegs, wie Dietrichstein sich einredete, die einzige Ursache der Spannung. Der König hatte vielmehr allen Grund, seinerseits mit dem Benehmen des Prinzen unzufrieden zu sein, und die sehr bedenklichen Wahrnehmungen, die er an demselben machen mußte, waren es gerade, was ihn vom Abschluß der Heirat noch immer zurückhielt. Der französische Botschafter, der nicht, wie Dietrichstein, mit vor-

[1] *Gachard,* Bibliothèque Nationale à Paris II, 183.

gefaßter Meinung die Lage der Dinge betrachtete, und der durch die Königin auch über Verhältnisse unterrichtet war, deren Kenntniß sich andern entzog, schrieb am 11. Februar an Katharina von Medici: „Der kaiserliche Courier kehrt eben zurück. Er geht sehr übel erbaut von dem Benehmen, das er bei der Tafel wie sonst an dem Prinzen von Spanien beobachtet hat. Er sagte mir, daß er es seinem Herrn (dem Kaiser) nicht verheimlichen werde, und war sehr betrübt, daß die gnädigste Prinzessin von Böhmen einen Prinzen heiraten müsse, welcher der Person wie den Sitten nach so übel beschaffen sei, wie dieser es ist.“

Ende August war der Prinz abermals erkrankt und dadurch genöthigt, den Hof zu verlassen. Den Anlaß der Krankheit enthüllt ein Schreiben des damals wohlunterrichteten Prinzen von Oranien an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, vom 2. November 1565: „Es soll auch der Prinz von Hispanien, gleichwie vorhin 16 Pfund Obst, also jetzunder 4 Pfund Trauben gessen und darauf zween Wasser-Trunk gethan haben, daraus er zu Schwachheit gefallen und krank geworden sei.“ Man wundert sich nicht, von strengen Verweisen zu hören, welche der König wegen solcher Ausschreitungen dem Prinzen ertheilt habe. Als der französische Gesandte dem König zur Wiedergenesung des Infanten seine Glückwünsche aussprach, antwortete der König dankend, für den Augenblick sei allerdings sein Sohn so ziemlich vom Fieber geheilt, und „mit einem Lächeln fügte er hinzu, er hoffe, bei den Ermahnungen, die er sehr häufig an den Prinzen richte, nicht mehr solche Ungehörigkeiten gegen seine Gesundheit zu begehen, und bei der Beschwerde der Krankheit, in welche er jeden Augenblick zurückfalle, würde jener vielleicht wohl für die Zukunft klüger und vorsichtiger werden“.

Unmaß und Unordnung im Speisegenuß war nicht das einzige, was Philipp II. seinem bereits erwachsenen Sohne vorzuwerfen hatte. Aus dem Munde der Königin selbst meldet der französische Botschafter am 3. November 1565 über den Infanten nach Paris: „Er tadelt und mißachtet gemeinhin alle Handlungen des Königs, seines Vaters, und nichts von dem, was die Prinzessin (Donna Juana) oder die kleinen Prinzen von Ungarn (die Erzherzoge) thun oder sagen, ist ihm recht.“ Der dem Infanten so günstig gesinnte Dietrichstein hatte gleich nach der ersten Bekanntschaft von der großen Unvorsichtigkeit und Rücksichtslosigkeit gesprochen, die jener im Reden sich zu schulden kommen lasse. Eine weitere Bemerkung vom 2. Januar 1566 zeigt, gegen wen jene Rücksichtslosigkeit vorzüglich gerichtet war: „Nun traut ihm der Vater nit; darf ihm auch

nit zuviel Gewalt geben. So ist der Prinz feintlich frei mit Reden und passieret seinem Vatern auch nit alles."

Wenn man Brantôme, dem reisenden französischen Edelmann, glauben darf, der 1564 kurze Zeit am spänischen Hof geweilt hat, so ging der Prinz noch beträchtlich weiter: er verhöhnte seinen Vater. Er ließ ein Buch anfertigen, ganz mit leeren Blättern, das außen und innen die Aufschrift zeigte: „Die großen Reisen des Königs Don Philipp". Die Blätter füllte er dann mit eigener Hand: „Reise von Madrid nach Pardo, von Pardo nach dem Escorial, vom Escorial nach Aranjuez; von Aranjuez nach Toledo, von Toledo nach Valladolid, von Valladolid nach Burgos, von Burgos nach Madrid; oder von Pardo nach Aranjuez, von Aranjuez nach dem Escorial, vom Escorial nach Madrid u. s. w." In dieser Weise füllte er das ganze Buch mit Aufzählung der Residenzen und Lustschlösser, in welchen Philipp II. seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. Der Streich blieb nicht verborgen und war wohl auch nicht für die Verborgenheit beabsichtigt. Es wurde zum Gespräch am Hofe; Philipp II. hörte davon und sah das Buch.

Brantôme wußte noch mehr zu erzählen; aber freilich stand er, da er seine Memoiren abfaßte, bereits unter dem Eindruck dessen, was in spätern Jahren zu Tage trat, und mag manches davon in die frühere Zeit zurückverlegt haben. Immerhin muß man zur Zeit von Brantômes Aufenthalt in Madrid bedenkliche Dinge über den Prinzen gesprochen haben. „Hätte er länger gelebt," schreibt Brantôme, „er hätte seinen Vater rasend gemacht; denn er war sehr unlenksam (bizarr) und voll von Tücken. Er drohte, er schlug, er schimpfte." Schon damals will Brantôme von des Prinzen Strafgericht an einem Schuster gehört haben, der ihm ein Paar Stiefel zu eng gemacht hatte. Der Prinz habe befohlen, das Leder in kleine Stücke zu schneiden und zu Ragout zu dämpfen, und habe den Schuster gezwungen, vor seinen Augen das Ganze aufzuessen. In ähnlicher Weise mußte ein Schneider, der ihm die Kleider ganz so zugeschnitten wie seinem Vater, dem König, den tollsten Ausbruch seiner Wuth erfahren.

Wäre Philipp II. ein Privatmann gewesen, so hätten vielleicht Klugheit und Vaterliebe ihm gerathen, seinen jungen Hypochonder thunlichst bald zu verheiraten. Dieser verlangte es mit Ungestüm, und durch die Vermählung, zumal mit einer so trefflichen und zuverlässigen Persönlichkeit wie die Erzherzogin Anna, wäre er voraussichtlich zufriedener, auch in seiner Handlungsweise ernster und besonnener geworden, und in sein

Leben wäre mehr Ordnung gekommen. Freilich stand das Lebensglück des armen Geschöpfes auf dem Spiel, dessen Los an ein so unseliges Wesen, wie der Prinz es war, gekettet werden sollte. Allein man hatte den Eltern der Erzherzogin die schlimmen Charaktereigenschaften wie die bedenkliche Körperbeschaffenheit des Prinzen nie verheimlicht; man hatte ausdrückliche Mittheilungen darüber gemacht, der österreichische Hof hatte seine Vertreter wie seine Freunde in Madrid, die über alles Bericht erstatten konnten, und trotz alledem wurde die Verbindung sowohl von Kaiser und Kaiserin wie von der Erzherzogin selbst aufs eifrigste gewünscht und betrieben. Carlos war eben „eines großen Königs Sun".

Allein Philipp II. mußte weiter denken. Vor allem war sein Sohn in ganz ausgesprochener Weise ein Verschwender. Trotz der Zurückgezogenheit, in welcher er bis dahin den weitaus größten Theil seiner Jugend verlebt, trotz seiner häufigen und langen Krankheiten, trotz des verhältnißmäßig geringen Grades von Freiheit, der ihm gelassen war, hatte Don Carlos es fertig gebracht, bis zu seinem 19. Jahre bereits eine beträchtliche Schuldenlast zu häufen, wie er es in seinem Testamente vom 19. Mai 1564 selbst anzuerkennen sich gezwungen sah. Mit fortschreitendem Alter und größerer Freiheit wuchs das Uebel. Die Art, wie der Prinz Darlehen erhob und wieder verschleuderte, wie er, um einer kindischen Laune zu genügen, die schwersten Verpflichtungen für die Zukunft einging, war dabei eine so sinnlose, so ganz unglaublich unbedachte, daß auch bei einem verständigen Privatmanne der Zweifel aufsteigen konnte, ob nicht die Entmündigung des Sohnes sich mehr empfehlen würde als dessen Vermählung. Weder Philipp II. als Vater noch Max II. als Schwiegervater befanden sich in der Lage, zur Befriedigung toller Launen eines Verschwenders die Mittel darzustrecken. Doch waren es weit ernstere und umfassendere Rücksichten, die für Philipp II. in Betracht kamen.

Wenn der mächtigste Monarch Europas seinen einzigen Sohn mit der Tochter des Kaisers vermählte, so konnte er diesen nicht ferner in Unselbständigkeit und Unthätigkeit, gleichsam unter Aufsicht stets an seiner Seite halten. Das Herkommen und die öffentliche Meinung Europas verlangten es, und Philipp II. schuldete es dem Kaiser wie seinem Sohne und seiner Schwiegertochter, daß er alsdann dem vermählten Thronfolger eine geziemende Stellung als Statthalter eines seiner Länder übertrage, sei es in den Niederlanden, sei es in Italien. Diese Consequenz war von der Vermählung selbst gar nicht zu trennen; sie war es gerade,

weshalb Don Carlos, der die Erzherzogin selbst nie gesehen hatte, so leidenschaftlich nach der Vermählung verlangte. Des Prinzen Gedanken hierüber spiegelt ein Bericht Dietrichsteins an den Kaiser vom 2. Januar 1567: „Schmerzen ihn diese zwo Sachen nit wenig, daß sein Vater die Heirat so wenig befurdert und ihm zu diesen Jahren nit mehr Gewalt und Freiheit laßt. Bedunkt ihm, weil er . . . nunmehr einundzwanzig Jahr alt ist, sein Vater unterlaß es aus keiner andern Ursach, denn daß er ihm nit trau, und Besorg trag, alsbald er verheirat, werde er ihm mehr Gewalt geben müssen, oder daß er (Don Carlos) sich werde unterstehen, solchen sich selbst zu nehmen, und [Don Carlos] ist des Trostes, daß er Ew. Majestät (Maximilian II.) [auf] seiner Partei und Seiten haben werde."

Dies war es gerade, was Philipp II. zurückhielt, die Vermählung zum Abschluß zu bringen. Das Aeußerste mußte befürchtet werden, wenn ein den allertollsten Einfällen zugänglicher, rücksichtslos despotischer, für vernünftige Vorstellung unempfänglicher junger Mann gleich Don Carlos bei der damaligen politischen Spannung in Europa an die Spitze eines Staatswesens trat. Der französische Gesandte am Madrider Hof, Fourquevaulx, erkannte diese Schwierigkeit sehr gut. Angesichts des allgemein verbreiteten Gerüchtes, der König werde mit seinem Sohne nach den Niederlanden gehen und denselben dort als Statthalter zurücklassen, schrieb er am 21. November 1565: „Viele Leute bezweifeln es, daß der König Spanien verlassen wolle . . . und noch weniger wird er zugeben, daß der Prinz ohne ihn aus dem Lande gehe: denn das ist eine junge Persönlichkeit, die von ihren Einfällen beherrscht wird und leicht unter den Italienern und Flamländern Dinge anrichten könnte, welche den einen wie den andern leid sein würden."

So war nun die Lage der Dinge: die Charaktereigenschaften, die der Prinz zur Schau trug, seine Widerspänstigkeit, Unbesonnenheit, sein wild aufbrausendes Wesen, sein Unverstand in Regelung der eigenen Lebensverhältnisse hielten den König zurück, die Heirat abzuschließen. Der König zögerte, bis der Prinz sich gebessert haben würde. Dies begriff allmählich auch der wackere Dietrichstein. „Soviel das Mysterium des Verzuges mit des Prinzen Heirat betrifft," schreibt er am 10. August 1566, „kann ich nit anders verstehen, als daß sie die Sachen allein seinethalben hinausziehen, nit allein seines Gesunts halben und daß er täglichen stärker [werde], wie er sich denn eine Zeit her nit wenig gebessert, sed ut mores emendet et quos ex prava educatione pessi-

mos contraxit, cursu temporis amitat (amittat?) et condicionem suam mutet.“ [1]

Andererseits wurde aber der Prinz gerade durch diese Hinauszögerung der von ihm so heftig begehrten Vermählung und der damit in Aussicht stehenden selbständigen Stellung aufs äußerste erbittert. Zwischen der durch die Pflicht gebotenen väterlichen Vorsicht und dem fehlerhaften Verhalten des Sohnes trat eine unglückselige Wechselwirkung ein, immer mehr sich steigernd, bis zum Höhegrad der Erhitzung. „Der Prinz“, schreibt am 2. Januar 1566 Dietrichstein an den Kaiser, „ist ob solchen langen Verzug gar nit zufrieden, und ob sein Vater schon nit will, daß er's wissen soll [daß die Ehe mit der Erzherzogin fest verabredet], so halt er es doch vor gewiß. Kann nit gedenken, was der König vor ein Bedenkens [haben sollte], solches ihm zu verhalten, allein, daß er Besorg trag, alsbald sein Sun dessen ein Wissen [habe], daß er ihn (den König) dahin drängen würde, [ihn] anders als bisher zu halten, und daß er solches auch nit anders thun könnt. Dann die meist Beschwerd, so der Sun wider den Vater [hat], ist die, daß er bei denen Jahren noch keinen Befehl, noch Gewalt, sunder als minorannis gehalten werde. . . . sagt selbst, da er verheiratet sein werde, werde er sich anders halten.“

Don Carlos hatte Gelegenheit, seine Befähigung zu einer selbständigen Verwaltung zu zeigen, nicht bloß im eigenen Hofhalt, sondern auch als Mitglied des Staatsrathes. Er hatte es anfangs mit Freuden begrüßt, als ihm der Zutritt gewährt wurde; aber bald schon war der Eifer erschlafft. Erst als man ein Jahr später auch seinem Freunde Don Juan d'Austria die Theilnahme gestattete, belebte sich wieder etwas sein Interesse [2]. Er führte selbst den jungen Onkel ein, und ließ eine Zeitlang die Sitzungen auf seinem eigenen Zimmer halten; aber bald war auch dieser Eifer wieder verraucht. Dabei dauerten die Unordnungen in seinem Leben in demselben Maße fort, wie seine Unzufriedenheit mit dem Vater. Die nothwendigen Folgen blieben nicht aus. „Der Prinz ist abermals nit wohl auf,“ hat Dietrichstein am 22. October 1565 zu berichten, „und bei diesem großen unordentlichen Wesen, das er treibt, ist wahrlich zu besorgen, daß er nit werde alt werden. Jetzunt hat er sich fürgenommen, und ißt nit mehr als einmal, zum Abendmahl; des Morgens gar wenig,

[1] „sondern daß er seine Sitten bessere und die sehr schlechten Gewohnheiten, die er durch eine verkehrte Erziehung angenommen hat, im Laufe der Zeit wieder ablege und sein Wesen ändere.“

[2] *Ant. Tiepolo* disp. 25. Jugn. 1565.

aber bringt es abends alles wiederumb herein, und ißt so viel auf einmal, daß es andern zu zwei, drei Malen genug. Trinkt nur Wasser; das muß man ihm durch den Schnee seihen und in Schnee kühlen, ist ihm dennoch kaum kalt genug; und all sein Schwachheit kummt allein aus überflüssiger Unordnung. Es ist ihm die Weil lang und nit zufrieden, daß sein Vater die Sachen so lang aufzeucht. . ."

Einer der wenigen, die Don Carlos seine Freunde nennen konnte, und die es auch wagen durften, ein ernsteres Wort an ihn zu richten, war der Bischof von Osma, Juan Honorato. Längst schon war dessen Gesundheit wankend; im Januar 1566 sah er sich genöthigt, den Hof zu verlassen, um in der reinern Luft Estremaduras neue Lebenskraft zu schöpfen. Dieselbe sollte ihm nicht zu theil werden; er starb schon nach einigen Monaten (30. Juli 1566). Wie im Vorgefühl dieses nahen Endes hatte er bei seinem Abschied vom Hofe nochmals ein längeres Schreiben an Don Carlos gerichtet, um möglichst eindringlich die Lehren zusammenzufassen, die er ihm früher oft wiederholt hatte, und die er jetzt als Priester, als Bischof und als Sterbender dreifach tief in das Herz des Thronfolgers, seines Zöglings, einzuprägen wünschte. Er schrieb an den Infanten am 10. Januar 1566 von Valladolid: „. . . Die Bitte, die ich an Ew. Hoheit richte, ist, sich der drei Punkte zu erinnern, die ich oft Ihr vor Augen gestellt habe. Das erste ist: Liebe und Furcht Gottes und alles, was damit zusammenhängt. Dies erheischt, daß man seine Gebote hochhalte und sie beobachte sowohl innerlich als äußerlich, schon wegen des guten Beispiels, das Ew. Hoheit jedermann zu geben verpflichtet ist: also der heiligen Messe und den gottesdienstlichen Verrichtungen mit Aufmerksamkeit und Andacht beizuwohnen, die Angelegenheiten der Kirche und deren Diener hochzuachten, wie auch die religiösen Orden. . . Auch flehe ich Ew. Hoheit an, die Interessen und die Diener des heiligen Officiums ganz wie Ihre eigenen zu betrachten und ihnen stets huldvoll zu sein. War dies jederzeit recht und billig und wohlgefällig vor Gott, so ist es heute unbedingte Nothwendigkeit, nicht nur mit Rücksicht auf die Ehre und den Dienst unseres Herrn, sondern auch mit Rücksicht auf das Königthum, den Frieden Ihrer Königreiche und deren gute Verwaltung [1].

[1] Aus dieser ersten Ermahnung, die der scheidende Lehrer, der bereits den Keim des Todes in sich fühlt, zugleich in seiner Würde als katholischer Bischof an den Prinzen-Thronfolger richtet, glaubt Ranke „schließen" zu dürfen, „daß es Carlos an diesem äußerlichen [Gottes-]Dienst habe fehlen lassen" (Sämtliche Werke Bd. XL,

„Das zweite ist nach dem, was Gott gebührt, daß Ew. Hoheit gehorsam sei gegen Ihren Vater, ihm zu Diensten sei und in allem, was er befiehlt oder wovon Sie wissen, daß er zu Ihrem eigenen Nutz und Frommen es wünscht, ihn zufrieden stelle. Wenn Ew. Hoheit selbst absehen wollte von der Verpflichtung hierzu, welche Gott so ausdrücklich und so ganz im besondern auferlegt, und von der zeitlichen Belohnung, die er, noch neben der ewigen, an die Erfüllung derselben geknüpft hat, so wird dieselbe doch erkennen, daß dieser Weg der ganz einzige und directeste ist, um zu Ihren Zielen zu gelangen und dazu die Hilfe Gottes zu besitzen, welcher Ew. Hoheit so als Kompaß und Führer dienen wird. Auf diese Weise wird Ew. Hoheit die öffentliche Meinung für sich haben, da man schon natürlicherweise es mit Befriedigung ansieht, daß Kinder ihre Eltern ehren und ihnen gehorchen. Ew. Hoheit mag es für ganz gewiß halten, wie es in der That auch ist, daß alle andern Wege gefährlich und trügerisch sind, und ohne irgend einen Nutzen zu haben, in wirkliche Schwierigkeiten führen.

„Drittens sollte Ew. Hoheit darauf achten, zu jeder Zeit Ihre Diener in Wort und That mit Liebe und Sanftmuth zu behandeln. . . Dasselbe Benehmen sollte Ew. Hoheit gegen die Diener und Minister Ihres Vaters einhalten. Man schließt gewöhnlich, daß der Sohn um so mehr seinem Vater ergeben und um so mehr von dem Wunsche beseelt ist, ihm zu gefallen, je mehr man ihn Zuneigung zu denen tragen sieht, die der Vater liebt und ehrt. Was ich aber von Hofbeamten und Ministern sage, möchte ich ebenso auf alle übrigen ausdehnen, da Ew. Hoheit nach

S. 517). Schon vorher wird mit Zuversichtlichkeit die Bemerkung hingeworfen: „Aus Predigt und Messe machte er sich nichts." Auch andere finden darin ein Moment dafür, daß „unkatholische Empfindung bei dem Prinzen nicht ausgeschlossen" zu achten sei. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß Don Carlos am 22. Mai 1566 in San Geronimo die heilige Communion empfängt, um das Jubiläum zu gewinnen. Am gleichen Tage läßt er Messen lesen, um verlorene Juwelen wiederzufinden. Uebrigens bezeugt der Venetianer Antonio Tiepolo in der Relation über seine Gesandtschaft im Sommer 1567 ausdrücklich: „Er zeigt sich sehr religiös gesinnt, indem er an den Predigten und dem Gottesdienst eifrig sich betheiligt." Man kann sagen, daß die Religion noch das einzige war, was auf das Herz dieses unglücklichen Jünglings mächtigen Einfluß übte, wenn sie auch nicht die Schwäche des Urtheils ersetzen und die Leidenschaftlichkeit in ihm überwinden konnte. Ueber seine streng katholischen Ueberzeugungen und Anschauungen kann nach den zwingenden Darlegungen Büdingers (Don Carlos S. 118 ff. u. 105) auch nicht der leiseste Zweifel bestehen. Ganz mit Recht spricht Büdinger S. 122 von „seiner specifisch spanisch, um nicht zu sagen castilisch gearteten Glaubensempfindung" und S. 120 von „der sehr ausgeprägten religiösen Geistesrichtung des Prinzen".

einem langen und glücklichen Leben unseres Herrn des Königs der Vater aller sein soll. . . Besonders flehe ich jedoch Ew. Hoheit an, mit sehr großer Sorgfalt darauf zu achten, niemand, wer immer es sei, zu beleidigen, weder im allgemeinen, noch im besondern. . .

„Ich weiß wohl, ich hätte es mir ersparen können, all dieses Ew. Hoheit zu sagen, da Gott derselben einen so guten Verstand verliehen hat und da dieselbe Personen in Ihrem Dienste hat, welche derselben oftmals diese und noch andere Bemerkungen vorlegen, und besonders da ich bereits zu verschiedenen Malen auch selbst über diesen Gegenstand zu derselben gesprochen habe: aber ich würde es mir zum Vorwurf machen, wenn ich nicht in diesem Augenblicke Ew. Hoheit aufs neue davon reden würde. . ."

Als Honorato einige Monate später seiner Krankheit erlag, wählte er den Prinzen, seinen Schüler, zum Universalerben zugleich mit der Befugniß, nach Gutdünken die verschiedenen Bestimmungen seines Testamentes zu modificiren. Wirklich nahm sich auch Don Carlos um die Erfüllung der letzten Wünsche seines Lehrers an. Weniger scheint er dessen letzten Ermahnungen, wie sie im Briefe vom 10. Januar vorliegen, Einfluß auf sich gestattet zu haben. Körperlich war er jetzt gesunder und kräftiger denn je; seine Unzufriedenheit aber blieb dieselbe. „Des Prinzen und meiner gnädigsten Frawen Anna halber", schreibt Dietrichstein am 31. März 1566 an Max II., „dunkt mich in der Wahrheit, daß Ew. Kaiserl. Majestät wohl thuen, daß Sie die [Heirat] ins Werk zu richten bei dem Kunig anhalten. Weiß nit, warumb man die Sachen in die Läng aufziehen thuet. Er ist jetzt ganz wohl auf. . . Ihm ist die Weil sehr lang, und ist mit dem Verzug, so sein Vater in dieser Sachen braucht, gar nit zufrieden."

Indes besserte sich die Stimmung des Prinzen, als am 19. Mai die königliche Familie Madrid verließ und Carlos allein zurückblieb. Getrennt von seinem Vater fühlte er sich freier, gleichsam „sui iuris", wie man damals aus Madrid nach Belgien schrieb. Er machte sich tägliche Bewegung und namentlich war er eifrig im Baden, einer seiner wenigen Liebhabereien neben dem Essen.

Dies war auch die Zeit, da man ihn wieder zu den heiligen Sacramenten gehen sah; überhaupt war seine Stimmung eine gehobene und blieb es auch noch, da er gegen Ende Juni im Schlosse Valsain bei Segovia sich mit der übrigen Familie wieder vereinigte. Von hier aus that er die Schritte für die Cardinalscreirung seines schon dem Tode nahen Lehrers, und verwendete sich für die Vermählung der Tochter seines Oberst-

hofmeisters Ruy Gomez mit dem Herzog von Medina-Sidonia. Man glaubte damals noch, daß er Ruy Gomez und dessen Gattin aufs äußerste hasse; allein es gehörte mit zu dem hohen Bewußtsein seiner Würde, daß seine höchsten Beamten durch seine Gnade in allen äußern Ehren standen. Die Vermuthung liegt nahe, es sei auch auf des Prinzen Verwendung geschehen, daß um diese Zeit (24. Juli) Don Juan d'Austria von Philipp II. mit dem goldenen Vließ ausgezeichnet wurde.

Am 25. August war die Taufe der Prinzessin Isabella Clara Eugenia, des ersten Kindes, dem Elisabeth von Valois am 12. August das Leben gegeben. Carlos sollte der Pathe, Donna Juana die Pathin sein. Die Taufe spendete der Erzbischof von Rossano G. B. Castagna, nachmals für wenige Wochen bekannt als Papst Urban VII. Don Carlos war jedoch zu schwach, das Kind in seinen reichen Taufkleidern während der Ceremonie auf den Armen zu halten. „Er hat Kraft nur in den Zähnen", schrieb der französische Botschafter. Don Juan d'Austria mußte des Infanten Stelle vertreten.

Monate, bevor dieses Kind geboren war, hatte der König dem österreichischen Botschafter Dietrichstein durch Herzog Alba ein merkwürdiges Wort sagen lassen, und dieser hatte es am 11. Februar 1566 an den Kaiser berichtet. Es enthielt die Zukunft des Don Carlos. Der König ließ wissen: „Obgleich wohl Herzog Rudolf ohne das sein Erbe, [daß] im Fall die Heirat mit Ihrer Durchlaucht in Frankreich (Erzherzog Rudolf mit Margarethe von Valois) nit fortgieng, und die Kunigin ein Tochter bekumb, daß sie Ihre Durchlaucht (Erzherzog Rudolf) zu einer zukunftigen Gemahl belieb; im Fall aber nit, daß sie ein andern, welchen Ew. Majestät aus derselbigen Suhnen wollen, geben werde." Erzherzog Rudolf galt also bereits in Philipps Augen als der Erbe seiner Krone. „Diese Erklärung ist zu bestimmt, und da sie in Philipps Auftrag ausgesprochen wurde, zu sicher, um noch zweifeln zu können, daß die Entsetzung des Don Carlos . . . ein bereits zu Anfang des Jahres 1566 und wahrscheinlich noch früher in Philipps Innerem gereifter Entschluß war." [1]

---

[1] Koch, Quellen I, 226.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die altarabische Dichtung und das Christenthum.

Die Moallakât bezeichnen wohl ungefähr den Charakter der altarabischen Poesie überhaupt und den Höhepunkt, welchen sie vor Mohammed erreichte, bilden aber nur einen ziemlich kleinen Bruchtheil der Gedichte, welche, wenigstens in späterer Fassung und Niederschrift, sich aus jenen Tagen bis auf unsere Zeit erhalten haben. Wenn wir deshalb den vorislamischen Bildungsstand der Araber nicht einseitig beurtheilen wollen, müssen wir den Blick auch noch auf einige andere Dichter richten, welche neben jenen der Moallakât großes Ansehen erlangt haben, sowie auf die Sammlungen, in welchen Stücke von mehreren hundert Dichtern vereinigt sind, endlich auf die seltsamen Ueberlieferungen, welche die Existenz altchristlicher Dichter, wenn nicht mit Sicherheit, doch mit großer Wahrscheinlichkeit verbürgen.

I.

Als der bedeutendste Dichter neben Amrulkais galt bei den Arabern selbst nicht einer der sechs andern Moallakâtdichter, sondern Nâbigha Dhobjâni, d. h. vom Stamme Dhobiân. Er lebte etwa von 535 bis zum Ende des 6. Jahrhunderts und stand in hoher Gunst bei drei aufeinander folgenden Königen von Hira, bei Mundhir III., Mundhir IV. und bei dessen Sohn Nomân V. Abu Kabûs. Er wurde für seine Verse so reichlich von ihnen beschenkt, daß er bei Tafel nur mehr goldene und silberne Gefäße gebrauchte. Wir haben keine eingehende Schilderung des Hofes von Hira; die Stadt lag indes nur etwa zehn Meilen südlich von dem einstigen Babylon, am Euphratstrom und stand mit dem glänzenden Kaiserhofe von Persien wie mit dem Oströmischen Reiche in regem Verkehr. Es war die Zeit, wo der baulustige Kaiser Justinian auch Syrien mit den herrlichsten Bauten geschmückt hatte[1]. Es ist kaum ein Zweifel, daß der poetische Sohn der Wüste in Hira nicht nur mit der städtischen und höfischen Cultur jener Zeit in Berührung trat, sondern auch mit christlichen Ideen und Verhältnissen. Ein Araber Namens Adi, der des Persischen wie des Arabischen kundig war, wurde wegen seiner Kenntnisse von dem Perserkönig Chosro Anoschirwân als Schreiber in seinen Dienst genommen und unter seinem Nachfolger als Gesandter nach Byzanz geschickt; später trat er in den Dienst des Königs Nomân V. von Hira, der unter seinem Einfluß das Christenthum annahm. Adi gelangte bei ihm zu höchster Gunst

[1] *Procopii Caesariensis* De aedificiis Dn. Iustiniani lib. V (ed. Dindorf, Bonnae 1838) III, 309 sq. — Schon vor Justinian I. war das nördliche Syrien reich an Kirchen. Die Zahl der Kirchen, welche vom 4. bis 6. Jahrhundert zwischen Aleppo, Apamea und Antiochien gebaut wurden, soll sich allein schon auf 300 belaufen haben. Siehe P. M. Jullien S. J., Altchristliche Ruinen Nordsyriens. Die katholischen Missionen, 1894, Nr. 2, S. 35.

und erhielt sogar die Hand seiner Tochter Hind, welche er zum erstenmal sah, als sie in der Kirche von Tumma zur Communion ging. Als Adi später beim König in Ungnade fiel und verrätherischerweise umgebracht wurde, ging sie in ein Kloster, das von dieser Zeit an Deir Hind, d. h. Kloster der Hind, hieß [1]. Eine noch durch einen arabischen Schriftsteller erhaltene Inschrift bezeichnet sie als Stifterin der Kirche [2]. Zwei andere Klöster, eines bei Hira, ein anderes bei dem nicht weit entlegenen Seleucia, das schon am Ende des 4. Jahrhunderts einen Bischof hatte, erwähnt Assemani [3].

Nâbigha Dhobjâni besaß in höchstem Grade die Gunst und das Vertrauen des Königs Nomân, wurde von ihm zur Tafel gezogen und war bei all seinen Vergnügungen mit dabei. Das verleitete ihn zu allzu großer Vertraulichkeit gegenüber der Königin Motebdscharrada, welche er einmal in ihrem Gemache überraschte und dann in einem galanten, höfischen Gedichte besang. Ein Nebenbuhler hinterbrachte es dem König, und der Dichter konnte nur durch schleunige Flucht sich der Strafe entziehen. Er ging keineswegs in die Wüste zurück, sondern an den Hof der Ghassaniden in Syrien, wo ihn König Amr IV., Hariths Sohn, freundlich aufnahm. Er verblieb auch noch einige Zeit bei dessen Nachfolger. Da es aber hier nicht so reiche Geschenke und kein so flottes Leben gab, sehnte er sich an den Hof von Hira zurück und wagte es endlich, selbst dahin zu gehen und eine Aussöhnung zu versuchen. Da er hörte, daß der König erkrankt sei, verfaßte er ein Gedicht, das, nach dem üblichen elegischen Eingang, das Lob Nomâns in vollen Tönen sang und ihn zu edler Verzeihung zu bewegen suchte. Zwei Araber von der Familie Fezâra, denen er sich angeschlossen, gingen voraus, um die Versöhnung einzuleiten. Sie trafen den Fürsten bereits wiederhergestellt und ließen ihm durch eine Sängerin das Gedicht Nâbighas vortragen [4]:

Dem Hirsche gleich eilt mein Kamel, zu Nomân mich zu tragen,
Dem König, den ich nah und fern seh' über alle ragen.

Und wirken, wie der König wirkt, seh' ich von allen keinen,
Und auszunehmen wüßt' ich von den Menschen auch nicht einen,

Als Salomon, den einzigen, da Gott zu ihm geredet:
Steh vor der Schöpfung, daß du sie beschirmest unbefehdet!

Und unterwirf die Dschinnen dir! Ich aber will gestatten
Denselben, Tadmor aufzubau'n mit Säulen und mit Platten.

Wer nun gehorcht, dem mögest du vergelten nach Gebühren,
Wie sein Gehorsam es verdient, und ihn zum Rechte führen;

Wer aber trotzt, am Trotze sollst die Strafe du vollstrecken,
Die ab vom Frevel mahnt, und nie mit Drohung sollst du schrecken,

---

[1] *Caussin de Perceval*, Essai sur l'Histoire des Arabes avant l'Islamisme II (Paris 1847), 139—151.

[2] A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland I (Berlin 1885), 20.

[3] Bibl. Orient. Tom. III. Pars 2. p. 598.

[4] *Caussin* l. c. II, 503 sqq.

Als ebenbürt'ger Gegner nur, und denen du willst rauben
Den Vorsprung auf der Bahn, wo hin zum Ziel die Renner schnauben.

Urtheile, wie geurtheilt hat das Mädchen dort im Gaue,
Als sie die Tauben fliegen sah hin zu des Baches Thaue.

Sie rief: O daß der ganze Flug von Tauben hier sich füge
Zu meiner Taub', und obendrein die Hälfte, daß mir's g'nüge!

Hin durch die Bergschlucht flogen sie; und, sie verfolgend, blinkte
Ein Aug' krystallklar, das sich nicht der Blödheit wegen schminkte.

Und als der Flug gezählet ward, da fanden, wie sie zählte,
Sich neunundneunzig, keine war darüber, keine fehlte.

Da war das Taubenhundert voll durch ihre Taub' erschienen,
Und nicht verrechnet hatte sie sich in der Eil' an ihnen.

Doch du, beim Leben dessen, dem ich weihte unverdrossen
Die Wallfahrt! und bei dem, was dort den Opferstein begossen!

Beim Schutz, in dessen Sicherheit geschirmte Vögel gasten,
Wo Mekkas Karawanen zwischen Gil und Sa'ad rasten!

Hab' ich gethan, was mir von dir verdiente Zorn zu bringen,
So müsse nie mehr diese Hand die Peitsche können schwingen!

So müsse Gott mit einem Leid mich strafen, dran sich weide
Das Auge derer, die mich dir verleumdeten aus Neide!

Dies sag' ich, mich zu reinigen von dem, was mich beschmitzet,
Vom Gifte, dessen Sprühungen mir heiß aufs Herz gespritzet.

Halt ein! dein Leben sei erkauft um aller Menschen Leben,
Um alles, was von Herden mir und Söhnen wird gegeben!

Ich bin berichtet, daß Abu Kabus mich ließ bedräuen;
Und wer verliert die Fassung nicht beim Brüllen eines Leuen?

Den Lobpreis bring' ich dar, ob mir dein Sinn zur Huld sich lenke.
Beschirme Gottes Gnade dich! Ich suche nicht Geschenke.

Ich suche nur Entschuldigung; und wirst du sie versagen,
So muß mich in die weite Welt unstätes Irren tragen![1]

Als der König dieses Gedicht vernommen, rief er aus: „Bei Gott! Diese Verse sind von Nâbigha!“ Da traten die zwei Araber aus Fezâra herbei, baten um die Begnadigung des Dichters und erhielten sie alsbald. Nomân wollte ihn alsbald sehen. Er kam, und der König lud ihn ein, mit ihm zu trinken. Nâbigha benutzte die Gelegenheit, ihm einige seiner neuern Gedichte vorzutragen. Da trieben die Hirten des Königs eben eine Herde von hundert schwarzen Kamelen von der Weide heim. Das war eine Seltenheit von hohem Werthe. Außer Nomân Abu-Kabûs besaß kaum ein Araber eine Kamelherde von dieser Farbe. In seiner Freude aber sagte er: „Vater Omâmas! Diese Kamele sind dein, mit ihren Hirten, Zelten und Hunden!“ Und von da ab störte fürder nichts mehr das gute Einvernehmen zwischen König und Dichter.

---

[1] Fr. Rückert, Hamâsa (Stuttgart 1846) I, 210—211.

Nâbigha scheint sich um das Christenthum nicht gekümmert zu haben, sondern Heide und Beduine geblieben zu sein. Als solcher zog er gelegentlich nach Jathrib (Medina) und auf den Markt von Okâz und trug da seine Gedichte vor. Er verwandte große Sorgfalt auf Ausdruck und Reim und wurde gerade deshalb sehr bewundert. Doch hatte er auch seine schwachen Stunden, und so geschah es, daß ihn bei einem poetischen Vortrag in Jathrib feinhörige Freunde auf schlechten Reimen ertappten. Da sie ihn nicht ins Angesicht tadeln wollten, ließen sie eine Sängerin kommen, welche sein Gedicht wiederholen und dabei die mangelhaften Reime recht stark betonen mußte. Jetzt merkte er den Fehler selbst, verbesserte die Strophe und sagte in der ruhmredigen Weise seines Volkes: „Als ich nach Jathrib kam, waren meine Verse nicht fehlerfrei; als ich fortzog, war ich der erste der Dichter.“ Auf dem Markte zu Okâz wurde für ihn ein besonderes Zelt von Leder errichtet. Mehrere Dichter fanden sich da bei ihm ein und trugen ihm ihre Verse zur Begutachtung vor. Da trafen sich eines Tages El Ascha (Maimun, Sohn des Kais), Hassân, Sohn des Thâbit, mehrere andere und die Dichterin El Chansâ (eigentlich Tomâdhir). Die letztere trug eines der Klagelieder vor, welche sie auf den Tod ihres Bruders Sachr verfaßt hatte. Das lautete:

Ja Sachr, unser Hort war er und unser Fechter,
Und Sachr in der Noth des Winters unser Schlächter;
Und Sachr allerwegs ein Führer uns, ein treuer,
Als wie auf Bergeshaupt ein angezündet Feuer[1].

Diese Verse entzückten Nâbigha dermaßen, daß er ausrief: „Wenn ich nicht eben Abu-Bessir (El Ascha) gehört hätte, so müßte ich sagen, daß du jedermann an Anlage für die Poesie übertriffst, zum wenigsten muß ich sagen, daß du unter den Frauen nicht deinesgleichen hast.“ — „Auch nicht unter den Männern!“ erwiderte die Dichterin. Das wollte sich Hassân aber nicht gefallen lassen; er wollte ein besserer Dichter sein als El Chansâ und als Nâbigha selbst. Er trug deshalb alsbald eine von ihm verfaßte Kasside vor. Allein Nâbigha ging damit streng ins Gericht, zeigte ihm an verschiedenen Versen, wie er es hätte besser machen können, und brachte ihn endlich durch einige von seinen eigenen Versen völlig zum Schweigen. „Sohn meines Bruders!“ sagte er zu ihm, „du wärest nicht fähig, solche Verse zu machen wie diese da!“[2]

Diese Anekdote ist insofern interessant, als sie uns zeigt, worin diese Dichter ihre Hauptkunst legten. Für die glänzendste Stelle seiner Gedichte hielt Hassân diejenige, wo er sagte:

„Wir haben Silbergeschirre, die schon vom Morgen an auf unserer gastlichen Tafel glänzen; bei der Rückkehr vom Kampfe tröpfeln unsere Schwerter vom Blute unserer Feinde.“

Nâbighas Kritik lautete folgendermaßen:

„Indem du den Plural dschafanât anwendest, gibst du keine große Idee von der Zahl eurer Geschirre; du mußtest die Form dschifân gebrauchen, das eine

[1] Rückert a. a. O. II, 320. [2] *Caussin* l. c. II, 513.

bedeutendere Zahl andeutet. Du sagst, daß eure Geschirre vom Morgen an glänzen, biddhoha: du hättest dich viel kräftiger ausgedrückt, wenn du gesagt hättest, daß sie während der Finsterniß glänzen, biddudscha; denn vorzüglich den Reisenden, welche im Laufe der Nacht ankommen, ist es schön eine vorbereitete Mahlzeit anzubieten. Du fügst hinzu, daß bei der Rückkehr vom Kampfe eure Schwerter von Blut tröpfeln, jaktorna; hättest du gesagt, daß das Blut davon träuft, jadschrîna, so würde dieser Ausdruck die Vorstellung von einem viel größern Blutbade unter euern Feinden erwecken."

Worauf es diesen berittenen Dichtern also hauptsächlich ankam, war außer dem Reim die plastische und malerische Kraft des Ausdrucks, wozu ihnen die Formenfülle ihrer Sprache reiche Auswahl bot, nicht aber die eigentliche Schönheit und Harmonie der Form und noch weniger der geistige Gehalt. Sie waren durchaus Realisten und Naturalisten, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn einer derselben, Doreid Ben Elsimma, schon darüber in Entzücken gerieth, als er eines Tages die eben erwähnte Dichterin Chansâ von ungefähr erblickte, wie sie ihre räudigen Kamele bepichte [1].

II.

In Nâbigha und vielen andern Dichtern erscheint das Beduinenthum schon nicht mehr in seiner naiven Ursprünglichkeit. Sie trieben sich nicht bloß bei den verschiedenen Stämmen und am Markte von Okâz herum, sondern auch an den kleinen Höfen in Syrien und Mesopotamien, und verwertheten ihre Verskunst und Abenteuerei als Mittel, um zu Ruhm und Geld zu kommen. Sie erscheinen bereits als Vorläufer jener Hofpoeten, welche mit endlosen Kassiden an der Schatzkammer der Kalifen pochten und in Künstlichkeit miteinander wetteifernd den reichsten Lohn zu ersingen sich bestrebten. Viel merkwürdiger sind eben deshalb ein paar Dichter, deren Leben sich ganz im Innern Arabiens abspinnt, und von denen fast keine Kunde erhalten ist, in deren Gedichten aber das wilde Treiben der kriegerischen Stämme sich viel urwüchsiger spiegelt. Ihren Typus stellt am besten die Kasside des Schanfara dar, von dem man nicht einmal weiß, ob er ein Zeitgenosse der Moallakâtdichter war oder noch in frühere Zeit zurückreicht. Die Formvollendung seines Gedichts macht das erstere wahrscheinlicher. Er beherrscht Sprache, Reim und Ausdruck so gut wie die andern; aber durch Blutthaten hat er sich mit allen Stämmen verfeindet, ist er, wie die vogelfreien utilegumenn der alten Normannen, zum Bewohner der eigentlichen Wüste, zum Genossen der wilden Thiere geworden und bedroht aus stets wechselnden Verstecken die in geordnetem Stammesverband lebenden Araber, ihre Zelte und Herden.

> Ihr Söhne meiner Mutter, laßt nun traben eure Thiere!
> Denn scheiden will ich nun von euch zu anderem Reviere.
>
> Auf Erden steht dem Edeln noch ein Port vor Kränkung offen,
> Ein Zufluchtsort, wo er von Haß und Neid nicht wird betroffen.
>
> Gesellen find' ich außer euch den Panther mit der Mähne,
> Den Wolf, den abgehärteten, die struppige Hyäne;

[1] Rückert a. a. O. II, 321.

Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniß nicht verrathen,
Und ihren Freund nicht geben preis für seine Frevelthaten.

Jedweder ist ein muthiger; nur, wo es herzufallen
Auf Feindesvortrab gilt, bin ich der muthigste von allen;

Doch nicht, wo man die Hände streckt, Mundvorrath zu empfangen,
Bin ich der schnellste, schneller ist des Gierigsten Verlangen.

Dies, weil ich unumwunden will mich über sie erheben;
Denn der verdient den höchsten Rang, wer ihn weiß zu erstreben.

Entbehrlich aber machen mir solch einen, den verbinden
Nicht Gutthat kann, in dessen Näh' Verlaß nicht ist zu finden,

Die drei Gefährten, die ich hab': ein Herze kühn verwogen,
Ein blankes, wohlgeschliffnes Schwert, ein langer, brauner Bogen,

Ein klingender, glattschaftiger, solch einer, den Gepränge
Von Knaufen und von Trobbeln schmückt, samt seinem Wehrgehänge,

Der, wo von ihm der Pfeil entfliegt, aufseufzt wie die betrübte
Klagmutter, die um Sohnes Tod Wehruf und Schmerzlaut übte.

Bin aber auch kein feiger Hirt, der Durst ungerne leidet,
Wenn er das Vieh aus Unbedacht ins Wasserlose weidet,

Der von dem Trupp der Mütter dann der Kälber Rudel scheidet,
Weil ihnen seine Gier das unbewehrte Euter neidet.

Bin auch kein blöder Ducker, der stets hockt bei seiner Frauen,
Und alles, was er vorhat, ihr eröffnet im Vertrauen;

Und bin kein scheu furchtsamer Strauß, in dessen Brust zu wallen
Ein Flug von Spatzen gleichsam scheint, zu steigen und zu fallen;

Kein zahmer Hausfreund, der gelernt zu kosen und zu klimpern,
Am Abend und am Morgen salbt sein Haar und färbt die Wimpern;

Kein solcher Wicht, des Gutes aufgewogen wird vom Schlechten,
Gewickelt ins Gewand, wo du ihn schreckst, und schwach zum Fechten;

Bin keiner, dem im Dunkeln bangt, wenn er in irrem Ritte
Des ungestümen Thiers gelangt zu öder Wüsten Mitte.

Wo da der harte Boden ist berührt von meinen Hufen,
Da wird daraus ein funkelndes Gestieb hervorgerufen.

Den langen Hunger halt' ich hin, bis daß ich ihn ertödte,
Ich schlage mir ihn aus dem Sinn und denke nicht der Nöthe.

Den Staub der Erde leck' ich eh'r, als daß ich es erlebe,
Daß über mich ein Stolzer sich in seinem Stolz erhebe.

Und wo ich nicht der Ungebühr aus Hochsinn wär' entronnen,
Wo flösse reicher als bei mir von Speis und Trank der Bronnen?

Doch meine herbe Seele will bei mir nicht ruhig bleiben
Im Druck der Schmach, ohn' alsobald von dannen mich zu treiben.

Da schnür' ich ein das schmächtige, mein leeres Eingeweide,
Wie ein geschickter Spinner dreht und zwirnt die Schnur der Seide;

Und komm' am Morgen dann hervor nach einem kargen Mahle,
Als wie ein falber, hag'rer Wolf umrennt von Thal zu Thale,

Der nüchtern ist am Morgen und dem Wind entgegen schnaubet,
Sich in der Berge Schluchten stürzt und suchet, was er raubet.

Und wenn die Beute ihm entging, wo er sie hatt' erwartet,
So ruft er, da antworten ihm Gesellen gleichgeartet,

Schmalbauchige, grauköpfige, von scharfer Gier gerüttelt,
Wie Pfeile anzusehn, die in der Hand ein Spieler rüttelt.

Ein Schwarm als wie ein Bienenschwarm, dem Weisel zugesellet,
Den einzufangen auf der Höh' ein Zeidler Stöck' aufstellet.

Sie reißen ihre Rachen auf und ihre Kiefer gähnen,
Dem Klaff gespaltner Klötze gleich, mit grimmgefletschten Zähnen.

Der Alte heult, sie heulen in die Runde, anzuschauen,
Als wie auf einem Hügel steht ein Chor von Klagefrauen.

Er dämpft den Laut, sie dämpfen ihn; sie scheinen ihm, er ihnen
Zum Trost in Noth, zum Muster in Bedürftigkeit zu dienen.

Er klagt, sie klagen mit; er schweigt und ruht, sie ruhn und schweigen;
Und ja, wo nicht das Klagen hilft, ist's besser, Fassung zeigen.

Dann kehrt er um, sie kehren um und eilen nach den Bergen,
Und suchen mit gefaßtem Muth ihr grimmes Leid zu bergen.

Schanfara ist aber hauptsächlich stolz auf seine Schnelligkeit als Läufer. In den folgenden Versen behauptet er, es sogar einem Schwarm von Katas (Wasservögeln) zuvorzuthun, welche zum Wasser fliegen.

Selbst Kran'che werden nur den Rest von mir zu trinken kriegen,
Die nachts mit lautem Flügelklang zur Morgentränk' ausfliegen.

Sie hatten Eil' und Eil' hatt' ich, doch war ihr Flattern schwächlich;
Ich, als ihr Flügelmann geschürzt, flog ihnen vor gemächlich.

Und vor der Tränke kehrt' ich schon, als sie sich mit den Köpfen
Drauf stürzten und sich tauchten drein mit Hälsen und mit Kröpfen.

Dann um den Rand her war zu sehn und ringsum ihr Gedränge,
Wie der Kabylen Reisetrupp mit der Kamele Menge.

Ununterbrochen schluckten sie und flogen endlich weiter,
Wie vor Ohâda mit dem Tag aufbricht ein Haufen Reiter.

Mit großem Selbstgefühl zeichnet Schanfara seine Magerkeit:

Bett' ich mich auf den Boden hin, so rühret seine Flächen
Ein Rücken, an dem spröd' hervor die Wirbelbeine stechen,

Und eine Schulter ohne Fleisch, mit Knochen, anzusehen
Wie Würfel, die ein Spieler warf, die vor ihm aufrecht stehen.

Ein höheres, ideales Ziel des Kampfes zeigt sich auch im folgenden nicht; es spricht nur eine unbegrenzte Wildheit und ein barbarischer Trotz, der sich vor keiner Naturkraft beugt und die erlittene Unbill an allem rächt, was sich ihm in den Weg stellt.

Wie manche schaur'ge Nacht, wo Pfeil und Bogen, wer sie führte,
Zerbrach und, sich zu wärmen dran, ein Feu'r mit ihnen schürte,

Durch Regensturm und Finsterniß zog ich auf ferne Strecken,
Und mir Gefährten waren Frost und Hunger, Grimm und Schrecken.

Zu Wittwen macht' ich Weiber da und Kinder dort zu Waisen,
Und kehrte, wie ich ging, indes die Nacht fortfuhr zu kreisen.

Fern in Gomaißa saß ich schon, da wachten, als es tagte,
Zwei Nachbarn auf, der eine ward gefragt, der andre fragte.

Gebellet haben unsre Hund' heut' in der Nacht, wir sprachen:
Ist es ein Wolf, der einbrach, sind's Hyänen, die einbrachen?

Doch einen Klaff nur thaten sie und schwiegen. War's ein Reiher,
Ein aufgescheuchter, sprachen wir, ein aufgescheuchter Geier?

Doch wenn es war ein Dschinn, war er ein schneller Nachtdurchfahrer,
Und wenn er aber war ein Mensch — o nein, ein Mensch nicht war er

Und manchen sommerglüh'nden Tag mit heißgeschmolz'nen Dämpfen,
Wo sich auf dem durchglühten Sand die Schlange wand mit Krämpfen,

Hielt ich entgegen Brust und Stirn, die Kutte nicht noch Kappe
Beschirmte, sondern überhing gestreiften Zeugs ein Lappe,

Und ein Gelock, ein flatterndes, wenn drein die Winde bliesen,
Mit Zotteln von der Seite her, die sich nicht kämmen ließen,

Der Salbung und der Säuberung entwöhnt seit langen Tagen,
Mit Krusten, unentwaschenen, die da ein Jahr lang lagen,

Und manche kahle Felsenflur, glatt wie der Schilder Rücken,
Auf deren Rücken nie den Tritt ein Treter durfte drücken,

Durchfuhr ich von dem einen her bis zu dem andern Ende,
Gebrauchend hier den Fuß zum Stehn, zum Rutschen dort die Hände;

Da sprangen, wo empor ich stieg, des Berges derbe Ziegen,
Im weißen Vließ, Jungfrauen gleich, um die Gewänder fliegen,

Die mich umtanzten abendlich, mich haltend für 'nen alten,
Sperrbein'gen Gemsbock, schwergehörnt, aufklimmend ob den Spalten [1].

III.

Dichter von diesem Schlage hat man sich wohl nicht zahlreich zu denken. Ausdrücklich genannt wird eigentlich nur noch einer: Ta'abbata Scharran. Ueberaus zahlreich waren dagegen diejenigen, die bei ihrem Stamme lebend theils dessen Waffenthaten theils die eigenen Lebensereignisse in Versen verherrlichten. Die Hamâsa des Abu-Temmâm führt die Namen von etwa 500 solchen Dichtern und 30 Dichterinnen auf mit etwas über 800 meist kleinern Gedichten. Ein guter Theil davon gehört schon einer spätern Zeit an oder mag

[1] Rückert a. a. O. I, 181 ff. — Vgl. die Uebersetzung des berühmten Gedichtes von Ed. Reuß (Zeitschr. der Deutschen Morgenländ. Ges. VII, 97—100), welche sich genauer an den textus receptus hält und den urkräftigen Ton des Originals stellenweise noch besser wiedergibt.

in späterer Zeit verändert worden sein. Der Grundstock indes rührt unzweifelhaft aus der vormohammedanischen Zeit her. Die ganze Sammlung ist in zehn Gruppen getheilt. Die erste umfaßt Kampfeslieder (Rückert nennt sie „Heldenlieder"); der arabische Titel „Hamâsa" bedeutet „Tapferkeit" und ist, weil vorne stehend, auf die ganze Sammlung übergegangen. Es sind darunter Stücke von packender Kraft und Leidenschaft, doch die meisten mehr spruchartige Apostrophen als eigentliche Lieder; bald zündende Aufforderungen zum Kampfe, Anregungen zum Muthe, Herausforderungen des Gegners, bald keckes Selbstlob, Lob der eigenen Waffen und Reitthiere, des eigenen Stammes und seiner Helden, bald skizzenhafte Zeichnung eines Kampfes, eines Sieges, einer Niederlage. In eine Erzählung der concreten Verhältnisse verflochten, aus denen sie hervorgegangen, dürften die meisten sich recht wirkungsvoll und ganz poetisch ausnehmen; doch gleichsam aus dem Context der lebendigen Ueberlieferung herausgerissen und massenweise aneinander gereiht, müssen sie nothwendig einen eintönigen Eindruck machen. Niemand wird darum so leicht die ganze Hamâsa durchlesen, den nicht ein wissenschaftlicher Zweck dazu veranlaßt. Denn was von diesen Kampfesliedern, das gilt so ziemlich auch von den übrigen Gruppen der Sammlung. Die „Todtenklagen" (II.), bei welchen die Dichterinnen am stärksten vertreten sind, machen mit den „Kampfesliedern" beinahe allein schon fast die Hälfte der Sammlung aus. Mit der ähnlichen Situation kehren hier natürlich auch überall ähnliche Gedanken, Wendungen und Ausdrücke wieder. Am meisten tritt die Beschränktheit des geistigen Horizontes in den „Sprüchen der feinen Sitte" (III.) hervor, einem sehr magern Spruchbuch, welchem das Prädicat „fein" eigentlich kaum recht angemessen ist. Denn mit der Feinheit wie mit der Sitte ist es nicht weit her. Die nächste Gruppe (IV.) bilden 136 „Liebeslieder" der verschiedensten Stimmung, manche ganz zart und artig, andere derb realistisch und geradezu obscön. Wie die „Todtenklagen", erinnern auch sie daran, daß auf den Frauen der Beduinen damals noch nicht das Sklavenjoch und die Entwürdigung lastete, welche Mohammed über sie verhängte; doch weht in manchen schon jener üppige Sensualismus, der gerade ein so trauriges Los über sie heraufbeschwor. Aeußerst derb und zuweilen geradezu zotig gemein sind die „Schmählieder" (V.), welche bald Einzelne, bald ganze Stämme treffen; ebenso die „Weiberschmähungen" (X.), ein seltsames Gegenstück zu den Liebesgedichten. Gemüthlichere, patriarchalische Töne schlagen die „Gast- und Ehrenlieder" (VI.) an. Ziemlich mager und unbedeutend sind die drei übrigen Gruppen: „Beschreibungen" (VII.), „Wanderlieder" (VIII.) und „Scherze" (IX.). Man darf übrigens diese Gruppirung nicht als eine streng technische oder wissenschaftliche nehmen. Sie hat nur den Sinn, einige Uebersicht zu gewähren. Stoffe wie Behandlungsweise der einzelnen Gruppen spielen vielfach ineinander über. In das Kampflied wie in die Todtenklage mischt sich gelegentlich Schimpf auf den Feind; das Liebeslied steht oft unter dem Zeichen des drohenden Kampfes; kriegerisches Lob und kriegerische Erinnerung durchklingen die Gast- und Ehrenlieder, und selbst im Scherz macht sich wilde Rauflust geltend. Der Beduine hat nicht die Ruhe, irgend ein Thema behaglich und harmonisch auszuführen. In einigen schlagenden Ausdrücken und Bildern

macht er seiner Stimmung Luft, springt allenfalls unvermittelt auf ein paar andere über und schließt mit einem Knalleffect, wo eigentlich das Gedicht erst schön zu werden verspräche. In den Moallakât sind eigentlich nur die verschiedenen Elemente zusammengewürfelt, welche sich in den kleinern Stücken der Hamâsa verstreut finden, und von den etwa fünfhundert Stücken, welche die Hamâsa des El Buhturî umfaßt, steht ein beträchtlicher Theil schon in der des Abu Temmâm, und die übrigen Gedichte sehen den andern zum Verwechseln ähnlich.

IV.

Wer einmal ernstlich darüber nachgebrütet, was eigentlich Poesie und was poetisch ist, den kann es kaum befremden, daß die Urtheile über diese älteste arabische Poesie, auch bei den genauesten Kennern derselben, sehr stark auseinandergehen. Hammer-Purgstall, Ahlwardt und A. von Kremer sprechen davon mit hoher Begeisterung. Der letztere sieht in ihr den Ausdruck einer reichen, überschäumenden Jugendkraft. Rückert in seiner bereits 1828 geschriebenen „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamâsa" spricht sich bedeutend nüchterner aus:

Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durchs Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgrau'n Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben [1].

Am häufigsten begegnet man indes dem Urtheil des Engländers Jones, der schon 1782 die Moallakât herausgab, und nach dessen Aussprüchen Göthe einige Bemerkungen über altarabische Poesie den Noten zu seinem west-östlichen Divan einverleibte. Von den Moallakât heißt es da: „Sie deuten auf eine wandernde, herdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämtlich grenzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mohammed selbst entsprang, ihnen aber eine düstere Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf einen Fortschritt zu verhüllen wußte." [2]

Einige anderweitig schon bekannte Züge des arabischen Charakters sind hier richtig angegeben; aber die Vorstellung von „der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten" ist eine vollständig irrige und durchaus prüfungslos von einer Menge Schriftsteller nachgeschrieben worden. Am schroffsten und kräftigsten hat sich in seiner Weise Paul de Lagarde dagegen ausgesprochen [3].

---

[1] Rückert a. a. O. I, Prolog. [2] Göthes Werke (Hempel) IV, 232.
[3] *Paul de Lagarde*, Symmicta I (Göttingen 1877), 60 sq.

„Wenn man jetzt“, sagt er, „nicht selten bei anerkannten Kennern der altarabischen Poesie einer hohen Schätzung des ästhetischen Werthes derselben begegnet, so kann ich das nur daraus erklären, daß die Schwierigkeit, jener Poesie Herr zu werden, so groß ist, daß man unwillkürlich den auf das Studium verwandten Betrag an Zeit und Kraft als auch für das ästhetische Genießen nicht vergeudet ansehen zu dürfen sich überredet. Mir scheint es eine üble Empfehlung für eine Poesie, wenn man, wie Herr Ahlwardt das zu thun selbst einmal genöthigt gewesen ist, einen Thierarzt zur Commentirung ihrer Gedichte herbeizuziehen sich bemüssigt findet [1]. Die Sammlung von Adjectiven zu verschiedenen Hauptwörtern, welche man als den Kern arabischer Dichtung ansehen darf, liest sich, wie mir scheint, nicht anders als ein botanisches Handbuch oder ein zoologisches Compendium des alten Schlages . . . In der That verläuft ein arabisches Gedicht richtigen Baues meist so, daß nach einem Eingange, der in der Art unserer Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit feststellt, wann und wo der Dichter seinen Schatz das letzte Mal gesehen hat, auf irgend ein Thier übergegangen wird, das der Poet reitet oder von weitem sieht, daß das Inventar der Vollkommenheiten dieses Thieres aufgenommen wird und gelegentlich am Ende noch gar die hohle Hand erscheint oder auf den Beutel hingewiesen wird, der wohl im stande wäre, ein Honorar zu fassen. Wenn einmal vom Menschen die Rede ist, so gehört dieser sicher der unter den Arabern weitverbreiteten Familie Rodomont an, oder er ist ein Schmutzfink, der, selbst wenn er königlichen Stammes ist oder im vertrautesten Verkehr mit Fürsten steht, sich über geschlechtliche Dinge in einer Weise äußert, wie sie in Europa vielleicht in einer Matrosenkneipe Londons, aber in gebildeten Kreisen nirgends, sicher nicht zwischen Mann und Frau oder Freund und Freund, vollends bei Dichtern, welche an der Spitze ihres Volkes stehen wollen, gar nicht zulässig erscheinen würde: und wir sind mit Amru-ul-Kais und Nâbighat auf dem Höhepunkt der national-arabischen Entwicklung, nicht in einem petronischen Zeitalter. Man lese nur in Herrn Ahlwardts Buche S. 220 unten und den Schluß von des (wie ausdrücklich gerühmt wird) keuschen Nâbighats siebentem Gedicht. Die Beschreibung der Hinterviertel arabischer Kamele läßt mich kalt, Stellen, wie die angeführte Nâbighats erregen mir Ekel. Nur selten kommt der Mensch zum Vorschein, wie in des Amru-ul-Kais Versen auf den Tod seines Vaters; auch der Mantel des Propheten oder Weisen, den die Dichter gelegentlich mit Geschick anzulegen und in den majestätischsten Falten zu tragen wissen, verhüllt meist nur übel den moralischen Krüppel, der darunter steckt. Alle im tiefsten Sinne menschlichen Interessen sind diesen Leuten und ihrem Publikum fremd, wovon sich jeder überzeugen wird, der den Versuch machen will, die religiösen und ethischen Anschauungen der Araber aus diesen Gedichten kennen zu lernen.“

---

[1] Lagarde ist auch später (Mittheilungen III [Göttingen 1889], 338) wieder hierauf zurückgekommen, um Luthers Bibelübersetzung zu beleuchten. „Es ist, um Luthern als Uebersetzer zu feiern, vielfach die Geschichte erzählt worden, der Reformator habe, als er ‚Mose 3‘ übersetzte, ‚im etlich Schöps‘ abstechen lassen, ‚damit jhm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennte‘. War das nöthig, so ist ‚Gottes Wort‘, zu dessen Verständniß die Sachkunde eines Fleischerknechtes, wenn für den, der es übersetzt, doch auch für den, der es zur Erbauung hört, zugezogen werden muß, etwas so eigenthümlich Werthvolles wie die arabische Poesie, welche Professor Ahlwardt in Greifswalde nur mit Hilfe des Universitäts-Roßarztes zu entziffern im stande war.“

Wenn auch etwas derb und drastisch gefaßt, ist doch dieses Urtheil in manchen Punkten zutreffend. Sachlich stimmt damit dasjenige Wellhausens überein, wenn auch dieser den Mangel an religiöser Idealität in der altarabischen Dichtung weniger schwer empfindet oder sich wenigstens beschönigend darüber zu trösten weiß. Er spricht sich folgendermaßen aus[1]:

„Wein, Jagd, Spiel und Liebe, vom Islam größtentheils verpönt, treten überall in den alten Liedern als die eigentlichen Güter des Lebens hervor. Einbegreifen muß man aber unter Spiel auch die Wette und namentlich die Freude an der Rede, am treffenden Ausdruck, an der Sentenz, an Spott und Witz, an den Erzählungen über die Erlebnisse des Stammes und seiner Helden — eine Freude, die für den Geist der arabischen Gesellschaft so bezeichnend und für die Entstehung der Literatur so wichtig ist. Die beiden größten Dichter Mar'alqais (Amrulkais) und Tarafa kennen nichts Höheres als die Befriedigung ihrer Lust und sprechen das mit großer Dreistigkeit aus, als müßte es so sein (Mrlq. 36, 1 ff.; Tarafa 4, 56 ff.). Indessen darf man danach nicht die Araber im allgemeinen beurtheilen. Sie treiben es toll in der Jugend, werden dann aber ehrbare Leute im gesetzten Alter (?). Ihr oberster Grundsatz ist nicht der, zu thun und zu lassen, was sie gelüstet. Anstand und Höflichkeit gegen das Weib, Zurückhaltung von verführerischen Künsten, namentlich gegen die Klientin und gegen die Nachbarsfrau, gilt auch bei ihnen für Pflicht. ‚Ich folge der lüsternen Seele nicht zu ihrer Begier', rühmt Antara von sich (2, 20). Der letzte Inhalt der Moral ist in der ganzen Welt (!), daß man sich aufopfern soll für die andern. Bei den Arabern ist das Laster Feigheit und Geiz, die Tugend Darangabe von Gut und Blut für die Seinen. Ein schlechter Mann, der erst nach den Gründen fragt, nach den merita causae, wenn er von den Vettern zu Hilfe gerufen wird. Er muß ihnen beistehen, ob sie nun recht oder unrecht haben; er muß die Sache führen, von der er abgerathen, die Lasten tragen, die andere ihm auflegen. ‚Ich bin ein Mann vom (Geschlecht) Ghuzzajja; wenn Ghuzzajja verrückt ist, bin ich mitverrückt, und wenn Ghuzzajja das Richtige thut, thue auch ich das Richtige.' Obenan steht unter allen Pflichten die Pflicht der Blutrache. Die Heiligkeit des Blutes geht über alles andere Heilige, drängt z. B. die Religion vollkommen in den Hintergrund. Das Geschlecht ist das realisirte Ideal, die Götter verblassen daneben."

Diese artige Moral hält Wellhausen nicht ab, die alten Araber auch noch für fromm zu halten:

„Es ist unrichtig, sich die alten Araber unfromm vorzustellen, und ganz und gar verkehrt, einen großen Unterschied in dieser Hinsicht zwischen Beduinen und Städtern zu machen. Aber allerdings ging die Frömmigkeit im allgemeinen nicht sehr tief, sie wirkte nicht energisch auf Denken und Thun der Einzelnen ein und hatte gar keine puritanische oder pietistische Ader. Der Cultus hatte einen heitern Charakter. ‚Mit dem Götzendienst ist es aus, Scherz und Spiel ist nicht mehr erlaubt, denn die Religion ist jetzt Ernst geworden', heißt es in dem Abschiedslied an Vadd. Dem Islam gegenüber erschien das ganze Heidenthum als Spaß."

In einfacheres Deutsch übersetzt bedeuten auch Wellhausens Ausführungen nicht viel anderes, als daß den alten Arabern eine höhere ideale Auffassung des

[1] J. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten. III. Heft: Reste arabischen Heidenthums (Berlin 1887) S. 192 ff.

Lebens, Religion und Moral, fast gänzlich abging und daß eben deshalb auch ihre Poesie keinen höhern Aufschwung nehmen konnte. Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß sich darin doch manche gute natürliche Eigenschaften spiegeln, wie Anhänglichkeit an Familie und Stamm, kühner Muth, Tapferkeit, Freigebigkeit und Gastfreundschaft, und daß eben diese Züge mitunter einen lebensfrischen und kraftvollen Ausdruck finden [1]. Die Araber deshalb aber sehr hoch zu stellen, verbietet schon der Umstand, daß sie reiche Gelegenheit zu höherer Bildung in stolzem Barbarentrotz von sich wiesen.

V.

Es ist jedenfalls auffallend, daß sich diese Poesie nicht vor dem Anfang des 6. Jahrhunderts zeigt, daß sie sich am kümmerlichsten bei den unvermischten Stämmen des innern Arabiens entwickelte, reicher dagegen bei denjenigen, welche am meisten mit den großen Karawanenstraßen in Verbindung standen, am reichsten aber im Süden und Norden, in den Reichen von Jemen und Hira, wo die Araber in lebendige und stätige Berührung mit jüdischer und christlicher Cultur traten. Die Schrift der Araber selbst weist auf syrischen Einfluß hin. Ihre Erfindung wird zwei Männern vom Stamme Taij zugeschrieben: dem Morâmir, Sohn des Marwa, und dem Aslam, Sohn des Sedra. Morâmir lebte in Anbâr (Irâk). Von da soll die von ihm erfundene Schrift (Dschasm) durch den Koraischiten Harb, Sohn des Ommeija, (um 560) zu seinem Stamme nach Mekka gebracht worden sein. Eine andere Ueberlieferung schreibt die Einführung derselben in Mekka dem Bischr, Sohn des Abdelmelik, zu (um 580) [2]. Kurze jambische Verse (sogen. Redsches) scheinen längst vor dieser Zeit in Gebrauch gewesen zu sein. Aber die erste Gestaltung größerer Gedichte (Kassiden und Ghazals) wird von der arabischen Ueberlieferung ebenfalls in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegt und von einigen dem Amrulkais, von andern dem Mohelhil, dem mächtigen Häuptlinge der Taglibiten, zugeschrieben [3]. Sind das auch bloße Sagen und in ihren Einzelheiten unzuverlässig, so weisen sie doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß erst der lebhaftere Contact mit der syrisch-griechischen Cultur eine regere poetische Thätigkeit unter den Arabern geweckt hat, daß sie aber nach echter Barbarenweise sich mit Nachahmung des äußern Bildungsflitters begnügten, wirklicher geistiger Bildung sich aber verschlossen.

Ueber das erste Eindringen des Christenthums in Arabien herrscht leider noch großes Dunkel. Zwar befanden sich Araber bereits unter denjenigen, welche am ersten Pfingstfest zu Jerusalem der Predigt des Apostels Petrus lauschten. Bostra in der römischen Provinz Arabien hatte im 3. Jahrhundert einen Bischof, und ein Befehlshaber in dem an die Wüste stoßenden Grenz-

[1] Wirklich ergreifend sind z. B. die Todtenklagen der Dichterin El Chansâ auf ihren Vater Amr und ihre beiden Brüder Sachr und Muawia. Le Divan d'al Khansâ, édité par le P. L. Cheikho. Beyrouth 1888.

[2] *Caussin* l. c. I, 292—294.

[3] Ibid. II, 280 ss.

land wandte sich an Origenes um Unterweisung in der christlichen Religion [1]. Unter Constantius drang der Arianismus in das himjaritische Reich in Südarabien ein; drei Kirchen wurden errichtet, und der König selbst ließ sich taufen; bald darauf wandten sich Fürst und Volk dem katholischen Glauben zu. Das Eindringen christlicher Glaubensboten in das Innere der Halbinsel scheint an der Wildheit und strengen Ausschließlichkeit der Beduinenstämme gescheitert zu sein. Doch kamen viele der umherirrenden Nomaden mit christlichen Einsiedlern in Berührung und erhielten von Zeit zu Zeit immer wieder einige Kenntniß des Christenthums. Einen gewaltigen Eindruck machte auf die Araber der hl. Simeon der Stylite, der erst auf einer einsamen Höhe, dann dreißig Jahre lang (429—459) von seiner Säule bei Antiochien herab den zu ihm pilgernden Völkern das Wort des Heiles verkündete. Wir haben darüber das ausdrückliche Zeugniß des Theodoret [2]: „Die Ismaeliten strömten haufenweise herbei, zu zweihundert und dreihundert und mitunter ihrer tausend, schworen dem väterlichen Irrwahn mit lauter Stimme ab [3], zertrümmerten die Götzen, welche sie bisher verehrt, vor jener erhabenen Leuchte, entsagten den Orgien der Venus [4], deren Götzencult sie zuvor ergeben gewesen, ließen sich in die heiligen Geheimnisse einweihen, nahmen das Gesetz an, das ihnen der Mund des Heiligen verkündigte, und verzichteten auf das Fleisch der wilden Esel und Kamele. Ich habe sie selbst gesehen und gehört, wie sie den Götzendienst ihrer Väter aufgaben und die Lehre des Evangeliums annahmen. Einmal gerieth ich dabei in größte Gefahr. Denn da jener ihnen befohlen, zu mir zu gehen und von mir den priesterlichen Segen zu empfangen, und ihnen davon die reichlichste Frucht verhieß, da fielen sie in barbarischem Gedränge über mich her, die einen von vorne, die andern von hinten, andere zogen mich von der Seite her, die ferner Stehenden kletterten auf die Nähern, streckten ihre Arme aus, zupften mich am Bart und zerrissen mir die Kleider. Sie hätten mich in ihrem ungestümen Drängen todtgedrückt, wenn er nicht seine Stimme erhoben und sie auseinandergescheucht hätte. Solche Früchte trug die von den frivolen Spöttern verlachte Säule, so viel Licht göttlicher Erkenntniß ergoß sich von ihr in die Herzen der Barbaren. Ich weiß auch noch eine andere Geschichte von diesen Leuten: Ein Stamm bat den heiligen Mann, seinem Häuptling Gebet und Segen zuzuwenden; ein anderer Stamm aber, der anwesend war, wollte das nicht haben und verlangte, daß seinem Häuptling, nicht dem andern, der Segen gespendet werde: jener sei sehr ungerecht, der ihrige aber frei von jener Ungerechtigkeit. Nach langem barbarischen Streit fielen

---

[1] *Eusebius*, Hist. Eccl. VI, 19, 33. Hergenröther, Kirchengeschichte I (3. Aufl.), 154. 334. 335.

[2] *B. Theodoreti* Religiosa Historia. — Symeones (*Migne*, P. G. LXXXII, 1475 sq.).

[3] Ἰσμαηλῖται δὲ κατὰ συμμορίας ἀφικνούμενοι, διακόσιοι κατὰ ταυτὸν, καὶ τριακόσιοι, ἔστι δ᾽ὅτε καὶ χίλιοι, ἀρνοῦνται μὲν τὴν πατρῴαν ἐξαπάτην μετὰ βοῆς.

[4] τοῖς τῆς Ἀφροδίτης ὀργίοις ἀποταττόμενοι. Es sind hierunter die Lieblingsgöttinnen der Araber, Ozzâ und Lât, zu verstehen.

sie endlich übereinander her. Ich ermahnte sie mit vielen Worten, davon abzulassen: denn der heilige Mann könne dem einen wie dem andern seinen Segen ertheilen. Denn die einen sagten, der andere dürfte den Segen nicht bekommen, und die Gegner wollten ihren Widerpart um denselben bringen. Da drohte ihnen Simeon von oben herab, nannte sie Hunde und legte nicht ohne Mühe den Streit bei. Das erwähne ich, um zu zeigen, wie lebendig ihr Glaube war. Denn sie hätten nicht so toll gegeneinander gewüthet, wenn sie nicht dem Segen des Heiligen die größte Kraft zugeschrieben hätten. Ferner war ich auch einmal Zeuge eines großen Wunders. Es kam einer (ebenfalls ein Stammeshäuptling der Sarakenen) und bat den Heiligen, er möchte doch einem Manne helfen, dem unterwegs ein Schlagfluß die Glieder gelähmt hätte. Wie er sagte, war derselbe bei Kallinikon, einem großen Schlosse, erkrankt. Nachdem dieser mitten (vor die Säule) getragen worden, befahl ihm der Heilige, dem Götzendienst seiner Väter zu entsagen. Nachdem er dies willig gethan und gehorsam das ihm Befohlene vollzogen, fragte Simeon ihn, ob er an den Vater und an seinen eingebornen Sohn und an den Heiligen Geist glaube. Und als er seinen Glauben bekannt, sagte er ihm: ‚Im Glauben an diese Namen, stehe auf!' Und nachdem er aufgestanden, befahl er ihm, den Häuptling bis zu seinem Bette zu tragen. Dieser war ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße. Er hob ihn aber sofort auf und trug ihn hinweg, und die Anwesenden lobten Gott mit lauter Stimme."

Român I., König von Hira, verbot zuerst aus politischen Gründen die Wallfahrten zu Simeon, nahm aber später selbst das Christenthum an[1]. Auch Mundhir III. und Român V. bekannten sich zum katholischen Glauben; des letztern Tochter Hind gründete sogar, wie bereits erwähnt, ein Kloster, in das sie sich während ihrer letzten Lebensjahre zurückzog. Bei den fast beständigen Kämpfen zwischen Römern und Persern, in welche auch die zwei nordarabischen Dynastien der Lachmiden und Ghassaniden verwickelt waren, konnte indes eine ruhige Ausbreitung des Christenthums sich nicht vollziehen[2]. Dagegen scheint es sich in der südarabischen Landschaft Nedschrân blühend entwickelt zu haben, bis ein Jude, Dhu-Nowâs, die Herrschaft daselbst an sich riß und in den Jahren 522 und 523 die Christen blutig verfolgte. Die Acten dieser Martyrer, an deren Spitze ihr Bischof Arethas (Hârith) stand, sind in griechischer Sprache erhalten und finden Bestätigung durch verschiedene andere griechische und äthiopische Schriften[3]. Besonders standhaft zeigten sich die christlichen Frauen, deren Zahl in dem äthiopischen Bericht auf 227 angegeben wird. Der Bischof, ein Greis von 75 Jahren, wurde enthauptet, nachdem der jüdische Tyrann alles aufgeboten hatte, ihn zum Abfall zu bewegen. Die übrigen Christen bezeichneten sich mit seinem Blute die Augen in Form des Kreuzes und erlitten dann muthig dieselbe Todesart. „Es war ein christliches Weib in jener Stadt, welches einen Sohn hatte, der fünf Jahre alt war. Und sie kam mit ihrem Sohne und sah, wie die Heiligen sich mit dem Blute des hl. Hirut (Hârith) bezeichneten. Da

[1] De SS. Aretha et Ruma. *Act. SS.* (*Bolland.*). Parisiis 1869. October X, 685.
[2] Ibid. X, 687. [3] Ibid. p. 691—762.

nahm auch sie von jenem Blute und bezeichnete sich und ihren Sohn damit. Und sie sprach mit lauter Stimme: ‚Möge der Herr den jüdischen König ertränken, wie er den Pharao und sein ganzes Heer ertränkt hat!‘ Sofort ergriffen die Soldaten sie und führten sie vor den König. Dieser befahl, für sie eine Grube in der Erde zu machen und Feuer (in derselben) anzuzünden und das Weib hineinzuwerfen. Und sie thaten, wie er befohlen ... Als der Knabe sah, wie sie seine Mutter ins Feuer warfen, weinte er bitterlich und schrie: ‚Laß mich zu meiner Mutter gehen!‘, und er wollte sich von ihnen losreißen. Als nun der König ihn zurückhielt, wurde der Knabe zornig und biß in den Fuß des Königs. Da übergab ihn der König einem seiner Beamten und sprach zu ihm: ‚Erziehe diesen Knaben und unterweise ihn in der Religion der Juden.‘ Darauf nahm ihn jener Beamte und übergab ihn einem seiner Diener, damit er ihn nach seiner Wohnung führe. Während nun dieser den Knaben wegführte, traf er auf dem Wege einen andern Diener (seines Herrn); und er fing an, von dem Knaben zu erzählen, wie sich derselbe dem König widersetzt und in den Fuß des Königs gebissen habe. Und während sie sich in solcher Weise unterhielten, riß sich der Knabe von ihnen los und stürzte sich in das Feuer, in welchem sich seine Mutter befand.“ So wurde auch er ein Martyrer mit seiner Mutter. Aehnliche Standhaftigkeit zeigte eine Mutter mit ihrem noch unmündigen Kinde. Als die Beamten diesen Heldenmuth sahen, drangen sie in den König, die noch übrigen Christen zu verschonen [1]. Andere Christen flohen und suchten Hilfe in Aethiopien, in Alexandrien und Konstantinopel. Unter Dazwischenkunft des Kaisers Justinian sandte der äthiopische König Elesbaan ein Heer gegen Dhu-Nowâs. Dieser wurde besiegt und gestürzt. Das Christenthum erhob sich in Nedschrân zu neuer Blüthe und erfreute sich eines etwa 75 Jahre lang andauernden Friedens [2]. Bei Mohammeds Auftreten waren die Christen noch so zahlreich und mächtig, daß der Prophet es für politischer und klüger hielt, ihnen gegen bedeutende Geldabgaben vorläufig noch freie Ausübung ihrer Religion zu gewähren, als sie sofort zu bekämpfen.

VI.

Es ist die Vermuthung geäußert worden, daß Amrulkais, der Moallakât-Dichter, Christ geworden sei. Sie stützt sich auf die Nachricht des Nonnosus, daß Justinian I. ihm die Präfectur von Palästina übertragen habe, was kaum

---

[1] Winand Fell, Die Christenverfolgung in Südarabien und die himjarisch-äthiopischen Kriege nach abessinischer Ueberlieferung. Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellsch. (1881) XXXV, 62 ff. Vgl. J. H. Mordtmann, Die himjarisch-äthiopischen Kriege noch einmal. Das. XXXV, 693 ff.

[2] *Procopius* (ed. Dindorf) I, 106. 107. Außer den Einwohnern von Nedschrân waren nach Hammer-Purgstall (Literaturgesch. der Araber I, 523 ff.) auch die Stämme der Benu Taglib, der Benu Jjâd und der Benu Nimr Christen. Vgl. das. (I, 577—630) die schon von Boissonade (Anecd. Graeca V, 76—116) mitgetheilten Gesetze des Bischofs Gregentius von Tapharan (Dhafar), der wahrscheinlich noch unter Justinian I. Bischof wurde und bis etwa 570 lebte. Acta SS. l. c. X, 713. 714.

denkbar ist, wenn Amrulkais (Kaïsos) nicht Christ gewesen wäre. Sein ganzes Vorleben macht das allerdings wenig wahrscheinlich. Weit merkwürdiger als der umherirrende König der Wüste ist jedenfalls die ehrwürdige Gestalt des christlichen Bischofs Kuß (Quß) von Nedschrân, der am Ende des 6. Jahrhunderts lebte, den Mohammed selbst in jungen Jahren (etwa zwischen 585 und 590) kennen lernte und wegen seiner Beredsamkeit und Poesie bewunderte, und dessen Andenken wohl eben deshalb in verschiedenen arabischen Werken erhalten blieb [1]. Natürlich ist er hier vom mohammedanischen Standpunkt aufgefaßt und dargestellt; doch ist trotz des stilistischen Beiwerks der arabischen Erzähler sein Charakter als der eines ehrfurchtgebietenden christlichen Priestergreises deutlich zu erkennen. Sie schildern ihn in dreifacher Richtung hin: als einen heiligen, wunderthätigen Einsiedler in der Wüste, der uns an den hl. Paulus, den hl. Antonius und die andern Väter der Thebais gemahnt; dann als gewaltigen Redner, der die arabischen Stammeshäuptlinge auf dem Markte zu Okâz mit der Macht seines Wortes hinreißt, und endlich als Bischof, dessen Lehre und Beispiel die Christen von Nedschrân für geraume Zeit befähigten, dem emporkommenden Islâm zu trotzen.

Auf ihn wird zunächst eine Stelle des Kitâb al Aghânî bezogen, wo es heißt (Bd. 14):

Einer der Alten hat gesagt: Ich irrte einst umher auf dem Gebirge Sim'ân, an einem glühend heißen Tage. Da sah ich zwischen zwei Gräbern ein Haus des Gebetes und daneben einen Greis. „Was sind das für zwei Gräber?" fragte ich. Er antwortete: „Es sind die Gräber meiner zwei Brüder; ich lebe an diesen Gräbern; ich werde hier weilen, bis auch ich entschlummere." Er weinte und dann sang er:

Steht auf, ihr Vielgeliebten! Denn zu lang
Währt euer Schlummer mir, so dumpf und bang.
Seht ihr mich nicht auf diesen Bergeshöh'n
Bei euch allein und ohne Freunde stehn?
An eurem Grabe halt' ich treue Wacht,
Bis einen Gruß mir bringt die lange Nacht.
Wie Wein der Schenk beim Mahl den Gästen schenkt,
Hat Fleisch und Knochen euch der Tod getränkt.
Vom Bruder darf der Bruder nimmer weichen;
Drum harr' ich aus bei euren beiden Leichen.

---

[1] *Caussin* l. c. I, 159. — *Boll.* (Acta Sanctorum) l. c. X, 720[2]. Deinde extremo seculo sexto novimus Negranae floruisse episcopum *Coss*, filium Saida, quem mahumetani poëtam et oratorem celebrem fuisse scribunt, cuius Mahumetes in iuventute, id est circa annum 585 aut 590, miratus est eloquentiam. — *L. Cheikho* S. J. (ein geborener Araber, Professor an der Universität zu Beyrout), Les poètes Arabes chrétiens. Relations d'Orient (Bruxelles, Janvier 1892) p. 21—39. — Hergenröther, Kirchengeschichte I, 743 (3. Aufl.): „Es gab auch schon arabische Gesänge und Gedichte mit monotheistischen und christlichen Ideen." Vgl. I, 334 ff. das.

Und spend' euch reinen Wein an eurem Grabe,
Wenn nicht den Lippen, eurem Staub zur Labe.
Ich ruf' euch. Sprecht ein Wort nur, einen Laut — —
Ach! keine Antwort wird mir anvertraut!
So hat der lange Schlaf betäubt das Ohr.
Ihr Vielgeliebten! sagt, was habt ihr vor?
Ich hab's gesagt: mein Herz nicht mehr gesundet;
Der Pfeil, der euch traf, hat auch mich verwundet.
Ich bin euch nah! O möcht' auf seinen Schwingen
Der Tod euch meinen Lebensodem bringen!
O könnte Seele man für Seele geben:
Mein Leben würd' erkaufen euer Leben [1].

Denselben Zug finden wir in einem andern Werke wieder, in den Mohâdarât ul abrâr, worin aber die Gestalt des arabischen Bischofs bereits mehr durch Zusätze und Sagen einer spätern Zeit umdunkelt ist. Es werden uns hieraus außer dem Propheten Mohammed drei Personen vorgeführt, die sich über Kuß ergehen: Al Jârûd, Abubekr und ein Ansar („Bundesgenosse" aus Medina), dessen Namen nicht genannt wird. Al Jârûd, das Haupt einer Gesandtschaft des Abd-ul-qais, reitet gen Jathrib mit zwanzig Genossen, die auf ihren kräftigen Kamelen aufragen gleich Palmbäumen. Vor der Moschee des Propheten steigt er ab und leistet ihm mit den Seinen den Eid auf den Islâm. Allahs Apostel (Friede und Heil sei ihm!) beglückwünscht Al Jârûd und fragt ihn: „Ist einer unter euch, der den Kuß, den Sohn des Sâ'idat, gekannt hat?" — „Wir alle", sagt Al Jârûd, „haben ihn gekannt; ich bin fleißig seinem Unterricht in der Redekunst gefolgt und kenne seine ganze Geschichte. Er war ein großer Mann unter den Arabern, von edelm Stamm, von seltenem Wissen, ehrwürdig weiß. Er hatte Jahrhunderte durchlebt und Simon, das Haupt der Weißen, gekannt. Kuß wohnte nicht unter einem Dache, er spannte kein Zelt auf; er lebte in der Wüste unter den wilden Thieren, die ihm gehorchten. Er fastete nach dem Gebrauch der Einsiedler und nach der Anordnung des Christus Isâ (Jesus). Er erhielt sein Leben nur dadurch, daß er bisweilen ein Straußenei ausschlürfte. Man suchte Unterricht bei ihm in der Wüste; er war der erste, der die Araber Reden halten lehrte von der Höhe eines Hügels herab, gestützt auf ihren Hirtenstock oder ihr Schwert."

Al Jârûd führt dann eine Probe seiner Rede an; ebenso Abubekr. Dann erhebt sich der Ansar. Er ist hoch gewachsen, und sein gewaltiger Kopf beherrscht die Versammlung wie eine Bergspitze die umgebenden Felsschluchten. Er setzt seinen Turban zurecht, streicht die langen Haare über die Schläfe und spricht zum Propheten: „O Herr der Gesandten Allahs, Auserwählter des Herrn der Welten! Ich weiß von Kuß eine wunderbare Geschichte." „Rede", sagte Mohammed (Friede sei mit ihm und Heil!). Darauf fährt der Ansar fort:

---

[1] Das Schema des arabischen Versmaßes (Tawyl, Reim in D') ist: Fa'ûlon mafâ'ylon fa'ûlon mafâ'ilon (bis). Dabei geht derselbe Reim durch alle Zeilen, was im Deutschen kaum nachzuahmen ist.

„Zur Zeit der Unwissenheit geschah es, daß eines meiner Kamele entlief; ich nahm einige meiner (weiblichen) Kamele hurtig wie die Dschinnen (bösen Geister) und verfolgte es. Die Nacht überraschte mich in einer fürchterlichen Schlucht; ich suchte Zuflucht in einer Höhle, von der ich nicht wußte, ob dort nicht der Tod auf mich lauerte; ich hatte keine Hoffnung als mein Schwert. Ich brachte da Stunden zu, weniger mit Schlaf als mit Umschau nach den Sternen. Da plötzlich ließ mich eine Stimme diese Verse hören:

O du, der du irrst durch die finst're Nacht,
Wisse, ein Prophet ist in Haram erwacht,
Aus Häschims Stamm und edlem Blut,
Dem Stamm so treu und hochgemuth.

Ich hielt meinen Athem an, aber ich hörte nichts mehr, nicht den leisesten Menschentritt, nicht das Rascheln eines Burnus. Am Morgen traf ich mein Kamel mitten unter den raschen Kamelweibchen; ich faßte es beim Halfter, ließ es niederknien, setzte mich auf seinen Rücken. Es schnaubte ein wenig, dann rannte es pfeilschnell davon. Es trug mich bis zu einem Flecken bewaldeten Landes. Da sah ich einen Greis mit langen, schneeweißen Haaren, gelehnt an einen Palmenbaum, der mit einem Stabe Buchstaben im Sande zog; vor ihm war ein Gebetshaus zwischen zwei Gräbern; daneben rieselte eine Quelle. Und siehe, zwei ungeheure Löwen näherten sich dem Greise, leckten seine Kleider und liebkosten ihn wie treue Hunde. Der eine von den beiden ging auf die Quelle zu; der andere wollte vor ihm trinken und stieß ihn; aber der Greis schlug den zweiten Löwen mit seinem Stabe: ‚Möge die Löwin, deine Mutter, an deinem Grabe brüllen! Unkluger, laß deinen Bruder trinken!‘ Als die Löwen ihren Durst gelöscht, gingen sie von dannen, und ich näherte mich. Ich grüßte den Greis und er grüßte mich; ich erkannte die Stimme, die in der Nacht zu mir gesprochen. Ich stand vor Kuß, dem Sohne Sâ'idats. ‚Was sind das für Gräber?‘ fragte ich; er antwortete: ‚Die meiner Brüder‘, und Thränen perlten in seinen Augen. Dann neigte er sich über die Gräber und sang.“

Es folgen nun die bereits mitgetheilten Verse, nur mit geringen Abänderungen.

Das Geschichtchen mitsamt den Versen findet sich ebenfalls in dem Kitâb al Dakhâi'r des Abuhasan al Ischbîlî; doch fügt dieser spanische Chronist eine ganze Herde von Löwen hinzu und weiß auch die Verse mitzutheilen, die Kuß mit seinem Stabe in den Sand schreibt:

Verstumme, Todesherold, und hör auf zu schrecken!
Die Schlummernden wird einst des Lebens Herold wecken.
Sie stehen auf, zahllos wie Hagelschlossen:
Die einen nackt, die andern glanzumflossen.

Mohammed sprach zu Jârûd: „Du hast gut gesprochen von Kuß, dem Sohne des Sâ'idat. Mir ist, ich sehe ihn noch mitten in der Versammlung von Okâz, hoch auf einem braunen Kamel, wie er die Menge in gewählten Worten anredet; doch ich habe seine Rede nicht behalten; wer kann sie mir wieder-

holen?" Da sprang Abubekr von seinem Platz auf und rief: „Die Rede des Kuß ist mir noch so gegenwärtig wie am Tage der Versammlung; er sprach: ‚O ihr Menschen, verstehet und begreifet! Wer lebt, der stirbt; wer stirbt, der ist vorüber; was sein muß, wird sein: finstere Nacht und sternheller Himmel, stürmende Wogen und leuchtende Sterne, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Speise und Trank, Kleidung und Reitzeug. Was sehe ich? Die Menschen gehen und kommen nicht wieder! Gefällt ihnen ihr Lager, daß sie sich nicht wieder erheben, oder sind sie verlassen und haben niemand, der sie weckt?' Und dann sang er:

Zum Schauspiel werden, die im Lauf der Zeit
Uns um Jahrhunderte vorausgegangen:
Sie zogen hin, sie kamen nicht zurück,
Des Todes Tränkplatz hält sie noch umfangen.
Mein ganzes Volk zieht unaufhaltsam nach —
Ich seh' sie all, die großen wie die kleinen.
Ich sprach bei mir: Es ist des Bleibens nicht.
Wohin sie ziehn, ich ziehe mit den meinen."

Das specifisch Christliche und Katholische, was die Predigt des greisen Bischofs enthielt, wußte Abubekr, der spätere Kalif, natürlich nicht mehr. Auch über das eigentliche bischöfliche Wirken des Kuß haben die arabischen Schriftsteller nichts aufbewahrt. Nur aus der Festigkeit, mit welcher die Christen von Nedschrân beim Auftreten Mohammeds für ihren Glauben eintraten, läßt sich annehmen, daß Kuß ein ausgezeichneter Oberhirte gewesen sein muß. Seine Beredsamkeit aber ist bei den Arabern bis herab auf die Gegenwart sprichwörtlich geblieben. Wenn sie einen Redner recht loben wollen, sagen sie: „Du bist beredter als Kuß, der Sohn des Sâ'idat."

Das Christenthum ist also nicht bloß schon zwei Jahrhunderte vor Mohammed zu den Beduinen des nördlichen Arabiens gedrungen, hunderte, ja tausende von ihnen wurden schon durch Simeon den Styliten bekehrt, die blühenden Christengemeinden von Nedschrân überwanden am Anfang des 6. Jahrhunderts siegreich die blutigste Verfolgung; von der Mitte des Jahrhunderts an herrscht der katholische Glaube auch am Hofe von Hira; die hervorragendsten Dichter der Araber kamen mit Christen zusammen. Mohammed selbst und Abubekr, der erste der Kalifen, hörten auf dem Markt von Okâz die Lehren des Christenthums durch einen christlichen Bischof ihres Volkes verkündigen, dessen zündende Beredsamkeit alle mit sich riß. Wie ist es gekommen, daß trotzdem die begabtesten Araber dieser Zeit, ihre Helden und Dichter, Heiden geblieben sind und die letzten aus ihnen sich dem Islâm zuwandten?

VII.

Völlig befriedigend wird sich diese Frage wohl nie beantworten lassen. Doch weisen die arabischen Ueberlieferungen deutlich genug darauf hin, daß Habsucht, Stolz und Sinnlichkeit, wie bei andern Völkern, das Haupthinderniß der Bekehrung bildeten.

Von El Ascha, Maimun, Sohn des Kais, wird ausdrücklich berichtet, daß er häufig mit den Christen in Nedschrân verkehrte, daß er die Vornehmen dieser Stadt alljährlich besuchte, Lobgedichte auf sie verfaßte und sich ihren Wein schmecken ließ, daß er auch mit den Bischöfen von Nedschrân Unterhaltungen pflegte und die Ideen, die er daraus schöpfte, dann wieder in seinen Gedichten verwerthete. In Hira kaufte er oft Wein bei einem christlichen Araber Namens Ibâd und unterhielt sich mit ihm auch über religiöse Fragen. Unter den Arabern gab es damals verschiedene Ansichten über das menschliche Handeln. Die Dschabari läugneten den freien Willen; die Muthbiten suchten diese Lehre etwas zu mildern; die Kadari dagegen traten entschieden für die menschliche Freiheit ein. Diesen schloß sich El Ascha an, unter dem Einfluß jenes christlichen Bekannten und Freundes. Der Rhapsode (Râwia), der ihn auf seinen Wanderzügen begleitete, seine Verse recitiren und verbreiten mußte, war ein Christ, Jahja ibn Mattha (Johann Mathiassohn)[1].

Der Dichter, der indes alljährlich die Halbinsel in allen Richtungen durchzog, gönnte sich nie die Zeit, der religiösen Frage ernstlich näher zu treten. Seine Abgötter waren Weiber, Wein, Lob und Reichthum. Der Hauptzweck seiner steten Wanderungen war, sich Geschenke zu ersingen. Man verglich ihn deshalb mit einem Raubvogel, der auf alle Vögel Jagd macht, von der Nachtigall bis zum Kranich. Seine Lobgedichte, Liebeslieder und Schmähverse wurden durch die ganze Halbinsel hin gesungen. Er hieß davon Sannadschat el Arab, der Cymbelschläger der Araber. Er ließ es ruhig geschehen, daß ein armer Araber sein letztes Kamel schlachtete, um ihn gastlich zu bewirten, belobte aber dann auf dem Markte zu Okâz den Adel und Edelmuth des armen Mannes dergestalt, daß die acht Töchter desselben, wegen Mangel an Aussteuer ganz hoffnungslos, in ein paar Stunden sämtlich einen Bräutigam hatten.

Bald nach dem ersten Auftreten Mohammeds verfaßte El Ascha ein Lobgedicht auf ihn und zog ihm entgegen, um sich ihm vorzustellen. Mekka war damals noch nicht in seiner Gewalt, und zwischen seinen Anhängern und der ihm feindseligen Partei der heidnischen Koraischiten war (628) eben ein Waffenstillstand geschlossen worden. Die Gegner des Propheten fürchteten nicht ohne Grund, der Beitritt eines so volksthümlichen Dichters wie El Ascha möchte Mohammeds Ansehen bedeutend verstärken. Sie hielten ihn deshalb unterwegs auf und suchten ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Er wird dir gewisse Dinge verbieten, die du sehr liebst," sagten sie.

„Und welche?"

„Zum Beispiel die Unzucht", sagte Abu Sofiân, der Führer der Mohammed feindlichen Partei.

„Sie hat mich verlassen, nicht ich sie. Was soll er mir verbieten?"

„Das Spiel."

„Vielleicht gibt's dafür Ersatz. Weiter!"

---

[1] *Caussin* l. c. II, 395—403.

Auch das Verbot des Wuchers fürchtete er nicht. Denn er hatte nie gewuchert noch geliehen. Für den verpönten Wein glaubte er sich allenfalls durch Wasser von der Cisterne El Mihrâs entschädigen zu können. Zuletzt traf Abu Sofiân aber doch seine schwache Stelle. Er bot ihm hundert Kamele an, wenn er nach Hause gehen und ein Jahr dort bleiben wollte. Darauf ging El Ascha mit Freuden ein. Bei Mansuhra stürzte er indes mit seinem Reitthier und starb infolge des Sturzes im folgenden Jahre (629).

Für Leute, die ihre religiösen und politischen Ansichten für eine Kamelherde zu verkaufen bereit standen, waren die Forderungen des Christenthums zu hoch. Gerade solchen Leuten aber lief das Volk nach und fiel so der Gewalt des schwärmerischen Tyrannen anheim, der für einige Zeit fast aller arabischen Poesie den Garaus machen sollte.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Philosophia Lacensis sive series Institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Iesu in Collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis.

Institutiones Theodicaeae sive Theologiae naturalis secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum accommodavit **Iosephus Hontheim** S. J. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. X et 831 p. 8⁰. Friburgi, Herder, 1893. Preis *M.* 8.

Die Philosophia Lacensis ist durch das Erscheinen dieses sehr gediegenen und werthvollen Bandes ihrer Vollendung einen guten Schritt näher gerückt. Bringt es die Wichtigkeit des Gegenstandes mit sich, daß man mit Recht große Anforderungen an eine neue philosophische Darstellung der Gotteslehre stellt, so freuen wir uns, hier die sichere Hoffnung aussprechen zu dürfen, es werde das vorliegende Werk den Erwartungen und Anforderungen wirklich entsprechen. Der reiche Stoff ist mit großer Sachkenntniß, tiefem Verständniß und besonderer Berücksichtigung der entgegenstehenden Irrthümer der Gegenwart bearbeitet worden. Das ganze Buch bildet eine Fundgrube des Wissens für alle einschlägigen Fragen.

Die Lehre von Gott zerlegt sich naturgemäß in zwei Haupttheile, deren erster Gott in sich, der andere das Verhältniß Gottes zu den geschöpflichen Dingen betrachtet. Der zugleich wichtigste und inhaltreichste erste Theil umfaßt im vorliegenden Werke die ersten fünfundzwanzig Kapitel (736 Seiten), während nur die letzten fünf Kapitel (90 Seiten) dem zweiten Theile entsprechen. Es ist wohl diese große Verschiedenheit des Umfanges der beiden Haupttheile, welche den Verfasser veranlaßt hat, mit Verzicht auf jene Zweitheilung den ganzen Stoff in dreißig fortlaufenden Kapiteln vorzulegen. Die ersten vierzehn Kapitel handeln vom Begriff und Dasein Gottes. Die der Beweisführung vom Dasein Gottes vorausgeschickte Begriffsbestimmung muß natürlich eine mehr allgemeine und vorläufige sein, da die Frage nach der genauen Formulirung der wissenschaftlichen Definition erst nach vielen vorausgegangenen Untersuchungen vollständig behandelt werden kann. Nach einem Ueberblick über die verschiedenen Benennungen Gottes in den Hauptsprachen wird der volksthümliche Begriff Gottes als derjenige eines „höchsten Wesens" bezeichnet und die Aufgabe für den Beweis von Gottes Dasein dahin bestimmt, ein wirklich überweltliches höchstes Wesen nachzuweisen.

Für die Lösung der Frage, ob dem beim ganzen Menschengeschlecht sich findenden Begriff eines solchen überweltlichen, höchsten Wesens, mit andern Worten, ob dem allgemein verbreiteten natürlichen Gottesbegriff auch in Wirklichkeit ein solches Wesen entspreche und wie sich das wirkliche Dasein dieses Gottes erhärten lasse, ist die Frage nach dem Ursprung des natürlichen Gottesbegriffes und der natürlichen Ueberzeugung vom Dasein Gottes von der größten Bedeutung. Dementsprechend weist der erste Lehrsatz des Werkes nach, daß die menschliche Vernunft durch die selbstthätige Betrachtung der Dinge dieser Welt zur natürlichen Erkenntniß Gottes geführt wird. Weil aber die Bekämpfung der Gottesbeweise durch den Unglauben ihre zeitweilig sehr verheerenden Erfolge zum größten Theile dem Mißverständniß oder der falschen Erklärung des natürlichen Weges verdankt, auf dem wir Menschen zur Ueberzeugung vom Dasein Gottes gelangen, so läßt nun der Verfasser mit Recht im zweiten Kapitel eine eingehende Behandlung und Widerlegung jener irrthümlichen Erklärungen folgen. Gottes Dasein kann zwar vom Menschen vermittelst des Lichtes seiner natürlichen Vernunft mit voller Gewißheit erkannt werden, ist ihm aber nicht unmittelbar einleuchtend; denn der Mensch hat keinerlei natürliche Anschauung, keine unmittelbare Erkenntniß Gottes, wie die Ontologisten meinten. Ist somit unsere natürliche Erkenntniß Gottes eine mittelbare, so ist sie jedoch keineswegs nur eine durch Offenbarung und Ueberlieferung vermittelte, die sich auf die Autorität stützen müßte, wie der Traditionalismus lehrte. Nein, jeder einzelne Mensch, der zum Gebrauche der Vernunft gelangt ist, kann durch Bethätigung seiner eigenen Erkenntnißfähigkeit sich eine sichere Ueberzeugung vom Dasein Gottes erwerben, und zwar stützt sich diese Ueberzeugung nicht auf subjectives Gefühl oder Bedürfniß, sondern auf einen durchaus nicht schweren und zugleich streng sachlichen und vollberechtigten Vernunftschluß. Dieser Vernunftschluß ist aber, wie im dritten Kapitel gezeigt wird, kein aprioristischer, sondern er stützt sich kraft des Causalitätsprincips auf die vorausgegangene Erkenntniß der endlichen, geschaffenen Dinge dieser Welt. Die zumal durch Hume und Kant in die moderne Philosophie eingebürgerten Verzerrungen des Causalitätsprincips werden vom Verfasser bloßgestellt und widerlegt. Eine lichtvolle Darstellung der Gotteslehre des Plato und des Aristoteles bildet den Abschluß dieser Einleitung und Vorbereitung zu den eigentlichen Gottesbeweisen. Es könnte vielleicht überraschen und zum Tadel reizen, daß nun erst auf Seite 108 diese Beweisführung beginnt. Doch der Tadel wäre unberechtigt; der Verfasser hat gerade auch hierin gezeigt, daß er die Bedürfnisse und Schwierigkeiten unserer Zeit versteht. Trifft man jemand, der bei aufrichtigem, ernstem Willen doch ernstlich Schwierigkeiten in den Beweisen für Gottes Dasein findet, so wird sich bald feststellen lassen, daß die Schuld daran von irgend einem Irrthum in betreff der hier behandelten Fragen herrührt. Solange dann dieser Irrthum nicht entdeckt, aufgeklärt und damit entfernt ist, wird es nie gelingen, einen solchen von der Stichhaltigkeit der wahren Gottesbeweise zu überzeugen. Darum wollten wir auch gerade auf diese Kapitel besonders eingehend aufmerksam machen.

Mit dem vierten Kapitel beginnt die Reihe der Gottesbeweise. Dieselben sind durchgängig sehr gut ausgearbeitet. Mit großem Fleiß und geschickter Auswahl

schickt der Verfasser den meisten Beweisen eine Sammlung der wichtigsten philosophischen Stellen aus den ältesten kirchlichen Schriftstellern und den vornehmsten Vertretern der Scholastik voraus und läßt dann seine eigene formelle Fassung der betreffenden speculativen Argumentation folgen. Gewiß, eine vortreffliche Art, die Geschichte der Philosophie mit wahrem Nutzen bei der speculativen Behandlung derselben zu verwerthen. In Bezug auf die einzelnen Argumente müssen wir uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Sehr gut hat der Verfasser daran gethan, das kosmologische Argument zuerst unabhängig von der Frage zu behandeln, ob eine unendliche Zahl möglich sei oder nicht. Er weist klar und zwingend nach, daß, selbst wenn man die absolute Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe endlicher Dinge und Ursachen nicht zugestehen wollte, man doch durchaus genöthigt ist, ein nicht zu dieser Reihe gehöriges Wesen anzunehmen, welches seinen Grund in sich selbst hat. Erst nachdem dieser Nachweis vortrefflich erbracht ist, geht der Verfasser dazu über, nun auch die Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe zu beweisen und auch aus dieser Unmöglichkeit einen neuen Beweis für das Dasein Gottes herzuleiten.

Eine Schwierigkeit wird, so fürchten wir, bei dem sogenannten ideologischen Argument manchen nicht ganz gelöst erscheinen. Es soll hier aus der Wahrheit der rein möglichen Dinge die Existenz Gottes als des nothwendigen Fundamentes derselben erwiesen werden. Zwar verläßt nun auch bei der Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes den Verfasser jener Scharfsinn nicht, mit dem er die speculativsten Probleme durchgearbeitet. Doch will uns scheinen, daß die Unterscheidung zwischen einer logischen und idealen Möglichkeit und einer realen und adäquaten Möglichkeit, durch welche er früher das ontologische Argument entkräftete, auch gegen das hier gebrachte ideologische Argument vorgebracht werden könne, ohne daß man in den Ausführungen des Verfassers eine völlig befriedigende Antwort fände.

Mit großem Fleiß und Geschick sind besonders die teleologischen und moralischen Beweise ausgeführt. Nachdem bereits bei der Behandlung der einzelnen Gottesbeweise die gegen dieselben im einzelnen sich richtenden Einwände gelöst waren, bietet dann das siebente Kapitel auf beinahe fünfzig Seiten noch eine Zusammenstellung und gründliche Widerlegung der modernen Bekämpfungen des Gottesbeweises. Mit dem achten Kapitel beginnt der zweite Hauptabschnitt des Werkes, nämlich die genauere Ergründung der Wesenheit Gottes.

Man könnte sich einigermaßen wundern, daß erst nach der Lehre von Gottes Wesenheit, Vollkommenheit, Unendlichkeit, Einfachheit und Einheit im dreizehnten Kapitel der Atheismus zur Behandlung kommt. Doch es ist dies insofern vollständig berechtigt, als jeder Atheismus, soweit er noch nicht zu seiner äußersten logischen Consequenz, nämlich dem absoluten Nihilismus, vorgedrungen, mit irgend einer Art Materialismus und Pantheismus verquickt sein muß. Die Widerlegung dieser Irrthümer ist gründlich, vielleicht die Behandlung des Darwinismus etwas zu ausführlich, insofern man bedenkt, daß derselbe in der zur **Philosophia Lacensis** gehörigen Naturphilosophie des P. Tilmann Pesch schon eingehend behandelt ist. Da jedoch das vorliegende Werk (ebenso wie die **Philosophia naturalis** und die **Institutiones logicales** des P. Pesch) auch

für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, das auch einzeln käuflich ist, so werden gewiß gar manche dem Verfasser für diese ausführliche Behandlung Dank wissen. Der Pantheismus wird zuerst im allgemeinen widerlegt, dann aber werden die beiden hervorragendsten pantheistischen Systeme, diejenigen Spinozas und Hegels, einer besondern Kritik unterzogen.

Auch in den weitern Abschnitten über Gottes Eigenschaften und sein Verhältniß zu den geschöpflichen Dingen zeigt der Verfasser überall ein allseitiges und tiefes Verständniß und behandelt auch die schwierigen Fragen in klarer, verständlicher Darstellung. Ohne daß er die sichern Pfade der altbewährten Schule verließe, weiß er doch seiner Darstellung stets eine gewisse Frische und Originalität zu verleihen. Manche Abschnitte, wie die über die göttliche Vorsehung, die Wunder, die verschiedenen Eigenschaften Gottes, werden auch dem geistlichen Redner treffliche Dienste leisten. Möge das treffliche Werk die verdiente Verbreitung finden und so in Wirklichkeit den Nutzen stiften, den es zum Segen vieler zu stiften geeignet ist.

Karl Frick S. J.

Zur Entstehungsgeschichte der ständigen Nuntiaturen. Von Dr. theol. **Anton Pieper,** Privatdocent an der königl. Akademie zu Münster. VIII u. 222 S. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 3.50.

Von Jahr zu Jahr wächst die Menge der Bände, in welchen die Nuntiaturberichte, zunächst die des 16. Jahrhunderts, auf den Markt des wissenschaftlichen Lebens gebracht werden. Will der Geschichtsforscher dieselben richtig würdigen und verwerthen, so muß er zuvor die Bedeutung der Nuntiaturen, die Stellung und Aufgabe der Nuntien sich klar zu machen suchen. Dazu hilft ihm die vorliegende Schrift. Der Verfasser hat sich das Ziel gesteckt, festzustellen, wann und wie die ständigen Nuntiaturen entstanden sind, und wie sie bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts sich fortentwickelt haben.

Man möchte da sagen: Das ist ja doch einfach. Als der Papst die Nuntiatur errichten wollte, erließ er die Gründungsbulle und besetzte das Amt mit einem geeigneten Manne; bei dessen Abgang ernannte er einen Nachfolger, und so weiter. Man schlage also im vaticanischen Archive die Papstregister nach, und man wird alles erfahren, wofern nicht schon Hergenröthers Leo-Regesten oder ein ähnliches Druckwerk alle erwünschten Aufschlüsse geboten haben. — Doch die Dinge liegen anders: Es gibt keine Gründungsbullen für die ersten Nuntiaturen. Nicht die Nuntiaturen, sondern die Nuntien sind hier das erste. Der Papst fing einmal an, in ein Land nicht mehr bloß außerordentliche Gesandte abzuordnen, welche bestimmte Aufträge auszuführen und bis zu deren Erledigung dort zu bleiben hatten, sondern auch einen ständigen Vertreter mit der Anweisung, dauernd am Fürstenhofe die Angelegenheiten des Heiligen Stuhles zu besorgen. Ging dieser Nuntius ab, so ließ Rom einen zweiten folgen, danach einen dritten u. s. w., alle mit der nämlichen Anweisung versehen, und durch dieses thatsächliche Vorgehen bildete sich die Nuntiatur. Alles spitzt sich somit auf die Frage zu: Wer von den vielen päpstlichen Gesandten war zuerst mit einer solchen ständigen Vertretung betraut? Nun fließen aber gerade aus der Zeit, in welcher offenbar die Wurzeln des Nuntiaturwesens liegen, diejenigen

Quellen sehr spärlich, welche den schnellsten und klarsten Bescheid bringen könnten: die Gesandtschafts-Anweisungen und die Beglaubigungsschreiben der Nuntien. Herr Dr. Pieper mußte darum oft weite und mühsame Wege einschlagen, um zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen. Mit echtem Forscherfleiße hat er die mächtigen, oft schwer erreichbaren Sammelwerke durchsucht, in welchen, vorzüglich in neuester Zeit, Deutsche, Franzosen, Italiener den Geschichtsstoff jenes Zeitraums berghoch zusammengehäuft haben. Aber auch ungedruckte Quellen wurden in ausgiebigem Maße herangezogen: Wien, Paris, Wolfenbüttel haben beigesteuert; besonders aber hat das vaticanische Archiv reiche Ausbeute geliefert.

So steht nun fest: In der Entsendung ordentlicher Nuntien folgte der Heilige Stuhl dem Vorgange weltlicher Mächte, zunächst italienischer Staaten, welche schon in der Zeit des ersten Aufkommens stehender Gesandtschaften, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ständige Geschäftsträger in Rom zu unterhalten begannen. Venedig genießt den Ruhm, die erste päpstliche Nuntiatur beherbergt zu haben: am 25. Mai 1500 nahm der Große Rath der Lagunenstadt das Beglaubigungsschreiben Angelo Leoninis, des ersten Nuntius, entgegen. Spanien hat, wenn nicht schon von Alexander VI., so doch sicher von Julius II. seinen ersten ordentlichen Nuntius erhalten. Der gleiche Papst rief auch die französische Nuntiatur ins Leben. In Deutschland zeigen sich vorerst nur Ansätze, bis im Jahre 1513, dem ersten Regierungsjahre Leos X., Lorenzo Campeggi die Reihe der Nuntien am deutschen Königs- und Kaiserhofe eröffnet. Weil Kaiser Karl V. so häufig jenseits der deutschen Grenzmarken verweilte, ward zehn Jahre später eine ständige päpstliche Botschaft am Hofe des römischen Königs Ferdinands I. errichtet.

Neben den ordentlichen Nuntien sehen wir außerordentliche in rascher Folge kommen und gehen. Beide Klassen von päpstlichen Abgesandten hat der Verfasser am Schlusse seiner Schrift nach Päpsten und Ländern übersichtlich geordnet und überdies in einem alphabetischen Namensverzeichniß zusammengestellt.

Der Blick auf die Nuntien ruft so vielerlei Fragen wach: Ist der Nuntius vom Legaten, vom Internuntius, vom Orator verschieden? Worin liegt der wesentliche Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Nuntien, und woran kann man denselben mit Sicherheit erkennen? Wie stand es um die Vollmachten und Gesandtschafts-Anweisungen der ordentlichen Nuntien? Wie lange pflegte ihre Amtszeit zu währen? Was war ihr Los beim Tode des Papstes? Wenn, wie öfter geschah, ein ordentlicher und ein außerordentlicher Nuntius zugleich an einem Hofe weilten, wie stellte der eine sich zum andern? Welche Einkünfte genossen sie? Ueber dies alles erhalten wir in Dr. Piepers Buch klaren, urkundlich erhärteten Bescheid.

Dazu werden in den „Analekten" aus bisher unbenutzten Handschriften mancherlei werthvolle Textverbesserungen zu wichtigen, anderswo gedruckten Actenstücken beigebracht und verschiedene sehr lehrreiche Anweisungen für Nuntien, Gesandtschaftsbriefe rc. in ihrem vollen Wortlaute zum erstenmal ans Tageslicht gefördert.

Noch so manches andere wäre eines besondern Dankes werth; so die genauen Mittheilungen über den Inhalt verschiedener Nuntiaturbände des vatica-

nischen Archives, und der Nachweis, daß unter Leo X. und Clemens VII. nicht selten der florentinische Gesandte zugleich die Nuntiatur verwaltete, und daß auch außerdem noch mehr als einmal Laien mit dem Amte eines ordentlichen päpstlichen Nuntius bekleidet wurden; so ward von Adrian VI. der Laie Bernardino Pimentel zum Nuntius für Spanien ernannt.

In der Zeit von 1504 bis 1549 haben die Päpste wenigstens fünfundzwanzigmal ordentliche Nuntien und etwa neunzigmal außerordentliche Abgesandte an Deutschlands Fürsten abgehen lassen; also etwa 115 Sendungen innerhalb 45 Jahren! Und doch waren die Wege solch eines Nuntius wahrhaftig nicht mit Rosen bestreut; er hatte dem Kaiser getreulich auf seinen Wanderfahrten zu folgen, nach Spanien und den Niederlanden, zu dem Gezänke der Reichstage und Religionsgespräche und in das Waffengetöse des schmalkaldischen Krieges, und das alles mit einem Gehalte, so knapp gemessen, daß mehr als ein Nuntius Tausende aus seinem eigenen Beutel zusetzen mußte. Trotzdem finden wir in der Liste dieser Nuntien die Namen von Männern, welche zu den hellsten Sternen jener düstern Tage zählen: Lippomano und Morone, Hieronymus Aleander und Gasparo Contarini und Reginald Pole. Es war die Größe und Schönheit ihrer Aufgabe, die ihnen alles Leid versüßte; wohl finden zuweilen bloße Höflichkeitsangelegenheiten, Haussorgen der Päpste, italienische Kleinstaatsgeschäfte ihre Stelle in den Gesandtschaftsanweisungen der Nuntien; doch dies alles verschwindet angesichts des großen, immer wiederkehrenden Auftrages, den Mahnruf des „gemeinsamen Vaters“ hinauszutragen zu den Fürsten und Völkern, den Mahnruf zum Frieden, zum gemeinsamen Kampf wider den Erbfeind der Christenheit, den Türken, zur Beschickung der allgemeinen Kirchenversammlung, zur Unterstützung der Päpste in ihrem Bemühen, die Wunden der Kirche zu heilen. Wir sehen eine Reihe von Nuntien über die Alpen ziehen, mit den größten geistlichen Vollmachten ausgerüstet und dringend vom Statthalter Christi ermahnt, sie sollten eifrig die deutschen Gaue durchziehen, mit väterlicher Liebe den Verirrten die Arme entgegenstreckend und freudig bereit, aus dem Gnadenschatze des hl. Petrus den schuldbeladenen Gewissen Nachlaß, den geängstigten und betrübten Herzen Frieden und Tröstung zu spenden.

Dr. Piepers Schrift, anspruchslos in ihrem Titel, reich an Gehalt, deutlich und gefällig im Ausdruck, ladet zur Erforschung der Nuntiaturanweisungen und Nuntiaturberichte mächtig ein und bietet einen willkommenen Schlüssel zu deren Verständniß.

Otto Braunsberger S. J.

Weltgeschichte von Professor Dr. **Joh. Bapt. v. Weiß**, k. k. Hofrath, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Ritter des Ordens der Eisernen Krone, Besitzer des Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft. Zweite und dritte verbesserte Auflage. 12. Bd. VI u. 683 S. 8⁰; 13. Bd. VIII u. 760 S. 8⁰; 14. Bd. XV u. 667 S. 8⁰. Graz, Styria, 1894. Preis *M.* 6.10; 6.80; 6.10.

Der trotz seines Greisenalters noch immer jugendfrische und arbeitsfreudige Geschichtschreiber hat uns wiederum mit drei Bänden seiner großen Weltgeschichte

in verbesserter Auflage beschenkt. Der 12. Band enthält: Maria Theresia, Friedrich II., Französische Literatur, Polen; der 13.: Joseph II., Katharina II., Karl III., Gustav III., Pombal, Struensee; der 14.: Kaiser Leopold II., Abfall Nordamerikas von England, Beginn der französischen Revolution. Das Lob, welches diesem Werke in frühern Besprechungen gespendet wurde, muß hier nur noch in gesteigertem Maße wiederholt werden, trotz der Einzelausstellungen, die im Laufe der Jahre von verschiedenen Seiten an dem großen Geschichtswerke gemacht worden sind. Die Richtigkeit mancher dieser Einzelausstellungen kann zugegeben werden, ohne daß darunter das Gesamturtheil über die Riesenarbeit wesentlich beeinträchtigt wird. Soweit es bei dem heutigen Stande der sich fast unübersehbar ausdehnenden Detailforschung für einen einzelnen Gelehrten überhaupt möglich ist, eine Weltgeschichte zu schreiben, hat der hochverdiente Verfasser das Menschenmögliche geleistet, und er kann getrost dem nergelnden Kritiker zurufen: Mach's nach!

Nicht um zu nergeln, sondern um eine kleine Verbesserung zu veranlassen, möchten wir einen Punkt berühren, der vielleicht noch etwas schärfer gefaßt werden könnte: es ist dies die im 12. und 13. Bande behandelte Centralisirung durch Maria Theresia. Es sollte an diesen Stellen, besonders im 12. Bande, das Unrecht dieses Centralisirens mehr hervorgehoben werden; denn die Kaiserin hatte kein Recht, Rechte und Gepflogenheiten der Provinzen und Nationen einfach wegzudecretiren. Wie weit man kam, als man einmal das Princip der Rechtslosigkeit in dieser Weise auf Individuen, Familien, Provinzen, Nationen praktisch durchführte — zum größern Wohl des Staates, wie man sagte —, wird ja im 13. Bande an den kirchlichen „Reformen" gezeigt. Hier hebt der Herr Verfasser hervor, daß man „unwillkürlich auf einmal beim Hinübergreifen auf kirchlichen Boden angelangt war". Das war eben die naturgemäße nothwendige Folge der angefangenen Rechtsverletzungen auf andern nicht kirchlichen Gebieten. „Maria Theresia kam bald zur Ueberzeugung, mit dem bisherigen Laufen der Geschäfte durch viele Stände und Stellen gehe es nicht, es müsse mehr concentrirt werden, und schon 1746 wurde die Veröffentlichung päpstlicher Bullen ohne landesfürstliche Genehmigung verboten, und von 1750 an folgte eine Reihe empfindlicher Eingriffe in die Autonomie der Kirche."

In dem Oesterreich Maria Theresiens waren Reformen nothwendig, das wird niemand läugnen; aber Reformen, welche Rechte anderer nicht achten, ja sie zertreten, sind immer vom Uebel. Für einen Bureaukraten ist es allerdings wunderbar schön, wenn man nur eine Schnur zu ziehen braucht, und wenn dann alle die kleinen Schablonen, Provinzen und Nationen sich zusammenziehen zur großen Schablone „Reich". Thatsächlich hat die Centralisation, insoweit sie mit Rechtsverletzungen verbunden war, Oesterreich nur Unheil gebracht: die deutsche Kaiserkrone ging verloren, Länder an allen Grenzen des Reiches wurden abgesplittert, keine großartige politische und militärische Action wurde selbständig zu einem glorreichen Ende geführt, — und das alles trotz der größern Einheit, trotz der größern Schnelligkeit, trotz der vielfach verbesserten Verwaltung, welche die Centralisation mit sich gebracht.

Oesterreichs Stärke war eben immer die Respectirung des Rechts sowohl der eigenen als der fremden Völker, und sobald daran gerüttelt wurde, war

das Vertrauen und die nachhaltige Zähigkeit der österreichischen, so verschieden gearteten Völker und Provinzen wesentlich geschwächt.

Durch dieselben Mittel der Centralisation wurde auch die größte und selbständigste Gesellschaft, die katholische Kirche, in ihren Rechten tief gekränkt und in ihrem Einfluß vielfach lahmgelegt. Das hatte dann wiederum einen andern unheilvollen Einfluß auf die innere Einheit des Reiches, die durch alle äußere Schabloneneinheit nicht zu ersetzen war. Kurz spricht dies ein der Vorliebe für den österreichischen Kaiserstaat gewiß nicht verdächtiger Geschichtschreiber aus, wenn er vom Ende der Regierung Josephs II. sagt: „Als sie (die Kirche) in ein feindseliges Verhältniß zur Reichsgewalt gedrängt wurde, versagten dieser plötzlich die Mittel zur Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten" (Sybel, Gesch. der Revolutionszeit I, 167).

Der schrankenlose Absolutismus hat nicht allein Oesterreich, sondern auch andern katholischen Ländern fast unheilbare Wunden geschlagen. Zuerst wurden die Volks- und Corporationsrechte in steigender Progression mißachtet, und da war es nur ein Schritt zur Vernichtung der kirchlichen Freiheit. Ob man diesen Causalnexus immer richtig erkannt, ist zu bezweifeln; Thatsache ist, daß man den absolutistischen Tendenzen gegen die bürgerliche Freiheit nicht hinreichend kräftig entgegengetreten ist, zumal dort nicht, wo es gelang, den höhern Clerus in die absolutistischen Bannkreise hineinzuziehen.

Die klare Erkenntniß des innern Zusammenhanges zwischen bürgerlicher Freiheit und kirchlicher Freiheit, Volksrechten und kirchlichen Rechten ist eine Lehre der Geschichte für jeden, der nicht absichtlich die Augen verschließt. Gerade durch Vermittlung solcher Lehren waltet der Geschichtschreiber seines apostolischen Amtes, wie dies Leo XIII. so treffend ausgeführt und wie es unser Altmeister Weiß an so vielen Stellen seiner Weltgeschichte in vorzüglicher Weise bethätigt hat.

Gerade deshalb wünschen wir der großen Weltgeschichte die weiteste Verbreitung nicht allein bei uns, sondern auch in andern Ländern. A. Hausrath erzählt in der „Deutschen Rundschau" (October-Heft 1888) über die Verbreitung des Lehrbuches der Weltgeschichte von Georg Weber: „Das Lehrbuch ist in hunderttausend Exemplaren und vielfachen Uebersetzungen erschienen. Daß sogar eine spanische und italienische Jugend die Grundzüge der Weltgeschichte mancherorten aus dem Lehrbuche eines Protestanten erlernt, ist eine gar nicht zu unterschätzende Thatsache. Man darf sich diese Kreise sogar ziemlich weit ausgedehnt vorstellen, denn als Schreiber dieses im Jahre 1873 mit Weber in Rom weilte, präsentirte ein römischer Buchhändler dem Verfasser sein Lehrbuch in italienischer Sprache bereits in dritter Auflage, und eine noch größere Verbreitung hat der kleine Leitfaden gefunden, der dieselben protestantischen Gesichtspunkte durchführt. Wir scherzten damals wohl, daß er, der sich nie mit Agitationen befaßt, der Evangelisirung Italiens vorarbeitete, und wendeten den Vers auf ihn an: ‚Was er webt, das weiß kein Weber.' Inzwischen haben auch in Spanien und Südamerika die Weberschen Lehrbücher Eingang gefunden, und wenn sich in geschichtlichen Dingen mit der Zeit ein consensus gentium herausbildet, so wird ihm sein Antheil an diesem großen Erfolge nicht zu bestreiten sein."

In anderer Weise möchten wir sagen: Was Weiß wirkt, das weiß kein Weiser, d. h. wieviel des Guten die Weltgeschichte von Weiß schon gewirkt hat und wirkt und wirken wird, das weiß auch der Weiseste nicht: die Macht dieser guten Einwirkungen entzieht sich jeder Berechnung. Dies kann für den rastlosen Arbeiter ein großer Trost und edler Lohn sein. Und wenn sich in geschichtlichen Dingen in weiten Kreisen die Wahrheit, die christliche Wahrheit und die Lehren dieser Wahrheit mehr und mehr Bahn brechen, so wird ihm, unserm ehrwürdigen Altmeister der Weltgeschichte, sein Antheil an diesem Erfolge nicht zu bestreiten sein. Uns bleibt nur übrig, für die rastlose Arbeit zu danken und von Herzen zu wünschen, es möge dem hochverdienten Verfasser vergönnt sein, auch die baldige glückliche Vollendung des Riesenwerkes zu schauen.

B. Duhr S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Missale Romanum ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. Pont. Max. iussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum. Editio octava iuxta editionem typicam. Cum approbatione S. Rituum Congregationis. CXVI et 1008 p. 18°. Ratisbonae, Pustet, 1894. Preis broschirt *M.* 4.80; Einbände von *M.* 2—6.

Soeben beschenkt uns der Pustetsche Verlag mit einer neuen Ausgabe des Römischen Meßbuches, die gewiß vielen Beifall finden wird. Es ist ein Miniatur-Missale zum Handgebrauche: das Format beträgt 15 × 9½ cm, die Dicke 35 mm, das Gewicht des gebundenen Exemplars 500 gr. Damit durch die Beschränktheit des Volumens die Schärfe und Deutlichkeit des Druckes nicht beeinträchtigt werde, hat die Verlagshandlung eigens zu diesem Behufe neue Lettern anfertigen lassen. Mit der größten Correctheit des Druckes verbindet sich, wie wir es bei den Erzeugnissen dieses Verlages gewohnt sind, eine sehr würdige und gefällige Ausstattung. Das in Schwarz- und Rothdruck hergestellte Buch ist mit einem Titelbild, 20 Vollbildern und 40 Vignetten geziert. Ein passenderes Geschenkbuch für Priester und Candidaten des Priesterstandes dürfte es kaum geben.

Der neutestamentliche Schriftcanon und Clemens von Alexandrien. Ein Beitrag zur Geschichte des neutestamentlichen Canons. Habilitationsschrift von Dr. P. Dausch. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 58 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.

In zwei mit reichlichen Citaten ausgerüsteten Abschnitten behandelt der Herr Verfasser die Fragen, welche neutestamentlichen Schriften Clemens kenne und benutze, und welches Ansehen er denselben beilege. Die Ausführungen gestalten sich mehr-

mals zu einer Polemik sowohl gegen Harnack als auch gegen Zahn, deren Aufstellungen an den Werken Clemens' geprüft und gesichtet werden. Wenn es im zusammenfassenden Schlußwort heißt: „Die biblischen Schriften treten nicht scharf heraus gegenüber den gemeinchristlichen", so ist, um ein Mißverständniß zu vermeiden, in Betracht zu ziehen, was z. B. S. 52 gesagt ist: es finden sich bei Clemens deutliche Anzeichen einer Ausscheidung und Sonderung der heiligen Literatur. Daß Clemens den Jacobusbrief und den zweiten Petrusbrief gekannt habe, wird in Abrede gestellt trotz der Angaben des Eusebius, dem die Hypotyposen noch vorlagen (S. 22. 26. 27. 42). Wenn es an einer Stelle den Anschein hat, als sollte die völlige Gleichstellung beider Testamente bei Clemens nicht stattfinden (S. 48), so verschwindet dieser Anschein durch den Satz im Schlußwort: „Einen Unterschied zwischen dem Alten Testament, den Evangelien, den Paulinen und den andern biblischen Schriften, was die Autorität betrifft, kennt Clemens nicht" — und dazu vgl. S. 49. — Die Schrift ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des neutestamentlichen Canons. Auch für das Dogma wird manches geboten, so besonders der gediegene Nachweis, daß Clemens theoretisch und praktisch das Verhältniß von Schrift und Tradition geradeso auffaßt, wie es katholische Wahrheit ist (S. 53 u. f.); „noch entschiedener als auf die Heilige Schrift beruft er sich auf die kirchliche Ueberlieferung, den kirchlichen Canon, repräsentirt durch die Kirche selbst" (S. 56). Die fleißige Arbeit verdient beste Beachtung.

Traité de la Sainte Écriture d'après S. S. Léon XIII, par M. le Chanoine J u l e s D i d i o t, Doyen de la faculté de Théologie de Lille. 256 p. 8⁰. Paris, rue des Saints-Pères 30, J. Lefort; A. Taffin-Lefort, rue Charles de Muyssart 24. Lille 1894. Preis *Fr.* 3.50.

S. 9—141 wird der Text der Encyklika Providentissimus Deus nebst französischer Uebersetzung geboten. Der darauf folgende Commentaire beleuchtet die in dem Actenstück enthaltenen Grundsätze über die Heilige Schrift und deren Studium in zehn Abschnitten, in denen auf ebenso viele Fragen über die Heilige Schrift, ihre Beweisbarkeit, ihren Inhalt, über Abfassung (Inspiration), Textbestand, Werth der Urtexte und Uebersetzungen, Art der Auslegung und Vertheidigung, Irrthumslosigkeit, Verhältniß zur Theologie Antwort gegeben wird. Die Darlegungen sind klar und bestimmt. Einem Mißverständnisse ausgesetzt ist der Satz S. 154: nous ne commençons pas à connaître l'Église et sa divinité par la Bible. Doch die spätere Erörterung über die Bibel als geschichtliche und beglaubigte Urkunde (auch abgesehen von der Inspiration) läßt das Richtige erkennen. Der Herr Verfasser meint, was der Heilige Vater über die Inspiration sage, deute an, daß die heiligen Schriftsteller sich derselben in jedem Falle bewußt gewesen seien. Wie das aber folgen soll, ist nicht einzusehen. Glauben heißt: einem, der mir etwas sagt oder mittheilt, meine Zustimmung geben, assensum dare. Daher k a n n a l l e s, was Gott durch die inspirirten Schriftsteller uns sagt, fide divina geglaubt werden; es ist fide divina, weil man eben *Deo loquenti* Glauben schenkt. Der Herr Verfasser schränkt die fides divina auf die Stellen ein, in denen wir über res fidei et morum von Gott durch den inspirirten Schriftsteller belehrt werden (S. 238 u. f.); für die andern Stellen will er nur gelten lassen un assentiment d'ordre surnaturel, analogue à celui qu'on accorde aux définitions infaillibles du pape et des conciles en matière de faits dogmatiques, oder höchstens une foi divine improprement dite. Das ist unrichtig.

P. J. J. **Scheffmacher** S. J., **Licht in den Finsternissen.** Controvers-Katechismus für Katholiken und Protestanten, enthaltend die Gegensätze der katholischen und protestantischen Lehre. Neue Ausgabe. Vermehrt mit einem Nachtrag: Folgen und Früchte der Reformation, Protestantische Schlagworte und Entstellungen. Als Anhang: Die christliche Familie, ein Sittenspiegel. Herausgegeben von einem Priester der Diöcese Straßburg. Mit bischöflicher Approbation. 312 S. kl. 8°. Straßburg i. E., Le Roux & Co., 1894. Preis geb. *M.* 2.

Scheffmachers Controvers-Katechismus hat im vorigen Jahrhundert viel dazu beigetragen, um die Katholiken vor Verführung zu warnen und den Irrenden den Weg der Wahrheit zu zeigen. Er war als echtes Volksbuch bald beliebt; davon zeugen die vielen Auflagen, die er in verhältnißmäßig kurzer Zeit erlebte. Das Originalwerk hat in der Neuausgabe durch Hinzufügung des „Zweiten Buches" eine bedeutende Erweiterung erfahren, und zwar nach der Seite hin, daß die ungläubige, christusläugnende Richtung des Protestantismus näher beleuchtet wird. Die geläufigen religionsfeindlichen Angriffe gegen den Katholicismus und die Schlagworte der Freidenker und des Unglaubens werden recht volksthümlich abgefertigt, zuweilen freilich mit etwas zu großer Herbe und Derbheit. Einiges sachlich Schroffe wird durch spätere Erläuterungen aufgehellt und klarer gemacht. — Der kurze Anhang „Die christliche Familie" hebt auf wenig Seiten die Hauptpunkte hervor, welche zum sittlichen wie zum wirtschaftlichen Fortkommen einer gewöhnlichen Familie nothwendig beobachtet werden müssen.

Compendium Theologiae fundamentalis. Auctore **Jerem. Dalponte**, S. Theologiae Doctore et Professore. Cum approb. R^mi et Cel^mi Ordinarii. 356 p. 8°. Tridenti, ex officina J. B. Monauni, 1894. Preis fl. 2.

Der schon durch seine Dogmatica specialis vortheilhaft bekannte Herr Verfasser schließt mit diesem Band ein kurzes Handbuch der gesamten Theologie ab. Der erste Theil dieses Bandes, Demonstratio christiana, ist am knappsten, wiewohl ausreichend, behandelt. Ohne sich auf den Beweis der Göttlichkeit der vorchristlichen Offenbarung näher einzulassen, geht der Verfasser sofort auf den Nachweis der Göttlichkeit für die christliche Offenbarung oder Religion ein: er bringt hierfür in klarer und schlagender Weise die Hauptargumente. Der zweite Theil, die Demonstratio catholica, handelt de Ecclesia, de regula fidei und de analysi fidei. Doch nimmt die erste Frage, de Ecclesia, den größten Raum ein. Vielleicht würde der Ordnung nach die Frage de membris Ecclesiae besser an späterer Stelle behandelt werden: der Herr Verfasser behandelt sie ziemlich früh; es dürfte bezweifelt werden, ob an der Stelle schon genügend alle Schwierigkeiten sich lösen lassen. Im ganzen ist jedoch die Ordnung recht durchsichtig, die Ausführung verständlich, die Lehre untadelhaft, die Beweisführung gründlich und überzeugend.

Einführung in die hebräische Sprache. Von **Jos. Prill.** X u. 153 S. 8°. Bonn, Hanstein, 1893. Preis *M.* 2.

Kleine Grammatik der hebräischen Sprache, mit Uebungs- und Lesestücken. Für Obergymnasien bearbeitet von Professor Dr. **Theodor Dreher.** VIII u. 118 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.50.

Beide typographisch gut ausgestattete Werke zeugen für bedeutendes Lehrgeschick der Verfasser, die sich als Meister in erfinderischer Accommodation an die nächsten

Bedürfnisse des Lernenden bewähren. Bei einem Vergleich mit vielen der vorhandenen Bücher ähnlicher Art ist ein Fortschritt unverkennbar. Ob aber bei dem Bestreben, dem Gedächtniß des Anfängers zu Hilfe zu kommen, nicht oft Brücken geschlagen werden, die ein gründliches Studium der objectiven Vorgänge wieder abzubrechen nöthigt? Warum auf schleunigen Abbruch aufbauen? Auch einige Regeln, die allerdings zum altererbten Hausrath der hebräischen Grammatik gehören, würden wir gern missen. Wann wird z. B. die Regel von den „zwei am Anfang des Wortes zusammentreffenden Schewa" endlich aus den Grammatiken schwinden? Das Aufgeben derselben würde gewiß an vielen Punkten zu besseren Erklärungen nöthigen und zu tieferem Verständniß führen. Aber freilich das Beispiel „großer Meister" mag hier als Grund für nachsichtige Beurtheilung geltend gemacht werden.

Materialien für Prediger und Katecheten über die wichtigsten katholischen Glaubens- und Sittenlehren in alphabetischer Ordnung, bewiesen durch viele treffende Aussprüche der Heiligen Schrift, der Concilien und der Heiligen Väter, und anschaulich gemacht durch passende Vergleiche und Beispiele, nebst vielen Thematen über jede einzelne Lehre. Bearbeitet von Jos. Fuhlrott, Pfarrer und Dechant in Kirchworbis, Diöcese Paderborn. Zweite, mit vielen Zusätzen vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Druckerlaubniß des hochw. bischöfl. Generalvicariats Paderborn. Bd. I: IV u. 756 S., Bd. II: 798 S., Bd. III: 696 S., Bd. IV: 604 S. 8°. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1893—1894. Preis *M.* 28.80.

Sehr zweckdienlich sind diese vier Bände aus mehreren Gründen. Zunächst sind sie nicht ausgearbeitete Predigten oder Katechesen, sondern nur ein zu verarbeitendes Material, für Katechesen freilich unmittelbarer zu verwerthen als für Predigten. Dann ist das Material recht reichhaltig, nicht nur weil es eine so ansehnliche Zahl von Artikeln ist, welche der Herr Verfasser alphabetisch geordnet zusammengestellt hat, sondern auch weil die einzelnen Artikel oder Gegenstände vielseitig behandelt sind. Ferner sind es nur bewährte und unverdächtige Quellen, aus welchen die Lehren über Glauben und Sitten geschöpft wurden. Auch die Beispiele, welche zur Beleuchtung der einzelnen Punkte mitgetheilt werden, sind durchgehends gut und passend ausgewählt. Damit wollen wir nun nicht gerade sagen, daß nicht für eine folgende Auflage noch eine kleine Sichtung der Aussprüche und Beispiele gut wäre. Einiges schien uns bei der Durchsicht der Bände verbesserungsbedürftig. Beispielsweise wird beim Stichwort „Abendmahl" die freilich sehr große Sünde der unwürdigen Communion verhältnißmäßig zu groß hingestellt; die rhetorischen Ausdrücke einiger Heiligen dürfen nicht zu streng genommen werden; die richtige verhältnißmäßige Schwere zeichnet scharf und klar der hl. Thomas von Aquin in seiner Summa theol. p. III. q. 80. a. 5. Das Beispiel des türkischen Paschas (Bd. III, S. 57) wird schwerlich zweckdienlich sein, da es auf Verkehrung des christlichen Dogmas beruht. Die am Schluß eines jeden Stichwortes beigegebenen Predigtentwürfe dürften hie und da eine etwas schärfer hervortretende Eintheilung aufweisen. Diese paar Bemerkungen können um so weniger das Verdienst des Werkes schmälern, da die meisten Leser, weil theologisch durchgebildet, das Material je nach der verschiedenen Zuhörerschaft verschieden zu beurtheilen und anzupassen wissen werden.

Comes pastoralis ad usum sacerdotum in functionibus sacris passim obviis, et praesertim in cura infirmorum ac morientium. Accedit appendix piarum precum in usum privatum sacerdotum. Curavit F. Wacker, Parochus et Decanus in Wuennenberg. Cum permissu Superiorum. Editio altera aucta et emendata. 278 p. 16°. Paderbornae, typis et sumpt. Junfermannianis, MDCCCLXXXXIV. Preis *M.* 1.50.

Die Pars I. des Büchleins enthält nebst dem Tauf- und Begräbnißritus eine Reihe der gebräuchlichsten Segnungsformeln des römischen Rituals. Den Hauptwerth legen wir der Pars II. bei, welche reichlich das enthält, was die seelsorgliche Behandlung der Kranken und Sterbenden betrifft. Fast 150 Seitchen werden gefüllt von deutschen Gebeten und Zusprüchen, deren sich der Priester beim Krankenbesuch, bei der Vorbereitung des Kranken zur Beicht, bei dessen Communion u. s. w. mit Nutzen bedienen kann. Für die hl. Communion sind sogar vier verschiedene kurze Communionandachten angegeben. Besonders aber sind die Gebete, welche auf den Zustand der Krankheit selbst hinzielen, sehr geeignet, den Kranken christlich zu trösten und die Zeit des Leidens und des Hinscheidens von dieser Welt recht verdienstlich zu machen.

Robert Card. Bellarmin S. J., **Die ewige Glückseligkeit der Heiligen.** Aus dem Lateinischen übersetzt von J. G. Sibel, Priester der Diöcese Straßburg. XIV u. 369 S. 12°. Straßburg i. E., Le Roux & Co., 1894. Preis geb. *M.* 1.50.

Die schriftstellerische Thätigkeit des ehrw. Cardinals Bellarmin wird gewöhnlich nach seinen Controversbänden abgeschätzt. Und doch ist das nur die eine Seite dieser Thätigkeit. Die Erbauungsschriften des Cardinals sind freilich weit geringer an Umfang, aber es sind wahre Perlen der ascetischen Literatur. Sie waren meistens die literarische Frucht der jährlichen größern Geistessammlung in den letzten Lebensjahren des ehrw. Dieners Gottes. Vorliegendes Büchlein ist eine wahre Fundgrube von Gedanken über die Glückseligkeit des Himmels. Es ist dabei so geschrieben, daß sich darin die praktische Gebetsweise des gottseligen Verfassers widerspiegelt: alles muß dazu dienen, den Leser zum Eifer im Dienste Gottes und zu größerer Selbstheiligung anzuspornen, um mit erweitertem Herzen den Weg der Gebote Gottes und der evangelischen Räthe zu durchlaufen. Die deutsche Uebersetzung ist einfach und gefällig.

Rationes movendi poenitentes, auctore Carolo Gemperle, presbytero dioec. Sangallensis. Cum permissu Ordinar. Ratisbon. 60 p. kl. 8°. Ratisbonae, Inst. Librar. pridem G. J. Manz, 1894. Preis 60 *Pf.*

Die Idee, eine reiche Sammlung kurzer passender Zusprüche für den Beichtstuhl zu bieten, welche besonders auf kräftige Reuemotive abzielen, ist gewiß eine sehr gute und nützliche. Die vorliegende Sammlung bietet eine doppelte Series: die eine ist dem laufenden Kirchenjahr entnommen und schließt sich dem Charakter der verschiedenen Zeiten und Feste an; die andere ist nach den verschiedenen Reuemotiven geordnet. Diese letztere dürfte inhaltlich vorzuziehen sein; sie bietet wirklich kräftige Beweggründe, die das Beichtkind zu wahrer Reue und ernstem Vorsatz stimmen, und zwar in vielfacher Abwechslung. Doch auch die erste Series bietet kraftvolle Sentenzen, an welche der Beichtvater weitere Ermahnungen anknüpfen kann. Natürlich kann das ganze Büchlein nicht mechanisch gebraucht werden, weil im Beichtstuhl sich alles nach dem jedesmaligen Einzelfall richten muß; als Beihilfe kann es aber dem Priester treffliche Dienste leisten.

Hagiographische Studien über die Passio Felicitatis cum VII filiis. Von Karl Künstle, Doctor der Theologie. 155 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1894. Preis *M.* 4.

Der alte Bericht über die Martyracten der hl. Felicitas und ihrer sieben Söhne ist in letzterer Zeit oftmals behandelt worden. Von vielen Seiten wurde einem von Führer 1890 zu Leipzig veröffentlichten „Beitrag zur Lösung der Felicitasfrage" hohes Lob gespendet. Führers „Lösung" besteht darin, daß er die „sieben Brüder", deren Fest am 10. Juli begangen wird, nicht mehr als Söhne der am 23. November gefeierten hl. Felicitas anerkennt, daß er die Acten für ein Machwerk später Zeit ohne besondere geschichtliche Bedeutung erklärt, das Grab der Heiligen und der sieben Söhne in die Katakombe des Maximus verlegt. Er sieht seine Ergebnisse als so sicher und wichtig an, daß er behauptet, „einen für die gesamte Entwicklungsgeschichte der altchristlichen Kunst beachtenswerthen Eck- und Markstein beseitigt" zu haben. In gründlicher Weise untersucht nun Künstle zuerst den Text der Martyracten, was Führer unterlassen hat; dann gibt er die älteste und wohl auch ursprüngliche Form der Passio Felicitatis nach den besten Handschriften. Aus dem so klargestellten Text folgert er, daß das Schriftstück nicht in Rom, nicht von einem Römer, sondern von einem Griechen (vielleicht einem Schüler oder Nachahmer des Kirchenschriftstellers Eusebius) im 4. Jahrhundert unter Benutzung älterer Quellen verfaßt und bald nachher ins Lateinische übertragen worden ist. Die „apokryphe Vita Felicitatis", welche Führer als eine im Geschmack des späten Mittelalters gehaltene Ueberarbeitung der alten Passio erklärt, fand Künstle in einer Handschrift des 11. Jahrhunderts. Er macht wahrscheinlich, daß sie im 6. oder 7. Jahrhundert entstand. Somit erweist sich Führers Lösung als mißlungen. Der alte Eck- und Markstein bleibt. Die Felicitaslegende ist keineswegs eine Nachbildung jener Erzählung des Alten Testamentes von der makkabäischen Mutter und ihren sieben Söhnen, sondern beruht auf einer geschichtlichen Thatsache. Künstle hat sich durch seine vortreffliche Arbeit ein großes Verdienst erworben und wiederum von neuem gezeigt, daß die wichtigsten der alten Legenden durch ernste, gründliche Kritik mehr gewinnen als verlieren. Er mag in einigen unwesentlichen Punkten zu weit gegangen sein, im Ganzen und Großen wird er wohl Recht behalten. Hat man von gegnerischer Seite den Wunsch ausgesprochen, Führer möge noch recht viele Martyracten in seiner Weise untersuchen, so hoffen wir, daß der Verfasser dieser Schrift durch seinen Erfolg ermuthigt werde, auf dem schwierigen Wege gründlicher Erforschung der ältern kirchengeschichtlichen Quellen fortzuschreiten und uns noch mit manchen ähnlichen Arbeiten zu beschenken.

Pater August Schynse und seine Missionsreisen in Afrika. Herausgegeben von einem Freunde des Missionärs. Mit dem Bilde P. Schynses und einer Abbildung seiner Grabstätte. VIII u. 336 S. kl. 8°. Straßburg i. E., Le Roux & Co., 1894. Preis *M.* 2.

Unter den neuern deutschen Missionären in Afrika hat wohl keiner so allseitige Sympathien gefunden wie P. Schynse, und mit Recht: sein apostolischer Muth, seine Opferwilligkeit, verbunden mit einer seltenen Liebenswürdigkeit des Charakters, verdienen dem Glaubensboten, der in der Blüthe der Jahre sein Leben für die Ausbreitung der Kirche Gottes hingab, allgemeine Verehrung. Herr Canonicus Hespers hat daher eine sehr dankbare und dankenswerthe Arbeit unternommen, als er in den Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft P. Schynses Briefe und Tagebücher aus Afrika

im Auszuge veröffentlichte. Obschon nun also die interessantesten Partien aus dem Leben unseres Missionärs bekannt waren, wird es doch gewiß manche geben, welche diese Briefe und Tagebücher gern vollständig kennen lernen, und so hat ein Freund desselben in der vorliegenden Schrift deren vollständige Ausgabe unternommen. Recht willkommen sind auch die einleitenden Kapitel, welche die Jugendzeit, die Jahre auf der Universität und im Priesterseminar sowie die Wirksamkeit als Weltpriester schildern. Wir sehen darin, daß der junge Priester als Opfer der Maigesetze in Geldern eine Gefängnißstrafe zu verbüßen hatte, und daß gerade die Maigesetze, die seine Wirksamkeit im Vaterlande hemmten, ihn dem Missionsberuf zugeführt haben. Ein letzter Zweck der Schrift ist endlich, die von Cardinal Lavigerie gegründete Missionsgenossenschaft der „Weißen Väter" in Deutschland mehr bekannt zu machen.

Miscellen.

Die Einführung einer einheitlichen Zeit hat in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß ein Ueberblick über den jetzigen Stand der Frage manchen Lesern erwünscht sein dürfte. Wir nennen diese Einführung eine Frage; denn das ist sie auch jetzt noch für manche Länder, freilich längst nicht mehr für so viele, als vor zehn Jahren, wo wir in diesen Blättern (Bd. XXVIII, S. 17 ff.) über das Zeitsystem in Nordamerika berichteten, und wo es sich für uns darum handelte, die diesbezüglichen Einrichtungen, welche sich in Nordamerika bereits bewährt hatten, auch in Deutschland weiter bekannt zu machen. Damals war die Frage eine vielumstrittene, und sie blieb es noch für einige Jahre hauptsächlich deshalb, weil die Freunde der Einheitszeit sich vielfach an die falsche Adresse wendeten. Man bat nämlich die Sternkundigen um die Gefälligkeit, zum Wohle der Menschheit in ihren Beobachtungsbüchern nach Weltzeit zu rechnen. Mit derselben Aussicht könnte man das Volapük dadurch einzuführen suchen, daß man eine Regierung bäte, ihr Staatsarchiv in dieser Weltsprache zu schreiben. Die Antwort auf das Ansinnen lag so nahe, daß man die Zartheit des Ausdrucks anerkennen muß, in welchen dieselbe gekleidet wurde. Die Art und Weise zu rechnen, so hieß es, sei eine „innere Angelegenheit" der Astronomie. — Der richtige Ort, wo die Frage hingehörte und wo sie auch schließlich gelöst wurde, sind zunächst die geschäftlichen Vereine, wie Eisenbahn-, Post- und Telegraphengesellschaften, und dann die gesetzgebenden Körper der einzelnen Länder.

Die Ortszeit war in manchen Ländern schon längst durch eine einheitliche Landeszeit ersetzt worden, wie beispielsweise in England. Ehe jedoch auf der ganzen Welt die Landeszeiten durch eine Weltzeit verdrängt werden, muß die Erde wohl noch manchen Umlauf um die Sonne machen. Die jetzt in manchen Ländern eingeführte Einheitszeit ist nicht die strenge Weltzeit, sondern eine

Mittelstufe zwischen Landeszeit und Weltzeit. Gegenwärtig noch stehen auf französischen und deutschen Uhren sowohl Minuten- wie Stundenzeiger verschieden, sie gehen nach unabhängigen Landeszeiten. Nach Einführung von einheitlicher Weltzeit im strengen Sinne des Wortes würden beide Zeiger übereinstimmen. Bei der Mittelstufe nun setzt man alle Minutenzeiger der Welt gleich, die Stundenzeiger aber verschieden; mit andern Worten, man stellt die Minutenzeiger nach Weltzeit, die Stundenzeiger nach Landeszeit. Die Minuten werden dann von einem einzigen Meridian der Erdkugel aus gezählt, die Stunden hingegen von jenem Meridian eines jeden Landes, welcher dasselbe am nächsten halbirt. Die Mitte ist auch hier die goldene. Während bei der Landeszeit die Vortheile einer einheitlichen Zeit für den Weltverkehr ganz verloren gehen, kann es sich beim Gebrauche der ganz einheitlichen Weltzeit treffen, daß man in einem Lande um 1 Uhr morgens aufsteht und um 5 Uhr abends zu Bette geht. Bei der gemischten Zeit hingegen hat man nur auf die verschiedenen Stundenstreifen der Landkarte zu merken, in welchen die verschiedenen Länder liegen, und dabei bleiben Mittag und Mitternacht immer nahezu auf 12 Uhr.

Diese gemischte Zeit ist nun in den folgenden Ländern eingeführt:

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Canada ist die Zeit 4, 5, 6, 7 oder 8 Stunden später als in Greenwich, wie man in unserer oben citirten Abhandlung des weitern ausgeführt findet.

England, Belgien und Holland haben genau Greenwicher Zeit. Deutschlands Zeit geht der Uhr in Greenwich eine Stunde vor. Sie ist seit dem 1. April vorigen Jahres (1893) gesetzlich geworden.

Dieselbe Zeit wie Deutschland hat jetzt auch Italien auf seinen Eisenbahnen. Sie wurde dort am 1. November des letzten Jahres (1893) eingeführt.

In Oesterreich ist die gesetzliche Einführung einer solchen Zeit so gut wie beschlossene Sache, während sie in Dänemark seit dem 1. Januar, in der Schweiz seit dem 1. Juni dieses Jahres gesetzlich besteht.

In Australien endlich wurde jüngst auf der Post- und Telegraphenconferenz beschlossen, auf dem ganzen Continent nach einer Zeit zu rechnen, welche derjenigen von Greenwich um 9 Stunden voraus ist. In gleicher Weise will Japan es halten.

Frankreich hat sich diesem Systeme nur deswegen noch nicht angeschlossen, weil es sich vor dem Greenwicher Meridiane sträubt. Ihm würden wohl Spanien und Portugal auf dem Fuße folgen.

In Schweden und Norwegen wäre der Anschluß nur noch eine Formfrage, weil seine Landeszeit fast genau mit der deutschen Zeit übereinstimmt.

Daß Rußland seine Minuten und Sekunden nach Greenwich zähle, ist wohl nicht zu erwarten, solange sein Kalender um volle 12 Tage hinter der ganzen Welt zurück ist.

Die folgende Uebersicht möge den gegenwärtigen Thatbestand veranschaulichen:

Länder:	Normalzeit:
England Belgien Holland	Greenwicher Zeit (Westeuropäische Zeit).

Länder:	Normalzeit:
Deutsches Reich Italien Dänemark Schweiz Oesterreich	1 Stunde vor Greenwich (Mitteleuropäische Zeit).
Japan Australien	9 Stunden vor Greenwich.
Nordamerika	4, 5, 6, 7 oder 8 Stunden nach Greenwich.

Neue Reime von Dürer. Eine neue Ausgabe von Dürers schriftlichem Nachlaß (Dürers schriftlicher Nachlaß auf Grund der Originalhandschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften herausgegeben von Dr. K. Lange, a. o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg i. Pr., und Dr. F. Fuhse, Bibliothekar am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Mit einer Lichtdrucktafel und 8 Textillustrationen. Halle a. d. S., Niemeyer, 1893) bringt an bisher noch nicht veröffentlichtem Material namentlich eine ziemliche Anzahl (225 Verse) von Reimen des großen Künstlers aus den Jahren 1509 und 1510. Die erste Veröffentlichung derselben durch v. Murr (1779) bot nur eine Auswahl, indem alles ausgelassen wurde, was entweder dem Verständniß Schwierigkeiten bot oder „durch seinen Inhalt Anstoß erregte". Daß manche Derbheiten auf solche Weise der öffentlichen Kenntniß entzogen blieben, wird man nicht sehr bedauern dürfen. Unsern Dank aber verdienen die Herausgeber, daß sie einige Reime religiösen Inhalts nunmehr der Kenntniß weiterer Kreise zugänglich gemacht haben. Von Interesse sind bei einem Künstler, der so viele religiöse Bilder geliefert hat, namentlich einige Verse auf einzelne Heilige:

Barbara, du reine Maid,
Komm mir zu Hülf in größtem Leid.
Ich bitt, du wollest mir erwerben,
Auf daß ich nimmermehr mag sterben,
Ich werd denn sacramentlich bericht,
Und hab mein Sünd gegen Gott geschlicht. (S. 82 f.)

O Katharina, du edle Frucht,
Gib mir wahre göttliche Zucht.
Bitt mir Jesum, daß er mich kleidt
Mit wahrer Demuth und Weisheit.
Auch sollst du mir Gnad erwerben
Von Christo, so ich muß sterben. (S. 94.)

Daß Dürer mit den Heiligen, deren Bilder er malte oder zeichnete, auch durch ein höheres als rein künstlerisches Interesse sich verbunden fühlte, hören wir hier aus seinem eigenen Munde. Was besonders seine Marienbilder betrifft, so wird man in ihnen schwerlich bloße Darstellung natürlicher Mutterliebe suchen wollen, wenn man die folgenden, allerdings wenig glatten Verse liest:

O, o Gottes Gebärerin,
Der höchsten Thron Himmelkönigin,
Aller Sünder größte Hoffnung,
Ich bitt dich durch dein Kindlein jung,
Jesum, der dich erschaffen hat,
Mach mich sehen sein Thrawthal. (S. 94.)

Mutter Gottes, du reine Maid,
Ich bitt dich durch großes Leid,
Das du hättest mit großer Klag,
Do dein todts Kind vor dir lag,
Komm mir zu Hülf in meiner Not
Durch Jesu deines Sohns bittern Tod. (S. 95.)

Was Dürers Verhältniß zur Reformation betrifft, so stellen die Herausgeber sich entschieden auf die Seite derer, welche den Meister zum Protestanten machen. Pirkheimers Zeugniß über Dürers Wandel in seinen Beziehungen zur Reformation, sein Urtheil über die Natur dieser Beziehungen auch schon in früherer Zeit kommt nicht zu seinem Rechte. Selbst eine so gleichgiltige Notiz, wie ein Verzeichniß der ersten Schriften Luthers von Dürers Hand, muß „als eines der wichtigsten Zeugnisse für Dürers lutherische Gesinnung" gelten (S. 380). Ein solch summarisches Verfahren überrascht um so mehr, da an anderer Stelle (S. 168) ausdrücklich vor allzu eiligen Schlüssen gewarnt wird. Freilich bezieht sich hier die Warnung auf den Schluß aus Dürers Beicht 1521 zu Gunsten seiner katholischen Gesinnung. Doch hierauf brauchen wir nicht näher einzugehen, da dieser Punkt noch jüngst durch A. Weber eine gründliche Behandlung erfahren hat, auf dessen Buch wir Bd. XLVI, S. 221 unsere Leser aufmerksam gemacht haben. Die neue Ausgabe des schriftlichen Nachlasses Dürers fördert die Sache nicht wesentlich. Weber hat in seiner bereits erschienenen zweiten Auflage seine Hauptfolgerung nicht zu ändern gehabt: Dürer ist im Frieden mit der katholischen Kirche gestorben. Daran kann die bemerkenswertheste Aufstellung der Herausgeber nichts ändern. Sie lassen nämlich jenes Bruchstück von Dürers „Gedenkbuch" (S. 11), das durchaus katholischen Geist athmet, nicht erst 1524 niedergeschrieben sein, sondern weisen dessen Entstehung drei verschiedenen Zeiten, nämlich den Jahren 1502, 1503 und 1514 zu. Die ältere Datirung mag auf Irrthum beruhen. Ob die neue sich behaupten wird, bleibt abzuwarten. Eine sehr nahe liegende Schwierigkeit wird durch die dürftigen Angaben der Herausgeber nicht beseitigt.

Berichtigung. Im 6. Hefte dieses Jahrganges S. 110 wurde als Verfasser der in Sybels „Histor. Zeitschr." erschienenen Recension über Dr. Pastors Lebensbild: „Johannes Janssen" Herr J. Loserth genannt. Derselbe erklärt nun in einer Zuschrift an die Redaction, daß er nicht der Verfasser der genannten Recension sei. Der Irrthum entstand dadurch, daß der Name J. Loserth, mit welchem die unmittelbar folgende Recension unterzeichnet ist, als Unterschrift für beide Recensionen aufgefaßt wurde. Die Recension über Pastors Schrift hat nämlich gar keine eigene Unterschrift, nicht einmal eine Chiffre — warum wohl?

Henry George und die Encyklika „Rerum novarum".

Das Privateigenthum am Grund und Boden ist dem amerikanischen Socialreformer Henry George zufolge die eigentliche Ursache der fortschreitenden Concentration des Besitzes einerseits und der stets wachsenden Verarmung andererseits.

Allein nicht bloß der verheerenden volkswirtschaftlichen Folgen wegen bekämpft George das Privatgrundeigenthum. Er ist überdies der Ueberzeugung, dasselbe stehe in schroffem Widerspruche mit den klaren Forderungen des natürlichen Rechtes.

Kein Wunder daher, wenn die Encyklika Leos XIII. über die Arbeiterfrage bei Henry George keinen Beifall erntete. In einem „Offenen Briefe an Se. Heiligkeit Papst Leo XIII." [1] versucht er vielmehr die von dem Oberhaupte der Kirche zu Gunsten des Privatgrundeigenthums vorgebrachten naturrechtlichen Gründe zu entkräften.

Er führt die Beweise der Encyklika auf acht Punkte zurück, welche er der Reihe nach untersucht. Wir wollen ihm dabei folgen.

„Sie sagen," redet George den Heiligen Vater an: —

„1. ‚Das, was mit rechtmäßigem Eigenthum gekauft wurde, ist rechtmäßiges Eigenthum.' [2]

„Kauf und Verkauf allein kann aber kein Eigenthumsrecht geben, sondern dasselbe nur übertragen. Eigenthum, das in sich selbst keine moralische Berechtigung hat, kann eine solche dadurch, daß es von dem Verkäufer an den Käufer übergeht, noch lange nicht bekommen." [3]

Ei, wie wird der Heilige Vater dankbar sein müssen für die so werthvolle Belehrung, daß wer z. B. von einem Diebe gestohlene Sachen

[1] „Zur Erlösung aus socialer Noth" (The condition of labour), deutsch von B. Eulenstein. Berlin 1893.

[2] Vgl. Encyklika „Rerum novarum" (Herdersche Ausgabe) S. 10 (11).

[3] „Offener Brief" S. 22.

kauft, kein Eigenthum an denselben erwirbt! Weiß ja doch der Papst offenbar nicht, was alle Moralisten und Juristen übereinstimmend lehren, daß beim derivativen Erwerb nur dasjenige erworben werden kann, was der Uebertragende factisch und rechtlich besaß. Nemo dat, quod non habet. Unbekannt sind Leo XIII. ferner die Grundsätze und Bestimmungen des canonischen Rechtes über die bona fides, den guten Glauben des Besitzers, — Grundsätze, die an Strenge alle andern Gesetzgebungen übertreffen. Damit man eine durch Kauf erlangte Sache, welche aber dem Verkäufer nicht gehörte, ersitzen könne, forderte bereits das römische Recht außer dem iustus titulus (pro emptore), außer dem formell richtigen Kaufvertrag, bona fides des Käufers im Augenblicke des Kaufes sowohl wie der Besitzergreifung. In beiden Momenten mußte der Käufer das vitium in iure auctoris nicht gekannt haben. Um die mala fides darzuthun, genügte der indirecte Nachweis, daß unter den gegebenen Umständen ein vernünftiger Mensch die vorhandenen Mängel im Rechte des Verkäufers erkennen mußte. Dem gegenüber konnte der Käufer sich nicht auf einen Rechtsirrthum seinerseits berufen, es sei denn in den Fällen, wo auch sonst der Rechtsirrthum geglaubt und entschuldigt wurde, z. B. wenn der Rechtssatz controvers, Rechtsbelehrung unmöglich war u. dgl.[1] Diese strengen Bestimmungen nun erkennt das canonische Recht nicht bloß an, es vermehrt dieselben noch um ein bedeutendes. Während die bona fides nach römischem Rechte zu Anfang der Ersitzung genügte, eine nachfolgende mala fides nicht schadete[2], wird nach canonischem Rechte die Usucapion auch durch mala fides *superveniens* unterbrochen[3].

Allein von all diesem muß Leo XIII. wohl nichts wissen. Wie könnte er sonst klipp und klar behaupten: „Das, was mit rechtmäßigem Eigenthum gekauft wurde, ist rechtmäßiges Eigenthum“? Habe ich nur selbst nicht das Geld gestohlen, mit dem ich eine gestohlene Sache kaufe, so erwerbe ich „rechtmäßiges“ Eigenthum an dem gekauften Object.

Doch Scherz beiseite! Der Satz, welchen George anführt, steht einmal gar nicht in der angegebenen Formulirung an jener Stelle, auf welche George sich bezieht. Sodann beschäftigt sich Leo XIII. dort überhaupt nicht mit dem Beweise für die Gerechtigkeit des Eigenthums,

---

[1] Vgl. L. 2, § 13 D. pro emptore 41, 4. — L. 15, § 3; L. 44, § 2; L. 48 D. h. t. 41, 3.

[2] L. 43 D. de acquirendo rerum dominio 41, 1. — L. un. § 3, Cod. 9, 31.

[3] Cap. 20 x. de praescript. 2, 26.

sondern setzt diese bereits stillschweigend voraus. Dazu aber ist der Papst ohne Zweifel befugt, da er ja mit den später folgenden Beweisen für die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Privateigenthums im allgemeinen und speciell am Grund und Boden der Welt keine neue Lehre zum erstenmal vortragen, sondern nur an eine alte Wahrheit erinnern will.

Uebrigens wird die Sache sofort klar gestellt sein, wenn wir die von George angefochtene Stelle in ihrem Zusammenhange betrachten.

Der Heilige Vater beklagt die schweren Uebelstände der heutigen Zeit. Aber er weist das Heilmittel zurück, welches die Socialisten in einer Gemeinschaft der Güter gefunden zu haben wähnen. Als ersten Grund gegen die socialistischen Pläne führt Leo XIII. an, daß dadurch gerade die arbeitenden Klassen selbst schwer geschädigt würden. Dies begründet nun der Papst in folgender Weise:

„Vor allem liegt nämlich klar auf der Hand, daß die Absicht, welche den Arbeiter bei der Uebernahme seiner Mühe leitet, keine andere als die ist, daß er durch den Lohn zu irgend einem persönlichen Eigenthum gelange. Indem er Kräfte und Fleiß einem andern leiht, will er für seinen eigenen Bedarf das Nöthige erringen; und er erwirbt sich ein wahres und eigentliches Recht nicht bloß auf die Zahlung, sondern auch auf freie Verwendung derselben. Gesetzt, er habe durch Einschränkung Ersparnisse gemacht und sie der Sicherung halber zum Ankauf eines Grundstückes verwendet, so ist das Grundstück eben der ihm gehörige Arbeitslohn, nur in anderer Form; es bleibt in seiner Gewalt und Verfügung, nicht minder als der erworbene Lohn. Aber gerade hierin besteht offenbar das Eigenthumsrecht an beweglichem wie unbeweglichem Besitze. Wenn also die Socialisten dahin streben, allen Sonderbesitz in Gemeingut umzuwandeln, so ist klar, wie sie dadurch die Lage der arbeitenden Klassen nur ungünstiger machen. Sie entziehen denselben ja mit dem Eigenthumsrechte die Vollmacht, ihren erworbenen Lohn nach Gutdünken anzulegen, sie rauben ihnen eben dadurch Aussicht und Fähigkeit, ihr kleines Vermögen zu vergrößern und sich durch Fleiß zu einer bessern Stellung emporzuringen."

Der Papst deducirt also keineswegs, wie George annimmt, aus der bloßen Thatsache des Kaufes die Gerechtigkeit des Privateigenthums am Grund und Boden schlechthin, sondern diese vorausgesetzt, bezeichnet er es als ein Recht des Arbeiters, seinen Lohn zur käuflichen Erwerbung eines Grundstückes zu verwenden.

Es entbehrt jedoch nicht des Interesses, die Luftstreiche, welche George gegen den angeblich ersten Beweisgrund der Encyklika führt, etwas genauer zu verfolgen.

„Wenn die gesunde Vernunft den Sklaven nicht zum Eigenthum des Sklavenjägers macht, so macht sie ihn auch nicht zum Eigenthum des Sklavenkäufers."[1] Eine wahrhaft superbe Weisheit! — Dennoch, meint George, würde der Gedankengang der Encyklika in Bezug auf Privateigenthum am Erdboden ebensowohl ein Eigenthum an Menschensklaven rechtfertigen.

„Um dies zu erproben, braucht man nur in Ihrer Beweisführung das Wort ‚Land' durch das Wort ‚Sklave' zu ersetzen. Dieselbe würde alsdann folgendermaßen lauten: ‚Vor allem liegt nämlich klar auf der Hand, daß die Absicht, welche den Arbeiter bei der Uebernahme seiner Mühe leitet, keine andere ist als die, daß er durch den Lohn zu irgend einem persönlichen Eigenthum gelange; indem er Kräfte und Fleiß einem andern leiht, will er für seinen eigenen Bedarf das Nöthige erringen, und er erwirbt sich ein wahres und eigentliches Recht nicht nur auf die Bezahlung, sondern auch auf die freie Verwendung derselben. Gesetzt, er habe durch Einschränkung Ersparnisse gemacht und sie der Sicherheit halber zum Ankaufe eines ‚Sklaven' verwendet, so ist der ‚Sklave' eben der ihm gehörige Arbeitslohn, nur in anderer Form; er bleibt in seiner Gewalt und Verfügung nicht minder als der erworbene Lohn."[2]

Welche Naivetät! Würde der Grund und Boden ebensowenig im Privateigenthum stehen können wie der Sklave, so hätte die Travestie, die George mit den Worten der Encyklika vornimmt, einigen Sinn und Verstand. Nun aber ist es doch einleuchtend, daß der Sklave ein Mensch ist, und daß der Mensch nicht Gegenstand eines dinglichen Rechtes sein kann, welches einer Sache gegenüber ganz wohl zulässig erscheint. George hätte darum, anstatt mit einer höchst unbescheidenen und für jedermann unglaublichen Insinuation, als ob der Papst lehre, daß unrechtmäßiges Eigenthum durch Kauf rechtmäßiges werden könne, sogleich mit dem Beweise herausrücken sollen, daß an Grund und Boden ebensowenig ein rechtmäßiges Eigenthum möglich sei wie am Menschen.

In der That stellt Henry George Sklaverei und Grundeigenthum auf dieselbe Stufe. Es sind nur zwei verschiedene Formen einer und derselben „Räuberei", — Zwillingsmaßregeln, durch welche der ver-

[1] „Offener Brief" S. 22. [2] Ebd. S. 22.

derbte menschliche Scharfsinn es dem Starken oder dem Schlauen ermöglicht, Gottes Gebote zur Arbeit zu umgehen, indem er andere zwingt, für ihn zu arbeiten. „Macht es einen Unterschied, ob ich nur das Land, auf welchem ein anderer Mensch leben muß, oder ob ich den Menschen selbst als Eigenthum besitze? Bin ich nicht ebensowohl sein Herr in dem einen wie in dem andern Fall? Kann ich ihn nicht zwingen, für mich zu arbeiten? Kann ich nicht so viel von seinen Arbeitsfrüchten nehmen, wie seine Thätigkeit erlaubt? Habe ich nicht Macht über Leben und Tod? Denn einem Menschen den Grund und Boden entziehen, heißt ihn ebenso sicher tödten, als wenn ihm das Blut durch Aderlaß oder die Luft durch einen Strick um den Hals entzogen würde."[1]

In Wirklichkeit macht es einen großen Unterschied, ob ich nur das Land besitze oder den Menschen selbst als mein Eigenthum betrachten kann. In dem letztern Falle wird die Person für mich zur Sache, die vollständig meinem Belieben anheimgegeben ist. Im erstern Falle steht der Mensch, der auf meinem Boden arbeitet, mir als Contrahent, als freies Wesen, nicht nur seiner Natur nach, sondern auch factisch und praktisch frei gegenüber. Solange nicht ein Einzelner alles Land allein besitzt, solange in der Gesellschaft nicht jeder, der keinen Theil des Bodens sein eigen nennt, Landarbeiter zu werden braucht, bleibt die Möglichkeit, den Herrn zu wechseln, auf diesem oder jenem Productionsgebiete thätig zu sein, eine offene. Ich kann also niemanden „zwingen", für mich zu arbeiten. Ebensowenig besitze ich vermöge des Grundeigenthums Macht über Leben und Tod. Denn in einer wohl organisirten und durch gerechte Gesetze beherrschten Gesellschaft wird es dem Grundeigenthümer weder erlaubt sein, über die Verwendung des Bodens und die für den Bedarf der Gesellschaftsglieder nothwendigen Producte ganz nach Belieben zu verfügen, noch einen Preis zu fordern, welcher dem Werthe der Erzeugnisse nicht entspricht, noch endlich dem auf seinem Boden beschäftigten Arbeiter den gerechten Lohn vorzuenthalten. Allerdings, wenn man von der falschen Voraussetzung ausgeht, die Mißbräuche, welche die freiwirtschaftliche Epoche in ihrem Gefolge hat, seien mit dem Privateigenthum als solchem verbunden, dann mag man immerhin mit einem Schein von Recht das letztere bekämpfen. Aber auch so bleibt es eine unverzeihliche Inconsequenz, daß Henry George seine Angriffe nur gegen das Privatgrundeigenthum richtet, obwohl das mobile Kapital heut-

[1] „Offener Brief" S. 23.

zutage in weit größerem Umfange am Volkswohlstande sich versündigt als die Bodenbesitzer.

„2. Der Ursprung des Privateigenthums am Grund und Boden sei die menschliche Vernunft.“

George erkennt an, daß Vernunft und Vorbedacht Attribute des Menschen sind, die ihn über das Thier erheben, ihm den Stempel der Gottähnlichkeit aufdrücken. Er bestreitet auch nicht, daß diese Gabe der Vernunft zu der Nothwendigkeit eines Rechtes auf Privateigenthum an allem führt, was durch Vernunft und Vorbedacht sowohl als was durch physische Arbeit geschaffen wurde.

„Das Recht auf Privateigenthum besteht unbestreitbar an allen Dingen, für welche menschliche Vernunft und Vorbedacht gesorgt haben. Aber es kann nicht für Elemente gelten, welche wir der Vernunft und dem Vorbedacht Gottes verdanken.“ [1]

Hätte George damit nur behaupten wollen, daß der Mensch Gott gegenüber nicht als Eigenthümer, sondern als ein verantwortlicher Verwalter gelte, so läge kein Anlaß vor, ihm zu widersprechen. Aber auch dem Menschen gegenüber läßt der amerikanische Agrarcommunist ein Privateigenthum am Grund und Boden nicht zu. Für ihn ist das Eigenthum kein sociales Institut zur Regelung des Verhältnisses der Menschen zur materiellen Welt innerhalb des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs, sondern Raub an einer Gottesgabe, die für alle und nicht für einige wenige bestimmt war.

„Um dies näher zu erläutern, wollen wir annehmen, eine Gesellschaft wandere durch die Wüste, ungefähr so, wie die Israeliten aus Aegypten kamen. Diejenigen von ihnen, welche die Vorsicht hatten, sich mit Krügen voll Wasser zu versehen, würden ein rechtmäßiges Eigenthumsrecht an das so mitgeführte Wasser haben, und inmitten der wasserlosen Wüste könnten die Durstigen, welche dies versäumt hätten, wohl Wasser von den andern als eine Gefälligkeit, aber nicht als ein Recht verlangen. Obgleich das Wasser an sich der Vorsehung Gottes zu danken ist, so ist das Vorhandensein des Wassers in den Krügen und in jener Gegend nur durch die Vorsorge einiger Menschen, die es mitbrachten, möglich gewesen: darum haben diese ein ausschließliches Recht darauf. — Aber nehmen wir an, andere seien in der Absicht vorausgeeilt, die Quellen der Oasen als Eigenthum in Besitz zu nehmen, und sie würden ihre später

[1] „Offener Brief“ S. 25.

nachkommenden Gefährten nur gegen Bezahlung von dem Wasser trinken lassen. Könnte diese Art Vorbedacht ein Eigenthumsrecht geben?"

Wollten wir boshaft sein, so würden wir Henry George bitten, uns den wesentlichen Unterschied anzugeben, welcher zwischen der „Arbeit" des „Vorauslaufens" in der Wüste und des Wassertragens besteht? Allein wir möchten die Pointe seiner Beweisführung nicht verschieben. Nach George ist das Wasser in seiner natürlichen Form an der Quelle eine freie Gottesgabe für alle Menschen. Sobald aber jemand dasselbe seinem natürlichen Behälter entnimmt und in die Wüste trägt, geht es in das rechtmäßige Eigenthum des Einzelnen über, weil der Einzelne das Wasser durch Ortsveränderung dort wieder „producirt". In der Wüste ist dieses Wasser keine bloße Gottesgabe, sondern „Product menschlicher Arbeit".

Herr George wird wohl human genug sein, nicht von uns zu verlangen, daß wir jeden Trunk Wassers vorerst in die Sahara tragen, um ihn als unser Eigenthum genießen zu können. Wenn wir ihn recht verstehen, genügt es vielmehr, das Wasser aus der Quelle geschöpft zu haben, um schon als „Producent" desselben zu gelten.

Die productive Arbeit des Menschen bildet somit nach George den einzigen Rechtsgrund des Eigenthums, wobei „productiv" im weitesten Sinne genommen wird, die bloße Ortsveränderung mit einschließend. Daher gibt es denn auch kein Eigenthum, außer an dem Producte menschlicher Arbeit. Das ist die Grundidee, auf welcher alle andern Ausführungen beruhen, der leitende Gedanke, auf den George immer wieder zurückkommt.

George selbst formulirt diesen Gedanken in folgender Weise: „Die als Einzelwesen mit individuellen Wünschen und Fähigkeiten erschaffenen Menschen sind persönlich berechtigt, ihre Talente auszunutzen und sich des ganzen Ertrages ihrer Thätigkeit zu erfreuen. Es ergibt sich somit ein Eigenthumsrecht auf solche Dinge, die durch Arbeit erzeugt wurden; ein Recht, das seine Giltigkeit aus den Naturgesetzen ableitet, und welches älter ist als die Gesetze der Menschen; ein Eigenthumsrecht, welches der Besitzer übertragen mag; ihm dies Recht aber nehmen, das ist — Diebstahl."

Bis hierhin stimmen wir mit George überein. Aber nun macht er einen salto mortale, für welchen wir ihm nur glückliche Reise wünschen können. „Dieses Recht auf Eigenthum, welches von dem Rechte des Individuums auf seine Person stammt, ist das einzige vollgiltige Eigen-

thumsrecht; es gilt für alle durch Arbeit erzeugten Güter, es kann aber nicht ebenso für Elemente gelten, welche Gott erschaffen hat." [1]

Georges Auffassung ist eine offenbar irrthümliche, wie sie auch die Würde und Herrschaftsgewalt des Menschen nicht in ihrer ganzen Tiefe erfaßt.

Seiner These stellen wir eine andere gegenüber:

Die Erzeugung durch menschliche Arbeit ist nicht der einzige Rechtsgrund des Eigenthums, weil dieser Rechtsgrund selbst wieder einen andern und höhern Rechtsgrund voraussetzt.

a) Nach einem allgemein anerkannten philosophischen Grundsatze geht das Sein dem Handeln voraus. Wenn daher bereits aus dem Sein des Menschen ein genereller Rechtsgrund des Privateigenthums folgt, so wird dieser Rechtsgrund ohne Zweifel jedem andern Rechtsgrunde vorausgehen müssen, der sich an das Handeln des Menschen anschließt.

Nun aber bekundet in der That schon das Sein des Menschen, seine Persönlichkeit, sein Selbstbewußtsein, seine Freiheit, die alles beherrschende Weltstellung, die Gott ihm anvertraute, als er ihn in den Besitz dieser Erde einwies und zugleich den Dingen Eigenschaften verlieh, wie sie den menschlichen Bedürfnissen entsprechen, ferner die natürliche Nothwendigkeit und Pflicht, vermöge deren der Mensch sich der äußern Güter bedienen muß, um seine Existenz zu erhalten, seine Fähigkeiten zu entwickeln, sein Ziel zu erreichen, — alles dieses bekundet zur Genüge die weltbeherrschende Stellung und das Recht des Königs der Schöpfung, aus dem Gütervorrathe der Erde sich anzueignen, wessen er bedarf.

Daneben hat die christliche Moral von jeher anerkannt — wie es auch der Heilige Vater von neuem in der Encyklika „Rerum novarum" thut —, daß, um dem Eigenthumsrechte, welches der Mensch an seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten und folgerichtig an den Früchten ihrer Bethätigung hat, zu genügen, in der Gesellschaft die Institution des Privateigenthums an den materiellen Dingen der Außenwelt bestehen müsse, weil nur auf diese Weise die Frucht der Arbeit dem Menschen gesichert werden könne.

Das „Recht des Menschen auf seine Person", von dem George redet, d. h. das Recht auf die Fähigkeiten und die Früchte ihrer Bethätigung, bildet daher in der That einen allgemeinen abstracten Rechtsgrund zur Begründung der Nothwendigkeit des Privateigenthums als Institution. Aber es ist nicht der letzte, tiefste Rechtsgrund. Der Mensch hat als Mensch

[1] „Offener Brief" S. 2 f.

das Recht, Privateigenthum zu erwerben, ehe er es *als Producent* für sich in Anspruch nehmen kann.

b) Hätte er nämlich diese Befugniß nicht als Mensch, so würde er sie eben auch nicht als Producent haben. Warum?

Herr George ist verständig genug, einzugestehen, daß da, wo der Geltendmachung des aus der Production hergeleiteten Rechtes ein älteres Recht an der concreten Einzelsache gegenübersteht, die Arbeit nicht Rechts- und Erwerbstitel sein kann. Andernfalls wäre jeder Diebstahl ein Erwerbstitel, da der Dieb eine bewegliche Sache aus fremdem Gewahrsam entfernt, somit wenigstens „Producent" einer „Ortsveränderung" der Sache ist.

Weil nun alle Dinge im Eigenthume Gottes stehen, so würde der Mensch kein materielles Gut als „Frucht seiner Arbeit" erwerben dürfen, wenn es nicht der von Gott gewollte Zweck der Geschöpfe wäre, dem Menschen zu dienen, wenn der Mensch nicht die Herrschaft der Welt, *von Gott selbst* das Recht, sich der stofflichen Güter für seine Zwecke zu bedienen, und somit das Recht der Besitzergreifung *im voraus* erhalten hätte. Es kann also auch deshalb das Recht auf die Früchte der Bethätigung persönlicher Kräfte nicht der einzige und letzte Rechtsgrund des Privateigenthums sein, weil er, um Geltung zu haben, einen andern, höhern, dem göttlichen Willen ebensowohl wie dem persönlichen Dasein, der menschlichen Existenz und Natur entnommenen, nothwendig voraussetzt.

Unsere Deduction verkennt die allgemeine Pflicht zur Arbeit keineswegs. Auch der tiefste und letzte Rechtsgrund des Privateigenthums schließt ja die Nothwendigkeit der Arbeit nicht aus. *Zur actuellen* Geltendmachung des Herrschaftsrechtes und darum zur Begründung eines *dinglichen* Rechtes an einer *concreten* Sache ist immer Arbeit, wenigstens die Arbeit der Besitzergreifung, erforderlich. Aber die bloße, *nackte Thatsache* der Arbeit schafft nicht das Eigenthum, sondern die Arbeit, insofern sie der Weg oder das Mittel ist zur Ausübung eines *persönlichen Rechtes*: sei es der allgemeinen Herrschaftsbefugniß des Menschen über die Außenwelt, sei es der Herrschaftsbefugniß über die eigenen Fähigkeiten, deren Acte und Früchte.

c) George erkennt ein Eigenthumsrecht an allen durch Arbeit *erzeugten* Gütern an. Er bestreitet es bezüglich der Urstoffe, die Gott erschaffen hat, der Naturgaben, die ohne menschliche Arbeit erzeugt wurden. Um nicht sofort in Widersprüche sich zu verstricken, erweitert er jedoch den Begriff der „productiven" Arbeit, so zwar, daß er auch die bloße Besitzergreifung in denselben einschließt. „Wenn jemand einen Fisch im

Ocean fängt, dann hat er ein Eigenthumsrecht am Fische." [1] Wenn jemand Wasser an der Quelle schöpft, so erwirbt er ein Eigenthumsrecht an dem Wasser. Warum? Weil das Wasser sich jetzt durch menschliche Arbeit in dem Gefäße befindet, — weil der Mensch eine Ortsveränderung mit ihm vorgenommen hat [2].

Allein die Erweiterung des Begriffs der „productiven" Arbeit nutzt Herrn George sehr wenig, beweist vielmehr die Unhaltbarkeit seiner Aufstellungen. Bleibt es ja doch offenbar, daß in den genannten Fällen der Mensch lediglich die Ortsveränderung hervorgebracht hat, während das Eigenthum sich gerade auf die Substanz des Fisches, des Wassers erstreckt, welche der Mensch nicht „erzeugt" hat. Hätten wir demnach als Menschen nicht ein Recht, „Naturgaben" uns anzueignen, so würde von einem Eigenthum überhaupt keine Rede sein können.

George hat die Kraft dieser Einwendung wohl erkannt. Nur sucht er sich in einer Weise derselben zu entziehen, die seinem Scharfsinn nicht gerade zur Ehre gereicht.

Vernehmen wir ihn selbst.

„Es mag der Mühe werth sein, jene Leute zu widerlegen, welche da sagen, wenn Privateigenthum am Erdboden ungerecht sei, dann sei auch Privateigenthum an den Arbeitsproducten ungerecht, weil der Urstoff zu allen Erzeugnissen ebenfalls aus dem Erdboden komme. Es wird sich indessen bei näherer Betrachtung zeigen, daß alle menschliche Production dem Wassertragen analog ist. Indem der Mensch Getreide sät, Metalle schmilzt, Häuser baut, Stoffe webt oder irgend eine productive Thätigkeit ausübt, thut er doch im Grunde weiter nichts als den Ort und die Form schon vorhandener Stoffe verändern. Als Producent ist der Mensch nur Umformer, nicht Schöpfer. Gott allein erschafft. Da nun aber die Umformung, aus welcher die Production des Menschen eigentlich besteht, dem Stoffe anhaftet, solange die Form dauert, so verschmilzt das Recht auf Privateigenthum die Form mit dem Stoff und gibt somit auch ein Eigenthumsrecht an dem Naturstoff, in welchem sich die productive Arbeit verkörpert hat." [3]

Ganz richtig, Herr George! Aber das gilt doch offenbar in der Voraussetzung, daß der Mensch am Naturstoffe, an einer Natur- oder Gottesgabe, die er nicht selbst erzeugt hat, überhaupt Eigenthum erwerben kann, — eine Voraussetzung, welche Ihrer Lehre, daß Eigenthum

[1] „Offener Brief" S. 3. [2] Ebd. S. 26. [3] Ebd. S. 26.

nur an dem vom Menschen Erzeugten rechtlich zulässig sei, schnurstracks zuwiderläuft. Man darf annehmen, daß Sie die Encyklika des Heiligen Vaters mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Um so mehr aber muß es da auffallen, wie Ihnen entgehen konnte, daß Leo XIII. sich eines ähnlichen Gedankenganges wie Sie bedient, um mit überzeugender Kraft gerade das Privatgrundeigenthum zu beweisen, welches Sie bekämpfen.

„Indem der Mensch an die Urbarmachung des Bodens körperlichen Fleiß und geistige Sorge setzt," heißt es in der Encyklika[1], „macht er sich eben dadurch den cultivirten Theil zu eigen; es wird demselben sozusagen der Stempel des Bearbeiters aufgedrückt. Es entspricht also durchaus der Gerechtigkeit, daß dieser Theil des Bodens sein eigen sei, und sein Recht darauf unverletzlich bleibe." Und kurz nachher sagt der Heilige Vater: „Jenes früher wüste Erdreich hat doch durch den Fleiß des ersten Bebauers und durch seine kundige Behandlung die Gestalt völlig verändert; es ist aus Wildniß fruchtbares Ackerfeld, aus verlorener Oede ein ergiebiger Boden geworden. Was dem Boden diese neue Form verliehen, das ist derart mit ihm selbst eines, daß es großentheils unmöglich von ihm zu trennen ist. Und es soll kein Widerspruch gegen alle Gerechtigkeit sein, jenen Boden mit der Behauptung, daß Eigenthum nicht bestehen dürfe, seinem Besitzer zu entziehen und dasjenige andern zu überantworten, was der Bebauer im Schweiße seines Angesichtes geschaffen hat? Nein; wie die Wirkung ihrer Ursache folgt, so folgt die Frucht der Arbeit als rechtmäßiges Eigenthum demjenigen, der die Arbeit vollzogen hat."

Solange Sie nicht bestreiten können, daß die Cultivirung und Bodenverbesserung „Product" der Arbeit, vom Menschen erzeugt ist, wird es Ihnen ebenfalls unmöglich sein, nicht bloß die Früchte der Bodenverbesserung dem Menschen zuzusprechen, sondern diese selbst und somit auch das Eigenthum am Grund und Boden principiell anzuerkennen. Ist das ja doch eine Consequenz des Satzes, den Sie selbst aufstellen, wenn Sie sagen: „Da die Umformung, aus welcher die Production des Menschen eigentlich besteht, dem Stoffe anhaftet, solange die Form dauert, so verschmilzt das Recht auf Privateigenthum die Form mit dem Stoff und gibt somit auch ein Eigenthumsrecht an dem Naturstoff, in welchem sich die productive Arbeit verkörpert hat." [2]

---

[1] Officielle Ausgabe S. 14 (15) u. 16 (17).

[2] „Offener Brief" S. 26.

Weil die Cultivirung dem **Boden** anhaftet, so verschmilzt das Recht auf Privateigenthum die „**Form**“ mit dem „**Stoffe**“ und gibt somit auch ein Eigenthumsrecht an dem Boden, in welchem sich die productive Arbeit verkörpert hat.

Doch Sie versuchen sich von neuem dieser Schlußfolgerung zu entziehen, indem Sie einen Unterschied machen zwischen dem Naturstoffe, welcher in den menschlichen Producten enthalten ist, und dem Erdboden: „Wenn auch der Mensch den Stoff aus der Vorrathskammer der Natur nehmen und dessen Ort oder Form je nach Wunsch verändern kann, so strebt der Stoff von dem Moment an, da er genommen wird, dennoch wieder zurück nach der Vorrathskammer. Holz verfault, Eisen verrostet, Stein verwittert, während von den vergänglichern Producten einige sich nur ein paar Monate, andere nur ein paar Tage halten und wieder andere sofort beim Verbrauch verschwinden. Obgleich, soweit wir sehen, der Stoff ewig ist und die Kraft für immer besteht, obgleich wir auch das kleinste im Sonnenstrahl schwebende Atom weder vernichten noch erschaffen können, so verschwindet dennoch fortwährend alles bewegende oder verbindende Menschenwerk in den unaufhörlichen Umwälzungen der Natur. Also die Anerkennung eines Eigenthumsrechtes an dem Urstoff, welcher in menschlichen Arbeitsproducten verkörpert ist, bedeutet nie mehr als **zeitweiligen** Besitz, sie beeinträchtigt nie den für alle bestimmten Vorrath. . . Daher stimmen wir Ihnen gerne bei, wenn Sie sagen: Die menschliche Vernunft gibt dem Einzelnen ein Recht, nicht nur sofort zu verbrauchende Dinge, sondern auch die für langwährende und zukünftige Benutzung bestimmten Güter dauernd zu besitzen. Sie haben recht, sofern Sie solche Güter, wie Gebäude, welche bei Instandhaltung Menschenalter überdauern können, ebenso einbegreifen wie Nahrungsmittel oder Brennholz, welche sofort verzehrt werden. Aber wenn Sie daraus folgern, daß der Mensch ein Privateigenthumsrecht an den seit Ewigkeit (?) vorhandenen und ewig (?) währenden Naturelementen, auf welche alle angewiesen sind, haben könne, dann sind Sie entschieden im Unrecht. Der Mensch mag wohl ein Privateigenthumsrecht an den durch seine Arbeit erzeugten **Früchten** des Erdbodens haben, da diese mit der Zeit ihre von der Arbeit empfangene Form verlieren und in die Vorrathskammer der Natur zurücksinken, woher sie kamen, und weil ein Eigenthumsrecht an solchen Gütern andere nicht schädigt; aber er darf **die Erde selbst** so nicht eignen, denn sie ist das große Lagerhaus, aus welchem nicht nur fortwährend der Productionsstoff, ohne welchen die Menschen nichts

anfertigen können, sondern auch ihr eigenes körperliches Dasein entnommen wird.“ [1]

Sie haben eine Wahrheit von größter Tragweite angedeutet, Herr George, wenn Sie sagen, der Mensch dürfe den Erdboden nicht so eignen wie eine Sache, die durch den ersten Gebrauch zerstört wird, z. B. das Stück Brod, welches der Mensch verzehrt. In der That ist ja, wie Leo XIII. betont, die Erde die „bleibende, unversiegliche Quelle“ [2], aus welcher alle schöpfen müssen.

Aber es ist nicht schön, daß Sie diese für die Socialreform so wichtige, so herrliche Wahrheit benutzen, um die Blöße zu verdecken, die Sie sich unstreitig gegeben hatten.

Ihre Behauptung ging nämlich dahin, der Mensch könne nur an dem von ihm Erzeugten ein Privateigenthum erwerben. Und als man Sie darauf aufmerksam machte, daß mit dieser Lehre jedes Eigenthum im Widerspruche stehe, weil der Stoff, die Substanz aller sogen. Producte Naturgabe, von Gott, aber nicht von dem Menschen erzeugt sei, da weichen Sie aus. Sie sagen: „Holz verfault, Eisen verrostet, Stein verwittert.“ Jene Substanz, jener Naturstoff bleibt nicht lange im Eigenthum, während der Erdboden seiner Natur nach dem Eigenthumsrechte keine bestimmten Zeitgrenzen zieht. Aber merken Sie denn nicht, daß dies eine ganz andere Frage ist als die umstrittene? Sehen Sie nicht ein, daß die Dauer des Eigenthums vermöge der Natur des Eigenthumsobjectes eine begrenzte sein und dennoch an diesem Gegenstande wahres Eigenthum bestehen kann? Sie verwechseln Eigenthum und Dauer des Eigenthums miteinander. Darum ist Ihre Beweisführung hinfällig. — Gewiß das Brod, welches der Bäcker in der Nacht gebacken und welches Sie beim Frühstück verzehrten, hat nicht sehr lange in Ihrem Eigenthum gestanden. Auch das Standbild, welches man dereinst Ihnen nicht so sehr Ihrer Beweisführungen als Ihrer aufrichtigen Menschenliebe wegen setzen mag, wird verwittern. Weniger leicht dem Zergehen und Zerfallen ausgesetzt sind die Goldfüchse jener kapitalistischen Millionäre, von denen Sie behaupten, dieselben seien den Grundbesitzern tributpflichtig. Sie und wir werden es jedenfalls nicht erleben, daß die goldenen Schätze in „das große Lagerhaus der Natur“ zurückkehren. Und wenn auch — was würde daraus folgen? Offenbar nur dies Eine: daß kein

---

[1] „Offener Brief“ S. 26 f.

[2] Encyklika „Rerum novarum“ S. 14 (15).

Eigenthum ewig dauert, aber nicht, daß kein Eigenthum an dem Naturstoff zu Recht bestehen könne.

George hat bisher mit seinen Angriffen gegen die päpstliche Encyklika wenig Erfolg gehabt. Vielleicht ist er beim folgenden Punkte glücklicher. Da sagt er:

„3. Sie behaupten ferner: daß das Privateigenthum an Land niemandem die Nutznießung des Bodens entzieht.

„Ihre eigene Aussage, daß der Grund und Boden die unerschöpfliche Vorrathskammer sei, welche Gott dem Menschen schuldet (?), muß ein unbequemes Bedenken bei Ew. Heiligkeit bezüglich seiner Aneignung als Privateigenthum hervorgerufen haben. Denn als ob Sie sich selbst beruhigen wollten, behaupten Sie ferner, daß das Eigenthumsrecht einzelner die Rechte anderer nicht schädige. Sie sagen: die Erde höre nicht auf, die Bedürfnisse aller zu befriedigen, auch wenn dieselbe unter Privateigenthümer vertheilt sei; weil diejenigen, welche keinen Boden besitzen, durch den Verkauf ihrer Arbeit Bodenproducte als Zahlung empfangen.“ [1]

Herr George beeilt sich nun in dankenswerther Weise, durch ein Beispiel klarzulegen, wo der Fehler seiner eigenen Auffassung zu suchen sei.

„Angenommen, jemand stellte Ew. Heiligkeit als Richter der Moral die folgende Gewissensfrage: ‚Ich bin einer von mehreren Brüdern, welchen unser Vater ein Landgut hinterlassen hat, das zu unserem Lebensunterhalt ausreicht. Da er kein Stück davon für irgend einen von uns besonders bestimmt hat und uns die Theilung anheimstellte, so nahm ich als Aeltester das ganze Landgut in Besitz. Jedoch habe ich dadurch meinen Brüdern ihren Lebensunterhalt nicht entzogen, denn ich habe dieselben auf meinem Lande für mich arbeiten lassen, und ich zahlte ihnen aus den Producten einen ebenso hohen Lohn, wie ich ihn fremden Arbeitern hätte zahlen müssen. Kann also mein Gewissen nicht völlig beruhigt sein? — Was würden Sie antworten? Würden Sie ihm nicht sagen, daß er eine Todsünde begangen habe, und daß seine Entschuldigung sein Verbrechen vergrößere? Würden Sie ihn nicht seinen Brüdern Ersatz leisten lassen und ihm Buße auferlegen?“ [2]

Ohne Zweifel, verehrtester Herr George, würde der Heilige Vater ganz in Ihrem Sinne entscheiden. Und der Grund der Entscheidung liegt auf der Hand. Wenn nämlich der Familienvater als Erblasser auch keine Vertheilung des Vermögens unter seine Kinder vorgenommen, d. h. dem

---

[1] „Offener Brief“ S. 28. [2] Ebd. S. 28 f.

A nicht dieses und dem B nicht jenes individuelle Vermögensstück zugewiesen hat, so haben doch die Kinder, sobald ihnen die Erbschaft deferirt ist, im Augenblicke des Todes des Erblassers ein Recht auf eine bestimmte und zwar gleiche Quote dieser bestimmten, concreten Erbmasse bereits erworben. Nimmt der Aelteste die ganze Erbschaft als Eigenthum für sich in Anspruch, so beraubt er seine Geschwister ihres wohlerworbenen Rechtes, macht sich deshalb einer Sünde schuldig und ladet die Restitutionspflicht sich auf.

Nun ist es aber etwas durchaus Verschiedenes, wenn ein Familienvater seinen Kindern eine Erbschaft hinterläßt, und wenn Gott der Herr dem Menschen das Recht überträgt, aus den Gütern dieser Erde seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu entnehmen.

Der Unterschied läßt sich auf zwei Punkte zurückführen.

1) Die allgemeine Einweisung des Menschengeschlechtes in den Besitz der Erde überträgt dem einzelnen Menschen weder ein directes Anrecht auf irgend eine individuelle Sache noch einen Rechtsanspruch auf eine bestimmte Quote der Naturgaben. Sie bildet den obersten Rechtsgrund des Privateigenthums in abstracto, aber nicht dessen Rechtstitel in concreto. Mit andern Worten: vermöge jener Einweisung besitzt der Mensch das Recht, irgend welches Eigenthum zu erwerben, aber nicht ein erworbenes Eigenthumsrecht an irgend einer bestimmten einzelnen Sache oder Quote, noch eine Anwartschaft auf ein bestimmtes Object, eine bestimmte Quote.

Der Heilige Vater hat dieser Wahrheit in klarer, kaum mißverständlicher Weise Ausdruck verliehen, wenn er sagt: „Daß Gott der Herr die Erde dem ganzen Menschengeschlecht zur Nutznießung übergeben hat, dies steht nicht dem Sonderbesitze entgegen. Denn Gott hat die Erde nicht in dem Sinne der Gesamtheit überlassen, als sollten alle ohne Unterschied Herren über dieselbe sein, sondern insofern als er selbst keinem Menschen einen besondern Theil derselben zum Besitze angewiesen, vielmehr dem Fleiße der Menschen und den von den Völkern zu treffenden Einrichtungen die Abgrenzung und Vertheilung des Privatbesitzes anheimgegeben hat.“ [1]

Es ist also insbesondere der Fleiß des Menschen, seine Arbeit — es sind die gesetzlichen Einrichtungen der Völker, welche den noch zu vollziehenden Erwerb des Eigenthums an irgendwelchen individuellen

---

[1] Encyklika „Rerum novarum“ S. 14 (15).

Dingen bestimmen und regeln sollen. Anders im Falle der eröffneten Erbschaft. Den Kindern des Erblassers steht nicht bloß das Recht zu, irgend etwas zu erwerben. Sie verfügen vielmehr über ein bereits erworbenes Recht auf einen quantitativ, wenn auch nicht in individuo bestimmten Theil, auf eine Quote dieser concreten Erbmasse. Die Erbseinsetzung oder das Intestaterbrecht ist daher für sie kein abstracter Rechtsgrund, sondern ein concreter Rechtstitel, der ihnen eine rechtliche Herrschaft gewährt über die Erbmasse, je nach ihrem Antheil an derselben. Dazu kommt

2) ein wesentlicher Unterschied zwischen der Gleichberechtigung der zur Erbschaft des Vaters berufenen Kinder und der Gleichberechtigung der Menschen, aus der allgemeinen Vorrathskammer der Natur Güter zu erwerben.

„Als gleiche Geschöpfe des Allmächtigen gleichberechtigt, unter seiner Vorsehung ihr Leben auszuleben und ihre Bedürfnisse zu befriedigen,“ — sagen Sie [1] — „sind die Menschen also auch gleichberechtigt bei der Nutznießung an Grund und Boden.“

Würden Sie, verehrtester Herr, jene „Gleichberechtigung bei der Nutznießung an Grund und Boden“ ebenso verstehen, wie die Gleichheit der Menschen verstanden werden muß — als eine abstracte, der specifisch gleichen Natur folgende, aber ihrem concret sich gestaltenden Inhalte nach ebenso verschiedene Berechtigung, wie auch die individuelle Natur der Menschen in vielgestaltiger Verschiedenheit erscheint —, wahrhaftig, Ihre Worte wären der Weisheit voll. Sie könnten dann aber unmöglich noch die Parallele zwischen dem Erbrecht der Kinder und dem Rechte des Menschen, die Erdengüter zu genießen, aufrecht halten. Oder dürften wir denn ohne Beleidigung Ihrer Intelligenz annehmen, es sei Ihnen verborgen geblieben, daß die zur Erbschaft berufenen Kinder nicht bloß ein gleiches Recht, sondern überdies ein Recht auf das Gleiche, auf den gleichen Antheil ihr eigen nennen?

Doch nein, Sie haben diesen Umstand nicht übersehen. Es läßt Sie vielmehr die Annahme, Gott habe jedem Menschen in gleicher Weise das Recht verliehen, Eigenthum zu erwerben, unbefriedigt. Sie wollen überdies behaupten, von Natur aus, vermöge des göttlichen Willens, als Kind Gottes besitze auch jeder das Recht auf einen „gleichen Antheil“ [2] an dem Genuß von Erdengütern: eine Behauptung, die Sie

---

[1] „Offener Brief“ S. 2. [2] Ebd. S. 4.

merkwürdigerweise allerdings nur auf den Grund und Boden beziehen möchten. Darum gerade wollen Sie mit den ältern und neuern Bodenbesitzreformern das Land „nationalisiren", d. h. in das Gesamteigenthum des Staates überführen. So hoffen Sie das Recht aller am Grund und Boden sichern zu können, während Sie gleichzeitig der Fortdauer des Privatbesitzes am Lande, und zwar des nach Größe und Umfang verschiedenen Privatbesitzes, aus mehrfachen Gründen kein Hinderniß in den Weg legen.

Unsere Absicht geht nun nicht dahin, Ihr ganzes System und Ihre positiven Vorschläge an dieser Stelle einer Besprechung bezw. einer Kritik zu unterwerfen. Hier interessiren uns bloß Ihre Angriffe gegen die päpstliche Encyklika.

Allein es möchte uns scheinen, als ob Sie gar selbst mit Ihrer Behauptung, daß alle Menschen als gleiche Geschöpfe auch völlig gleichberechtigt bei der wirklichen Nutznießung an Grund und Boden seien, in Widerspruch träten.

Sie fordern, daß „allen Menschen der gleiche Antheil an den Vortheilen der Naturschätze unseres göttlichen Vaters gesichert werde"[1]. Da verstehen wir es denn durchaus nicht mehr, wie Sie das doch für alle Menschen „gleiche Anrecht" auf „den Grund und Boden des Vaterlandes"[2] beschränken können.

Fühlen Sie denn nicht, wie sehr diese Beschränkung der Moral Ihrer Anschauungen widerspricht?

Sie kennen doch wohl, wenigstens dem Namen nach, das Fürstenthum Lippe-Detmold? Das „Vaterland" der Lippe-Detmolder ist sehr eng, und wenn wir voraussetzen, daß dort oder in der freien Hansestadt Hamburg alle einen gleichen Antheil am Grund und Boden des Vaterlandes beanspruchen dürfen, so wird der Antheil jedes Einzelnen jedenfalls viel kleiner ausfallen als der Antheil der Bewohner eines größern Landes mit weniger dichter Bevölkerung.

Nun, Herr George, wo bleibt denn da jene Gleichheit, von der Sie reden, welche Sie deshalb fordern, weil wir Menschen alle gleich geliebte Kinder desselben göttlichen Vaters sind? Wo bleibt die Gleichheit, wenn dieser himmlische Vater einem Theil seiner Kinder nur einen Antheil an Lippe-Detmold, den andern dagegen viel größere Wald- und Landgebiete in Brasilien oder in Afrika angewiesen hat? Wie stimmt das

[1] „Offener Brief" S. 4. [2] Ebd. S. 6.

mit Ihrer so bestimmt vorgetragenen Lehre, daß „allen Menschen" — also auch den Lippe-Detmoldern — „der gleiche Antheil an den Vortheilen der Naturschätze unseres göttlichen Vaters gesichert" werden müsse? Ferner mit Ihrer Behauptung, das bei der Vertheilung des Erdbodens geltende Princip sei „das gleiche wie in dem Fall, wo ein menschlicher Vater sein Eigenthum zu gleichen Theilen einer Anzahl Kinder hinterläßt"? [1]

Sie sind verständig genug, einzusehen, daß ein Gesamteigenthum der ganzen Menschheit am Grund und Boden theoretisch und praktisch der Absurditäten voll ist. Darum gerade unterschieben Sie an Stelle der Menschheit die einzelne Nation, den Stamm, den Staat. Allein es kann Ihnen doch schwerlich verborgen geblieben sein, daß Sie dabei Ihren eigenen Grundsätzen widersprachen. Denn wenn der Einzelne gegenüber der Menschheit — d. i. der Gesamtheit der gleichberechtigten Kinder desselben himmlischen Vaters — dadurch ein Unrecht begeht, daß er einen Theil des Landes als Privateigenthum erwirbt, dann werden ganz in derselben Weise auch der Staat, die Nation sich verfehlen, sofern sie ein bestimmtes Territorium mit Ausschluß anderer Nationen als ihr eigen betrachten [2].

Also entweder Gesamteigenthum der ganzen Menschheit an der ganzen Erde —, oder Privateigenthum der einzelnen Menschen an den Theilen des Bodens. Für das Collectiveigenthum einer Nation an ihrem Territorium mit Ausschluß anderer Nationen fehlt jede principielle Unterlage.

---

[1] „Offener Brief" S. 4.

[2] Cfr. *R. J. Holaind* S. J., Ownership and Natural Right (Baltimore and New York 1877) p. 87 f.: „Either land belongs to the whole species, or it does not; if the former be true, then we can have *no exclusive* ownership: exclusive ownership of a *nation* makes the wrong *national* instead of *individual;* that 's all. If it does not belong to the *whole race* collectively, then *any one*, not debarred by preexisting rights, can appropriate. There is *no* foundation whatever for the exclusive ownership of a *nation*, as separated *either* from the collective ownership of the *race*, or the *individual* ownership of the citizen. If *one* has *not* the right to appropriate land, *how many* will it take to make a full-fledged right? Would not their *collective* ownership look very much like an *addition of zeroes?*"

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes.

(Fortsetzung.)

III. Don Carlos' Verhaftung.

Als Carlos am 4. October 1566 mit der übrigen Familie nach Madrid zurückkehrte, waren wichtige Ereignisse vorgegangen, nicht nur folgenschwer für die Stellung der spanischen Monarchie, sondern auch von Bedeutung für Carlos' persönliche Pläne und Wünsche. Die Verwicklungen in den Niederlanden hatten sich stets schwieriger gestaltet; zuletzt sandte die Regentin zwei der angesehensten Edelleute, Bergh und Montigny, zu persönlicher Verhandlung nach Spanien. Während Bergh noch krank auf der Reise zurückblieb, langte der andere am 17. Juni 1566 in Madrid an und ward alsbald vom König empfangen, der am 14. Juni für kurze Zeit nach Madrid zurückgekehrt war. Am 26. Juli kam der Staatsrath über die flandrische Sache zum Entscheid, nicht günstig für die belgischen Provinzen, aber günstig für Carlos; denn es ward beschlossen, daß der König in die Niederlande ziehen und bereits im Frühling 1567 daselbst eintreffen werde. „Der Prinz soll auch mit hinaus," meldet Dietrichstein am 10. August, „aufs wenigst hat er geschworen, unter sein Vater nit zu bleiben" (nicht als Stellvertreter des Vaters in Spanien zurückzubleiben).

In Belgien stieg die Gefahr; am 3. September kamen die ersten Nachrichten von dem greuelvollen Bildersturm, der dort gewüthet; am 8. September kam Bestätigung und genauere Nachricht; durch ganz Spanien ging ein Schrei der Entrüstung. Auch Carlos war Feuer und Flamme; längst hatte er für die Niederlande besonderes Interesse bekundet[1]; die

[1] Als im Mai der Edelmann Pedro Lopez aus den Niederlanden ankam, ließ ihn Carlos sofort zu sich bescheiden, um ihn über die Niederlande auszufragen (Al. de Laloo an Graf Horn, 20. Mai 1566). Cabrera (VII, 2. 396) will von Beziehungen des Don Carlos zu Bergh und Montigny, von geheimen Zusammenkünften, Aufforderungen und Plänen hinsichtlich der Niederlande wissen. Ranke (XL, 521) findet dies bestätigt durch eine Aeußerung des französischen Gesandten Fourquevaulx wie durch eine Bemerkung Philipps II. in einem Brief an Ruy Gomez. Als es sich um die Beschlagnahme der Güter Berghs bei dessen erwartetem Ableben und um Verhinderung der Flucht Montignys handelte, bemerkte der König bei Besprechung der Maßregeln, es verstehe sich, daß der Prinz Don Carlos von alledem nicht erfahren dürfe. — Allein das letztere erklärt sich sehr leicht durch des Prinzen

Ausschreitungen der Bilderstürmer erfüllten ihn mit einem Abscheu, der bis zum Haß sich steigerte[1]. „Der Prinz", so meldet der französische Gesandte Fourquevaulx am 2. November, „hat die Herren des Staats- und Kriegsrathes einen nach dem andern ermahnt und gebeten, bei dem König, seinem Vater, vorstellig zu werden, daß er die flandrische Sache mit allem Nachdruck in die Hand nehmen und alles andere zurückstehen lassen möge, um dort abzuhelfen. . . Der Prinz sagt, daß er seinen Vater begleiten werde, wohin dieser gehen möge, und hat einen Stallmeister nach Andalusien geschickt mit 12000 Thalern, um Dienstpferde zu kaufen."

Die Aufregung, die sich über dieser Sache des Prinzen bemächtigt hatte, gab sich jedoch auch in anderer, anormaler und krankhafter Weise kund. In den ersten Augusttagen hatte der König zu geheimer Berathung mit den vornehmsten seiner Räthe sich eingeschlossen. Don Carlos, vom Gedanken der flandrischen Reise ganz beherrscht, wollte durchaus erfahren, was berathen und beschlossen werde, und lauschte von außen am Schlüsselloch. Er war dabei den Blicken aller ausgesetzt: vom Hof aus sahen ihn die Pagen, von den obern Gemächern des Schlosses aus konnten die Damen der Königin ihn beobachten. Einer seiner Edelleute, Don Diego de Acuña[2], trat deshalb zum Prinzen hin, ihn darauf aufmerksam zu machen, zugleich an den König erinnernd, der überrascht sein würde, bei plötzlichem Heraustreten seinen Sohn in solcher Lage zu finden. Da brauste der Zorn des Prinzen auf; er antwortete mit einem Faustschlag. Der

---

bekannte Unvorsichtigkeit im Reden und dessen Sucht, alle Maßregeln des Vaters zu tadeln. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß Carlos, wie andere niederländische Edelleute, so auch Bergh und Montigny bei sich empfangen und über die Verhältnisse in ihrer Heimat ausgefragt hat. Möglich auch, daß er ihnen gegenüber, wie er es sonst zu thun pflegte, die Regierung seines Vaters abfällig kritisirte und seinen Wunsch aussprach, Regent der Niederlande zu werden. Belege dafür sind nicht vorhanden, und jedenfalls waren die niederländischen Herren erfahren und wohlunterrichtet genug, um zu wissen, daß sie in keiner Beziehung von Don Carlos etwas Gutes erwarten durften. Büdingers Ausführungen (S. 84 ff.) treffen hier wohl das Richtige, namentlich in dem, daß auf solche Beziehungen des Don Carlos „kein Gewicht zu legen" sei.

[1] Fourquevaulx an Karl IX., 8. Mai 1568.

[2] Dietrichstein meldet am 29. Juni 1564 über die Bemühungen des spanischen Hofes, Don Carlos zur Ehe mit der Prinzessin Donna Juana zu bestimmen, die Prinzessin habe den verstorbenen Ajo des Prinzen, Don Garcia de Toledo, und seinen Kämmerer, Don Diego de Acuña, auf ihrer Seite gehabt; diese seien dem Prinzen Tag und Nacht in den Ohren gelegen, hätten aber nichts ausgerichtet, sondern so bei ihm sich verhaßt gemacht, daß er sie gar nicht mehr sehen wollte (Koch, Quellen I, 125). Der Groll gegen Acuña war somit schon ein alteingewurzelter.

Edelmann war zu schwer beschimpft, um länger im Dienste des Prinzen bleiben zu können; der König nahm ihn in sein eigenes Gefolge auf und leistete ihm jede Genugthuung, seinen Sohn aber wies er ernst zurecht. Bald mehrten sich solche Vorkommnisse. Zum 15. October 1566 steht in des Prinzen Rechnungen eine größere Summe verzeichnet als Schmerzensgeld für einen Damian Martin, dessen kleine Töchter er hatte schlagen lassen. So verstehen sich leicht die Worte des spanischen Nuntius an den Cardinal-Staatssecretär vom 7. Januar 1567 in Bezug auf die vom Papste lebhaft gewünschte niederländische Reise: „Der König findet noch Schwierigkeit an der Person des Prinzen; ihn als Regenten zurückzulassen, erscheint ihm nicht gut; ihn mitzunehmen, erscheint nicht passend."

Ueber des Königs niederländische Reise gingen allerlei Gerüchte; viele glaubten, daß es nicht dazu kommen werde, wie Dietrichstein am 4. November schrieb, „weil man mit ihm [dem König] auch nit aller Sachen hinnen zufrieden, und schwierig genug ist". Unter solchen Umständen war die Ernennung des Herzogs Alba zum Befehlshaber für die Niederlande am 29. October beschlossen und am 16. December vollzogen worden. Dietrichstein erkannte schon, was dies bedeute. Des Königs Reise nach den Niederlanden, schrieb er am 2. Januar 1567, sei ganz ungewiß, gewiß aber die des Herzogs Alba und die Uebertragung des Oberbefehls. „Man will sagen, daß es der Prinz in Sunderheit ungern seh', und Besorg trag, weil er [Alba] zieh', daß sein Vater hier werd bleiben. Denn all sein Sinn und Gedanken hinaus stehen; will auch unter seinem Vater nit bleiben."

Die üble Stimmung hatte den Prinzen nicht gehindert, an der Seite seines Vaters am 11. December der Eröffnung der Cortes von Castilien beizuwohnen. Es konnte ihn nur befriedigen, daß die Cortes mit Begeisterung die Mittel zur Züchtigung der gottesräuberischen und rebellischen Niederländer bewilligten. Aber die Cortes gingen weiter. Schon ihr erster Sprecher hatte durch bombastisches Lob auf die hohen Geistesgaben des Thronfolgers der Loyalität der Versammlung für das königliche Haus Ausdruck gegeben, und in ihren nichtofficiellen Sitzungen war die Mehrheit übereingekommen, daß man den König bitten wolle, selbst nach den Niederlanden zu ziehen, in seiner Abwesenheit aber den Prinzen von Asturien, Don Carlos, als Stellvertreter zurückzulassen. Der Prinz, dem dies nicht unbekannt blieb, war darüber sehr aufgebracht. Er wartete, bis sein Vater zur Feier der Weihnachtstage wie alljährlich in das Kloster sich zurückgezogen hatte. Am 28. December erschien er unerwartet am Saale

des Palastes, wo die Ständeversammlung tagte, und befahl, zu öffnen. Nachdem er sich überzeugt, daß die Versammlung vollzählig, trat er vor sie hin und redete sie an: Er habe vernommen, sie gingen damit um, den König zu bitten, daß er bei der Abreise in die Niederlande den Infanten als Regenten zurücklasse. Er warne sie hiermit, sich so etwas beifallen zu lassen; denn er sei durchaus entschlossen, mit seinem Vater zu reisen. Sollten sie sich dessen unterfangen, so werde er sich an ihnen zu rächen wissen, und sie würden es immer bereuen. Schon die frühern Cortes (von 1563) hätten sich herausgenommen, vom König zu verlangen, daß dieser den Infanten mit der Prinzessin Juana vermähle. Sie hätten ihm dadurch viel Verdruß gemacht [1]. Sie möchten sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern und ihn ungeschoren lassen. Der Abgeordnete, der jetzt für des Prinzen Zurückbleiben beim König einen Schritt thue, werde ihn zum Todfeinde haben, und er würde alles aufbieten, denselben zu vernichten. Nach diesen Worten wandte Don Carlos ihnen brüsk den Rücken und verließ den Saal.

Der Prinz hatte sein Haupt entblößt, als er zu den Cortes sprach; allein sein Ton war ein so heftiger und aufgeregter, daß der Vorfall einen höchst peinlichen Eindruck hervorbrachte. Selbst der gute Dietrichstein meinte dazu: „Solches [hat er] mit einer solchen Zorn gemelt, daß sie dermaßen all darob sich entsetzt und nit gewußt haben zu antwurten.“

Zunächst hatte des Prinzen ungestümes Auftreten keine weitern Folgen. Als die Cortes am 9. Januar 1567 eine Abordnung an den König sandten, die von ihnen bis dahin vereinbarten Beschlüsse mitzutheilen, war Carlos an des Königs Seite, um dieselbe zu empfangen. Am 18. März ging die Ständeversammlung auseinander, nachdem sie mit großer Loyalität fast einstimmig die Forderungen des Königs gewährt hatte. Unter den Bitten, die sie nach alter Gewohnheit dem König schriftlich hinterließ — dieselben beliefen sich diesmal auf 76 — war die erste, der König möge Spanien nicht verlassen, da für seine andern Länder durch treffliche Minister genügend gesorgt sei; die zweite Bitte war, der Prinz von

[1] Schon damals hatte er seinen Unwillen derb geäußert. „Den Abgeordneten der Landschaft, welche ihm anzeigten, daß sie bei seinem Vater den erwähnten Heiratsvorschlag gethan, habe er geantwortet: wegen ihres gehorsamen Verlangens, von ihm Erben zu sehen, und der an seinen Vater gerichteten Bitte, ihn zu verheiraten, bedanke er sich und nehme dies zu besonders gnädigem Wohlgefallen an. Daß sie aber die Person, welche er heiraten soll, seinem Vater vorgeschlagen, das sei eine sehr große ‚Torheit‘ gewesen.“ Dietrichstein am 29. Juni 1564.

Asturien (Don Carlos) möge vermählt werden. Es schien, die Cortes wollten den erregten Jüngling begütigen.

Um so größer aber war unter den wenigen Freunden, die an dem Schicksal des Prinzen aufrichtigen Antheil nahmen, die Bestürzung über sein ungeeignetes Auftreten. Einer derselben, jener Rechtsgelehrte Doctor Hernan Suarez de Toledo, der ihm einst bei Abfassung seines Testamentes als Vertrauter und Rechtskundiger zur Seite gestanden hatte, wagte es, in einem ebenso ehrerbietigen als freimüthigen Briefe den trotzigen Jüngling zu warnen und ihn auf die gefährlichen Verwicklungen aufmerksam zu machen, denen er bei solchem Benehmen unvermeidlich entgegengehe. Er wies hin auf die Ehrerbietung und Ergebenheit, welche Philipp II. stets gegen seinen Vater bewährt habe; er erinnerte den Ungestümen warnend an den Sturz des Ikarus. Allein solche Warnungen prallten an dem innern Unmuthe des Prinzen ab. „Seine Hoffnung ist," schrieb Dietrichstein am 2. Januar 1567 an den Kaiser, „daß er ins Niederland kumm, die zwei Ding, die ihm jetzt am meisten angelegen, zu bekummen, nemblichen Ew. Majestät Tochter Heirath, dann auch ein mehrerer Freiheit und Libertät als er bisher gehabt." In dem Maße, als die Erfüllung dieser Hoffnung sich verzögerte und schwankend wurde, trat bei dem Prinzen mehr und mehr eine Wildheit des Gemüthes hervor, die von leidenschaftlicher Verzweiflung nicht mehr weit abstand. „Was den Prinzen betrifft," meldet Dietrichstein am 10. März dem Kaiser, „war das Gespräch, so er mit den Cortes gehalten, wohl hingangen, da er nit Ursach gab, daß man mit ihm anderweg zu tadeln hätt. Er hat [aber] jetzt seiner Kämmerer einem vor wenig Tagen ohn Ursach ein Maultaschen geben, heißt Don Alonso de Cordoba, darob sein Vater mit ihm feintlich übel zufrieden, hat den Don Alonso in sein Kammer [in des Königs unmittelbaren Dienst] genummen. Glaub nit, daß ein großere Ungleichheit in allen sein kunnt als zwischen Vater und Sun. Do er sein Eigenschaft nit verkehrt und sein Affekt etwas baß regieren sollt, wär es nit gut. All sein Verlangen und Beschwer ist, daß man ihm so lang mit Heirath aufzeucht. Glaub, die größte Gnad, so ihm Ew. Majestät erzeigen kunnten, wird sein, die [Heirat] bei seinem Vater zu [betreiben." Die Mißhandlung des Don Alonso mußte um so mehr Entrüstung hervorrufen, da sie nicht durch ein plötzliches Aufwallen des Jähzorns herbeigeführt, sondern die That eines lang verhaltenen Grolles war. Carlos selbst äußerte, er zürne ihm schon seit sechs Monaten wegen einer Aeußerung, die ihm mißfallen habe. Dieser Ausbruch von Roheit stand

nicht vereinzelt. Noch in seinem Testament vom 19. Mai 1564 hatte er unter allen Herren seines Hofes Juan Estevez de Lobon besonders ausgezeichnet und mit fürstlicher Fürsorge bedacht. Auch nachher noch hatte er ihn zum Vertrauensamt eines Meisters seiner Garderobe und Bewahrer seiner Juwelen erhoben. Jetzt aber fuhr er plötzlich auf ihn los, ohne daß ein Grund dafür bekannt gewesen wäre, nannte ihn einen Schurken und Dieb, warf ihm Majestätsbeleidigung vor und wollte ihn selbst aus dem Fenster werfen. Er jagte ihn dann mit Schande von seinem Hof, nachdem er ihm über die verwalteten Gegenstände die peinlichste Rechenschaft hatte abfordern lassen. In jene selbe Zeit fällt es wohl, daß er, wie wenigstens Cabrera und Brantôme zu erzählen wissen[1], den ersten Minister des Königs, seit Ende 1566 Generalinquisitor, einige Jahre später Cardinal, Diego d'Espinosa, beschimpfte und mit dem Dolche bedrohte. Ein Anfall mit dem Dolche auf seinen Mayordomo, Don Fadrique Enriquez, wird im Juli 1567 ausdrücklich berichtet. Bereits war bei dem Prinzen alles möglich, und alles wurde von ihm geglaubt. Einmal ging er an einem Hause vorbei, als gerade aus dessen oberem Stockwerk Wasser ausgegossen wurde, das ihn benetzte. Er gab Befehl, das ganze Haus niederzubrennen. Sein Gefolge war in peinlicher Lage; nur durch eine Lüge wußte man den Wüthenden zu beruhigen. Man sagte ihm, im Augenblicke, da man seinen Auftrag habe ausführen wollen, sei eben das heiligste Sacrament zu einem Kranken hineingetragen worden.

Auch die Grausamkeit gegen die Thiere, die schon in seiner Kindheit bei ihm hervorgetreten war, verleitete ihn jetzt zu abscheulichen Ausschreitungen. Sein Vater, Philipp II., hatte ein Lieblingspferd, auf das er große Stücke hielt. Eines Tages verlangte Don Carlos vom Großstallmeister Don Antonio de Toledo, es ihm vorführen zu lassen, und schwor „beim Leben seines Vaters", dem Thier nichts Uebles zuzufügen. Der Bitte wurde willfahrt; Don Carlos aber begann alsbald das Thier in solcher Weise zu mißhandeln, daß es einige Tage später verendete. Es lag nahe, eine rohe Demonstration darin zu sehen, um zu zeigen, wie wenig ihm am Leben seines Vaters liege, auf welches er geschworen hatte. Ein anderes Mal schloß er sich mehrere Stunden im Marstall ab. Als er ihn wieder verlassen, fand man an 23 Pferden die Spuren erbarmungsloser Mißhandlung. Sie waren nicht nur zerschlagen, sondern mit Wunden bedeckt.

[1] Auch Büdinger (Don Carlos S. 152) ist für die Richtigkeit der Thatsache und verlegt dieselbe in diese Zeit.

Dieses alles und die schlimmen Gerüchte, die allenthalben über Don Carlos gingen, veranlaßten den treuen Suarez de Toledo, aufs neue eine eindringliche Mahnung an den Prinzen zu richten. „Ich liebe Ew. Hoheit“, schrieb er ihm am 18. März 1567 in einem langen, freimüthigen Briefe, „sowohl als meinen angebornen Gebieter wie besonders auch wegen der ausgezeichneten Huld, mit welcher Sie jederzeit mich zu ehren geruhten. Aus diesem Grunde höre ich nicht auf, Unruhe zu empfinden in Anbetracht der Sorgen, welche Ew. Hoheit nothwendig bedrücken müssen im Gedanken an den gefährlichen Stand, in welchen nach allem, was man sagt, Ihre Angelegenheiten gerathen sind. Ich wünsche sehnlichst, Ew. Hoheit möchten endlich erkennen, daß diese sich in einem Grade verschlimmert haben, daß ich, der ich so sehr wünsche, Dieselben vom Glück gesegnet zu sehen, befürchte, sie möchten noch den schlimmsten Ausgang nehmen, den man nur denken kann. . . Ew. Hoheit müssen doch vollständig einsehen, daß, indem Sie Ihrem Vater ungehorsam sind und ihn Sich dadurch verfeinden, Sie unrecht handeln und überdies Gott beleidigen. Und wie wollen Ew. Hoheit, daß auf diese Weise einer Ihrer Pläne gelingen soll? Jedermann leuchtet dies ein, und Ew. Hoheit zeigen selbst, daß es Ihnen ebenso einleuchtet wie irgend jemand anders. Ja, noch mehr! Ew. Hoheit erkennen dies ausdrücklich an, indem Sie nicht mehr zur Beicht gehen. Denn erschiene Ihnen die Sache nicht so schlimm, daß sie sich weder mit Beicht noch heiliger Communion verträgt, so würden Sie Sich vom Tische des Herrn nicht fernhalten[1]. . . Demüthigst fleht Ihr hier unterzeichneter Sklave Ew. Hoheit an, sich zu Gott zu bekehren, ihn anzurufen und seinen Gesetzen sich zu unterwerfen; so werden Sie den wahrsten und schönsten Sieg davontragen. Sie dürfen sicher sein, in Ihren Angelegenheiten, die Ihnen jetzt so große Sorgen verursachen, glücklichen Erfolg zu haben. Gottes Gesetz sich unterwerfend, werden Ew. Hoheit seine Gebote halten und Ihren Vater ehren und ihm gehorchen, werden in allem seinem Willen nachkommen und werden Freude daran finden, denselben zu erfüllen: und der Erfolg wird sein, daß alles nach den Wünschen Ew. Hoheit sich gestalten und daß Gott selbst die Erfüllung derselben begünstigen wird, wie er es stets gethan hat für Kinder, die ihren Vätern gehorsam sind. . .“

Nun hielt Suarez dem Prinzen all die Ausschreitungen der letzten Monate vor und stellte ihn vor die Frage, was die Welt über solche

---

[1] Am 22. Mai 1566 hatte der Prinz die Sacramente noch empfangen, aber wie es scheint seitdem an den üblichen Terminen den frommen Gebrauch verabsäumt.

Thaten urtheilen müsse, was die Feinde, deren der Prinz sich so viele gemacht, dazu sagen möchten. Er sagte es ihm offen heraus, der Prinz selbst biete diesen Feinden den Vorwand, ihn „der Verrücktheit oder der Unfähigkeit“ zu bezichtigen. „Bedenken Ew. Hoheit doch einmal,“ fuhr der Mahner fort, „was die Leute thun und sagen werden, wenn sie hören, daß Dieselben nicht mehr zur Beicht gehen, und wenn man überdies gewisse Dinge entdecken wird, die entsetzlich sind, so sehr, daß, falls es sich um eine andere Persönlichkeit handelte, das heilige Officium einzugreifen hätte, um zu sehen, ob dieselbe noch christlich sei oder nicht.“ [1]

Nicht nur des Prinzen Gemüth, auch die Zeiten waren zu erregt, als daß von solcher Mahnung viel Erfolg zu erwarten war. Am 19. März erging des Königs Befehl für den ganzen Hof, sich zur Reise in die Niederlande zu rüsten; bis zum letzten Mai sollte alles fertig sein. Der Prinz, die Königin, die österreichischen Erzherzoge sollten den König begleiten. Bis sichere Nachricht über Albas Erfolge in den Niederlanden eingetroffen, sollte für Aragonien, Catalonien und Valencia dem Prinzen gehuldigt werden; dann sollte die Reise über Italien nach Innsbruck führen, wo ein Zusammentreffen mit Maximilian II. geplant war. Hier konnte am besten die Verlobung des Prinzen zum Abschluß kommen; dann erst dachte man in den Niederlanden einzutreffen.

Alle diese günstigen Aussichten vermochten jedoch den Prinzen nicht von einem stürmischen Auftritt zurückzuhalten. Es war längst bekannt, daß alle Rathgeber seines Vaters ihm verhaßt seien, um so mehr, je mehr sie das Vertrauen des Königs genossen. Die Ernennung des Herzogs Alba zum Oberbefehlshaber für die Niederlande, um die sich dieser in keiner Weise beworben hatte, genügte, um den Prinzen mit neuer Wuth gegen den treuen Diener seines Hauses zu erfüllen. Alba, der dies wußte, suchte den Prinzen zu begütigen. Einige Zeit bevor er von Spanien auf-

[1] Die letzten geheimnißvollen Worte haben zu manchen Vermuthungen Anlaß gegeben. Gachard (Don Carlos S. 403) ist verständig genug, einzugestehen, daß er trotz aller Nachforschung nicht zu finden vermöge, worauf diese Worte abzielten. Maurenbrecher hingegen (Historische Zeitschr. XI, 288) meinte ehemals, es „könne darüber kein Zweifel sein“, daß es sich hier um Häresie handle. Allein trotz aller Zuversicht der Behauptung ist dies vollständig falsch und genügend widerlegt. Büdinger (a. a. O. S. 179) will „unnatürliche Sünden“ vermuthen, eine Vermuthung, für die nicht bloß jeder mindeste äußere Anhaltspunkt fehlt, sondern die auch bei den besondern Verhältnissen des Don Carlos innerlich unwahrscheinlich ist. Weit näher liegt sowohl nach dem Wortlaut des Briefes wie nach der Analogie der Erfahrung die Annahme grober Gotteslästerungen, eine nicht seltene Erscheinung bei leidenschaftlichen jungen Männern, die Anfällen von Verzweiflung unterworfen sind.

brach, sandte er in einer kostbaren silbervergoldeten Schale auserlesene Früchte an den Infanten zum Geschenke[1]. Als man sie überreichen wollte, faßte der Prinz die Schale, ohne ein Wort zu sagen, und schleuderte sie mitsamt den Früchten durch das nächste Fenster. Es wurde Alba gemeldet, und er soll ruhig darauf versetzt haben: „Für die Zeit meines Lebens wird der König noch ausreichen, den ich jetzt habe.“ Aber vor seinem Scheiden aus Spanien, da er am 15. April 1567 zu Aranjuez vom König Abschied nahm, mußte er auch dem Prinzen zum Abschied nochmals aufwarten. Es kam zu einer furchtbaren Scene, deren Einzelheiten verschieden berichtet werden. Gewiß ist, daß der Prinz in voller Wuth den Dolch gegen den Herzog zückte und schreiend auf ihn eindrang. Alba blieb sehr ruhig und bewahrte durchaus seine Würde. Er hielt den Arm des Prinzen, bis auf den Lärm die Umgebung herbeikam. Dietrichstein schreibt darüber, allerdings fast ein Jahr später (21. Januar 1568), an den Kaiser:

„Wie er [Carlos] den Don Diego de Acuña gehalten, wissen Ew. Majestät sunder Zweifel, nachmals den Don Alonso de Cordoba, seinen Kammerer, und ander mehr, letztlichen den Herzogen von Alba, daß er ihm den Dolch an Leib gesetzt, allein darumben, daß er ihm seines Vaters Geheimb [Geheimnisse] nit sagen wollen. Nun hat ihm sein Vater viel und oft gedroht, daß er seinen unbilligen und unbefugten Muthwill nit gedulden noch nachsehen wollt. Denn ob er schon sein Vater, so sei er ein Kunig, und schuldig, seinen Unterthanen kein Unrecht und Unbill zufügen zu lassen. Da er nit abstehen und sich deß mäßigen werde und nach Vernunft handeln, will er ihn als ein Unvernünftigen strafen.“

So schlimm hatten sich die Dinge gestaltet, daß selbst Dietrichstein, der bis jetzt stets zu Gunsten des Infanten gesprochen, anfing, an demselben irre zu werden. Als er am 26. April 1567 die Abordnung des Don Luis Venegas als außerordentlichen Gesandten an den Kaiserhof meldete, fügte er hinzu, daß nach der Ansicht vieler die Aufträge desselben nicht nur die portugiesische Heirat, sondern auch die des Infanten mit der Erzherzogin Anna beträfen. Die Wahrheit werde der Kaiser selbst schon wissen oder von dem Gesandten erfahren; „dann“, fährt Dietrichstein fort, „es laßt sich nit wohl nachschreiben alles, was man an dem Hof [in betreff der Heirat] fürgibt oder affirmiret. Er, der Prinz, be-

[1] Vgl. Koch, Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians II. Bd. I, 222 n. 3 (nach der Mittheilung Languets, Agenten des Kurfürsten von Sachsen und eifrigen Anhängers der niederländischen Conföderirten).

gehret nix heftiger, und wollen ihrer viele [die Thatsache], daß er so seltsam [ist], nichts anderem mehr zumessen, als daß er ein so großen Verdruß hat, daß sein Vater so nachlässig dazu thut. Es ist beschwerlich, von ihm zu judiciren."

Man hat noch nicht verlernen wollen, in Philipp II., dem „katholischen König", mit Vorzug den herzlosen, steinern kalten Mann, wenn nicht den Unmenschen, den Tyrannen zu erblicken. Die „Apologie" des Wilhelm von Oranien genügte als Quellenbeleg, ihn der Unsittlichkeit, die Hinrichtung von Häretikern, ihn des Blutdurstes und der Grausamkeit zu beschuldigen. Jedes edlere menschliche Gefühl mußte in ihm erstorben, jede zartere Regung des Menschenherzens durch die Gluth eines wilden Fanatismus in ihm ertödtet sein. Es ist wahr, Philipp II. war von ernst zurückhaltendem Charakter; er hatte über seine Empfindungen und Leidenschaften eine Herrschaft gewonnen, besaß über jede Aeußerung dessen, was in seinem Innern vorging, eine Gewalt, die über das Maß des Gewöhnlichen hinausging. Allein Philipp II. war kein fühlloser, kein herzloser Mann. Seinem Vater hatte er sich stets als treuer und guter Sohn erwiesen. Viermal war er vermählt, und stets war er ein liebevoller, aufmerksamer Gatte. Namentlich war seine Ehe mit Elisabeth von Valois und mit Anna von Oesterreich eine durchaus glückliche zu nennen, und wenn bei der erstern das Glück einigermaßen getrübt wurde, so geschah dies sicher nicht von seiten Philipps. Sehr mit Recht betont ein neuerer Historiker [1] Philipps II. „Zuneigung und Anhänglichkeit, welche er seinen Blutsverwandten, selbst seinen unechten Halbgeschwistern stets bewiesen hat", und weist hin auf die rührenden Beweise der „Liebe und Hochachtung", die er, „unveränderlich stark und treu durch sein ganzes Leben", seiner Schwester, der Kaiserin Maria, gewidmet habe. Noch ist ein Theil der Briefe erhalten [2], die Philipp II. in den Jahren 1581—1582 an seine beiden heranwachsenden Töchterlein geschrieben hat; sie verrathen eine Innigkeit, eine Zärtlichkeit, eine Herablassung und ein Verständniß für kindliches Fühlen und Denken, wie nur der beste christliche Vater sie besitzen kann. Selbst auch der Dienerschaft wird dabei oft mit freundlicher Gutmüthigkeit und Theilnahme gedacht.

Dieser Mann, bei welchem sich unter dem ruhigen Ernst des Aeußern ein so hochausgeprägter Familiensinn, ein so empfindsames Gemüth ver-

[1] Büdinger, Don Carlos S. 110.

[2] Lettres de Philippe II. à ses filles . . . publiées d'après les originaux autographes . . . par *Gachard*. Paris 1882.

barg, hatte auch Liebe für seinen einzigen Sohn. An Sorgfalt, an Geduld und selbst an Zärtlichkeit für dieses so unliebenswürdige, so wenig anziehende und so wenig dankbare Kind hatte er es nie fehlen lassen. Wenn er zuweilen dem Sohne ernsten Tadel aussprechen und dessen Freiheit mehrfach einschränken mußte, so hatten eben Don Carlos' eigene Ausschreitungen dazu gezwungen.

Nie hatte Don Carlos so viel Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben als jetzt im Beginne des Jahres 1567. Philipp II. trug der Lage der Dinge Rechnung und verkannte nicht, was im Innern des jungen Mannes so heftig gärte. Statt ihn exemplarisch zu züchtigen, kam er mit Güte seinen Wünschen entgegen. Der französische Gesandte Fourquevaulx meldet am 21. Mai an Karl IX.: „Der Prinz ist überaus erfreut, weil der König, sein Vater, ihm versprochen hat, ihn bei der Reise nach Flandern mitzunehmen, und ihm überdies sein Einkommen von 60 000 Thalern um jährlich 40 000 erhöht hat. Ebenso hat der König angeordnet, daß die Berathungen des Staats- und Kriegsrathes künftighin im Gemache des Prinzen stattfinden sollen, wozu auch Don Juan kommen wird." Diese letztere Aenderung bedeutete, daß fortan Don Carlos den Sitzungen präsidiren sollte. „Seit der Abreise des Herzogs von Alba", schreibt der Großsiegelbewahrer Hopperus, der selbst an den Sitzungen des Staatsrathes theilnahm, am 30. Mai nach Belgien, „hat unser Prinz angefangen, im Staatsrathe zu präsidiren, während auch Don Juan gegenwärtig ist. Bis jetzt benimmt er sich sehr gemäßigt (permodeste) und zeigt, daß er die Sache verstehe oder wenigstens zu verstehen wünsche. Er begibt sich auch mit uns zum König und stattet über das, was im Rathe verhandelt worden, zusammenfassenden Bericht ab. Im übrigen helfen wir nach." Dabei war man darauf bedacht, des Prinzen Interesse und Eifer für die Staatsgeschäfte stets neu anzuregen. Seit die österreichische Heirat in Sicht war, zeigte Carlos ein gewisses Interesse für deutsche Angelegenheiten, so daß er sich entschloß, Deutsch zu lernen, und regelmäßigen Unterricht in dieser Sprache nahm[1]. Eines der letzten Schriftstücke von seiner Hand ist ein deutscher Brief, in dem er am 19. December 1567 dem Herzog von Bayern für die Einladung zur Hochzeit seines Sohnes dankte. Dieses Interesse wurde nun auch geschickt benutzt. „In dem Schriftenwechsel des Königs mit seinen Ministern und seiner Secretäre unter sich [im Archiv von Simancas] ist im Laufe des Jahres 1567 bis gegen Ende des Jahres

[1] Seit 1. Juli 1566; der Lehrer hieß Louis Morisot.

zuweilen davon die Rede, daß dieses oder jenes Papier dem Staatsrath vorgelegt werden solle, ‚sobald der Prinz die nächste Sitzung desselben halten werde‘. Es ist merkwürdig, daß es vorzüglich solche Sachen sind, die Deutschland betreffen." [1]

Don Carlos war durch diese Aenderungen sehr befriedigt, zumal sie nur zu weitern Schritten die Vorstufen zu sein schienen. Verließ doch gerade in diesen Tagen (3. Juni) der außerordentliche Gesandte Venegas Madrid, um am Kaiserhofe seine Mission zu vertreten; er nahm auch kostbare Geschenke des Prinzen für die Erzherzogin mit. Seit langer Zeit herrschte einmal wieder Friede zwischen Vater und Sohn; am 18. Mai konnte Dietrichstein schreiben: „Was die Condition betrifft, so halt ich, er [der Prinz] sei schon ungezogen und werde sich wenig verkehren, und da jemand was bei ihm erhalten werde, daß es meine gnädigste Frau [Erzherzogin Anna] sein wird. Er hat viel böser Sachen an sich, hinwiederumb auch viel guter. Er hat sich stark furgenummen, sein Willen in nichts, was unrecht, nachzuhängen. Kummt er dem nach, [so] hoff ich fürwahr, er werde noch viel anders werden als er vermeint. Vater und Sun stehen jetzt gar wohl."

Die guten und die schlechten Seiten im Charakter des Prinzen, die hier Dietrichstein kurz berührt, werden um wenige Monate später in dem Gesandtschaftsbericht des Venetianers Antonio Tiepolo ausführlicher dargelegt: „Der Prinz Don Carlos ist . . . in sein 22. Jahr eingetreten; er ist für sein Alter wenig entwickelt. Wenngleich von weißem Teint und blondem Haar, ist er nicht hübsch. Er geht gekrümmt und scheint schwach auf den Beinen. Er müdet sich viel ab mit Reiten und Ringstechen und zeigt in allem, was er thut, einen solchen Eifer, daß man es Ueberstürzung nennen kann. Leicht geräth er in Zorn und überläßt sich dann der Leidenschaft bis zu einem Grade, daß sie ihn grausam macht. Er ist ein Freund der Wahrheit und verabscheut die Spaßmacher. Er hat Vergnügen an kostbaren Steinen [2] und schleift sie mit eigener Hand. Er hat wenig Achtung für andere, wie hoch immer sie stehen mögen, überzeugt, daß viel dazu fehlt, daß jemand ihm gleichstehen könne. . . Er ist theilnehmend und mildthätig, so viel es sich nur denken läßt, und man muß selbst zugeben,

[1] Historische Zeitschr. XI, 298, wo Maurenbrecher damals allerdings etwas ganz anderes damit angedeutet sehen wollte. Er hat später (Histor. Zeitschr. XXXII, 290) seine Auffassung berichtigt.

[2] Im Sommer 1567 kaufte er bei völlig leerer Kasse von einem portugiesischen Händler einen Diamanten von 39 Karat um den Preis von 25000 Thalern.

daß hierin bei ihm ein Uebermaß vorhanden ist. Er pflegt zu sagen: ‚Wer soll noch Almosen geben, wenn die Fürsten es nicht thun?‘ Er thut sehr großartig in allem und besonders in seiner Art, diejenigen zu belohnen, die ihm dienen. Seine Freigebigkeit gegen sie ist so groß, daß er selbst die Diener seines Vaters nöthigt, ihn zu lieben, von denen er auch besonders deshalb geachtet und geehrt wird. Er ist neugierig, die Staatsangelegenheiten zu kennen, und würde sich gerne hineinmischen; auch geht er darauf aus, zu erfahren, was gerade den König beschäftigt. Man beleidigt ihn sehr, wenn man ihm daraus ein Geheimniß machen will. Er liebt nicht die Diener seines Vaters, und ganz besonders haßt er seinen Obersthofmeister Ruy Gomez. Doch so groß ist des Ruy Gomez Gewandtheit, daß es diesem jetzt gelungen ist, seine Zuneigung zu gewinnen. Er pflegte ein sehr keusches Leben zu führen; doch heute gibt er sich Unordnungen hin. . . Endlich, um diesen Gegenstand zu beschließen, so groß die Freude bei den Spaniern ist, einen einheimischen Thronfolger zu haben, so groß sind die Bedenken, die sie betreffs seiner künftigen Regierung haben."

Wie kühl man immer den Berichten der italienischen Gesandten vom Hofe Philipps II. sich gegenüberstellen mag[1], sofern sie an diesem Hofe nicht von großem Einfluß waren: die meisten Züge in dieser Schilderung des Prinzen finden sich genugsam anderweitig bestätigt. Sicher ist, daß Don Carlos sich nicht bloß darin gefiel, glänzende Geschenke zu geben, gegenüber den Herren seines Hofhaltes den großen Fürsten zu spielen, sondern auch gegenüber den Armen mehrfach Wohlthätigkeit übte. Seine Rechnungen weisen aus, daß er für einige verlassene Kinder die Erziehungskosten bestritt und einem in Schuldhaft Befindlichen, der sein Erbarmen angerufen, die Schulden bezahlte. Noch im August 1567 zeichnete er für Doctor Suarez de Toledo, jenen selben, der ihn mehrmals so ernst gewarnt hatte und den er jetzt mi grandisimo amigo nennt, eine Anweisung auf 10 000 Ducaten für die Ausstattung von dessen Töchtern, die, wie es scheint, wenig bemittelt waren. Nichtsdestoweniger bleibt wahr, daß diese vereinzelten Züge der Wohlthätigkeit in seinen Rechnungen neben zahlreichen thörichten Wetten, unnützen und prunkhaften Geschenken und unsinnigen Vergeudungen einen sehr bescheidenen Platz einnehmen. Ein Vorkommniß aus dieser letzten Zeit seiner erhöhten Einkünfte ist bezeichnend für alles. Don Carlos sieht gelegentlich ein reiches

[1] Büdinger ist so ziemlich der einzige, der sie ganz geringschätzt (S. 159. 187), jedenfalls mit Uebertreibung.

Zierstück für das Schlafgemach, das Graf Modica in Mailand hatte machen lassen und das etwa seine 1500 Thaler gekostet haben mochte. Es gefällt ihm; er heißt den Grafen, es ihm zu verkaufen, und bietet 20000 Thaler. Aber seine Kasse, welcher der König für lange Zeit reichlich aufgeholfen zu haben glaubte, war leer wie immer. Er fordert die 20000 Thaler als Darlehen von dem genuesischen Banquier Nicolò Grimaldi, der sie sofort auszahlt. Der Genuese brauchte dabei die Phrase der Höflichkeit, daß er „dem Prinzen in allem zu Diensten" stehe. Don Carlos, der sich auf Phrasen nie verstand, nahm die Worte ernst und verlangte auf der Stelle 100000 weitere Thaler, soviel, als für ihn das Einkommen eines ganzen Jahres betrug. Dem Banquier wurde bange. Er behauptete, er habe das Geld nicht, und dasselbe aufzunehmen, würde unfehlbar seinen Credit schädigen. Der Prinz stieß die ärgsten Drohungen aus. Wenn binnen 24 Stunden das Geld nicht beschafft sei, bar oder in Wechseln, so werde dies Grimaldi und dessen ganzer Familie theuer zu stehen kommen. Zwei Söhne Grimaldis dienten beim Prinzen als Pagen; er jagte sie sofort aus dem Dienste. Umsonst waren alle Vorstellungen. Mit Fürsten gleich ihm, meinte Don Carlos, solle man leere Phrasen nicht gebrauchen. Ueberdies leihe ja Grimaldi dem Könige weit größere Summen ohne soviel Schwierigkeiten. Der Genuese durfte froh sein, zu einem Compromiß zu kommen, demzufolge er nur 60000 weitere Thaler vorzustrecken brauchte.

Gegenüber den Gefahren sittlicher Ausschweifungen war das Leben des Prinzen bisher fleckenlos gewesen. Er machte vor ernsten Männern kein Hehl daraus, daß in einer Zeit seines frühern Jünglingsalters böse Absichten ihn einmal beherrscht hätten. Sein Sturz in Alcala 1562 hatte ihn aufgerüttelt und zur Einkehr in sich selbst gebracht. Er erkannte darin eine Strafe und Warnung Gottes und band sich nun unter Gelübde. Wiederholt sprach er es aus, auch noch Jahre nach jenem Ereigniß, es sei sein fester Entschluß, wenn er Herz und Hand einmal vergebe, so sollten sie jungfräulich rein befunden werden. Er wußte wohl, daß von manchen über seine Enthaltsamkeit gespöttelt wurde, und daß von manchem verdorbenen Höfling daraus Folgerungen gezogen wurden, die ihm in hohem Grade peinlich waren. Aber er erklärte, dies alles werde ihn nicht abhalten, seinem Gelübde treu zu bleiben [1].

---

[1] Koch a. a. O. I, 122: „Andere Leut sagen, daß er sag, er wöll, daß ihn die, so er zu einem Weib nehm', Jungfrau find." Bestimmter ebd. I, 132. 134 (24. Nov. 1564); vgl. Chantonay an Philipp II., 20. Mai 1565 (*Gachard* l. c. p. 231).

An Anreizungen zum Bösen hatte es dem Prinzen bisher nicht gefehlt. Selbst an den König hatte man einmal das Ansinnen gestellt, den Sohn in Versuchung führen zu lassen. Dieser jedoch hatte es bestimmt von sich gewiesen[1]. Die unglückliche Geistesrichtung aber, in die der Prinz jetzt gerathen war, trieb ihn endlich dazu, alle Dämme zu durchbrechen. Mit dem Vater verfeindet, mit Gott und dem Gewissen zerfallen, seit einem vollen Jahre den Sacramenten fern trotz so mancher wirklich bösen Handlung, welche dieses Jahr verunehrt hatte, mochte der Prinz sich auch nicht mehr durch ein Gelübde behindert erachten. Don Carlos argwöhnte, jene spöttischen Bemerkungen und Folgerungen, welche manche vom Hofe bisher an seinen züchtigen Lebenswandel geknüpft hatten, möchten auch beim König Glauben gefunden und zur Verzögerung der Heirat bisher Anlaß gegeben haben. Er trug Sorge dafür, daß Ende Mai 1567 der ganze Hof von einem schmachvollen Vorgang sich erzählte[2], bei dem Carlos selbst die traurige und höchst unwürdige Heldenrolle gespielt hatte. Nicht zufrieden damit, unempfindlich für das Brandmal der Lächerlichkeit, das er sich aufdrückte, wie für das sittlich Ungeziemende, machte er selbst dem kaiserlichen Botschafter ausführliche Mittheilung vom ganzen Verlauf der Sache, damit dieser es an den Kaiser berichte. Er hoffte davon guten Erfolg. Nur insofern zeigte sich dabei noch das sittliche Bewußtsein, daß er zugleich mittheilen ließ, jetzt, da er seinen Zweck erreicht, wolle er „sich auch hinfüran vor allem unordentlichen Exceß hüten".

Es ist schwer zu sagen, inwieweit bei dem anormalen Zustande, in welchem der Prinz dem Geiste wie dem Körper nach sich befand, dieses Versprechen gehalten wurde. Genugsam ist bezeugt, daß er in dieser Zeit einem wüsten und wilden Treiben sich hingab. Nächtliche Spaziergänge waren mit Rücksicht auf das Klima damals wie heute für alle Klassen der spanischen Bevölkerung gebräuchlich. Gerade mit einbrechender Nacht belebten sich die Straßen. Da war es nun Don Carlos mit einem Gefolge wilder und muthwilliger junger Leute, der sich verkleidet und mit Waffen umhertrieb. Seine Rechnungen erzählen von falschen Bärten, die er trug, von verlorenen oder beschädigten Kleidungsstücken. Was Brantôme später berichtet hat von dem knabenhaften Muthwillen und den Insulten, die der Prinz sich gestattete, oft gegenüber angesehenen Damen aus den ersten Häusern, und was dem Papste berichtet wurde von Beschimpfung

[1] Dietrichstein am 11. Juli 1564. Koch a. a. O. I, 132.

[2] „Man sagt an dem ganzen Hof davon." Ebd. I, 190.

und Unehrerbietigkeit gegen Priester und Mönche, dürfte ohne Zweifel erst in diese Zeit fallen und mit diesen Gelegenheiten in Verbindung zu bringen sein. Der Florentiner Gesandte Nobili erzählt unterm 24. Juli 1567 auch von des Prinzen unwürdigem Umhertreiben und anstoßerregendem Benehmen an verrufenen Orten. Indes, wie unwürdig und schmachvoll dieses ganze Treiben war, so erscheint darin doch weit mehr der Unfug eines frechen und unbändig bösen Gassenjungen als die berechnete Lasterhaftigkeit des Wüstlings.

Dies alles konnte dem wachsamen Auge Philipps II. nicht entgehen; schon am 30. Juli meldet Fourquevaulx aus sicherer Quelle nach Paris, es habe zwischen dem katholischen König und seinem Sohne, dem Prinzen, einige Auftritte abgesetzt wegen der Unordnungen, die er fortwährend in recht ungeeigneter Weise sich zu Schulden kommen lasse. Das Verhältniß zwischen Sohn und Vater, kaum seit einigen Monaten etwas gebessert, verschärfte sich bald wieder zur peinlichsten Spannung. Auch in den Sitzungen des Staatsrathes ging es mit seinem Präsidium nicht mehr recht voran. „Staats- und Kriegsrath werden in seinem Gemache abgehalten," schrieb Fourquevaulx an Karl IX. am 30. Juni, „in vielen Dingen befiehlt er unbedingt und verlangt Unterwerfung ohne Widerrede." Bald brachte der jugendliche Präsident Verwirrung und Hemmniß in alle Berathungen und gebrauchte die Autorität, die der Vater ihm verliehen, in ungebührlicher und unzuträglicher Weise, so daß der König sich genöthigt sah, dieselbe wieder mehr zu beschränken[1]. Begreiflicherweise wurde die Spannung dadurch nur vermehrt. „Zwischen Sr. Majestät und dem Prinzen herrscht große Verstimmung (una malissima satisfazione)," schreibt Nobili am 24. Juli nach Florenz, „wie Se. Hoheit sie nicht leicht schlimmer gegen jemand zeigen könnte. Er hat einen wahren Haß gegen alle Diener, die ihm sein Vater gegeben hat; wegen kleiner Veranlassungen gibt er ihnen Faustschläge oder bedroht sie mit dem Dolch."

Bis dahin hatte noch die Aussicht auf die Reise nach den Niederlanden den Geist des Prinzen wohlthuend zerstreut und beschäftigt. Am 26. Juni kündigte Philipp II. selbst Don Carlos, Don Juan und den österreichischen Erzherzogen die Reise, die etwa am 20. August angetreten werden sollte, feierlich an. Carlos war voll Freude. Als er bei der Königin mit dem französischen Gesandten zusammentraf, bat er diesen, bei Karl IX. freien Durchzug für seinen Marstall (von mehr als 50 Pferden)

---

[1] Sigism. Cavalli, 11. Februar 1568. *Gachard,* Don Carlos p. 672.

zu erwirken. Am 15. Juli wurde der Befehl des Königs an die Prinzen erneuert und Beschleunigung der Reisevorbereitungen eingeschärft, am 21. Juli die bevorstehende Reise in Madrid officiell verkündigt. Allein zwei Tage später schrieb Dietrichstein an den Kaiser[1], ob der Prinz mitreise, sei unbekannt; bisher habe man keinen Hofstaat für ihn angeordnet und seinem wenigen Hofgesinde auch nichts von der Reise kundgegeben; man behaupte, Vater und Sohn hätten sich hinsichtlich der Einrichtung eines Hofstaates nicht einigen können. Die umfassendsten Vorbereitungen für die Abfahrt waren getroffen, eine Flottille lag im Hafen unter einem auserlesenen Führer, die Schiffe waren für die Personen des Hofes ausstaffirt und für die Reise beladen worden. Trotz alledem war es bis um die Mitte August schon ziemlich gewiß, daß der König überhaupt nicht reisen würde[2]. Als am 19. September die Nachricht von der Gefangennehmung Horns und Egmonts aus den Niederlanden eintraf, dachte niemand mehr an eine Abreise des Königs.

Die erträumte Machtstellung in den Niederlanden hatte seit Jahren auf das Gemüthsleben des Prinzen mächtig eingewirkt; um so grausamer traf ihn die Enttäuschung. Die Spannung mit dem Vater nahm eine bedrohliche Gestalt an. Fourquevaulx, immer gut unterrichtet, schrieb an Katharina von Medici am 21. August: „Der König . . . ist sehr unzufrieden mit dem Prinzen und sieht wohl, daß dieser sich seiner Gewalt entziehen will ... und Se. Majestät fürchten, derselbe möchte nach Portugal oder anderswohin entfliehen.“ Bei der gleichen Meldung an Karl IX. unter demselben Datum fügt der Gesandte hinzu: „Aus diesem Grunde und wegen anderer Ausschreitungen, die der Sohn begeht, fühlt er [der König] in seinem Herzen großen Verdruß, und es gibt Leute, die glauben, wäre es nicht wegen des Geredes in der Oeffentlichkeit, er würde ihn in einen Thurm sperren, um ihn zum Gehorsam zu bringen.“ Von Woche zu Woche schien die Spannung sich zu vermehren; es war kein Zweifel,

---

[1] Koch a. a. O. I, 192.

[2] Einige Monate später (22. Jan. 1568) schrieb Philipp II. eigenhändig unter eine Instruction für seinen Gesandten am Kaiserhof, Venegas: „Wiewohl es meine Absicht gewesen, wie ich Ihnen das letzte Mal schrieb, den Prinzen nach Flandern zu führen, damit der Kaiser, mein Bruder, denselben sehe und dann hinsichtlich der Heirat beschließe, was ihm gut schiene, ging doch der Prinz in seinen Ausschreitungen so weit und erreichten dieselben einen solchen Höhegrad, daß die beabsichtigte Reise nicht stattfinden konnte.... Sie können dies dem Kaiser sagen und ihn versichern, daß mir damals wirklich ernst war, was ich Ihnen schrieb.“

daß man einer Krise entgegenging. „Madame, Sie können glauben,“ schreibt Fourquevaulx schon am 12. September neuerdings an Katharina von Medici, „es herrscht eine ganz außerordentliche Erregung und Verstimmung zwischen dem katholischen König und seinem Sohne, dem Prinzen. Haßt der Vater seinen Sohn, so der Sohn den Vater nicht minder.“

Bereits begann der kluge Diplomat tiefer zu blicken. Gerade um diese Zeit hatte der König aufs neue Nachkommenschaft zu erhoffen. Es fragte sich, ob es abermals eine Prinzessin sein würde oder ein männlicher Sproß. „Man müsse abwarten“, äußerte Fürst Eboli, des Königs einflußreichster Rathgeber, gegenüber dem französischen Botschafter, der wegen des französisch-österreichischen Heiratsplanes drängte, „und je nachdem werde man sich entscheiden und Stellung nehmen.“ „Dieser Ausspruch brachte mich auf den Gedanken,“ bemerkt der französische Diplomat in seinem Bericht an Katharina von Medici, „ob man damit nicht etwa andeuten wolle, daß, wenn die Königin, Ihre Tochter, einem Sohne das Leben gebe, man hier daran denkt, dem König [Karl IX. von Frankreich] die älteste Tochter des Kaisers zuzusprechen und den Prinzen auf dem Trockenen zu lassen (laissant le prince d'Espagne en blanc).“

Auch Carlos selbst mußte erkennen, daß seine Stellung gegenüber dem König, seinem Vater, auf die Dauer unhaltbar sei; er fühlte sich nicht mehr sicher. Ein geschickter französischer Mechaniker, Louis de Foix, war am Hof des Königs zur Regulirung der Uhren angestellt. Von diesem ließ der Prinz an der Thüre seines Gemaches eine Vorrichtung anbringen, vermittelst welcher er das Zimmer gegen jedermann abschließen und selbst vom Bette aus beliebig öffnen oder verriegeln konnte. Er hatte gehört von einem bekannten Staatsgefangenen aus der Zeit Karls V., der, im Schlosse von Simancas abgesperrt, einen schweren Stein in die Scheibe eines großen Breviers geschoben und mit diesem vermeintlichen Brevier bei günstiger Gelegenheit den Wächter todtgeschlagen hatte, um zu entfliehen. Ein ähnliches Buch, nach außen gefällig eingebunden und geziert, mußte der Franzose für den Prinzen anfertigen, dabei schwer genug, um damit auf einen Schlag einen Menschen kalt zu machen.

Von Wien aus, wo man den wahren Stand der Dinge noch nicht zu erfassen schien, drängte man unterdessen immer wieder auf den Abschluß der Heirat des Don Carlos mit der Erzherzogin. Philipps II. Abgesandter Venegas selbst machte sich am 20. Juli und 30. September zum Dolmetscher dieses dringenden Wunsches der ganzen kaiserlichen Familie. Philipp antwortete erst am 17. December. „Was die Aeußerungen betrifft,“ schrieb

er ausweichend an seinen Gesandten, „welche der Kaiser in Bezug auf meinen Sohn, den Prinzen, Ihnen gegenüber gethan hat, so weiß ich, da ich schon so bald die Reise nach den Niederlanden werde anzutreten haben[1], Ihnen nichts mitzutheilen, als daß ich mich auf das beziehe, was ich bei Ihrer Abreise Ihnen hierüber bemerkt habe."

In das Verhältniß Philipps zu seinem Sohne war vorübergehend nochmals ein Lichtstrahl gefallen. Am 19. October hatte die Taufe von Philipps zweiter Tochter, Donna Katharina, stattgefunden; Erzherzog Rudolf und Donna Juana hatten Pathenstelle vertreten. Am gleichen Tage verlautete die Ernennung Don Juans d'Austria zum Oberbefehlshaber der gesamten spanischen Flotte. Es war eine ganz außerordentliche Auszeichnung für einen so jungen Mann; und wie es scheint, stand Don Carlos, der Don Juan sehr gern hatte, dieser Ernennung nicht fern. In der Freude über die Beförderung seines Freundes vergaß er für einen Augenblick seinen Groll gegen den Vater. Er ritt nach dem Escurial, dem König die Hand zu küssen und für diese Ernennung zu danken. Bald darauf war ihr Verhältniß schlimmer als je. „Der Prinz von Spanien", schreibt Dietrichstein am 14. December, „ist aufs äußerste erbittert über die lange Verzögerung seiner Angelegenheit und darüber, daß sein Vater die Ehesache des Königs von Portugal mehr betreibt als die seine." Der König reiste am 20. December allein nach dem Escurial, dort in frommer Zurückgezogenheit die Weihnachtstage zu begehen. Vier Wochen später (19. Januar 1568) bemerkte dazu der französische Gesandte[2] im Bericht an seinen König: „Es ist sicher, daß Se. Majestät lange vor der Abreise nach dem Escurial nicht mehr mit dem Prinzen sprachen, und daß eine sehr üble Stimmung zwischen beiden obwaltete, wie ich es mehrmals Ew. Majestät mitgetheilt habe. Und diesen Groll, den der Prinz gegen seinen Vater trägt, vermochte er nicht zu verbergen und sprach davon in unkluger Weise und von fünf Personen, die er aufs äußerste hasse, unter welchen eben der genannte König und Herr die erste war. . ."

War Carlos unklug in seinen Reden, so verrieth er doch nur seine innere Stimmung, nicht aber die Pläne, die ihn seit geraumer Zeit beschäftigten. Aus einer Anweisung für seinen Kammerherrn Alvarez Osorio vom 31. October und Juan Martinez de la Cuadra vom 1. December steht fest, daß er alles aufbot, um im geheimen Geld aufzubringen.

---

[1] Für den wirklichen Fall dieser Reise war eine Zusammenkunft mit Maximilian II. verabredet.

[2] *Gachard* l. c. p. 655.

Es handelte sich um eine Summe von 600 000 Thalern. Da der Prinz in Madrid keinen Credit mehr hatte, mußten sie nach Sevilla und andern Städten. Jener selbe Don Gelves, den einst als allzu willigen Helfershelfer der strenge Obersthofmeister aus der Umgebung des Infanten entfernt hatte, wurde jetzt angerufen, um mit Rath und That die Anleihe zu unterstützen; wie es scheint, ging es damit schlecht genug. Was der Prinz plante, war die Flucht; sein nächstes Reiseziel war Genua; von da wollte er an den Hof des Kaisers oder in die Niederlande.

Es war nicht unerhört in der Geschichte der letztvergangenen Jahrhunderte, daß ein Thronfolger sich durch die Flucht der Gewalt seines Vaters entzog. Ludwig XI. war als Dauphin vor seinem Vater nach Burgund geflohen. Don Carlos von Viana († 1461), der Erbe Johanns II. von Aragonien, der ältere Bruder Ferdinands des Katholischen, des Urgroßvaters von Philipp II., hatte mehrmals gegen seinen Vater Krieg geführt, war einmal aus dessen Haft ins Ausland geflohen, einmal durch die Catalonier aus der Gefangenschaft befreit worden. Noch ein anderes Beispiel hatte Don Carlos im eigenen Hause und vor den eigenen Augen. Als 1565 die Insel Malta, von den Türken belagert, in der äußersten Gefahr schwebte, hatte sich der 20jährige Don Juan d'Austria heimlich vom Hofe entfernt, um dort gegen die Türken zu kämpfen. Philipp II., für das Leben des Jünglings besorgt, hatte alsbald nach allen Richtungen Eilboten ihm nachgesandt und dann durch mehrere seiner Edelleute, überdies durch eigenhändiges Schreiben ihm gemessensten Befehl zugehen lassen, unter Androhung der äußersten Ungnade, sofort zurückkehren. Als Don Juan am 30. Juli beim Empfang der von Bayonne heimkehrenden Königin zum erstenmal wieder dem König unter die Augen kam und vor ihm niederknieend um Verzeihung bat, wurde er sehr liebevoll und gütig aufgenommen. Nur die Königin hatte ihn bei dieser Gelegenheit scherzend gefragt, ob die Türken und Mauren auch kriegstüchtige Leute seien, worauf Don Juan beschämt erwiderte, er sei nicht so glücklich gewesen, daß man ihm erlaubt habe, dies zu erproben. Wenngleich nun dieser Flucht durch Machtbefehl des Königs noch rechtzeitig Einhalt geboten worden war, so hatte sie doch eines gewissen Erfolges nicht entbehrt. Denn sobald Don Juan auf seinem Wege nach Catalonien gelangt war und die Kunde seines kriegerischen Planes sich etwas verbreitet hatte, strömten von allen Seiten Edelleute ihm zu, kriegsgerüstet und entschlossen, mit dem heldenmüthigen Jüngling in den Kampf zu ziehen. Als die Boten des Königs ihn erreichten, stand er bereits an der Spitze einer bewaffneten Schar,

und es hatte große Mühe gekostet, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Warum sollte der Thronerbe aller spanischen Königreiche, der so großmüthig zu verschenken und zu belohnen wußte, nicht auf eine gleiche Theilnahme zählen dürfen, wenn er sich veranlaßt sah, zu fliehen? Und überdies war derselbe Don Juan jetzt der Oberstcommandirende der Flotte und sein bester Freund; die Schiffe nach Genua konnte dieser mit Leichtigkeit zur Verfügung stellen.

Nochmals um die Mitte December präsidirte Don Carlos im Staatsrath, wo das Antwortschreiben an den Herzog von Bayern wegen der Einladung zur Hochzeit seines Sohnes Wilhelm festgestellt wurde. Graf Philipp von Lalaing, einer der niederländischen Edeln, sollte bei der Feier den Prinzen vertreten. Dann traf Carlos im stillen seine Vorbereitungen, bis der König Madrid verlassen hatte; mit dem 20. December war er frei. Nun sandte er Schreiben an eine Reihe von castilischen Granden, die er aufforderte, ihn auf einer wichtigen Reise zu begleiten. Die Antwort lautete verschieden, theils zustimmend, theils ausweichend; aber mehrere, darunter der Admiral von Castilien, sandten die Briefe unverzüglich an den König.

Auch andere Briefe hatte Carlos in Bereitschaft, die er bei seiner Flucht hinterlassen wollte: an den Papst, den Kaiser, die verschiedenen christlichen Fürsten, an die Großen des Reiches, die Staatsbehörden, Königreiche und Städte. In einem Brief an seinen Vater zählte er all das Unrecht auf, das er von diesem glaubte erfahren zu haben, und erklärte, daß es ihm unmöglich sei, länger die Kränkungen von seiten des Königs zu tragen. Aehnliche Klagen gegen den König fanden sich in den Briefen an die Großen und die Städte von Castilien.

Endlich am 23. December rief Carlos Don Juan zu sich und schloß sich mit ihm im Gemache ein. Er eröffnete ihm hier seinen Plan und forderte ihn auf, mit ihm zu fliehen. Was der Prinz von Don Juan verlangte, war Verrath an seinem König, der zugleich sein Halbbruder und sein größter Wohlthäter auf Erden war. Don Juan suchte zu warnen und die Schwierigkeiten vorzustellen; direct zu widersprechen oder Hilfe zu weigern, wagte er nicht. Als alles umsonst blieb, erbat er sich 24 Stunden Bedenkzeit; am folgenden Morgen war er aus Madrid verschwunden; es hieß, er sei plötzlich zum König berufen worden. Fourquevaulx berichtet es am 26. December nach Paris: der König habe denselben verlangt, und am Tag vor Weihnachten sei dieser mit Eilpost nach dem Escurial aufgebrochen; man glaube, es handle sich um Angelegenheiten der Flotte.

Allein dieses Gerücht hatte Don Juan selbst künstlich verbreiten lassen und sich dann unter dem so geschaffenen Vorwande schriftlich bei dem Prinzen entschuldigt. Dann war er in aller Eile nach dem Escurial aufgebrochen, dem König zu berichten, was er gehört habe, und dessen Weisungen zu erbitten. Während Don Juan noch abwesend war, trat an Don Carlos eine äußere Nöthigung heran[1], der sich vielleicht auch ein innerer Drang zugesellte, nochmals vor Ausführung des großen Unternehmens seinen religiösen Pflichten nachzukommen. Seit fast zwei Jahren, wie es scheint, hatte er die heiligen Sacramente nicht mehr empfangen. Jetzt hatte Pius V. ein Jubiläum ausgeschrieben für „die Einigung der Christgläubigen und die Vertheidigung der Christenheit gegen die Ungläubigen"; der 28. December 1567 war festgesetzt als der Tag, an welchem es gewonnen werden konnte. Ohne großes Aufsehen und Aergerniß konnte der Infant von Spanien an diesem Tage nicht den Sacramenten fern bleiben. Gegen Abend des 27. December erschien er im Kloster San Geronimo, um zu beichten. Als er bekannte, er trage gegen jemand tödlichen Haß in seinem Herzen, verweigerte ihm der Hieronymitenmönch die Absolution. Der Prinz suchte den Beichtvater zur Nachgiebigkeit zu bewegen: er hasse zwar aus ganzer Seele, aber sein Haß habe guten Grund. Der Beichtvater wies ihn an die Theologen. Carlos ließ nun die Dominikanerpatres aus dem Kloster von Atocha kommen; es kamen ihrer 14, dazu ein Augustiner und ein Trinitarier. Er legte ihnen den Fall vor[2] und suchte sie zu überreden, daß man in Anbetracht der Berechtigung seines Hasses ihm die Lossprechung geben könne. Einstimmig verneinten es die Theologen. Der Prinz wies hin auf das Aergerniß, welches das Volk daran nehmen werde, wenn er des andern Tages die Communion nicht empfange; er verlangte, daß man ihm in diesem Falle eine nicht consecrirte Hostie reichen möge, damit wenigstens das Aergerniß vermieden werde. Mit Entrüstung wiesen die Theologen auch dieses zurück; das sei ein großes Sacrileg[3].

[1] Der Bischof von Cuenca, Beichtvater des Königs, sagte dem venetianischen Gesandten (*Gachard* l. c. p. 672): man habe Carlos „überredet, das Jubiläum zu gewinnen, wie die übrigen thaten".

[2] Der päpstliche Nuntius (4. Febr. 1568) präcisirt die Gewissensfrage dahin: „dimandò se, havendo uno nell' animo odio contra un altro, *ma con raggione*, si poteva communicare".

[3] Bis hierhin stimmen die zuverlässigen Berichte des päpstlichen Nuntius und des französischen Gesandten mit der Erzählung des venetianisches Botschafters Cavalli vom 11. Februar und des Ayuda de cámara; für die folgende Angabe über das Weiterforschen des Priors steht nur der anonyme, nicht sehr vertrauenerweckende Bericht des Ayuda de cámara.

Nun nahm, wie erzählt wird, der Prior von Atocha den Prinzen beiseite und fragte ihn im Vertrauen, wer denn dieser Mensch sei, den er so sehr hasse. Der Prinz erwiderte, es sei eine Person von hohem Range. Der Prior drang weiter in ihn, die Person zu nennen; denn wenn man die Person kenne, so ließe sich vielleicht ein Weg finden, daß diese Genugthuung leiste, dadurch würde das Verhältniß leicht geändert und die Absolution ermöglicht. Offenbar wollte der Prior als umsichtiger Gewissensrath die eigentliche Lage der Sache genauer kennen, um Heilung anwenden oder sein gegebenes Urtheil berichtigen zu können. Der Prinz gestand jetzt, es sei sein eigener Vater. Es war nachts 2 Uhr am 28. December, als der Prinz die Theologen entließ; er hatte die Lossprechung nicht erhalten.

Der ganze Vorfall wird von Verschiedenen berichtet, so vom französischen und vom venetianischen Gesandten, welch letzterer als seine Quelle den Beichtvater des Königs, den Bischof von Cuenca, nennt, während der erstere schon durch die Königin und deren Umgebung stets aufs beste berichtet war. Nur die anonyme **Relación del ayuda de cámara**, eine Quelle, die in Bezug auf einen solchen Vorgang durchaus nicht die Bürgschaft größerer Genauigkeit und Präcision gibt, weiß zu erzählen, der Prinz habe gebeichtet, er wolle einen Menschen ermorden und sei bis dahin mit demselben in Feindschaft. So leicht diese Ausmalung und Uebertreibung des wahren Sachverhaltes in der Erzählung eines dem Vorgang fernestehenden, untergeordneten Berichterstatters zu erklären ist, so groß ist die innere Unwahrscheinlichkeit einer solchen Beicht. Ueberdies steht fest, daß der Prinz auch nicht daran dachte, den Vater zu morden. Hätte er dies gewollt, so hätte er es längst thun können; es bot sich täglich Gelegenheit dazu. Um den Vater zu morden, brauchte er nicht während dessen Abwesenheit aus Spanien zu fliehen. Ueberdies haben alle Wohlunterrichteten, sowohl Philipp II. selbst als der päpstliche Nuntius, der französische und der venetianische Gesandte, später ausdrücklich betheuert, daß von Mordabsichten keine Rede sein könne; mehrere davon haben frühere gegentheilige Angaben oder umlaufende Gerüchte ausdrücklich berichtigt. Dies hat Ranke (Werke XXXV, 106) nicht abgehalten, noch 1877, gestützt auf den **Ayuda de cámara**, die Sache o darzustellen: „Dann wollte Karl Alba tödten und seinem Vater entfliehen. Dann hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er ausrief: er wolle an einen Menschen, den er hasse, eine That, für die er zum voraus Absolution verlangte; bis er rasend genug war, die Theologen von Atocha vermuthen zu lassen, sein Vater sei es, an den er wolle, dessen Leben er bedrohe." Später (Werke XL, 480) bei dem Neuabdruck seiner „kritischen Abhandlung" ist dieser Historiker jedoch ehrlich genug, seine frühere Ansicht von der Mordabsicht des Prinzen nicht nur fallen zu lassen, sondern ausdrücklich zu widerrufen und mit historischen Beweismomenten zu widerlegen. Nachdem aber so für den Prinzen die ganz unkatholische, nach katholischen Begriffen geradezu undenkbare und moralisch unmögliche Beicht weggefallen ist, wird dafür dem Dominikanerprior von Atocha eine noch unmöglichere und unkatholischere Gewissensleitung angedichtet, und dies auf Kosten der klaren castilianischen Sprache. Ranke erzählt (XL, 531):

„Dann blieb ihm [Don Carlos] nur der andere Weg übrig: durch eine nähere Angabe die Mönche zur Ertheilung der Absolution zu überreden. Hierauf führte

ihn der Prior von Atocha selbst. In jener gewaltsamen Spannung nahm ihn dieser beiseite und stellte ihm vor: wenn er diejenigen namhaft mache, an die er wolle, so gebe es vielleicht Gründe, ihn doch zu absolviren, in der Genugthuung, die er daher zu ziehen gedenke. Heißt das nicht, der Prinz könne so gute Gründe, jemand bis auf den Tod zu verfolgen, wie so triftigen Anlaß zur Feindschaft haben, daß man ihn doch absolviren könne? Don Carlos, dem hierauf all das Unrecht, das er von seinem Vater erfahren, all die Zurücksetzung und Beleidigung, die er erduldet hatte, vor die Seele treten mochte, so daß er zu jedweder Rache wider denselben berechtigt zu sein glaubte, hielt sich nicht länger ..., er bekannte und sagte, sein Vater sei's, an den er wolle, dessen Leben begehre er zu haben. ..."

Seitdem Christus das Bußsacrament eingesetzt hat, konnte keinem katholischen Theologen eine so ungeheuerliche Absurdität, eine dem Gesetze Christi so diametral zuwiderlaufende Auskunft in den Sinn kommen: es könne in der Beicht losgesprochen werden vom Haß wegen der innern Befriedigung, die man aus dem Haßgefühle ziehe. Die Quelle, auf welche der berühmte Historiker sich dabei stützt, ist ausschließlich der anonyme und obscure Ayuda de cámara (*Gachard* l. c. p. 685), bei dem es heißt: „El prior le engaño, diciendo: ‚Señor, diga el hombre que es, que será posible poder dispensar, *conforme á la satisfactión que S. Alteza pueda tomar*'." Das heißt aber in richtigem Deutsch nicht „innere Befriedigung in dem Rachegefühl empfinden" oder „Genugthuung daher ziehen", sondern es heißt: von dem Feinde „Genugthuung empfangen".

Daß Ranke bei dieser Gelegenheit in den (S. 480) kaum widerrufenen Irrthum von einer Mordabsicht des Prinzen wieder zurückzufallen scheint, erklärt sich aus seiner großen Unkenntniß katholischer Anschauungen. Es geht hier Büdinger, der sogar S. 201 Ranke noch zu widerlegen sucht, um kein Haar besser. Eine einfache Verständigung mit einem katholischen Priester hätte diese gefeierten Historiker aufklären können über ihren Irrthum; aber während sie es sich zur Ehre rechnen, Aerzte und Irrenärzte über ihre historischen Probleme Gutachten abgeben zu lassen, fühlen sie sich von Haus aus berufen, über katholische religiöse Anschauungen, von denen sie oft nicht die elementarsten Begriffe haben, ohne weiteres abzusprechen. Für den Katholiken ist es ein ungemein einfacher Fall: Ein Christ fühlt und hegt glühenden Haß gegen einen andern, von dem er sich gekränkt glaubt; er kämpft nicht mehr dagegen, sondern er hegt das Gefühl und er weiß, daß diese freiwillig gehegte Empfindung sündhaft ist und daß sie in der Beicht bekannt werden muß. Ist das Beichtkind nicht bereit, zu verzeihen und dem Haß zu entsagen, so ist die sacramentale Lossprechung unmöglich. Dementsprechend meldet Fourquevaulx auch über Don Carlos am 19. Januar 1568 (*Gachard* l. c. p. 655), derselbe habe die Sacramente nicht empfangen, „à cause de la dicte rancueur, *pour ce qu'il n'a voulu pardonner*, ny son confesseur luy donner absolution". Ranke kann dies aber gar nicht begreifen. Um die Beicht zu verstehen, muß er sich wenigstens einen Mordgedanken erdichten, nachdem er eine Mordabsicht nicht mehr aufrecht halten kann: „Von einer Machination, einem Attentat gegen den König war in der That nicht die Rede. Don Carlos fühlte sich nur in seiner Seele durch den gräßlichen Gedanken beschwert, der ihm in der That gekommen war [Fiction Rankes], gegen seinen Vater bis zum Aeußersten, selbst zum Tode desselben vorzugehen. Diesen Gedanken hat er bekannt, und dafür ist ihm die Absolution verweigert worden. Es war der Keim eines Vorhabens, eben gräßlich genug, um eine Seele in sich zu zerrütten." Also nach dem Theologen Ranke ist für einen ganz

unwillkürlichen, unfreiwillig in der Seele auftauchenden Gedanken, mit dem keinerlei Thatabsicht verbunden war, die Absolution verweigert worden, obgleich das Beichtkind sich durch denselben „in der Seele beschwert fühlte", d. h. ihn reumüthig bekannt hat!! Und zur Fiction dieses „Gedankens" fehlt dem Historiker jeder Anhaltspunkt außer der notorisch falschen Angabe des anonymen Ayuda de cámara von einer Mordabsicht. Doch für Büdinger thut Ranke noch lange nicht genug; derselbe sucht seinerseits den Beichtfall zu lösen (S. 201 n. 3): „Es war ihm [Ranke] doch entgangen, daß der königliche Beichtvater dem venetianischen Gesandten (Depesche vom 11. Febr. 1568) ausdrücklich sagt: der Prinz habe diversi religiosi vergeblich dahin zu bringen gesucht, ihm eine ungeweihte Hostie zur Communion zu reichen, per celar questo mal animo che aveva contra li ministri et contra il padre; denn selbst bei einem Schwachsinnigen ließe das Verlangen ohne eine Thatabsicht sich nicht erklären." Gewiß wäre Thatverlangen und Thatabsicht höchstens insofern zu unterscheiden, als man unter ersterem eine voluntas inefficax (eine Velleität, die nicht zur That selbst schreiten will), unter letzterer eine voluntas efficax (wirkliche Thatabsicht) nach der Begriffsbestimmung der Theologen verstehen könnte. Aber was berechtigt Büdinger, „questo mal animo" mit „Verlangen" zu übersetzen? Einfach die Unwissenheit darüber, daß für den Katholiken die bloße Gesinnung des Hasses, das „Uebelwollen", die freiwillige Feindseligkeit als sündhaft und als Gegenstand der Beicht gilt, und daß ohne Aufgeben und Bekämpfung einer solchen Gesinnung die Lossprechung unmöglich ist.

Die Gewissensberathung mit den Theologen war eine solche, die zwar nicht unter das Beichtsiegel fiel, aber doch ihrer Natur nach strenges Geheimniß erforderte, und die Theologen, mit denen Don Carlos zu thun hatte, erweisen sich im übrigen als ebenso wohlgelehrte wie charakterfeste und gewissenhafte Priester. Trotzdem steht es fest, daß dem König alsbald Mittheilung von dem Vorgange gemacht wurde. Nicht nur der Ayuda de cámara bezeugt dies[1], auch der Bischof von Cuenca sagt es ausdrücklich[2], ohne etwas Auffallendes darin zu finden. Auch der Nuntius Castagna, ein sehr gewissenhafter Prälat, der für die Augen des ebenso gelehrten als strengen Papstes Pius V. seine Berichte nach Rom sendet, erzählt den Vorgang[3] ohne jede Verwunderung oder Entschuldigung wegen seines Bekanntwerdens. Es ist dieses vielleicht dadurch zu erklären, daß des Prinzen Benehmen, wenn nicht sonst notorischerweise, so doch bei diesem Vorfall eine so anormale Geistesverfassung verrieth, daß die gewöhnlichen Begriffe von Confidentialität in Wegfall und andere moralische Gesichtspunkte in Betracht kamen, oder etwa dadurch, daß noch andere, unbetheiligte Zeugen (Begleiter des Prinzen) bei der Berathung zugegen waren.

Philipp II. war also genügend unterrichtet von dem Höhepunkt, den Erregung, Leidenschaft und Verzweiflung bei seinem unglücklichen Sohne

---

[1] *Gachard* l. c. p. 685. [2] L. c. p. 672.
[3] L. c. p. 665.

erreicht hatten. Die Fluchtabsichten desselben hatte er mindestens seit August 1567 durchschaut und verfolgt; die neuen Mittheilungen ergänzten, was etwa noch fehlte. Ruhig blieb indes der König im Escurial, anscheinend nur mit Uebungen der Frömmigkeit beschäftigt. Auch Don Juan hielt er dort zurück, auf dessen Mithilfe der ganze Plan des Infanten gebaut war. Vom Escurial aus erging am 13. Januar 1568 der Befehl des Königs, daß in allen Klöstern Madrids und der Umgegend besondere Gebete veranstaltet würden um Erleuchtung für einen eben jetzt zu fassenden höchst wichtigen Beschluß. Die Verordnung war eine geheime, wie der Nuntius schreibt; trotzdem drang etwas davon in die Oeffentlichkeit und gab, wie Fourquevaulx nach Paris berichtete, „für die Scharfsinnigen des Hofes genug zu reden".

Unterdessen hatte Philipp II. nicht nur lange und reiflich die Sache für sich erwogen, er hatte sie als Staatsangelegenheit der Berathung seiner vertrautesten Minister, als Gewissensangelegenheit der Begutachtung der ersten Theologen vorgelegt. Melchior Cano, Magister Gallo, Bischof von Origuëla, und Doctor Martin Navarro d'Azpilcuëta werden in dieser Sache genannt; von letzterem ist ein Theil des Gutachtens noch erhalten[1]. Endlich war der Entschluß gereift und alles überlegt. In Begleitung Don Juans verließ der König am 15. Januar 1568 den Escurial; in Pardo wollte er übernachten. Mit Ungeduld hatte Don Carlos auf die Rückkehr Don Juans gewartet. Sobald er von dem Aufbruch des Königs hörte, kam auch er gegen Pardo und bestellte Don Juan und Don Antonio de Toledo zu einer geheimen Zusammenkunft in der Nähe des Schlosses. Mit Erlaubniß des Königs erschienen beide am bezeichneten Ort. Der Prinz wollte sich orientiren und über die Lage der Dinge versichern. Er fragte, wie der König es aufgenommen habe, daß er sich am Jubiläum nicht betheiligt hätte. Die beiden beruhigten ihn und spielten die Unwissenden. Carlos ritt nach Madrid zurück.

Samstag den 17. Januar langte endlich auch der König wieder in der Hauptstadt an. Sein erster Gang war wie gewöhnlich zum Gemach der Königin; Don Juan begleitete ihn dahin. Hier fand er auch Donna Juana, seine Schwester. Kaum waren die ersten Begrüßungen ausgetauscht, als Don Carlos eintrat, dem heimkehrenden Vater seinen Respect zu bezeigen. Er that es mit aller Ehrerbietung; auch Philipp II. war ruhig

[1] Mit Unrecht wird die Angabe Cabreras über die „gravisimos Doctores" von Gachard aus innern Gründen bestritten. Die innern Gründe machen diese Angabe im höchsten Grade glaublich.

und gelassen. Nichts ließ errathen, daß etwas Ungewöhnliches bevorstehe. Beim Hinausgehen nöthigte der Infant Don Juan, ihm in sein Gemach zu folgen. Mehrere Stunden dauerte die Unterredung bei verschlossener Thüre. Die Berichte über dieselbe sind unbestimmt und sehr verschieden. Nach dem Ayuda de cámara wäre es zu heftigen Auftritten gekommen; der Prinz hätte zu wissen verlangt, was man im Escurial verhandelt habe, und von Don Juans Antworten unbefriedigt, hätte er mit dem Degen dessen Leben bedroht, Don Juan hätte sich zur Wehr gesetzt, der Lärm hätte das Gefolge herbeigelockt und der Prinz sich dann zornig zurückgezogen. Da indes auf Don Juans Mithilfe der ganze Plan der Flucht aufgebaut war, so erscheint diese Erzählung, wenigstens in ihrer weitern Ausmalung, kaum mit den Umständen zu vereinbaren, wenn auch bei dem erregten Zustande des Prinzen ein vorübergehender Ausbruch von Argwohn und Zorn gegen Don Juan nicht als innerlich unwahrscheinlich von vornherein ausgeschlossen werden kann[1]. Nach dem Berichte, dem Gachard nach nüchterner Prüfung von allen die größte Wahrscheinlichkeit zugesprochen hat, verlangte Don Carlos, daß ihm Don Juan noch vor Mitternacht die Schreiben überbrächte, deren er bedurfte, um auf den bei Cartagena vor Anker liegenden Galeeren sich einzuschiffen, und einen Revers, durch welchen Don Juan sich verpflichten sollte, dem Prinzen zu Diensten zu sein, so oft dieser es wolle[2]. Noch in derselben Nacht sollte

[1] Auch Fourquevaulx, der gewöhnlich sehr gut unterrichtet ist, meldet am 5. Februar, Don Carlos habe Don Juan durch elf Gemächer geführt und überall die Thüren hinter sich abgeschlossen, endlich am bestimmten Orte angelangt, Don Juan mit der Pistole erschießen wollen. Don Juan habe ihm die Pistole entrissen und sich frei gemacht. Auch dann noch sei man für Don Juans Leben besorgt gewesen und habe Nachstellungen durch gedungene Meuchelmörder gefürchtet. Gerade die Besorgniß für das Leben Don Juans habe beschleunigend auf die folgenden Ereignisse gewirkt (*Gachard* l. c. p. 659).

[2] Auch der französische Gesandte Fourquevaulx meldet von einem solchen Revers, und zwar in seinem Bericht vom 5. Februar 1568, dem zuverlässigsten von allen, der auf genauen Nachforschungen beruhte. Nur wäre nach ihm die Unterzeichnung des Reverses früher, nicht mehr aber jetzt, 17. Januar 1568, in Frage gekommen: „Zufolge dem, was ich erfahre, ist er lange in Don Juan gedrungen, daß dieser an erster Stelle unterschreiben möge auf der Liste von Herren, welche sich verpflichteten, ihm zu folgen, seine Partei zu nehmen und dieselbe zu fördern“ (*Gachard* l. c. p. 659). Ausführlicher spricht davon der Nuntius Castagna am 30. März: „Zuletzt hatte der Prinz den Plan gefaßt, aus den Reichen seines Vaters zu entfliehen, gleich einem Verzweifelten, und hatte den Plan mehreren mitgetheilt, unter diesen Don Juan d'Austria, dem Marchese von Pescara, dem Herzog von Medina di Rioseco und vielleicht noch einigen andern, und hatte von ihrer Hand ein Schriftstück erlangt, durch welches sie versprachen, ihm auf einer Reise zu dienen und in seiner Gesell-

die Flucht ins Werk gesetzt werden; der Großmeister der Posten war angewiesen, Pferde bereit zu halten. Für Don Juan, der eben erst von längerer Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, konnte es nicht allzu schwer sein, Ausflüchte zu finden, um Zeit zu gewinnen. Er versprach, am folgenden Mittag um 1 Uhr sich wieder einzustellen; dann sollte die definitive Abrede getroffen und das Nöthige bewerkstelligt werden.

Auf des Königs Befehl verbrachte Don Juan die Nacht im Palaste. „Am folgenden Morgen", erzählt der französische Botschafter am 5. Februar, „wurde ich [vom König] in Audienz empfangen, und der König schien mir so freundlich wie an jedem andern Tag." Es war Sonntag der 18. Januar. Für den folgenden Tag war wie alljährlich bei der Prinzessin Juana großes Fest angesagt zur Vorfeier des Geburtsfestes und Namenstages ihres Sohnes, des Königs Don Sebastian von Portugal (20. Januar). Dieses Jahr versprach die Feier um so glänzender zu werden, da die Mündigkeitserklärung des jungen Königs damit verbunden werden sollte. Kurz nach der Audienz wohnte Philipp II. wie gewöhnlich in der Schloßkapelle der heiligen Messe bei; sein Sohn Don Carlos kniete an seiner Seite. Auch der übrige Tag blieb ruhig; nur gingen zwischen dem König und dem Präsidenten des Staatsrathes häufige Botschaften hin und her.

Um 1 Uhr des Mittags erwartete Carlos den versprochenen Besuch Don Juans. Don Juan kam nicht. Ein kurzes Billet zeigte an, er sei durch Unwohlsein verhindert; Mittwoch den 21. Januar nachts 1 Uhr werde er unfehlbar zur Stelle sein. Der Verdacht lag nahe, daß etwas verrathen sei. Don Carlos war zum Argwohn stets geneigt. Er begab sich zu Bett. Die Umgebung erfuhr, er fühle sich nicht wohl. Bald darauf ließ der König den Prinzen zu sich entbieten; das war es, was dieser erwartet hatte. Man ließ antworten, der Prinz sei krank und liege zu Bett. Um 6 Uhr stand Don Carlos auf, um zu speisen; er hatte den ganzen Tag noch nicht gegessen. Um 8½ Uhr nahm er sein Mahl, dann begab er sich wieder zur Ruhe. Der König ließ sich über alles genau berichten. In den Gemächern des Prinzen hatten Graf Lerma und Don Rodrigo de Mendoza den Dienst. Nachts 11 Uhr sammelte der König ein kleines Gefolge um sich. Es war des Prinzen Obersthofmeister

---

schaft auszuharren. Doch thaten diese solches nicht ohne Vorwissen des Königs oder mit einem andern Vorbehalt, durch welchen sie die Sr. Majestät schuldige Treue sicherstellten." Nach Castagna hätte Carlos jetzt nur gedrängt, daß Don Juan in der That leiste, was er früher versprochen, d. h. ihm zur Flucht helfe.

Ruy Gomez, dessen unmittelbarer Vorgänger im Amte, der treue Luis Quijada, dann der Herzog von Feria und der Prior Don Antonio de Toledo, auch zwei Kammerherren, unter ihnen Diego de Acuña, der einst wegen roher Mißhandlung aus dem Dienst des Prinzen in den des Königs übergegangen war. Vom Ernst des Augenblicks ergriffen, richtete der König an diese Herren einige Worte; sie machten tiefen Eindruck. Dann schritt man durch die Corridore, die Treppen hinab zu den Gemächern des Prinzen. Der König trug weder Wehr noch Waffen; weder Lichter noch militärische Bedeckung begleiteten ihn[1]; alles vollzog sich mit äußerster Stille und Einfachheit. Lerma und Mendoza hatten Befehl, den Zugang zu den Gemächern des Prinzen offen zu lassen; ohne Schwierigkeit und Lärm trat der König ein und schritt auf das Schlafgemach zu. Ein Licht wurde ihm dahin vorangetragen.

Der Prinz war eingeschlafen. Der König trat auf sein Bett zu, nahm Degen und Dolch und die Pistole, die dort aufgehängt waren, und gab sie seinen Begleitern. Beim Geräusch erwachte der Prinz und erkannte den König; verwirrt, zu solcher Stunde diesen vor sich zu sehen, richtete Don Carlos sich im Bette auf und fragte: „Was wollen Ew. Majestät? Wieviel Uhr ist es denn? Wollen Ew. Majestät mich tödten oder mir die Freiheit nehmen?“ — „Weder das eine noch das andere, Prinz!“ erwiderte der König mit der größten Ruhe von der Welt. Dann befahl er, die Fenster zu vernageln; zwei Kammerdiener hatten Hammer und Werkzeuge zu diesem Zwecke bei sich. Als der Prinz dies gewahr wurde, sprang er in einem Satze aus dem Bett und stürzte auf das Kaminfeuer zu, das in voller Gluth brannte, wie um hinein zu springen. Der Prior Don Antonio hielt ihn zurück. Nun griff er nach einigen Leuchtern, um sich damit ein Leids zu thun; man nahm sie ihm weg. Alles, womit er sich möglicherweise verletzen konnte, wurde rasch entfernt. Da wandte sich der Prinz wieder zum Vater und warf sich ihm zu Füßen. Er flehte den König an, er möge ihn tödten, sonst werde er es selbst thun. Der König antwortete „mit seiner gewohnten Gelassenheit“, der Prinz solle aufstehen und sich wieder zu Bett legen; was geschehe, sei zu seinem

[1] Nach untergeordneten und hier etwas zweifelhaften Quellen läßt Gachard den König mit Panzer, Helm und Schwert gerüstet und von einer Abtheilung von zwölf Soldaten mit einem Offizier begleitet sein, der Herzog von Feria habe mit einer Fackel vorangeleuchtet. Aus innern und äußern Gründen scheinen jedoch die italienischen Berichte, denen auch Büdinger (S. 240) hier folgt und zu denen die Darstellung Fourquevaulx' und des Nuntius weit besser paßt, den Vorzug zu verdienen. Es ist recht unwahrscheinlich, daß Philipp II. sich so zum Kampf bewaffnet habe.

Besten, um ihn zu heilen. Alsdann ließ er die sämtlichen Papiere des Prinzen wegnehmen und nach seinem eigenen Cabinet bringen. Vier der anwesenden Herren befahl er dann „mit wenigen Worten", den Prinzen streng zu bewachen, er verpflichte sie als Edelleute und kraft ihres Eides. „Dann begab er sich ruhig nach seinen Gemächern zurück, als ob das Ereigniß nicht ihn selbst betroffen hätte."[1] Der König zeigte, so erzählt

[1] Für diese Darstellung sind die beiden italienischen Berichte, der „Aviso" des Vertrauten von Ruy Gomez und der „Ragguaglio", zu Grunde gelegt, weil diese Berichte am einfachsten und natürlichsten sind, zu dem Charakter und den Verhältnissen der Hauptpersönlichkeiten am besten passen, auch mit den kurzen Angaben Fourquevaulx' und Castagnas am besten sich vereinigen. Büdinger (S. 241) hat hier dem „Brief nach Lissabon" den Vorzug gegeben. Der Brief erzählt: „Ein Licht wurde dem König vorgetragen, als er in das Schlafzimmer seines Sohnes trat, welcher schon schlief und auf das Geräusch der Tritte aus dem Bette sprang: ‚Was ist das? Will Ew. Majestät mit Ihren Räthen und all dem Gefolge mich tödten? Tödtet mich oder ich tödte mich selbst!' Er [der König] antwortete ihm: ‚Das will ich nicht; beruhiget Euch!' Er [der Prinz] versuchte, sich ins Feuer zu stürzen, ward aber gehalten. Er ergriff einen Leuchter; man nahm ihm denselben. Auf den Knieen wandte er sich an seinen Vater: ‚Tödtet mich! tödtet mich!' Er streckte sich auf dem Boden hin, indem er dies wiederholte. Der König antwortete ihm, dies wolle man nicht, er solle sich beruhigen. Man fing an, die Fenster zu vernageln, er aber zu versichern: ‚Ich bin nicht irrsinnig — Gott zum Zeugen! — aber ich bin verzweifelt — Gott zum Zeugen!' — Man brachte ihn ins Bett. Dann rief Se. Majestät den Herzog von Feria, Ruy Gomez und Luis Quijada, gab dem Herzog den Degen, dessen er sich erinnert hatte, als der Prinz aufsprang, und eine Pistole, berührte dieselbe jedoch nicht mit eigener Hand. Zu den drei Genannten und dem Grafen Lerma und Don Rodrigo de Mendoza sprach er: ‚Ich befehle und verpflichte euch, auf die Person des Prinzen zu sehen und sie zu bewachen, daß er nichts Neues anstelle, bis ich euch etwas anderes befehle. . .'" Auffallend ist in diesem Bericht, daß man sich erst so spät der Waffen bemächtigt haben sollte, welche der Prinz gerade zu seiner Vertheidigung stets zu Häupten seines Bettes hatte. Auch Dietrichstein schreibt am 21. Januar: „Das erst, so der Kunig gethan, wie er in die Kammer kummen ist, daß er die Wehr, so er [der Prinz] bei dem Bett gehabt, ihm hat weggenummen und der Graf von Feria ein gespannte Büchsen, so er [der Prinz] alle Nacht neben der Wehr bei seinem Bett gehabt." Im übrigen stimmt alles so ziemlich mit Dietrichsteins Bericht: „Wie nun der Prinz die gehört, soll er gefragt haben, wer da sei, und den Vorhang aufgethan haben, wie er Leut gesehen, aus dem Bett im Hemd gesprungen sein. Also hat man ihm gesagt: es sei der Kunig da. Wie er den Kunig gesehen, soll er sich von Stund an gegen ihn gewandt und gefragt haben, was Ihro Majestät seiner begehrten, ob Sie ihn gefangen oder todt haben wollten. Soll er gefangen sein, woll er lieber sterben. Er sei kein Narr nit, aber verzweifelt bekenn er daß er sei. Darauf der Kunig ihm mit aller Sanftmüthigkeit geantwortet: er begehre ihn weder zu fahen noch zu tödten; er soll sich zufrieden stellen; was er thue, beschehe ihm zum Besten. Ueber das soll er zum Feuer erstlichen geloffen sein, als ob er sich darein wollt werfen, darnach zum Fenster, als wollt er hinausspringen, ist aber gehalten worden und [hat] sich stillen lassen."

der päpstliche Nuntius am 24. Januar, „die Ruhe und Fassung einer großen Seele . . . er sprach nur wenige Worte".

In des Prinzen Papieren fanden sich die Briefe bereits versiegelt, die er für den Fall seiner Flucht vorbereitet hatte; außerdem eine Art von Programm, in welchem seine nächsten Pläne entwickelt waren, und eine Liste seiner vorzüglichen Feinde und Freunde. Unter den Feinden stand obenan der König, Ruy Gomez mit seiner Gattin, der Fürstin Eboli, der Präsident des Staatsrathes Espinosa, der Herzog von Alba und mehrere andere. Unter seinen Freunden nannte er die Königin, die stets voll Güte gegen ihn gewesen, Don Juan d'Austria, „seinen theuern und sehr geliebten Oheim", Luis Quijada und den damals in Rom sich aufhaltenden Pedro Faxardo. „Der König hat die Papiere und Schriften des Prinzen mit Beschlag belegt," erzählt Fourquevaulx am 5. Februar, „aus welchen er die Pläne des Prinzen ersah; denn alles, was er dachte, pflegte dieser eigenhändig niederzuschreiben, so daß auf diese Weise der Prinz selbst die zehntausend verrückten und wahnwitzigen Träumereien aufgedeckt hat, die er im Geiste brütete. Doch hat er nicht daran gedacht, das Leben Sr. Majestät oder die katholische Königin zu bedrohen, wie an diesem Hofe allgemein das Gerücht ging. Man fand bei ihm nur 3000 Thaler und eine Anzahl portugiesischer Ducaten: das war sein ganzer Schatz. Jedoch hatte er auch noch Ringe (Kleinodien), und nichts davon ist ihm genommen worden, so daß er noch frei darüber verfügen kann."

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die Reblaus und ihre Vorgänger.

1. Schon lange bevor Noe die nähere Bekanntschaft des Rebensaftes machte, waren manche kleine Thierarten Freunde oder — vom Standpunkte der Rebe betrachtet — Feinde des Weinstockes und seiner Früchte. Dadurch daß die Rebe zu einer wichtigen Culturpflanze für das Menschengeschlecht wurde, haben die kleinen Rebenfeinde auch für den Menschen eine nicht geringe Bedeutung erlangt. Es konnte dem Herrn der Schöpfung nicht mehr gleichgiltig sein, daß Schmetterlinge und Käfer, Schildläuse

und Milben sich ebenfalls in ihrer Art mit den Rebpflanzungen abgaben und dieselben, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, für ihre Privatzwecke ausbeuteten. Der kleine Springwurmwickler (Pyralis vitana) mit seinen goldschimmernden Vorderflügeln, dessen Räupchen die Blätter der Rebe mit ihrem Gespinste überziehen und verzehren; der bunt gebänderte Traubenwickler (Conchylis ambiguella), dessen Raupe als Heu- oder Sauerwurm, auch Traubenwurm genannt, in der ersten Generation die Blüthen der Rebe angreift, in der zweiten die Beeren selbst bewohnt und verspeist; der als Rebenstecher bekannte stahlblaue oder goldgrüne Rüsselkäfer (Rhynchites betuleti), der die jungen Blätter der Rebe kunstreich zu einer cigarrenförmigen Düte dreht, seine Eier in derselben ablegt und dann den Trieb durch Anschneiden zum Welken bringt, damit seine Brut in der Blattrolle die ihr zusagende Nahrung erhalte; die Rebenschildläuse (Lecanium vitis und Lecanium vini L.), die durch ihren Saugschnabel den Zweigen des Weinstockes den Saft entziehen; die Blattmilbe der Rebe (Phytoptus vitis), welche auf den Blättern einen filzigen Ueberzug erzeugt und sie zu Athmungsorganen der Pflanze untauglich macht: — diese und manche andere kleine Thierchen haben die Rebencultur schon oft geschädigt und dem Weinbauer schon oft Kummer und Sorgen bereitet. Aber es ließ sich gegen diese Gegner wenigstens ein erfolgreicher Krieg führen, und die kleinen Schmarotzerinsecten, die natürlichen Feinde jener Rebenfeinde, haben durch ihre mächtige Bundesgenossenschaft dem Menschen meist bald wieder zum Siege verholfen. Da erschien plötzlich auf dem Kampfplatze ein neuer, viel furchtbarerer Gegner, der in raschem Siegeslaufe dem menschlichen Weinbau alle seine Errungenschaften zu entreißen drohte — die Reblaus.

Es ist nicht zum erstenmal, daß der Rebencultur neue, bisher unbekannte Feinde erwuchsen. Das schöne, von der französischen Entomologischen Gesellschaft preisgekrönte Werk Valéry Mayets: Les insectes de la Vigne (Montpellier et Paris 1890), erwähnt nicht weniger als 90 Insectenarten[1], die nicht bloß gelegentlich von der Rebe sich nähren, sondern als wirkliche Rebenschädlinge in der Geschichte des europäischen Weinbaues verzeichnet sind. Wie viele dieser Gäste ursprünglich bereits auf der Stamm-

[1] Dieselben vertheilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Ordnungen der Klasse der Insecten: 40 Käfer, 17 Schmetterlinge, 2 Aderflügler, 6 Geradflügler, 2 Zweiflügler, 13 Gleichflügler (darunter 3 Schildläuse, 2 Blattläuse, 1 Leuchtzirpe und 4 Springzirpen), 6 Ungleichflügler, 1 Netzflügler, 1 Springschwanz und 2 Blasenfüße.

form unserer edlen vitis vinifera in Westasien lebten, wie viele dagegen von andern Gewächsen erst später auf die Rebe übergingen und zu Rebenfeinden wurden, läßt sich natürlich nicht mehr genau feststellen, da aus frühern Jahrhunderten wenige Beobachtungen darüber vorliegen. Manche Spuren solcher Vorgänge sind uns jedoch erhalten. Unser Rebenstecher (Rhynchites betuleti) verfertigt dort, wo es keine Reben gibt, seine kunstreichen Wickel auf Buchen, Birken, Zitterpappeln und andern Waldbäumen; zum Rebenfeinde ist er erst durch die Ausbreitung der Rebencultur geworden[1]. In einem andern Stadium zeigt sich derselbe Uebergang bei einem Blattkäfer (Adoxus vitis), der den Namen Weinstockfallkäfer erhalten hat, weil er auf Weinstöcken lebt und beim Nahen eines verdächtigen Subjectes sich sofort auf den Boden fallen läßt. Die dunkler gefärbte Stammform dieses Käfers findet sich auf einer wildwachsenden Pflanze, dem Schotenweiderich (Epilobium angustifolium); die hellere Spielart hält sich auf Weinstöcken auf, wo sie als Käfer die Blätter streifenweise abschabt und als Larve die Triebe zerstört. In den Weinbergen Südfrankreichs hat dieser wegen seiner Fraßweise „Écrivain“ genannte Geselle schon oft wahre Verheerungen angerichtet. Er kommt auch in Nordamerika vor, wo er nach Schwarz auf derselben wilden Pflanze lebt wie bei uns, ohne jedoch jemals einen Appetit nach Rebenblättern zu verspüren[2]. Wann in dem ersten seiner altweltlichen Vettern diese verhängnißvolle Neigung erwachte, ist uns leider nicht überliefert; aber es ist wahrscheinlich schon sehr lange her.

Neuern Datums sind einige winzige Rebenfeinde aus der Familie der Pilze, die zwar nicht von andern Gewächsen auf die Rebe übergingen, wohl aber durch fremdländische Reben in die europäischen Weinberge verschleppt wurden. Nicht weniger als drei verhängnißvolle Traubenkrankheiten, die auf winzige Pilze zurückzuführen sind, kennt man in Europa erst seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts[3]. Der sogen. Traubenpilz oder Weinstockschimmel (Oidium Tuckeri) wurde im Jahre 1845 in

[1] Aehnlich verhält es sich auch mit einem andern Käfer, Anomala vitis, in Süddeutschland (vgl. Erichson, Naturgeschichte der Insecten Deutschlands III, 621). Mehrere interessante Beispiele dafür, wie Insecten, die für gewöhnlich von andern Pflanzen sich nähren, plötzlich als Rebenschädlinge auftreten können, berichtet die amerikanische Zeitschrift Insect life (vol. II, n. 2, p. 56; n. 10, p. 298; n. 11 and 12, p. 381; vol. III, n. 3, p. 113).

[2] Vgl. Weise, Naturgeschichte der Insecten Deutschlands VI, 294; *Ed. André*, Les parasites et les maladies de la vigne (Beaune 1882) p. 85 ss.; Proceedings of the Entomological Society of Washington. Vol. I, n. 4, p. 186.

[3] Vgl. besonders Moritz, Die Rebenschädlinge, vornehmlich die Phylloxera vastatrix. 2. Aufl. Berlin 1891.

Weintreibhäusern Englands entdeckt. Aber schon 1851 überzog er als verheerende Krankheit die Weinberge des ganzen südlichen Europa, Kleinasiens und Algeriens. Die meisten edeln altweltlichen Rebsorten hatten unter dieser Pest weit mehr zu leiden als die eingeführten amerikanischen Reben. Glücklicherweise ist es gelungen, im Schwefel ein erfolgreiches Gegenmittel gegen den kleinen Schmarotzer zu entdecken; wo man die Weingelände fleißig schwefelt, ist er nicht mehr zu fürchten.

Eben wollten die Winzer sich ihres Sieges über den Traubenpilz freuen, da war schon wieder ein anderer, ähnlicher Strolch aus der Sippschaft der Pilze auf der Arena erschienen. Es war der sogen. „falsche Rebenmehlthau" (Peronospora viticola), den man vor 1882 in Deutschland nicht kannte. In Frankreich hatte er zuerst 1878 an Blättern der amerikanischen Rebsorte Jacquez sich gezeigt: ein deutlicher Wink, woher dieses Geschenk uns gekommen; denn während jene Traubenkrankheit bis 1878 in Europa unbekannt war, hatte man sie in Nordamerika schon längst unter dem Namen „mildew" beobachtet. Wie gegen den Traubenpilz der Schwefel, so hat sich gegen den Mehlthau die Kupferkalkbrühe (bouillie bordelaise) als vorzügliches Vertilgungsmittel bewährt. Wird dasselbe rechtzeitig angewandt, so kann die Peronospora-Krankheit, mag sie auch noch so oft neu auftreten, mit völliger Sicherheit des Erfolges bekämpft werden, und zwar ohne den geringsten Schaden für die Reben.

Es dauerte nicht lange, da kam aus dem Lande der Freiheit ein dritter nichtswürdiger kleiner Pilz angefahren (Physalospora Bidwellii), der die sogen. Schwarzfäule der Trauben verursacht. In Europa ist diese Krankheit zuerst 1885 aufgetreten, und zwar in Frankreich, während sie in Amerika schon lange als black rot gehaust hatte. Auch gegen diesen Rebenfeind soll sich die Kupferkalkbrühe als erfolgreiches Gegenmittel erzeigen.

So sind in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schon wiederholt von Westen her drohende Gewitterwolken über den europäischen Weinbau heraufgezogen, aber sie haben ihre anfänglich unheilverkündende Gestalt nach und nach verloren; nur eine dieser Wetterwolken hängt noch schwer und verderbenschwanger am Himmel: es ist die Reblausgefahr.

Was ist denn eigentlich die Reblaus (Phylloxera vastatrix)? Jedenfalls ein häßliches, boshaftes, höchst gemeingefährliches Wesen; das sagt die in ganz Mittel- und Südeuropa herrschende Phylloxera-Furcht zur Genüge. Von dieser Vorstellung wurde wohl auch jener Feldhüter in Italien geleitet, der von seiner Dorfbehörde den strengen Auftrag erhalten hatte, auf die Phylloxera ein wachsames Auge zu haben: eines

Tages lieferte er eine alte Zigeunerin als Phylloxera bei der Polizei ein. So pflegte wenigstens der verstorbene Präsident des Stettiner Entomologischen Vereins, Dr. C. A. A. Dohrn, seinen Freunden zu erzählen. Während jener Feldhüter einen zu hohen Begriff von der Phylloxera hatte, gibt es andererseits auch Leute, die eine zu niedrige Vorstellung von ihr hegen. In einer winzigen, unlängst ohne Jahreszahl erschienenen Broschüre [1] liest man wörtlich folgendes: „Was die Reblaus ist? Recht gesagt nichts anderes als eine Erdkrankheit, die durch die Aussaugung der Erde hervorgerufen ist. . . . Nach meinen Erfahrungen und Ueberzeugungen durch längere Jahre ist die Reblauskrankheit nichts anderes als eine Erdkräfte-Erschöpfung durch die Weinstöcke selbst, die bei einem Stocke früher, beim andern später eintritt, je nachdem der Boden beschaffen ist, je nachdem der Boden weniger oder mehr nahrhaft ist." Wird nicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen?

Wir wollen uns für heute nur die Reblaus selbst und ihre Lebensgeschichte etwas näher ansehen. Ein andermal soll dann auch über die Verheerungen berichtet werden, die sie in den europäischen Weinbergen angerichtet, über den Kampf, den man gegen sie geführt, und über die Aussichten für die Zukunft, welche die Erfolge oder Mißerfolge desselben gewähren.

2. Die Reblaus ist, wie schon ihr Name ankündet, ein kleines Insect, das wegen seines Saugschnabels in die Ordnung der Schnabelkerfe (Rhynchota) gehört und seinen richtigen systematischen Platz zwischen den Blatt- und Schildläusen einnimmt. *Phylloxera vastatrix* ist ihr wissenschaftlicher Name, den sie von Planchon im Jahre 1868 erhielt. Allerdings ist es nicht ihr erster Name, wohl aber derjenige, unter dem sie allgemein bekannt ist und der ihr auch am besten ansteht. Phylloxera (von φύλλον und ξηραίνω) heißt nämlich die Blatttrocknerin und vastatrix die Verwüsterin, zwei Eigenschaften, welche unsere Reblaus in hohem Grade in sich vereinigt. Sie entfaltet ihre Hauptthätigkeit jedoch nicht — wie man bei dem Namen „Blatttrocknerin" denken könnte — an den Blättern, sondern an den Wurzeln der Rebe; sie ist eigentlich ein Wurzelschmarotzer, wodurch sie allerdings auch die Blätter der Rebe zum Verdorren bringt. Außerdem kommt sie freilich noch in einer zweiten Form vor, welche die Rebenblätter bewohnt und auf deren Unterseite kleine Gallen erzeugt. Diese letztere Form ist aber weit seltener als die Wurzellaus, wenigstens bei uns in Europa, während sie in Amerika viel häufiger auftritt, besonders

[1] Die Reblaus, ihre Ursache und Verhütung. Von Ludwig Peitl (Anton Falk, Wiener-Neustadt, Wien und Leipzig).

an den Sorten Clinton und Taylor. Wir wollen uns hier nur mit der wurzelbewohnenden Form beschäftigen.

Die wurzelbewohnende und wurzelaussaugende Reblaus ist die Reblaus schlechthin, die Verwüsterin der Weinberge. Alles Fluchwürdige, was der Reblaus anhängt, kommt auf Rechnung dieser Reblausform. Und doch ist dieselbe erst eine Phylloxera im Jugendkleide, eine Reblauslarve. Eine alte, geflügelte Reblaus, nach unsern gewöhnlichen Begriffen vom Insectenleben die vollkommenste Repräsentantin ihres Stammes, ist gegen diese Larve ein ganz unschuldiges, harmloses Wesen; ja sie ist in den meisten Fällen nicht einmal mehr dasselbe Individuum wie die Reblauslarve! Ist das nicht eine räthselhafte Entwicklungsgeschichte? Gerade auf ihr beruht die ungeheure Vermehrungsfähigkeit der Reblaus und der ungeheure Schaden, den sie infolgedessen anzurichten vermag.

Die Verwandlungsgeschichte der Reblaus ist gänzlich verschieden von derjenigen der Schmetterlinge und Käfer und der meisten übrigen Insecten, bei denen aus dem Ei eine Larve, aus der Larve eine Puppe — bei den Insecten mit unvollkommener Verwandlung eine Nymphe — und aus dieser endlich das vollkommene Insect, Männchen oder Weibchen, sich entwickelt; diese letztern paaren sich, und aus dem befruchteten Ei beginnt der neue Kreislauf der Metamorphose genau in derselben Weise wie bei ihrem eigenen Entstehen. Das ist aber den Blattläusen und Rindenläusen viel zu einförmig; sie bringen Mannigfaltigkeit in ihre Entwicklung und Beschleunigung in ihre Vermehrung durch die Parthenogenesis und den Generationswechsel, d. h. durch Fortpflanzung ohne vorhergehende Befruchtung und durch Aufeinanderfolge von Generationen, die in Gestalt und Fortpflanzungsweise völlig verschieden sind. Die Blattläuse haben überdies noch das Vorrecht, in einer ihrer Generationen vivipar zu sein, d. h. lebendige Junge zur Welt zu bringen. Auch die Reblaus nimmt an diesen Entwicklungsprivilegien theil, die wir nun näher kennen lernen wollen.

Nach Donnadieu[1] und Carrière[2] gestaltet sich der Lebenslauf der Phylloxera folgendermaßen. Aus einem Ei, das an den Stamm der Rebe abgelegt wird, kommt noch in demselben Herbste eine junge Reblauslarve, geht an die unterirdischen Wurzeltheile hinab und verharrt dort als braune „Winterform" ohne weitere Entwicklung bis zum Frühjahre; ihre Größe beträgt 0,3—0,5 mm. Jetzt beginnt sie ihre Reblausthätigkeit durch Saugen an den jungen Wurzeln, häutet sich dreimal und fängt

[1] Comptes rendus. Paris. Vol. CIV, n. 12.

[2] Biologisches Centralblatt VII, 737 ff.

dann, wenn sie etwa 0,8 mm groß ist, ohne Befruchtung an, Eier zu legen, 30—40 an der Zahl. Aus diesen Eiern kommen abermals junge Rebläuse, die der alten Legelarve gleichen, aber heller gelb gefärbt sind. Diese Thierchen machen es gerade so, wie es die Alte gethan und unterdessen — abgesehen von der Häutung — noch weiter thut: sie saugen an den zarten Rebenwurzeln, häuten sich dreimal und legen dann wiederum Eier, aus denen abermals junge Läuse kommen, die es gerade so machen; und so kann es bis zum Sommer fünfmal oder noch öfter nacheinander fortgehen, bis aus der einen Reblaus nach bescheidener Rechnung eine Armee von vierundzwanzig Millionen dreimalhunderttausend Rebläusen geworden ist, welche sämtliche Wurzeln der Rebe wie mit einer gelben Schicht bedecken und auch schon an benachbarten Rebenwurzeln unterirdisch weiterziehen. Während der größte Theil dieser jungen Larven dem Beispiel der alten folgt und zu Legelarven oder mères pondeuses, wie die Franzosen sagen, sich consequent weiterentwickelt, zeigen sich neben diesen vom Juni an auch etwas schmalere Individuen, die kleine Flügelscheiden an den Körperseiten tragen: es sind die Nymphen, die zu den geflügelten Rebläusen auswachsen sollen. Man hat zweierlei Formen von Nymphen beobachtet, die manchmal nebeneinander vorkommen. Bis zum Anfang des Herbstes sind sie ausgewachsen; sie steigen von den Wurzeln empor und verwandeln sich in geflügelte Rebläuse, welche winzigen gelben Fliegen mit langen hellgrauen Vorderflügeln und kürzern Hinterflügeln gleichen. Nach Planchon und Lichtenstein gibt es zweierlei Formen von geflügelten Rebläusen. Da bei den Insecten die flügeltragende Form gewöhnlich das geschlechtsreife Stadium darstellt, sollte man denken, die geflügelten Rebläuse seien nun die richtigen Männchen und Weibchen ihrer Species. Aber nein, bei dieser Sippe ist alles auf den Kopf gestellt: von den Geflügelten erst stammen die Männchen und Weibchen ab; sie pflanzen sich parthenogenetisch fort und legen ohne Befruchtung eine Anzahl Eier auf die Unterseite der Weinblätter. Diese Eier müssen übrigens, wie Carrière mit Recht bemerkt, eher als Puppen oder Cocons bezeichnet werden, da sie nicht einer Larve, sondern unmittelbar dem vollkommenen Insecte das Dasein geben. Die kleinern jener Eier sind bläulichroth, die größern blaßgelb; aus erstern kommen Männchen, aus letztern Weibchen. Nach Balbiani werden beide Coconsformen von demselben Individuum gelegt, nach Valéry Mayet dagegen stammen die kleinern von der kleinern geflügelten Form, die größern von der größern.

So sind wir denn endlich bei der eigentlichen Geschlechtsgeneration der Reblaus angelangt, durch welche die Fruchtbarkeit der Art

erneut werden muß. Sonderbarerweise ist diese Generation ungeflügelt; die oberirdische Ausbreitung der Art wurde übrigens bereits durch die vorhergehende geflügelte Form gesichert; jenen flügellosen Thieren obliegt nur die geschlechtliche Fortpflanzung, weshalb sie auch ganz verkümmerte Mundtheile und keine Verdauungswerkzeuge besitzen. Die kleinern rothen Männchen und die größern gelben Weibchen wandern alsbald von den Blättern an die ältern Stammtheile, paaren sich, und das Weibchen legt nach drei bis vier Tagen ein einziges großes Ei an den Stamm der Rebe. Damit ist der Entwicklungsring geschlossen; denn aus diesem Ei kommt jene Reblauslarve, die wir oben als Winterform bezeichneten und mit der wir unsere Lebensgeschichte der Reblaus begannen. Früher nannte man jenes Ei Winterei, weil man glaubte, daß es stets als solches überwintere[1]. Nach Donnadieu und Carrière müßte man es eher Herbstei nennen, da es im Herbste gelegt wird und noch in demselben Herbste die junge Winterform der Reblaus liefert.

Vergleicht man die Entwicklung der Reblaus mit der normalen Metamorphose anderer Kerfe, so kann man wohl sagen, daß sie an eigenartiger Kühnheit selbst die berühmten Ovidschen Metamorphosen übertrifft. Bei einem gewöhnlichen Kerbthier lauten die Entwicklungsphasen einfach: Ei, Larve, Puppe (oder Nymphe), Imago (vollkommenes Insect). Hier aber wird die Formel viel verwickelter: 1) Ei Nr. 1 (Winterei oder richtiger Herbstei); 2) flügellose Legelarve a (Winterform); 3) Ei Nr. 2; 4) flügellose Legelarve b; 5) Ei Nr. 2; 6) flügellose Legelarve b; 7) Ei Nr. 2; 8) flügellose Legelarve b — und so einerseits in flügelloser Legelarvenrichtung weiter, während andererseits aus den jungen Larven eine neue Generationsreihe auftaucht: 1) Nymphen mit Flügelscheiben; 2) geflügelte, ungeschlechtliche Form; 3) Ei Nr. 3 (Cocon); 4) flügellose Männchen und Weibchen, die dann wiederum das Ei Nr. 1 liefern. Wir haben also statt der gewöhnlichen vier Entwicklungsstadien deren mindestens doppelt so viel, statt einer Eiform deren drei, wovon eine als Puppenstadium dient. Statt einer geschlechtlich sich vermehrenden Generation haben wir deren drei, worunter zwei auf ungeschlechtlichem Wege sich fortpflanzen (Legelarve und geflügelte Reblaus)[2], während die dritte (die flügellosen Männchen und Weibchen) die gewöhnliche Fortpflanzungsweise einhält. Unter

---

[1] Allein über dieses Winterei besteht bereits eine ganze Literatur von Balbiani, Blanchard, Boiteau, Henneguy, Lafitte, Lichtenstein, V. Mayet, Targioni 2c.

[2] Die Fortpflanzung der Legelarve wird man als Pädogenesis, jene der geflügelten Form als Parthenogenesis im engern Sinne bezeichnen müssen.

diesen drei Generationen befinden sich zwei eierlegende (die Legelarve und die ungeflügelten Geschlechtsthiere) und eine lebendig gebärende (die geflügelte Reblaus, welche entwicklungsreife Puppen zur Welt bringt).

Also genug der Mannigfaltigkeit und Absonderlichkeit! In Wirklichkeit ist dieselbe wahrscheinlich, nach der Analogie mit manchen Blattläusen zu urtheilen, noch größer, als man gegenwärtig annimmt. Wir sind noch weit davon entfernt, alle Geheimnisse in der Entwicklungsgeschichte der Reblaus zu kennen. Es ist beispielsweise noch unbekannt, wie lange die Reblauslarven auf ungeschlechtlichem Wege sich fortpflanzen können — wahrscheinlich länger als ein Jahr hindurch; denn neben der braunen Winterform, die aus dem großen Herbstei stammt, finden sich nach Carrière auch noch andere hellgefärbte Legelarven vor, die schon während des Winters an den Rebenwurzeln sich weiterentwickeln und weitervermehren. Auch die Ursachen, welche an der Entstehung der Nymphen aus der Legelarve betheiligt sind, kennt man trotz der vorzüglichen Beobachtungen Kellers[1], Carrières und anderer noch nicht völlig. Trockenheit und Nahrungsentziehung scheint die Entwicklung der Nymphen und hiermit der geflügelten Generation zu begünstigen; Feuchtigkeit und Nahrungsfülle scheint dagegen den Legelarven für die Erhaltung und die Vermehrung ihrer eigenartigen Form passender zu sein.

Wir verlassen nun die Reblaus, wie sie die Stechborsten ihres Saugschnabels in die Rinde der Wurzel einsenkt und durch das Muskelsystem ihrer elastischen Speiseröhre den Nahrungssaft aus der Rebe pumpt. Zur bessern Verarbeitung desselben besitzt sie auch eine eigene Speichelpumpe, die erst kürzlich eingehend beschrieben wurde[2]. Knotenförmige Anschwellungen an den feinern Würzelchen (Nodositäten) und Beulen an den stärkern Wurzeln (Tuberositäten) sind die nächste Folge jener Reblausthätigkeit. Wenn diese krankhaften Bildungen überhandnehmen und schließlich in Fäulniß übergehen, ist die Rebe verloren. Die Wurzeln werden zur Nahrungsaufnahme unfähig, die Triebe und Blätter verkümmern, die Trauben bleiben aus, und nach einigen Jahren ist meist schon der Tod der Rebe eingetreten. Das ist die Reblauskrankheit an *einem* Weinstock. Später wollen wir die Verheerungen, die diese Seuche im großen angerichtet, in ihrem historischen Verlaufe verfolgen.

[1] Zoologischer Anzeiger X (1887), 583.
[2] Ebd. XV (1892), 217; XVII (1894), 221.

E. Wasmann S. J.

Die Mosaiken von Ravenna.

Große Kunstwerke sind die sichtbaren Blüthen, ja die Spiegelbilder hoher geistiger Entwicklung. Gemeiniglich treten sie dort in die Erscheinung, wo eine ebenso gebildete als mächtige Persönlichkeit an der Spitze der Bewegung steht und die Förderung der Kunst als eines der glänzendsten Mittel zur Erreichung ihrer idealen Zwecke ansieht. Die Künstler sind eben auch Menschen, welche gewöhnlich nur dann mit Aufgebot aller Kräfte arbeiten, wenn Belohnung und Ehre in Aussicht gestellt sind. Ihre Kunstwerke erfordern meist reiche Mittel, weil schon das Material und die mechanische Arbeit großen Aufwand erheischen, wie ihn in vielen Fällen nur ein Fürst sich erlauben kann.

So ist auch Ravennas Kunst durch der Mächtigen Schutz und Förderung auf ihre Höhe gebracht worden. Ja, die alte Stadt war in dieser Hinsicht besonders bevorzugt, weil im Laufe eines Jahrhunderts die Herren dreier verschiedenen großen Reiche für dieselbe sorgten. Allbekannt sind in ihrer Kunstgeschichte drei hervorragende Personen: Galla Placidia, die Reichsverweserin des Abendlandes, Theodorich, der König der Goten, und Justinian, Kaiser des Morgenlandes. So haben wir bei Behandlung der ravennatischen Mosaiken drei Perioden zu unterscheiden: die römische, die gotische und die byzantinische. Ob dieselben sich nur auf die politische Geschichte der Stadt beziehen oder auch drei verschiedene Kunstrichtungen bezeichnen, bleibt zu untersuchen. Ja, diese Frage wird sogar einen wichtigen Theil unserer Ausführungen bilden, weil von ihrer Beantwortung wie die Werthschätzung so auch der Name vieler hervorragenden Kunstwerke des Abendlandes abhängt. Es handelt sich darum, ob dieselben als „byzantinisch“ oder als „römisch“ und „altchristlich“ zu bezeichnen sind.

I. Mosaiken, welche unter römischer Herrschaft zu Ravenna entstanden.

Rom und Byzanz waren schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts bedroht durch die Heere der Goten. Im Jahre 410 zog König Alarich in Rom ein. Dem Kaiser des Abendlandes blieb Ravenna als Residenz. In Rom fiel seine Schwester Galla Placidia in die Hände des Eroberers, der sie nach Gallien führte. 414 ward sie mit Alarichs Nachfolger, dem König Athaulf, vermählt, nach dessen Tode nach Ravenna zurückgesandt, 417 mit

Constantius vermählt, 423 aber gezwungen, mit ihrem Söhnchen, dem spätern Kaiser Valentinian III., nach Konstantinopel sich zurückzuziehen. Allein schon im Jahre 425 wurde ihr kaum sechsjähriger Sohn zu Rom als Kaiser mit dem Purpur bekleidet, und nun regierte sie als Vormünderin Valentinians bis zum Jahre 445 das Abendland von Ravenna aus. Wie einst Konstantin seine neue Hauptstadt dem alten Rom gleichzumachen gesucht hatte, so that der nach Ravenna übergesiedelte kaiserliche Hof, was er trotz des Unglücks der Zeiten vermochte, um auch seiner Residenz das Aussehen eines neuen Rom zu geben. Es fiel niemand ein, Ravennas Kunst und Cultur in Gegensatz zur römischen zu setzen, im Gegentheil: Ravenna wollte Rom beerben. Freilich ging im Völkergewirre jener schlachtenreichen Jahre die alte römische Kunst dem Verfall entgegen, freilich erhielt sie durch die Völker, welche das Morgen- und Abendland durchzogen, neue belebende Keime; aber im wesentlichen blieb sie die alte.

1. Was Ravennas Künstler damals wollten und konnten, erhellt am deutlichsten aus dem Grabmale der Galla. Im Jahre 450 war sie zu Rom gestorben; sie ward zu Ravenna in einem Sarkophag beigesetzt in der kleinen Kirche der hll. Nazarius und Celsus [1]. Der Grundriß des Baues hat die Form eines nach unten hin etwas verlängerten Kreuzes. Im untern Kreuzesarm liegt der Eingang, im obern ward die Kaiserin, wie man erzählt, thronend beigesetzt; in den seitlichen Armen stehen die Sarkophage ihrer Kinder: des Kaisers Valentinian und der Prinzessin Honoria. Ueber jedem jener vier Kreuzesarme erhebt sich ein Tonnengewölbe; in der quadratischen Mitte steigen die vier Mauern über die vier Tonnengewölbe hoch auf und enden in einer Kuppel. Die Kuppel, die vier Gewölbe und die Mauern des Innern dieser Kreuzkirche sind nun mit den herrlichsten Mosaiken bekleidet. Das Centrum des Baues, die Mitte der Kuppel, tritt uns auch als Mittelpunkt der Bilder entgegen; denn dort glänzt über der Stelle des alten Altares auf blauem Grunde zwischen goldenen Sternen ein goldenes Kreuz. Sein Längsbalken ist aber auffallenderweise nicht nach dem Eingange der Kapelle oder nach dem Chore hin gerichtet, sondern wendet sich gegen einen der seitlichen Arme des Grundrisses. Unter dem Kreuze erscheinen da, wo der kreisförmige Grundriß der Kuppel in den quadratischen übergeht, also in den Pendentifs oder

---

[1] *Agnelli* Liber pontificalis ecclesiae Ravennatis c. 42, Mon. Germ. SS. rer. Longob. p. 307; *Rubei*, Hist. Rav. (Venetiis 1590); *Fabri*, Le sagre memorie di Ravenna p. 291 s.; v. Quast, Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna (Berlin 1842) S. 10 f.

Zwickeln, die Brustbilder der Evangelistensymbole. Doch fehlen diesen noch Nimbus und Buch. Auch das verhältnißmäßig kleine Kreuz ist nicht in einen nimbusartigen Kreis eingefaßt, sondern einfach zwischen die Sterne hineingesetzt. Letztere herrschen vor; Kreuz und Symbole sind demnach etwas zu nebensächlich behandelt und vom Grunde zu wenig getrennt. Den Evangelistensymbolen folgen die zwölf Apostel. Je zwei derselben stehen neben jedem der vier Fenster, welche sich in den Obermauern des mittlern Theiles des Mausoleums öffnen. Nur Petrus und Paulus sind individualisirt; nicht nur haben ihre Köpfe die bekannte porträtartige Form, sondern sie halten auch ihre Symbole in der Linken, also Petrus einen Schlüssel, Paulus eine Rolle. Beide erheben die Rechte zum Kreuz und schreiten auf dasselbe zu. Die übrigen sechs Apostel sind auf den drei andern Oberwänden fast ganz gleich gebildet, also nicht durch die Zeichnung zu Paaren zusammengefaßt. Jeder erhebt seine Rechte. Die vier noch fehlenden Apostel findet man in zweien der vier Tonnengewölbe über den Armen des Kreuzgrundrisses des Mausoleums. Weil sie nicht, wie die acht ersten, zum Kreuze der Kuppel emporsehen können, hat der Meister über ihr Haupt das aus XP gebildete, von Alpha und Omega begleitete Monogramm Christi gesetzt. Sie strecken aber nicht den Arm aus, sondern legen wie sinnend ihre verhüllten Hände vor die Brust.

Die Tonnengewölbe der beiden andern Kreuzarme haben nur reiche Verzierungen. Die vier unter jenen Tonnengewölben aufsteigenden, durch sie im Halbkreise abgeschlossenen Wände an den Enden des Kreuzgrundrisses tragen theils symbolische theils historische Figuren. Verweilen wir zunächst bei letztern, weil wir ja eben von den Aposteln sprachen. Dem Eingange gegenüber und hinter dem Sarkophag der Galla steht neben dem Fenster auf einer Seite ein Patron der Kaiserin, der hl. Laurentius. Er trägt ein Buch, das Symbol seines Diakonates, und ein großes Kreuz, das Sinnbild seines Martyriums. Auf der andern Seite sieht man einen Schrank. Darin liegen die vier Evangelien, aber nicht in der gewöhnlichen Ordnung. In einem obern Gefache finden wir nämlich die Bücher der Jünger Marcus und Lucas, in einem tiefern die der beiden Apostel. Zwischen dem Schranke und dem Heiligen macht unter dem Fenster Feuer einen Rost erglühen. Laurentius schreitet auf sein Marterwerkzeug zu. Es entspricht dem Kreuze, welches er trägt, ebenso, wie der Schrank mit den Evangelien zu seinem Buche in Beziehung steht [1].

[1] Crowe und Cavalcaselle (Geschichte der italienischen Malerei, deutsche Ausgabe I, 21) sehen in den Mosaiken „die Allegorie vom Ursprunge des christlichen

Auf der gegenüberliegenden Wand, über dem Eingange, erblickt man den sitzenden Heiland in jugendlicher Gestalt. Eine hügelige Landschaft umgibt ihn. Je drei Schafe befinden sich zu seiner Rechten und Linken. Eines wird von ihm geliebkost; zwei ruhen, vier stehen[1].

Auf den beiden letzten Abschlußwänden, zur Rechten und Linken, sind je zwei Hirsche dargestellt, welche sich einer Quelle nahen. Neben derselben füllt reiches Laubwerk den Hintergrund. Zu diesen vier Hirschen gehören der Idee nach acht Tauben. Sie stehen zu zweien neben einem Gefäß unter den Fenstern des Oberbaues und zwischen dessen vier Apostelpaaren. Wir haben also wie zwölf Apostel so auch im ganzen zwölf Hirsche und Tauben als Sinnbilder der Gläubigen. Der untere Theil der Wände war in Manneshöhe mit Marmorplatten bekleidet; der Fußboden hat geometrische, aus kostbaren Steinen gebildete Muster. Die ehernen Schranken des Altares waren schon im 9. Jahrhundert durch marmorene ersetzt worden.

Um die Bedeutung dieser Mosaiken abzuwägen, müssen wir sie mit Rücksicht auf Inhalt, Zeichnung und Farbe untersuchen. Ihr Inhalt deckt sich im wesentlichen mit demjenigen der großen römischen Apsiden. Dort thront der Heiland oft inmitten der Apostel. Zwölf Lämmer nahen sich auf einem untern Streifen oder auf der Bogenwand. Die Evangelistensymbole bilden nach oben hin einen Abschluß. Ihren Mittelpunkt bildet Christi Brustbild oder eines seiner Symbole: Kreuz, Thron oder Monogramm. Hier im Mausoleum ist diese Composition aufgelöst und auf die Kuppel, die Gewölbe und die Wände vertheilt. Das Kreuz nimmt die Mitte der Kuppel ein zwischen den Symbolen der Evangelisten. Eine Wand trägt das majestätisch aufgefaßte Bild des Guten Hirten, ringsumher aber finden wir die zwölf Apostel und zwölf die Gläubigen vertretende Gestalten von Tauben und Hirschen. Das Bild des hl. Laurentius, eines Patrons der Galla Placidia, entspricht dem des Guten Hirten. In feinem künstlerischen Tacte sind auch andere Theile der Composition in Gleichklang gebracht; denn den vier Evangelistensymbolen der Kuppel entsprechen auf den Oberwänden ebensoviele Paare von Aposteln und Tauben, in den Tonnengewölben aber vier Hirsche und vier Apostel.

Glaubens und seinem Triumph über die arianische Ketzerei", im Bilde des hl. Laurentius „die Gestalt Christi, wie er häretische Bücher verbrennt". In Wahrheit trägt der „Rost, auf welchem ketzerische Bücher brennen", gar keine Bücher. Er kann nur wegen des hl. Laurentius hier dargestellt sein.

[1] *Garrucci*, Storia dell' arte cristiana tav. 229—233; Einzelheiten farbig bei Hübsch, Die altchristlichen Kirchen (Karlsruhe 1859 ff.), Tafel 27; Richter, Die Mosaiken von Ravenna (Wien 1878), Taf. II f.; v. Quast a. a. O. Taf. 4.

Auf die Zeichnung darf man wohl die Worte anwenden, mit denen Agnellus[1], der alte Chronist der ravennatischen Kirche, eine auf Befehl der Bischöfe Maximinian und Agnellus für ihren Dom gestickte Altardecke lobte: „Sie kann nicht besser gerühmt werden als dadurch, daß man sagt, ihre Figuren, Thiere und Vögel seien so gebildet, als ob sie Fleisch und Blut hätten und lebten.“ Und doch muß man sich auch wiederum hüten, diesen Ausspruch eines im 9. Jahrhundert lebenden Schriftstellers mißzuverstehen und demnach unsern Mosaiken Eigenschaften zuzuschreiben, die sie nicht haben, ja nicht haben wollen; denn Ravennas bessere Bildwerke zeugen zwar von guten Naturstudien, geben lebendige Figuren, sind aber doch weit entfernt von jener kleinlichen Naturwahrheit, vermöge deren heutige Maler jedes Detail wiederzugeben, jede Einzelheit zu individualisiren suchen. Agnellus begeistert sich für Bilder, in denen die Figuren so auftreten, daß sie natürlich bleiben, ohne die edle Würde klassischer Stilisirung zu verlieren. Ihr Faltenwurf ist groß, natürlich und voll Wechsel; die Bewegung aber bleibt gemessen. Die meistentheils etwas seitwärts gewandten Köpfe sind edel und vornehm; nur die Häupter der beiden Apostelfürsten zeigen sich in vollem Profil und sind unschön. Der Gute Hirte thront als Herrscher auf einem Felsen, hält sein hohes Kreuz wie ein Scepter mit der emporgehobenen Linken und liebkost mit der Rechten nach links hin eines seiner Lämmer. Seine Gestalt ist den ausgereiftesten Werken der altchristlichen Kunst beizuzählen und vereint in seltener Weise die idyllische Darstellung des Hirten der Katakombenbilder mit der großartigen Figur des in den alten Mosaiken thronenden Gottessohnes. Antike Vorbilder sind hier nicht ohne Einfluß auf den Zeichner geblieben. Er hat die auf Consulardiptychen damals so oft wiederholten Motive verwerthet. Warum sollte ihm das verwehrt gewesen sein? Die religiöse Kunst steht nicht im Gegensatz zur profanen; sie dankt ihr vieles und hat keine Veranlassung, sich grundsätzlich ablehnend gegen sie zu verhalten.

Die reichen Ornamente der Grabkapelle der Galla Placidia entwickeln die in der Grabkapelle der Constantia zu Rom gegebenen und erinnern an jene des großen Porphyrsarkophages, der aus S. Constanza ins Museum des Vaticans kam[2]. Die über die vier Apostelpaare gestellten und

---

[1] Liber pontificalis c. 80, Mon. Germ. l. c. p. 332.

[2] Cfr. *Garrucci* tav. 305 sg.

in Adlerköpfen endenden Muschelbaldachine unter der Kuppel finden sich auch am Sarkophag des Junius Bassus zu Rom[1].

Römisch sind die Mosaiken jener Grabkirche in ihrem Inhalte, römisch in ihrer Zeichnung, römisch auch in der Farbengebung; denn auf tiefblauem Grunde stehen die Ornamente in Gold und hellen Farben, die Figuren in heller Kleidung. Der Künstler will, sie sollen aus dem Dunkel heraustreten. Sehen wir auf die Einzelheiten dieser Farbengebung, so beginnen die vier Tonnengewölbe und ihre Bogen dunkelblau mit Gold; dann folgt ein grüngelber Boden, welcher auf dunkelblauem Hintergrund die vier Apostelpaare mit bläulichweißen Kleidern und gelblichweißen Pallien trägt. Die über jenen Aposteln zur Kuppel überleitenden weißen und gelben Muschelbaldachine erinnern im Colorit an Strahlen und Wolken. Ein fester rother Streifen mit Bändern in Weiß, Blau und Grün scheidet die Mauer von der tiefblauen Kuppel und von ihrem goldenen Sternenheer.

Senken wir den Blick, verlassen wir die in Gold strahlende Kuppel, so wächst das Blau nach unten hin an Umfang bis zum Grunde der Nischen (Lünetten), wo zwischen goldiggrünen Ranken die hellgrauen Hirsche, die weiße Figur des hl. Laurentius und die goldige des Heilandes mit den weißen Schafen dem Auge Ruhepunkte bieten. Die Farbenpracht ist voll Reichthum, aber ebenso voll Ruhe. Tiefes Blau und aus ihm hervorleuchtendes, mit Gelb und Weiß geeintes Gold geben dem Ganzen Halt. Für Vielheit sorgen die andern Farben, hier und da eintretend und wechselnd. Die blaue Grundfarbe wird heller und dunkler, macht dem Grün im Hintergrunde für eine Zeitlang Platz, aber löst es bald wieder ab. Sie läßt sich theilen durch Gold und Gelb und Weiß, sorgt aber immer für Zusammenhang und Einheit bis hinauf zu den Sternen der Kuppel. Agnellus rühmt von der später zu behandelnden Kirche des hl. Apollinaris zu Ravenna, sie habe bei Nacht geglänzt fast wie am Tage[2]. Welcher Glanz muß dieses Mausoleum erfüllt haben, als seine Glaspasten in

---

[1] *Garrucci* tav. 322, 2. Aehnliche Muscheln auf andern römischen Sarkophagen *Garrucci* tav. 319, 4. 325, 4. 330, 5. 359, 2. 367 und auf ravennatischen 336 sq. Daß die in der Kuppel des Mausoleums ausgeschweiften Ecken des Kreuzes keineswegs auf byzantinischen Einfluß deuten, wie Richter (S. 25) will, sondern auch früh im Abendland, besonders in Rom vorkommen, erhellt aus *Garrucci* tav. 330, 2 und 5. 331, 3. 350, 4. 353, 4. 386, 3 und 4. Freilich war diese ausgeschweifte Form in Ravenna besonders beliebt; sie wurde dort ausgebildet zum Hakenkreuz, tav. 392.

[2] Liber pontificalis c. 63, Mon. Germ. l. c. 323.

frischen Farben und ungetrübtem Golde strahlten! Ich hätte es sehen mögen, als von den untern Wänden und den Sarkophagen der glitzernde Marmor die Strahlen zurückwarf von zahlreichen Lampen und von all den brennenden Kerzen, welche die Cleriker und die Hofleute hielten, die sich hier um den Kaiser versammelt hatten, die in reiche Stoffe gehüllten Ueberreste seiner erlauchten Mutter in ihr Grab zu bringen.

2. Kurz nach dem Tode der Galla Placidia, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, gab Bischof Neon, der Nachfolger des hl. Petrus Chrysologus († 450), einer eben von ihm erneuerten Taufkapelle Mosaiken, wobei er sich zweifelsohne der in jenem kaiserlichen Mausoleum beschäftigten Arbeiter bediente. Seine Taufkapelle steht neben dem Dome und ist verhältnißmäßig gut erhalten. Ihre Weihe-Inschrift sagte:

Cede vetus nomen, novitati cede vetustas,
Pulcrius ecce nitet renovati gloria *Fontis*.
Magnanimus hunc namque Neon summusque sacerdos
Excoluit, pulcro componens omnia cultu [1].

Aendre den Namen des Baus, dem Neuen weiche das Alte;
Siehe, es strahlet verjüngt der Ruhm des heiligen Taufbrunns.
Denn mit hehrem Sinn hat Neon, der oberste Hirte,
Ihn verschönt und ganz erneut mit köstlichem Zierat.

Der erste Vers findet sich nun fast gleichlautend in der durch die Kaiserin Eudoxia nicht vor 437 erneuerten Basilika St. Peter in vinculis zu Rom. Er lautet dort:

Cede prius nomen, novitati cede vetustas [2].

So liefert er einen neuen, wichtigen Beweis für die enge Verbindung der römischen und der ravennatischen Kunstthätigkeit. Um die innere Ausstattung des erneuerten sogen. „katholischen" Baptisteriums zu verstehen, müssen wir zuerst seinen Aufbau betrachten. Der Grundriß bildet ein Achteck. Da jedoch vier Seiten Nischen haben, so wird er nach außen hin im untersten Stockwerk quadratisch. Im Innern stehen in den acht Ecken ebensoviele Säulen etwas von der Wand entfernt. Sie tragen acht Rundbogen, über denen das zweite Geschoß als einfaches Achteck emporsteigt. Hier stützen acht neue Säulen wiederum acht Rundbogen, auf denen die Kuppel ruht.

---

[1] *Agnellus* l. c. c. 28, p. 202.

[2] *De Rossi*, Inscriptiones christianae urbis Romae II, 110 et 134. Diese römische Inschrift ward im 6. Jahrhundert in einer afrikanischen Kirche copirt. *De Rossi*, Bullettino 1878 p. 14 sg.

Die Decoration[1] hatte also drei Theile auszustatten: den untern mit seinen vier Nischen, den mittlern mit seinen acht Seiten und die Kuppel. Wie der Aufbau, ist nun die Kuppel wiederum in drei Theile zerlegt, indem in ihr zwei concentrische Kreise oben in der Mitte eine scheibenförmige Abtheilung und darunter zwei ringförmige Felder bilden. Der mittlere Theil steht senkrecht über dem Taufbrunnen und enthält die Taufe Christi. Johannes ist auf ein Felsenstück gestiegen, von dem aus er mittelst einer Muschel Wasser ausgießt auf den im Jordan stehenden Heiland. Ueber seiner Muschel steigt die Taube mit ausgebreiteten Flügeln herab; zur Seite des Herrn taucht die Personification des Jordan aus dem Wasser empor. Da sie nur von der Brust an aus den Wellen hervorragt, beweist sie, daß die alten Künstler nicht aus Ungeschick, sondern mit Absicht die Gestalt des Heilandes auch unter dem Wasserspiegel sichtbar ließen bis herab zu den Füßen. Hier tritt die Absichtlichkeit dadurch besonders hervor, daß das Wasser unter der Personification des Jordan undurchsichtig, milchig, um Christus aber wie durchscheinendes Glas getönt ist. Man wollte die Figur des Erlösers als Hauptsache betonen; sie wäre aber für das Auge trotz ihres Nimbus, trotz der Taube und trotz der Stellung in der Mitte gegen Johannes zurückgetreten, wenn nur ihre obere Hälfte dargestellt worden wäre. Auch symbolische Gründe werden mitgewirkt haben, besonders Rücksicht auf die damaligen Tauferemonien, welche verlangten, daß die Katechumenen unbekleidet untergetaucht würden, um in der Taufe den alten Menschen abzulegen und dem von Gott in Unschuld erschaffenen Adam gleich zu werden.

Im ersten Ringe, welcher sich um jene mittlere Abtheilung legt, sind die zwölf Apostel dargestellt, und zwar so, daß unter der Figur Christi Petrus zur Linken, Paulus zur Rechten heranschreitet, und daß diesen Fürsten auf beiden Seiten je fünf Apostel folgen. Alle zwölf tragen mit ihren im Pallium verdeckten Händen eine Krone. Sie sind also ge-

[1] Die Mosaiken des Baptisteriums bei *Garrucci* l. c. tav. 226 sg., die Stuckfiguren 406 sg.; der Aufbau bei Rahn, Ein Besuch in Ravenna (Jahrbücher für Kunstwissenschaft I [1868]. Heft 2 u. 3); eine Ansicht des Ganzen bei Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes Taf. 37; Detailansicht bei Richter Taf. 1; eine farbige Ansicht des Ganzen bei Köhler, Polychrome Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien, Lieferg. 3. Der Grundriß des Baptisteriums wiederholt im wesentlichen den eines Saales der Caracalla-Thermen zu Rom und ist schon im Palaste des Augustus vorbereitet (vgl. Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst Taf. 2 n. 7 mit Taf. 1 n. 1—3). Er ist also nicht byzantinisch, sondern römisch.

schildert wie die vierundzwanzig Aeltesten der Apokalypse und wollen gleich jenen sagen: „Würdig bist du, Herr, unser Gott, zu empfangen Ruhm, Ehre und Lob, weil du alles schufest, und durch deinen Willen ward es und ist es erschaffen.“ So stimmt der Apostel Schar ein in das Zeugniß des Vaters, welches die Taube vermittelt, die über den im Jordan stehenden Herrn herabsteigt.

Unter den Aposteln endet die Kuppel in einem zweiten, schmalern Kranze mit acht dreitheiligen Compositionen. Abwechselnd enthält jede derselben in der Mitte in einer Apsis einen Altar, auf welchem eines der vier Evangelien liegt und an dessen Seiten je ein Sessel steht, oder einen reich verzierten Thron, neben dem durchbrochene Schranken erscheinen. Die meisten Erklärer haben die vier reichen Throne als Symbole der Herrlichkeit Christi gedeutet. Da jedoch Christi Thron in allen andern Mosaiken stets in der Mitte steht, nie aber von einem zweiten oder gar von mehreren gleichartigen begleitet ist, werden die hier vorkommenden vier Throne mit den acht neben den Altären stehenden Sesseln wohl die Sitze der zwölf Apostel sein. Die vier Altäre sind offenbar da für die auf ihnen liegenden Evangelien[1]. Wir haben also in diesem äußern Rande 16 Symbole der Apostel und Evangelisten, der Boten des Glaubens, welchen der Täufling annimmt.

Die Kuppel ruht auf dem oben beschriebenen achteckigen Aufbau. Hier tritt der Mosaicist vor dem Architekten und Stuccateur zurück.

Unter jedem der vier Throne und der vier Altäre, auf denen die Evangelien liegen, öffnet sich im Oktogon je ein Fenster. Neben jedem Fenster aber steht zur Rechten und Linken in plastisch aus Stuck gearbeiteten Nischen ein gleichfalls aus Stuck modellirter Prophet. Offenbar entsprechen diese 16 Propheten den oben dargestellten 16 Symbolen der Apostel und Evangelisten.

Ueber jede Nische hat der Stuccateur eine aus je drei kleinen Figürchen bestehende Gruppe gestellt. Vier dieser Gruppen zeigen Daniel zwischen

[1] Auffallenderweise ist der Auslaut der in den vier Evangelienbüchern stehenden Inschriften, wie schon Garrucci bemerkte, gräcisirend: Evangeliun secun Matheun, Evangeliun secun Marcun, Evangeliun secun Lucan, Evangeliun secun Joanne. Es kann diese fehlerhafte Schreibweise aus dem Dialekt von Ravenna stammen. Die 2 · 4 neben jenen reichen Thronen angebrachten Schranken werden als Verschlüsse von Martyrergräbern, also als Altäre, aufgefaßt. Es wären also zwölf Altäre dargestellt: vier, auf denen je ein Evangelium liegt, und acht, unter denen sich eine Confessio fände. Jene zwölf Sessel finden ihre Begründung durch Matth. 19, 28: „Ihr (Apostel), die ihr mir nachgefolgt seid, werdet . . . auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.“

den beiden Löwen, Christus zwischen den Apostelfürsten, einen Jüngling (Christus) auf einem Drachen und einem Löwen[1], sowie Jonas mit dem Ungethüm, das ihn verschlingt und ausspeit. Von den übrigen zwölf enthalten neun einen mit Trauben gefüllten Korb, dem sich Tauben, Pfauen, Hähne, Hasen und ähnliche Thiere nahen, drei einen Berg mit einem Kreuze und zwei Schafen, einen Baum mit zwei Löwen, endlich eine Vase mit zwei Hirschen. Diese Grüppchen dürfen weder als sinnlose Phantasiegebilde noch als Theile eines tief mystischen Cyklus aufgefaßt werden. Wie manche Sculpturen mittelalterlicher Kirchen sind sie Gebilde, in denen der Künstler aus dem alten Schatz der Vorbilder diejenigen nachahmte, welche ihm theils wegen ihres Inhaltes theils wegen ihrer Form paßten zum Ausfüllen des gegebenen Raumes. Einzelne dieser Bilder mögen kaum viel mehr als Lückenbüßer sein; trotzdem stehen alle in einer gewissen Beziehung zur Taufe. Sinnbilden sie doch einerseits die Besiegung der Versuchungen bei Daniel, Christus und Jonas, andererseits in den sich den Trauben nahenden Thieren die Güter, nach denen die Seele verlangt und die sie von Gottes Freigebigkeit zu erlangen hofft.

Steigen wir hinab in das Erdgeschoß, wo sich auf acht freie Säulen ebensoviele Rundbogen stützen. Die Zwickel zwischen jenen Bogen sind durch die Mosaicisten ausgefüllt mit acht in reichem Rankenwerk stehenden Männern. Sie tragen eine Tunica und ein Pallium, die meisten halten Rollen oder Bücher, vier machen den lateinischen Segensgestus. Es sind Bischöfe von Ravenna oder Kirchenväter, welche den Getauften die Lehre der im mittlern Geschoß dargestellten Propheten und der in der Kuppel stehenden Apostel überlieferten. Alle jene Apostel, Propheten und Bischöfe sehen herab auf die Mitte des Gebäudes. Da steht noch heute der große, achteckige Taufbrunnen. Vor einer seiner Seiten ist die Estrade angebracht, auf welcher sich der taufende Bischof hinter einen Vorhang stellte. Die nächstgelegene der Nischen des Unterbaues trägt auf tiefblauem Mosaikgrund die goldene Inschrift:

„Selig, deren Missethaten nachgelassen und deren Sünden verziehen sind" (Ps. 31, 1).

Ueber der nächsten Nische liest man wiederum in Mosaikbuchstaben:

„Wo Jesus seine Kleider ablegte und Wasser in ein Becken goß und die Füße seiner Jünger wusch" (Joh. 13, 4 f.).

---

[1] Ps. 90, 13: Ueber Aspis und Basilisk wirst du wandeln und zertreten Löwe und Drache.

Hier legten die Täuflinge ihre Kleider hinter einem Vorhange ab, von hier aus stiegen sie in den Taufbrunnen, hier kleideten sie sich wieder an; darauf wusch der Bischof oder ein Priester ihnen die Füße[1]. Ueber der dritten Nische steht:

„Jesus wandelt über das Meer und reicht dem sinkenden Petrus die Hand. Auf Befehl des Herrn legte der Wind sich alsogleich."

Auf der vierten Seite des Erdgeschosses, über dem Ausgang, lasen die Getauften den Vers:

„An den Ort seiner Weide hat er mich gestellt, am Wasser der Erquickung mich erzogen" (Ps. 22, 2).

Sie wurden durch diese Thüre zur Kathedrale geleitet unter dem Gesange des Psalmes: „Ich will eingehen zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut" u. s. w. Dort wohnten sie der heiligen Messe bei und empfingen die erste heilige Communion[2].

Wenden wir nun den Blick von Einzelheiten zum künstlerischen Gesamteindruck dieser Taufkirche. Zwei Klippen hat der Meister in genialer Weise vermieden: Eintönigkeit und Zerrissenheit. Das Mausoleum der Placidia bot Wechsel durch seine Anlage in Kreuzesform und durch die verschiedenartigen Gewölbe. Hätte der Mosaicist auch hier im Baptisterium alles mit Glaspasten bedeckt, das Innere wäre ermüdend flach geworden. Geschickt beginnt der Baumeister mit einem Achteck, das er nach außen zum Quadrat erweitert, im Innern aber durch Nischen bereichert. Im Oberbau hält er durch 8 Fenster und 8 Säulen die Grundform fest, kommt aber durch Dreitheilung jeder Seite zur Zahl 24. Sie hält er in der Kuppel im äußern Rande fest in 8 dreitheiligen Scenen ($3 \cdot 8 = 24$), theilt sie aber dann unvermerkt bei den Aposteln in 12. Oben in der mittlern Darstellung endet er mit den 3 Figuren der Taufe Christi.

Ebenso genial ist der Zusammenhang vermittelt worden in der Höhenrichtung wie in der Breite. Sowohl im untern als im mittlern Geschoß fassen über je acht Rundbogen die mit reichen Ranken in Mosaik gefüllten Zwickel und die auf ihnen ruhenden starken Gesimse das Achteck zur Einheit zusammen. Oben wirkt der breite Rand des Kuppelmosaiks mit seinen 24 länglichen Abtheilungen zugleich wie eine um das Ganze gelegte Kette und als Verbindungsglied zwischen dem tragenden Oktogon und der getragenen Halbkugel. Unten erscheinen 8 Säulen, in der Mitte

[1] *Garrucci,* Storia IV, 38; Civiltà cattolica XII (1876), 209 sg.

[2] *S. Ambrosius,* De mysteriis c. 8. Vgl. Thalhofer, Liturgik II (2. Aufl.), 59.

3 · 8 = 24 kleinere, oben 8 · 8 = 64 kleinste Säulen. Darüber erheben sich zwischen den Aposteln 12 Stauden, um das mittlere Bild zu tragen. Auch aus den Zwickeln des Oberbaues wachsen ähnliche Pflanzengebilde in den Rand der Kuppel hinein, um sie mit dem Unterbau in Verbindung zu setzen. Der Uebergang aus dem Quadrat ins Oktogon und von da in die Halbkuppel mit ihren zwölf Aposteln wäre ohne Vermittlung hart gewesen. Er wird leicht durch jene Unterabtheilungen, welche die Zahlenreihen 4, 8, 24, 64, 16, 12, 3 ergeben.

Coloristisch ist das Ganze nicht minder bewundernswerth. Die untersten Wände waren mit Marmorplatten belegt, die untern Bogenzwickel enthalten auf tiefblauem Grunde und in goldenen, mit Grün abgetönten Ranken 8 weiße Figuren. Nun folgen zwischen 24 größern und 32 kleinern weißen Säulen die 16 hellen Stuckfiguren der Propheten mit 16 kleinen Gruppen. Dann bringt der äußere Rand der Kuppel auf dunkelgrünem Boden und auf abwechselnd hell- und dunkelblauem Hintergrund jene vier Altäre und zwölf Sitze. Der innere Rand trägt die Apostel, welche abwechselnd mit weißem Kleide und goldenem Mantel oder mit goldenem Kleide und weißem Pallium auf hellblauem Grund stehen. Im mittlern Kreise gibt heller Goldgrund der Scene entscheidendes Uebergewicht. Das weißliche Wasser und die fleischfarbige Figur des Herrn treten wegen der hellern Farbe und des geringern Glanzes klar hervor. Der Boden, auf welchem der Täufer steht, hält durch seine grüne Farbe der ebenfalls grünen Personification des Jordan das Gleichgewicht, während die fast unbekleidete Gestalt des Johannes durch ein dunkles, mit Weiß gehöhtes Tuch vor der des Herrn an coloristischer Bedeutung zurücktritt.

Die Haupttöne bleiben: Weiß und Gold auf mehr oder weniger dunklem blauem Grund. Grün dient, um ins Gold, in die Hintergründe, ja selbst in die Figuren kleinere Unterschiede zu bringen. So wechselt Grün und Blau im äußern Ringe der Kuppel zwischen den Mosaiksäulchen; denn hinter den vier Altären und den vier reichen Thronen ist der Hintergrund dunkelgrün, neben ihnen aber dunkelblau. Letztere Farbe wird dann wieder durch die zwischen den Abtheilungen aufsteigenden grünen Ranken abgelöst. Roth erscheint selten und spärlich; reichere Verwendung hätte die Harmonie der Farben und die ruhige Wirkung des Goldes gestört.

Die Köpfe der Figuren sind voll Wechsel, Individualität und Leben, nur etwas zu klein im Verhältniß zur Länge des Körpers. Man darf aber zu gerechter Beurtheilung nicht vergessen, daß der Boden des Baptisteriums jetzt erhöht, also der Sehwinkel geändert ist. Auch thäte man

dem Künstler unrecht, wenn man seine Kuppelfiguren nach einer Zeichnung beurtheilte, welche in der Fläche bleibt, während seine Gestalten in gebogenen Flächen stehen.

Die 16 Stuckfiguren des mittlern Geschosses machen beim ersten Blick den Eindruck späterer Schöpfungen. Auffallend sind besonders ihre fliegenden Gewandtheile. Indes sind ähnlich bewegte Gewänder auch in den Mosaikfiguren hie und da zu sehen. Beim hl. Laurentius im Mausoleum der Placidia sind sie sogar schon stark entwickelt.

In richtigem Tact haben die Künstler ihre Stuckfiguren durch die Farbe von den Mosaiken getrennt. Sie haben dieselben hell gehalten und so von den kräftigen Tönen der Mosaiken geschieden. Mit ihren Ornamenten und den sie umschließenden Architekturtheilen wirken die Stuckfiguren als Mittelglieder zwischen den Mosaiken; sie sind hinlänglich mit ihnen verbunden und von ihnen getrennt. Wie viele Moderne hätten den Pinsel tief in den Farbtopf getaucht, den leichten Stuckarbeiten schwere Farben und reiche Vergoldung gegeben und sie zu Lügnern gemacht, welche ihren Werth verbergen, indem sie den Mosaiken ebenbürtig sein wollen!

So ist diese Kapelle ein nach allen Seiten hin trefflich durchdachtes Werk. Wollte aber ein Künstler sie heute einfach *nachahmen*, er würde auf große Schwierigkeiten stoßen, ja Ungereimtes versuchen. Die mittelalterliche Kunst hat die Ikonographie weiter entwickelt: den Aposteln gab sie Nimben, jeden derselben charakterisirte sie durch Symbole; die Propheten bildete sie anders als die Apostel, wieder anders die Bischöfe und die Kirchenlehrer. An die Stelle der alten, einfachern Symbolik hat sie eine andere gesetzt. Solche Throne und Altäre, solche neben Körben stehende Thiere aller Art, eine solche Personification des Jordan können wir heute für katholische Kirchen nicht mehr brauchen. Es ist mit diesen Dingen wie mit der Form der Predigten des hl. Chrysologus, dessen Nachfolger zu Ravenna jene Taufkirche baute; es ist damit wie mit den Reden anderer Kirchenväter: ihr Inhalt bleibt ewig wahr, ihre Ausgestaltung werthvoll; aber trotzdem kann ein Prediger sie genau so, wie sie liegen, heute nicht vortragen.

Stellen wir uns einmal vor, in einer Nachahmung dieses Baptisteriums hätten Apostel, Propheten und Lehrer nicht mehr die gleichfarbige und gleichartige Gewandung, die einzelnen Figuren seien genauer charakterisirt, an der Stelle jener einfachen Gruppen der den Traubenkörben sich nahenden Thiere ständen andere, wie die uns geläufige Ikonographie sie fordert: die einheitliche Wirkung wäre verloren. Es gibt freilich Leute, welche

über die Fortbildung der christlichen Kunst hinwegsehen möchten, um sich wieder auf den Standpunkt zu stellen, den die Künstler vor anderthalb tausend Jahren einnahmen, der doch offenbar überholt ist. Bei neuen Schöpfungen kommt es nicht darauf an, Alterthumsfreunden zu genügen, sondern dem christlich-katholischen Volk, das in der lebensfrischen kirchlichen Entwicklung steht; ein neugeschaffenes kirchliches Kunstwerk darf ihm nicht als etwas Fremdes gegenübertreten. Copiren können wir solche altchristliche Werke also nicht, aber lernen sollen wir von ihnen vieles. Wie klar zeigt diese Kapelle, was tüchtige Meister mit wenig Geld durch Stuck erreichen konnten! Nur Unkenntniß der antiken, der altchristlichen, ja selbst unserer deutschen Kunst der romanischen wie der gotischen Periode kann Stuck und gebrannten Thon aus den Kirchen grundsätzlich verbannen wollen. Ohne eine Stuckfigur wäre dies Baptisterium kein so reiches Meisterwerk. Die alten Römer haben die Stuckarbeit auf die christliche Kunst vererbt. Aus den kaiserlichen Palästen Roms zog sie mit den Kaisern nach Ravenna; denn den Bischöfen der Stadt waren und blieben die Bauten der römischen Cäsaren in technischen Dingen Muster und Vorbilder [1].

Nur zwei oder drei Jahrzehnte, nachdem das Taufhaus des Bischofes Neon und die Grabkirche der Kaiserin Galla Placidia vollendet waren, im Jahre 476, ward hier in Ravenna der letzte römische Cäsar, Romulus Augustulus, von Odoaker abgesetzt. Ein neues Weltalter nahte. Im Jahre 493 übergab Odoaker Ravenna an Theodorich. So begann für diese Stadt die Zeit der Herrschaft der Ostgoten, für das Abendland die der germanischen Stämme.

---

[1] Andere Stuckarbeiten dieser Zeit beschreibt Agnellus c. 23: Lapidibus pretiosissimis (episcopus Ursus ecclesiam Ursianam) parietibus (i. e. parietes) circumdedit, super totius templi testudinem *tessellis* variis diversas figuras composuit.... Euserius (al. Cuserius) et Paulus unam parietem exornaverunt (in) parte mulierum, iuxta altarium sanctae Anastasiae, quod fecit Agatho. . . . Aliam vero parietem (in) parte virorum comptitaverunt Satius et Stephanus . . . hinc atque illinc *gipseis* metallis diversa hominum animaliumque et quadrupedum enigmata inciserunt et valde optime composuerunt. c. 41: (Ecclesia) sanctae crucis preciosissimis lapidibus structa et gipsea metalla sculpta. c. 86: (Agnellus ecclesiam s. Martini) tessellis decoravit, suffixa vero metalla gipsea auro superinfixit, lapidibus vero diversis parietibus adhaesit et pavimentum lithostratis mire composuit. Diese in barbarischem Latein gegebene Stelle zeigt, daß also in St. Martin, jetzt Apollinare nuovo, wie im Baptisterium die Oberwände mit feinen Mosaiken, die mittlern Theile mit Stuckfiguren, die untern mit Marmorplatten, der Boden mit einfacherem Mosaik verziert war. Mon. Germ. l. c. p. 288. 306. 335.

II. Mosaiken, welche unter gotischer Herrschaft zu Ravenna entstanden.

1. Als Odoaker das ausgehungerte Ravenna nicht länger halten konnte, zog Bischof Johannes mit Kreuzen, Rauchfässern und mit dem heiligen Evangelium [1] zu Theodorich hinaus, bat um Frieden und erlangte ihn. Der neue König war Arianer. Er ließ den Katholiken Religionsfreiheit, baute aber für seine Partei eine Kathedrale zu Ehren des hl. Theodor und eine Taufkapelle, die S. Maria in Cosmedin genannt ward.

Die Taufkapelle der Arianer ist kleiner als die oben beschriebene der Orthodoxen; auch ihre Mosaiken [2] sind unbedeutender. Fügte es künstlerische Erfindungsgabe oder Widerspruchsgeist oder das Verlangen, etwas anderes zu liefern, daß die Kuppelmosaiken der arianischen Taufkirche trotz der Uebereinstimmung im Gegenstand sich in fast allen Einzelheiten zum katholischen Baptisterium in Gegensatz setzten? Ihre Kuppel zerfällt nicht in drei, sondern nur in zwei Abtheilungen, weil der äußere Rand wegblieb, welcher in der katholischen Kapelle jene vier Throne und vier Altäre trägt. Dafür ist aber ein Thron eingeschoben in den von den Aposteln eingenommenen Rand. Die Mitte zeigt wiederum die Taufe Christi. Die Schar der Zwölfe ist auch hier in zwei Theile getheilt und folgt den Apostelfürsten; aber sie bewegt sich nicht von beiden Seiten auf einen zu den Füßen Christi liegenden Punkt hin. Nein, alle gehen zum Throne, dessen Lehne gegen Christi Haupt gewendet ist. So sind hier zwei in verschiedener Richtung liegende Hauptpunkte angenommen: Christus im Jordan und sein Thron. Will man die Gruppe der Taufe sehen, so muß man sich rechts stellen; um die Procession der Apostel zu betrachten, muß man auf die linke Seite treten.

Im katholischen Baptisterium hat der Täufer einen Nimbus, die Apostel entbehren desselben; hier ist das Umgekehrte der Fall. Dort findet man Johannes rechts, den Jordan links, hier Johannes zur Linken des Herrn. Der Jordan ist zu einer vollen Figur ausgewachsen und überragt sowohl Christus als Johannes an Größe. Dort trägt der Vorläufer ein großes Kreuz und tauft er; hier hält er einen kleinen Hirtenstab und legt er Christo nur die Hand aufs Haupt. Dort wachsen zwischen den Aposteln leichte Stauden auf und hängen vom Rande des mittlern Bildes hinter den Häuptern der Apostel Tücher herab, welche den Zusammenhang

---

[1] *Agnellus* c. 39. Mon. Germ. l. c. p. 303.

[2] *Garrucci* tav. 241. *Agnellus* c. 86, p. 334.

der beiden Abtheilungen vermitteln; hier stehen zwischen den Aposteln Palmbäume, der Zusammenhang zwischen der Taufe und den Aposteln ist aber in keiner Weise betont. Auch die Zeichnung ist trockener und nüchterner. Freilich hat eine Restauration vieles verdorben; hat sie doch z. B. die ganze Figur Petri mit seinen zwei Schlüsseln erneuert[1]. Auch die Farbengebung ist einfacher geworden, aber noch klar und mustergiltig. Vom dunkelblauen Hintergrunde heben sich die Apostel scharf ab, weil ihre Kleider weiß und nur mit wenig Blau schattirt, ihre Haare weiß oder braun sind. Auch ihre Nimben sind weiß, gehen aber über in Blau und enden in einem schwarzen oder rothen Rande. Das Grün des Bodens, auf dem sie wandeln, steigt in den zwischen ihnen aufwachsenden Palmen auf, um auszuklingen in dem grün gekleideten Jordan und im grasigen Boden, auf welchem Johannes steht. Wie im katholischen Baptisterium ist der Grund hinter Christus und dem Täufer auch hier golden. Roth verwendete der Mosaicist fast nur im Rande und für die Früchte der Palmen. Oft hat er dagegen farbige Gegenstände mit Gold gehöht, um die einheitliche Wirkung zu steigern.

Nach Vollendung der arianischen Kathedrale und ihres Taufbrunnens errichtete Theodorich eine große Kirche zu Ehren des hl. Martin von Tours, des Schutzpatrons der Franken. Jetzt heißt sie S. Apollinare Nuovo, weil der Leib des hl. Apollinaris aus der Hafenstadt Classis im 9. Jahrhundert in sie übertragen ward. Die Wände ihres Mittelschiffes ließ der König mit Mosaiken verzieren[2]. Da jede Langseite 11 Fenster hat, zwischen denen 10, neben denen aber beim Eingange und beim Chore je 3 Abtheilungen sich finden, so boten in der Fensterreihe auf jeder Seite 16 Stellen Raum für Mosaiken. Ueber der Fensterreihe ergaben sich auf jeder Seite je 11 + 16 = 27 Abtheilungen. Zwischen und neben den Fenstern wurden auf einer Seite die zwölf großen und die vier kleinen Propheten, auf der andern Apostel und Evangelisten angebracht. Alle stehen auf einem Fußbrett, haben einen Nimbus und ein Buch oder eine Rolle und tragen über einer mit Purpurstreifen besetzten weißen Tunica ein weißes Pallium, auf dem ein eigenthümliches, einem rechten Winkel ähnliches Zeichen sichtbar ist. Der Boden ist grün, der Hintergrund golden.

In der obersten Reihe wechseln auf jeder Seite 13 Scenen aus dem Leben Christi mit 14 goldenen, muschelförmig endenden Absiden. Letztere stehen über den Propheten und Aposteln, bilden also den obern Abschluß

---

[1] Richter, Die Mosaiken von Ravenna S. 38.

[2] *Agnellus* c. 86, p. 334 sq.; *Garrucci* tav. 242 sg.

einer sie umfassenden Nische. In jeder hängt über dem Haupte des Apostels oder Propheten eine Krone, auf jeder sitzen zwei Tauben. Die zwischen jenen Nischen, über den Fenstern angeordneten Scenen schildern Ereignisse aus Christi Leben, welche von den Propheten verheißen, von den Aposteln gepredigt, von den Evangelisten beschrieben wurden. Ihr Cyklus beginnt beim Eingange links, auf der Evangelienseite, und geht bis zum Chore; rechts vom Eingange setzt er sich auf der Frauenseite fort und endet auch hier vor dem Chore. In der ersten Hälfte ist das öffentliche Leben des Herrn geschildert, in der andern die Geschichte des Leidens und der Auferstehung. Bemerkenswerth ist, daß Christus auf der ersten Seite als Wunderthäter und Lehrer stets bartlos und jugendlich, auf der andern jedoch, im Leiden sowohl als nach der Auferstehung, bärtig und alt dargestellt ist. Der Kreuzesnimbus bleibt ihm jedoch hier wie dort in gleicher Weise. Die Leidensgeschichte hebt an mit dem letzten Abendmahle, übergeht die Geißelung und Dornenkrönung und endet mit der Herausführung nach Golgatha. Darauf sehen wir zwei Marien vor dem Engel am Grabdenkmal, den Herrn aber bei den Aposteln und bei den Emmausjüngern.

Die Composition ist schablonenartig geworden. Die alte freie Kunst endete, und die Meister zehren von der Erbschaft der Vorfahren. Soviel als möglich ist Christus bei jeder Scene in die Mitte gestellt; vor ihm finden die Personen Platz, mit denen er handelt; hinter ihm steht wenigstens ein Jünger, um die Apostelschar zu vertreten. Zuweilen, z. B. bei der Brodvermehrung, wo der Meister zwischen vier Jüngern steht, ist die linke Seite wenig mehr als ein Spiegelbild der rechten. Der Herr schaut die vor oder neben ihm Dargestellten nicht an, sondern blickt mit en face gebildetem Kopfe und großen Augen in die Kirche hinein, als kümmere ihn nicht, was um ihn her vorgehe. Auch die andern Figuren sind meist en face gegeben, treten also für gewöhnlich nur durch Gestus und Gruppirung zu einander in Beziehung.

Alle Apostel und Engel sind in Weiß gekleidet; der Heiland trägt das ihn als König ausweisende Purpurgewand[1]; die übrigen Personen, die Blinden, welche Heilung erbitten, die Pharisäer, der Zöllner, Pilatus, seine Knechte u. s. w. haben auf weißen Tuniken farbige Mäntel.

---

[1] *Cassiodori* Variarum I, 2 (*Migne*, P. lat. LXIX, 505 sq.): Color nimio lepore vernans (florentis semper purpurae), obscuritas rubens, nigredo sanguinea *regnantem discernit*, dominum conspicuum facit, et praestat humano generi, ne de aspectu principis possit errari.

Die Gebäude sind, den alten Kunstüberlieferungen entsprechend, nur schematisch angezeigt, die Landschaften nur angedeutet.

Der Cyklus bildet ein Gegenstück zu den Genesisbildern von Maria Maggiore zu Rom, aber er ist klarer und deutlicher. Wie in jener Marienkirche bleibt der Zeichner sich auch in S. Apollinare seiner Aufgabe bewußt, die Wände in einer der Architektur der Kirche entsprechenden Weise zu zieren. Er zeigt zwar, wo es nöthig ist, die Landschaft und die im Hintergrunde sich abspielende Handlung, erlaubt aber dem Blick nicht, ins Weite zu schweifen. Darum hat Labarte[1] im wesentlichen recht, wenn er schreibt: „Den Mosaicisten ward nicht erlaubt, in Gotteshäusern etwas zu schaffen, was den architektonischen Charakter verwischen konnte, also auf einer Mauer, welche voll bleiben mußte, um die Gewölbe zu tragen, eine Landschaft oder einen Himmel darzustellen, die man in Wirklichkeit nur bemerkt haben würde, wenn das Volle durch eine Leere ersetzt worden wäre. Der Mosaicist mußte sich darauf beschränken, zur Auszierung des Gebäudes beizutragen; darum begnügte er sich, Mauern und Gewölbe mit einem glänzenden Goldgrund zu bekleiden, welcher, ohne die architektonische Form zu ändern, für das Auge den Stein (der Mauern) in einen kostbaren Stoff verwandelte."

Welche Arbeiter verwendete nun Theodorich zur Herstellung dieser Mosaiken? Eine große Anzahl von Schriftstellern ist gewohnt, alle Mosaiken Ravennas einfach als byzantinisch zu bezeichnen. Für viele scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß der König der Goten seine Künstler nur aus Byzanz berufen und erhalten konnte. Sie vergessen, daß kurz vor der Eroberung Ravennas sowohl die Grabkirche der Galla Placidia als das Baptisterium des Bischofs Neon in kunstreichster Weise ausgestattet wurden, und daß diese beiden Bauten keineswegs die einzigen waren, welche Mosaiken erhielten. Bei Theodorichs Ankunft lebten also jedenfalls auch in Ravenna tüchtige Mosaikarbeiter. Sie waren aus Rom oder andern italienischen Städten, nicht aus Byzanz dorthin verpflanzt worden. Jedenfalls standen sie in enger Beziehung zu denjenigen, welche mit den von Galla Placidia bewilligten Mitteln unter Leo dem Großen St. Paul vor den Mauern Roms ausstatteten.

Auch aus Rom konnte Theodorich Künstler heranziehen. Steht doch durch einen im Namen des Königs von Cassiodor geschriebenen Brief fest, daß er für den Bau einer Herculesbasilika aus Rom Marmorarbeiter

[1] Histoire des arts industriels IV, 185.

berief, damit sie ihm „verschiedene Marmorsorten in angenehmem Wechsel nach Art von Gemälden zusammenfügten“ [1]. Es handelte sich vielleicht um Fußböden in Mosaik oder um Wandbekleidungen, jedenfalls um profane Werke. Wenn aber der König solche Marmorarbeiter, deren Leistungen nicht hinter denen der alten Meister zurückstehen sollten, aus Rom, nicht aus Byzanz berief, und wenn er nicht bezweifelte, sie seien dort leicht zu haben, dann muß in Rom die alte Kunst der Mosaicisten nicht so sehr in Vergessenheit gerathen sein, wie manche begeisterten Vertreter der byzantinischen Kunst glaubhaft machen wollen. Wo die Ideale des Theodorich und seiner Räthe lagen, sagt uns Cassiodor mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Beginnt doch der eben angezogene, von ihm aufgesetzte Brief mit den Worten: „Einem Fürsten ziemt die Sorge um die Hebung des Gemeinwohles, und es entspricht ihm wahrlich, die Hoflager mit Gebäuden zu zieren; denn fern sei von uns, hinter den Alten zurückzustehen in der Pflege des Schönen.“ In einem andern Briefe beklagt Theodorich das „bittere Schicksal seiner Zeit, daß die Kunstwerke der Alten Schaden leiden, obwohl er täglich den Schmuck der Städte zu mehren wünscht“. In einem dritten lobt er den Symmachus als „den fleißigsten Nachahmer der Alten“. Weiterhin betont eine Anweisung für den Hofbaumeister zweimal, neue Werke seien nach dem Muster der Alten aufzuführen. Als Künstler, die zu dieser Nachahmung alter Vorbilder den königlichen Architekten untergeordnet seien, nennt die Anweisung „Maurermeister, Marmorarbeiter, Erzgießer, Gewölbemaurer, Gipsplastiker und Mosaicisten“. Dem Conservator der römischen Kunstdenkmäler legt der König in einem andern Schriftstück ans Herz, „die Kunstwerke der Alten müßten restaurirt und erneuert werden, Neues sei mit dem Glanze des Alten zu bekleiden“. Er weist ihn an, die Schriften und Werke der Alten zu studiren, damit er ihnen nahekomme [2].

Wer sind nun jene Alten, auf welche der König durch seinen Minister so oft hinweist als auf Muster und Wegweiser? Sind es Römer oder Byzantiner? Nicht einmal seinen Purpur erhielt der König von Byzanz; denn in Calabrien hatte er eigene Fabriken [3]. Keines seiner

---

[1] *Cassiodori* Var. lib. I, epist. 6 (*Migne* l. c. LXIX, 512).

[2] *Cassiodori* Var. I, 35; IV, 51; VII, 5 et 15 (*Migne* l. c. LXIX, 566. 642. 714. 718. Alle diese Briefe sind um so wichtiger, weil Theodorich am byzantinischen Hofe erzogen worden war.

[3] *Cassiodori* Var. I, 2 (*Migne* l. c. LXIX, 505 sq.).

Schriftstücke deutet auch nur an, daß er byzantinische Künstler berief. Er stellte Conservatoren auf für römische Denkmäler; diese sollten nachgeahmt werden, auch vom Vorsteher der Mosaikarbeiter. So legt sich von selbst der Schluß nahe, unter Theodorich sei einfach die alte römische Kunstfertigkeit fortgesetzt worden, soweit es unter den veränderten Umständen möglich war. Um so stärkere Beweise wären nöthig für die bisher noch nicht erwiesene Anschauung so vieler der Neuern, welche immer wieder der byzantinischen Kunst eine Weltherrschaft zugestehen, die selbst Rom und Ravenna bereits zu Theodorichs Zeiten sich dienstbar gemacht habe. Es dürfen also auch die in Apollinare Nuovo unter Theodorich ausgeführten Scenen, Figuren und Verzierungen als Erzeugnisse einer römisch-ravennatischen Schule angesehen werden. In ihnen ist nichts, was nicht als Fortsetzung der römischen Kunst aufgefaßt werden könnte. Mit Recht sagt darum Woermann [1]: „Rom war doch immer der Hauptsitz der Kunst in Italien, auch die Kunstthätigkeit in Ravenna hatte von dorther ihre ersten Impulse bekommen; die Bedingungen für die fernere Entwicklung wie für den Verfall der Kunst sind dann an beiden Orten die gleichen. Die von Crowe und Cavalcaselle ausgesprochene Ansicht, daß in Ravenna eine Ueberlegenheit auf Grund lebhaftern Zusammenhanges mit der griechischen Welt zu erkennen sei, wird durch die Prüfung der Denkmäler nicht bestätigt und läßt sich geschichtlich nicht ausreichend begründen."

Geschichtlich steht fest, daß Rom auch unter den Goten der geistige Mittelpunkt Italiens blieb.

Als Theodorich 526 starb, waren die Mosaiken in S. Apollinare Nuovo wahrscheinlich noch nicht vollendet. Die dem Tode des Königs folgenden Wirren schoben ihre Fortsetzung hinaus. Das Reich der Ostgoten neigte sich zum Falle, und mit ihm verlor der Arianismus seine Macht. Bereits im Jahre 540 setzte Belisar sich durch Verrath in den Besitz der Stadt, die sich unter das Scepter Justinians beugen mußte. Wir werden also zu untersuchen haben, ob nicht wenigstens jetzt die byzantinische Kunst in Ravenna einzog, um von da aus für Jahrhunderte das Abendland zu beherrschen.

---

[1] Geschichte der Malerei von Woermann und Woltmann I, 167.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Mohammed und die Literatur der Araber.

Mit Mohammed endigt der erste Zeitraum der arabischen Literatur. Der Abschluß war indes kein plötzlicher. Manche angesehene Dichter der ältern Zeit, wie El Ascha und Zoheir, erlebten noch das Auftreten des Propheten. Der greise Moallaka-Dichter Lebîd soll erst unter dem Kalifen Abubekr gestorben sein. Man nannte diese Dichter die „Beidlebigen" (Mochadremun), weil sie zugleich dem Zeitalter der „Unwissenheit" und jenem des „Islâm" angehörten. Sie bewegten sich jedoch noch vorwiegend in den Anschauungen und Formen der frühern Zeit. Erst in Mohammed erhielt der Volksgeist der Araber eine wesentlich neue Richtung, die zwar wenig poetische Fruchtbarkeit bewährte, aber um so gewaltsamer alles ummodelte, was in den Kreis ihrer Anziehung gerieth. Bis auf ihn dichtete jeder, was er wollte; von ihm an aber durfte nichts mehr gedichtet und geschrieben werden, was nicht wenigstens einen kurzen Spruch des Korân an der Stirne trug, und selbst die verwegensten Freigeister vermochten sich nicht völlig seinem Machtgebot zu entringen.

I.

Mohammeds Leben steht in seltsamem Gegensatz zu jenem der altarabischen Dichter, deren Charakter wir an der Hand der Ueberlieferung zu zeichnen versucht haben. Er ist kein toller Brausekopf wie Tarafa, kein romantischer Abenteurer wie Amrulkais oder der Halbneger Antara, kein liederlicher Hofpoet wie Nâbigha, kein fahrender Sänger wie El Ascha, auch kein biederer, ehrwürdiger Friedensstifter wie der alte Zoheir. Unter den vielen hundert Poeten, die vom Anfang des 6. Jahrhunderts bis weit über seinen Tod hinaus lebten, wird sein Name nicht genannt. Er tritt weder an dem Markte von Okâz auf, noch an den kleinen Höfen in Syrien und Mesopotamien: sei es, daß er für die allgemein beliebte Kunst des Versemachens keine Anlage in sich verspürte, sei es, daß er sie verschmähte oder unter den gedrückten Verhältnissen seiner Jugend nicht Muße und Lust fand, sich darin zu üben. Denn es war eine harte, freudlose Jugend[1].

Seinen Vater Abd Allâh verlor er schon, bevor er selbst (etwa um 569 bis 571) das Licht der Welt erblickte. Nur sechs Jahre lang zog ihn seine Mutter Amina auf; dann starb auch sie. Zwei Jahre sorgte der Großvater Abd el Mottalib für den Waisenknaben: da ward ihm auch dieser entrissen, und ein Ohm, Abu Tâlib, übernahm nun die weitere Erziehung. Mohammed empfand diese Schicksalsschläge tief, doch verlor er den Muth nicht. Er gesteht

[1] Für Näheres müssen wir auf die Biographien Mohammeds von Ibn Hishâm (herausgegeben von Wüstenfeld 1858—1860, übers. von Weil 1864), von Weil (1843), W. Irving (1850, deutsch 1850), W. Muir (1858—1861), Sprenger (1861—1865), Nöldeke (1863), Delaporte (1874), Krehl (1884) verweisen.

das im Korân selbst und schreibt es einer höhern Macht zu, daß der Verwaiste immer wieder ein Unterkommen fand, der Bedürftige reich ward und der Verirrte auf den rechten Weg kam. Es ist indes kein Zweifel, daß er die Dinge nicht sehr lyrisch nahm, sondern auf seinen Handelsreisen nach Syrien und Jemen mit Geld wie mit den Verhältnissen rechnen lernte. Mit 25 Jahren trug er kein Bedenken, die vierzigjährige Wittwe Chadîdscha zu heiraten, die ihn aus einem unbemittelten Streber zu einem wohlhabenden Handelsmann machte. Man kann sich kaum ein vollständigeres Gegenstück zu dem leichtsinnigen Tarafa denken als diesen wohlberechnenden Kaufmann Mohammed. Solange Chadîdscha lebte, hielt er sich solid. Er war schon in den Vierzigen, Vater von zwei Söhnen und vier Töchtern, ein tadelloses Familienhaupt, als der Plan einer neuen Religionsgründung, in schwärmerisches Dunkel getaucht, sich seiner bemächtigte. Was indes von seinen ältesten sogen. Offenbarungen erhalten ist, trägt nicht so sehr den Stempel dogmatischer als socialer Schwärmerei [1]. Er ist mehr Socialist als Mystiker. Die Ausbeutung der ärmern Klassen durch die reichen Kaufleute in Mekka hat seinen Widerspruch hervorgerufen: ein Widerspruch, der fast auf eigene herbe Erfahrungen schließen läßt. Zürnend erhebt er seine Stimme gegen die Quäler und Leuteschinder, deren Gott der Mammon ist, die nur daran denken, ihr Hab und Gut zu mehren, gegen die Lügner, Betrüger und Wucherer, die kein Herz für den Armen haben, die den Waisen bedrängen und dem Dürftigen die dringendste Hilfe versagen. Von diesen heischt er Bekehrung, diesen droht er mit dem rasch nahenden Tode und mit allen Schrecknissen der Hölle. Das sind ihm die eigentlichen Götzendiener [2].

Der Nothschrei des Hilflosen gegen seinen übermächtigen Bedränger, der Appell des von Ungerechtigkeit Bedrängten an eine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits, der Kampfruf der Enterbten gegen den alles verzehrenden, alles aufsaugenden Reichthum hat an sich etwas Poetisches. Er rüttelt an dem prosaischen Geldsack; er setzt die Leidenschaften in Gärung und zieht höhere Erinnerungen und Ideen in den Interessenstreit des Irdischen hinein. Doch gerade künstlerisch fruchtbar pflegt diese Art leidenschaftlicher Erregung nicht zu sein. Sie zielt zu sehr aufs Praktische. Auch bei Mohammed war es so.

Unter den Vorwürfen, mit welchen ihn die Reichen zu Mekka abwiesen, erscheint zwar auch der, er sei ein Dichter. Damit war aber nicht künstlerische Begabung gemeint, sondern lediglich, daß er die Träumereien seines Korân erdichtet habe, daß seine angebliche Offenbarung bloße Ammenmärchen seien. Sie nannten ihn im selben Athemzug auch einen Wahrsager, einen Zauberer, einen Besessenen und später einen Schwindler und Betrüger [3]. Wie weit seinen Visionen

---

[1] Dieser für die Beurtheilung Mohammeds überaus wichtige Zug ist gründlich nachgewiesen von Hubert Grimme, Mohammed [Darstellungen aus dem Gebiet der nichtchristlichen Religionsgeschichte VII] (Münster i. W. 1892) I, 14 ff.

[2] Korân, Sure 104. 100. 96. 107. 102. 92. 91. 89. 83, zusammengestellt bei Grimme a. a. O. I, 18—23.

[3] „Sie sagen: Der Korân enthält nur eine verworrene Menge Träumereien; wahrlich, er (Mohammed) hat ihn erdichtet; denn er ist ja ein Dichter." Korân, Sure 21. — Desselben Vorwurfs erwähnt er Sure 52.

und Orakelsprüchen krankhafte Schwärmerei zu Grunde lag, wieviel Schwindel und Betrug, vermochten schon seine scharfblickenden Zeitgenossen und Gegner nicht zu bemessen. Er war ihnen ein Räthsel und mußte durch die gesuchte Dunkelheit, Abgerissenheit und Seltsamkeit seiner Aussprüche den folgenden Generationen noch immer räthselhafter werden. Der lichte Punkt in dem verworrenen Gerede ist nur die Betonung eines einzigen Gottes, dessen Dasein aber wie dasjenige einer Hölle bloß autoritativ behauptet, nicht rationell bewiesen wird. Als aber die Mekkaner verlangten, er solle ihnen durch Wunderzeichen seine göttliche Sendung verbürgen, wies er sie mit der wohlfeilen Versicherung ab, sie würden auch Wunderzeichen nicht glauben [1]. Seine persönliche Begabung und Bildung imponirte ihnen durchaus nicht. Die ältesten Korânstücke waren nicht dazu angethan. „Denn diese stehen ihrer Ausdrucksweise nach keinem Zweige der altarabischen Literatur näher als den Sprüchen der Wahrsager und Regenmacher.“ [2] Mohammeds Predigten und Vorträge selbst mögen deutlicher und verständlicher gewesen sein; doch fand er bei den Reichen und Vornehmen keinen Anklang damit. Sie fühlten nicht wenig Lust, ihn dafür zu steinigen. Nur der Schutz, den Mohammed bei seiner Familie, den Hâschimiden, fand, hielt sie davon ab.

II.

War Mohammed von vornherein kein Dichter [3], ja kaum ein Enthusiast, vielmehr ein berechnender Prosaiker, so führte ihn der Mißerfolg seiner Sache immer mehr auf die Pfade nüchterner Politik. Da sich seinem Gottesbunde (Abd-Allâh) meist nur ärmere Leute aus dem Stamme Koreisch anschlossen, und er befürchten mußte, daß die kleine Schar leicht gewaltsam getrennt werden könnte, sandte er diejenigen seiner Anhänger, welche nicht zu seiner Familie gehörten, nach Abessinien. Als dann die Mekkaner die ganze Familie Hâschim bürgerlich richteten und sie auf ein eigenes Stadtquartier zurückdrängten, das bisherige Haupt derselben, Abu Tâlib, starb, viele Hâschimiden sich von Mohammed lossagten, dieser umsonst in der Stadt Tâif Anhänger zu werben suchte, ja mit Schimpf und Gewalt aus der Stadt verjagt wurde, gab er vorläufig jede Hoffnung auf Mekka auf, bereitete langsam und mit klügster Vorsicht eine Uebersiedelung nach Jathrib (Medina) vor, wo er für seine Pläne günstigern Boden zu finden hoffte, ließ seine Anhänger dahin ziehen und flüchtete dann selbst mit den Zuverlässigsten seiner Getreuen. In Jathrib, das zeitweilig schon völlig jüdisch gewesen, lebten noch immer zahlreiche Juden; die arabischen Familien waren durch Familienfehden entzweit. Es stand hier Mohammed keine zweite religiös-politische Macht gegenüber. Mit schlauer Politik wußte er aus dem Wirrwarr der sich befeindenden Strömungen Nutzen zu ziehen, seinen Anhang zu verstärken und zu einer Macht gelangen zu lassen, der schließlich keine andere Partei mehr gewachsen war [4]. Dann verwickelte er seine Zufluchtsstadt in Fehde mit Mekka

---

[1] Korân, Sure 26. 27. [2] Grimme a. a. O. I, 32.

[3] Er läßt das (Sure 36) Gott selbst sagen: „Wir haben ihn (den Mohammed) nicht gelehrt die Kunst zu dichten, auch ziemt sie sich nicht für ihn.“

[4] A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland (Berlin 1885) I, 95 ff.

und erklärte endlich der ihm undankbaren Vaterstadt den Rachekrieg, indem er seine freiwillige Flucht als boshafte Vergewaltigung der Mekkaner darstellte.

So wenig Mohammed ein Dichter war, so wenig war er auch Philosoph oder Dogmatiker. Er trat ebensowenig mit einem fertigen, klaren, durchdachten und logisch durchgearbeiteten System vor die Welt, wie etwa später Luther. Er war der Mann der That, der Agitation. Seine Lehre entwickelte sich von Tag zu Tag, je nach den Umständen.

Da die Mekkaner sich nicht gütlich zu der Armensteuer (Zakât) verstehen wollten, die er von ihnen forderte, drohte er ihnen im allgemeinen mit dem Weltgericht; als sie ihm nicht glauben wollten, ließ er in dunkeln Drohungen das Weltgericht schon ganz in die Nähe rücken; als sie auch dessen spotteten, fing er an, ihnen mit der Rache Gottes schon hienieden zu drohen. Da dies ebensowenig fruchtete, drehte er das Blatt und fing nun an, von der Barmherzigkeit und Langmuth Gottes zu predigen, welche die längst verdiente Züchtigung noch aufschöbe. Während er früher hauptsächlich Wohlthätigkeit gefordert hatte, wandte er sich nunmehr vorzugsweise an seine Anhänger, um von ihnen unbedingten Glauben an seine Worte zu fordern.

In den Verträgen, welche er in der Schlucht (Akabâ) bei Mekka mit seinen neuen Zuzüglern aus Jathrib schloß, forderte er als Hauptbedingungen, daß sie neben Allâh keinen andern Gott haben, nicht stehlen, nicht ehebrechen, keine Kinder tödten, nicht verleumden und ihm als Gesandten Gottes (Rassul Allâh) nicht zuwiderhandeln sollten; er aber versprach ihnen dafür das Paradies.

In Jathrib scheint Mohammed das Judenthum genauer kennen gelernt zu haben, auch einiges vom Christenthum. Er berichtigte im Korân mehreres, was er bis dahin nicht recht verstanden. Hauptsächlich unter jüdischem Einfluß regelte er jetzt seine Satzungen über das Gebet, das Fasten, die Speisenverbote. Im Anfang, als er sich noch gleichsam als Hilfesuchender fühlte, ließ er sogar die Juden, Christen und Sâbier als „Gläubige" gelten, wenn sie an Gott und an den jüngsten Tag glaubten und Gutes thäten; sobald er sich aber stark genug fühlte, kündigte er beiden den Krieg an und erging sich besonders gegen die Juden in den feindseligsten Aeußerungen. Im zweiten Jahre der Flucht veränderte er die Richtung beim Gebet, die sogen. Kibla. Statt in der Richtung nach Jerusalem sollte fürder in der Richtung nach der Kaaba, nach dem schwarzen Stein in Mekka, gebetet werden. Da sollte Gott den Bund mit Abraham (Ibrahîm) geschlossen haben. Die neue Religion wurde nun zur Religion Abrahams erhoben. Abraham selbst sollte den künftigen Propheten der Araber angekündigt haben.

Immer deutlicher treten von da ab Ehrgeiz und Willkür, Rache, Lug und Trug als die Hauptmotoren im Leben des Propheten hervor. Ihnen gesellt sich eine schrankenlose Sinnlichkeit bei. Chadîdscha, die erste Frau, die Wohlthäterin und die erste „Gläubige", starb drei Jahre vor der Flucht, als die Sache Mohammeds zu Mekka fast am verzweifeltsten stand. Mohammed hatte sie mit einer Nebenfrau verschont. Sobald sie aber die Augen geschlossen, nahm der zweiundfünfzigjährige Mann nicht bloß eine neue Frau, sondern verlobte sich auch gleichzeitig mit Aïscha, dem siebenjährigen Töchterchen seines Freundes Abu

Bekr. Gleich nach dem Einzug in Jathrib (622) wurde die Hochzeit gehalten, durch Aufnahme der Polygamie in die neue Religion jede weitere Annäherung an das Christenthum unmöglich gemacht.

Nur etwas mehr als ein Jahr verging, als Mohammed schon, nach einigen kleinen glücklichen Raubzügen, in der Schlacht bei Bedr (Anfang 624) seinen ersten größern Erfolg über seine Widersacher in Mekka gewann. Eine Niederlage, die er im folgenden Jahre am Berge Ochod bei Medina erlitt, vermochte seine Machtstellung nicht mehr zu erschüttern. Theils durch politische Schachzüge theils durch Gewalt brach er vollständig die Macht der Juden in Medina, vertrieb einen Theil derselben und vertheilte deren Besitz an seine Anhänger und ließ endlich den Rest der Juden (sechshundert) grausam hinschlachten. Im Frühjahre 628 bemächtigte er sich der Judenstadt Cheibar, nördlich von Medina. Im folgenden Jahre (erst sieben Jahre nach seiner Flucht) zog er an der Spitze von 2000 Muslimin als Pilger in Mekka ein, und nachdem darauf der Krieg sich wieder erneuert hatte, zwang er im Januar 630 die Stadt zur Kapitulation und führte daselbst nun ein unumschränktes Regiment, bis ihn (7. Juni 632) der Tod traf.

III.

In diesen Kriegsläuften, deren Hauptereignisse sich nur selten von Raubzügen in allenfalls etwas größerem Stil unterschieden, mochten, wie in früherer Zeit, Kampfeslieder, Todtenklagen und Schimpfverse ertönen; doch eine höhere Entwicklung konnte die Poesie unmöglich gewinnen. Von was am meisten noch die Rede ist, sind Spottgedichte oder Spottverse, mit welchen die „Ungläubigen“ zu Mekka und Medina die angeblichen Offenbarungen und das Treiben Mohammeds verfolgten. Er war nicht Dichter und daher nicht im stande, derartige Angriffe mit der gleichen Waffe zurückzuzahlen. Er half sich zunächst, indem er am Schluß einer Sure die Dichter im allgemeinen verurtheilte:

„Soll ich euch verkünden, mit wem die Teufel herabsteigen? Sie steigen herab mit jedem Lügner und Sünder. Das Gehörte geben sie wieder; die meisten aber sind Lügner. Und diesen Verirrten folgen die Dichter. Siehst du nicht, wie sie in jedem Thal umherschwärmen? Ihre Reden stimmen nicht mit ihren Handlungen überein. Nur die machen eine Ausnahme, welche glauben und rechtschaffen handeln und oft an ihren Herrn denken und sich selbst vertheidigen, wenn sie ungerechterweise angegriffen werden. Die Frevler aber sollen es nicht erfahren, wohin man sie verstoßen wird.“ [1]

Als das nicht half, griff er zu schärfern Mitteln. Ein Jude vom Stamme der Nadîr, Namens Kâ'ab ibn Aschraf, hatte sich nach der Schlacht von Bedr in scharfen Satiren über ihn ergangen. Als derselbe dann Händel mit seinen Bekannten bekam und zu seinem Stamme nach Medina zurückkehrte, gab Mohammed seiner Umgebung wiederholt zu verstehen, er möchte gerne von diesem Menschen befreit sein. Seine Andeutungen fielen nicht auf unfruchtbaren Boden. Fünf Männer vom Stamme der Aûs, früher Bundesgenossen

[1] Korân, Sure 26.

der Juden, verschworen sich, den Lästerer zu tödten, und da er sich vor ihnen in acht nahm, lockte ihn sein eigener Milchbruder, Abu Nâila, zu einem einsamen Spaziergang, tödtete ihn und brachte seinen Kopf dem Propheten, der darüber hoch erfreut war. Die Juden, die sich darüber beklagten, wies er mit der Drohung ab, so würde es künftig allen gehen, welche die Muslimin beleidigten. Bald darauf wurde ein anderer jüdischer Spötter, Suneina, erschlagen [1].

Nur mit knapper Noth entging der Dichter Hassân ibn Thâbit einem ähnlichen Los. Mohammed hatte angefangen, auch auf seinen Streifzügen eines oder mehrere seiner Weiber mit sich zu führen, deren Zahl sich mit jedem Jahre mehrte. So hatte er 626 auf einem Streifzuge gegen den Stamm der Gatafân die noch blutjunge (erst vierzehnjährige) Aïscha bei sich, seine Lieblingsfrau. Bei der Heimkehr wurde nun am letzten Tage unerwartet früh das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Aïscha hatte sich eben von der Karawane entfernt, um ein Muschelhalsband zu suchen, das sie verloren hatte. Man glaubte sie in der geschlossenen Sänfte, in der sie auf ihrem Kamel zu reisen pflegte, und der Zug setzte sich in Bewegung. So blieb Aïscha zurück. Zum Glück kam noch ein Nachzügler, der jugendliche Safwân ibn El Mo'attal und brachte sie auf seinem Kamel mit nach Medina, wo die Karawane inzwischen feierlich eingezogen war. Diese Verspätung erregte allgemeines Aufsehen und großen Skandal. Man sagte Aïscha das Schlimmste nach. Sie fiel bei Mohammed in völlige Ungnade und wurde ihrem Vater Abu Bekr zurückgegeben. Es fragte sich nur noch, ob vollständige Scheidung ausgesprochen werden sollte, oder ob allenfalls ihre Unschuld durch Zeugen erhärtet werden könnte. Manche sagten für, andere aber auch gegen sie aus, unter den letztern auch der Dichter Hassân.

Mohammed, der sehr an Aïscha hing, glaubte sich schließlich, wie in hundert andern Fällen, am besten mit einer neuen Offenbarung aus der Patsche zu ziehen. Allâh selbst „offenbarte“ ihm also, daß Aïscha unschuldig sei, daß ehrenrührige Behauptungen über verheiratete Frauen mit 100 Geißelhieben bestraft werden sollten, wenn dieselben nicht durch vier Augenzeugen erhärtet werden könnten, daß fürder alle Frauen des Propheten in ihren Häusern bleiben sollten, und daß die Frauen der Gläubigen überhaupt sich in Gegenwart von Fremden verschleiern müßten. Auf diese Offenbarung hin erhielten alle, welche gegen Aïscha Zeugniß abgelegt hatten, die 100 Geißelhiebe, darunter auch der erwähnte Dichter Hassân.

Es hatte sich damals ziemlich viel Unzufriedenheit gegen Mohammed aufgespeichert. Ein Theil der „Ansar“ (d. h. seiner Parteigänger in Medina) murrte über Bevorzugung der sogen. „Mohâdschir“, d. h. derjenigen, die mit Mohammed aus Mekka gekommen, und ärgerte sich besonders über die Begünstigung, welche er den Neubekehrten aus Hidschâz und Nedschd zu theil werden ließ, die sich in großer Zahl in Medina ansiedelten. Er behandelte sie ganz wie seine ältesten Genossen. Viele der Mißvergnügten versammelten sich

[1] A. Müller a. a. O. I, 120 ff. — Grimme a. a. O. S. 94.

jeden Nachmittag bei Hassân und tauschten gegenseitig ihre Klagen aus[1]. Da trug Hassân einmal das folgende Gedicht vor:

Ruhmloser Pöbel mehrt sich hier und prunkt in wicht'gem Tone,
Indes Verachtung wird zu theil Furajâs edlem Sohne.

Sie lassen dumpfes Drohungswort schon wider mich erdröhnen,
Als wäre ich ein frecher Wicht, ganz straflos zu verhöhnen.

Doch wer in meine Hände fällt, wird mich als Löwen spüren;
Es wird die Mutter bald um ihn den Klagereigen führen.

Ich treffe meinen Gegner gut und werd' ihn so erschlagen,
Daß keiner rächen soll sein Blut noch Sühngeld mit sich tragen.

Der Ocean, wenn seine Fluth, vom Nordsturm wild getrieben,
Er läßt am starren Felsenrand in Gischt und Staub zerstieben,

Ist nicht so grimmig, als wenn ich, als meiner Ehre Retter,
Mich stürze zürnend auf den Feind gleich einem Hagelwetter.

Hört es, ihr Männer von Koraisch! Ich werd' mein Schwert nicht sparen,
Bis ihr nicht für die Wahrheit laßt den alten Irrthum fahren,

Bis ihr der Ozza nicht entsagt und Lât und ihren Steinen,
Und mit uns ehrt den wahren Gott, den Ewigen und Einen!

Als Mohammed von diesem Gedichte hörte, zürnte er sehr, sowohl weil Hassân die Uneinigkeit im Lager der Muslimin schürte, als weil er sich selbst einigermaßen die Rolle des Propheten anmaßte. „Wer von euch", sagte er zu seiner Umgebung, „wird endlich diesen Meuterer zum Stillschweigen bringen?" — „Ich!" sagte Safwân, der wegen Aïscha arg ins Gerede gekommen und von Hassân als ihr Liebhaber verspottet worden war. Als Hassân mit seinen Freunden das nächste Mal wieder versammelt war, drang er mit gezücktem Säbel auf sie ein. Sie stoben schleunig auseinander. Nur Hassân gelang es nicht rasch genug zu fliehen. Safwân hieb auf ihn ein und rief: „Nimm diesen Säbelhieb; ich antworte auf Spottverse nicht mit Versen."

Safwân wurde von Hassâns Freunden entwaffnet und festgenommen, mußte aber bald wieder freigegeben werden. Der schwerverwundete Hassân ließ sich vor Mohammed tragen, der ihn aber nicht einmal eines Blickes würdigte. Auch bei einem zweiten Versuch war er nicht glücklicher. Das dritte Mal sagte er flehentlich zu Mohammed: „Erinnerst du dich, Gesandter Gottes, der Verse, die ich an den Sohn Zibâras gerichtet habe:

Du hast auf Mohammed gehäufet Spott und Hohn,
Ich ihn vertheidigt — Gott verbürgt mir Lohn.
Ich setzte meinen Ruhm, den meiner Ahnen ein,
Dem Ruhme Mohammeds ein Schild zu sein
Gen Leute, wie du bist und wie die deinen?"

---

[1] Kitâb al Aghâni I, 250. 251. — *Caussin de Perceval*, Essai sur l'Histoire des Arabes avant l'Islamisme (Paris 1847) III, 170 s. — v. Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber (Wien 1850—1854) I, 406—413.

Das versöhnte endlich den Propheten. Er nahm Hassân wieder in Gnaden auf, schenkte ihm als Schmerzensgeld für den erhaltenen Säbelhieb ein Grundstück und später noch eine koptische Sklavin, Schirin, die Schwester seiner eigenen Sklavin Mârjam, einer Christin. Hassân suchte nun auch die Anklagen gutzumachen, die er gegen Aïscha ausgestreut, und besang ihre über jeden Verdacht erhabene Keuschheit. Als der selbst sehr corpulente Dichter sie aber auch noch deshalb belobte, daß sie nicht die trägen Frauen eigene Corpulenz habe, unterbrach sie ihn scherzend und sagte ihm: „Du bist jedenfals fett genug!“ Und damit nahm sie dann seine übrige Huldigung entgegen.

IV.

Aehnlich erging es dem Dichter Kâ'ab, dem Sohne des Moallaka-Dichters Zoheir, der noch ganz in den Ideen der alten heidnischen Zeit lebte und sich nicht zu dem neuen Glauben bekehren wollte. Als sein Bruder Bodscheir Mohammed bei dessen Flucht nach Medina folgte, spottete er sogar darüber und suchte ihn davon abzubringen:

> Bestellet an Bodscheir den Gruß aus meinem Munde:
> Wohin, ach, ließest du von anderen dich führen!
> Zu Leuten, wo du wirst den Vater und die Mutter
> Nicht finden, und wirst dort auch keinen Bruder spüren;
> Wo Abu Bekr dich mit Ueberlief'rung tränket,
> Und Mamun früh und spät dich lehret die Gebühren;
> Der rechten Leitung Weg verfehlst du, jenem folgend;
> O kann mein Wort, Bodscheir, o kann es dich nicht rühren?[1]

Für dieses Gedicht wurde er von Mohammed für vogelfrei erklärt. Das nahm er sich anfänglich nicht sehr zu Herzen. Nachdem aber Mohammeds Macht mit jedem Jahre zunahm und schon mehr als ein allzu kühner Dichter und Spötter von dem Mordstahl eines fanatisirten Muslim gefallen war, fühlte er sich nicht mehr sicher. Verkleidet schlich er sich im neunten Jahre der Hidschra nach Medina und drängte sich in der Moschee, wo Mohammed mit den Seinen versammelt war, bis zu ihm selbst vor und fragte ihn, ob er wohl Kâ'ab in Gnaden aufnehmen wollte, wenn er reuig und als Gläubiger zu ihm käme. Als der Prophet das bejahte, gab der Dichter sich zu erkennen, und Mohammed schützte ihn gegen einen Ansar, der, über die List empört, ihn tödten wollte. Kâ'ab trug nun eine lange Kasside vor, die zwar ganz im Geiste der alten, vorislamischen Dichter gehalten ist, aber Mohammed und seine Mohâdschim begeistert feierte:

> Vom Gottgesandten hat die Drohung mich betroffen,
> Doch Schonung ist beim Gottgesandten wohl zu hoffen.
>
> Halt ein! so leite dich Er, dessen Huld gesendet
> Dir hat den Koran, der Gebot und Mahnung spendet.

---

[1] Rückert, Hamâsa I, 152—157.

Halt ein und straf mich um Verleumderrede nicht!
Denn ich bin ohne Schuld, was auch die Rede spricht.

Wohl hab' ich solches hier zu hören und zu sehn,
Daß, möcht' ein Elefant an meiner Stelle stehn,

Er müßte zittern, wenn ihm nicht würd' unverweilt
Vom Gottgesandten Gnad' in Gottes Huld ertheilt. . . .

Ein Schwert ist der Gesandt', ein uns zum Licht geschicktes,
Von Gottes Schwertern ein gestähltes, ein gezücktes,

Bei Männern von Koreisch, wo einer sprach im Thal
Von Mekka: Gläubige! Nun wandert aus zumal [1].

Als Kâ'ab zu dieser Stelle gelangte, zog Mohammed den grünen Mantel von seinen Schultern und warf ihn dem Dichter zu, weshalb die Kasside später „das Mantelgedicht" genannt wurde. Dem Dichter galt dieses Geschenk so hoch, daß er es dem Kalifen Moâwija nicht für 10 000 Dirhems hergeben wollte. Erst nach seinem Tode verkauften es die Erben dem Kalifen um 20 000 Dirhems. Als eine der kostbarsten Reliquien wurde der Mantel dann im Schatze des Kalifen zu Damaskus, später in Bagdad aufbewahrt, bis die Stadt (im Jahre 1258) von den Tataren eingeäschert wurde. Ob der „Mantel des Propheten", der heute noch im Palaste des Sultans zu Konstantinopel aufbewahrt wird, derselbe ist, das ist sehr fraglich.

Unter den Dichtern von Mekka, welche Mohammed mit ihrem Spott verfolgten, werden hauptsächlich drei genannt: Abdallâh ibn Zibâra, Amr ibn El As und Abu Sofjân, Sohn des Hârith. Sei es, daß er diesen nicht mit Gewalt beikommen konnte oder es für politischer hielt, keine Gewalt gegen sie anzuwenden: genug, Mohammed zog es vor, sie ebenfalls mit Versen bekämpfen zu lassen, und berief zu diesem Zwecke drei Dichter zu sich, den bereits erwähnten Hassân, dann Abdallâh, den Sohn des Rowân, und Kâb, den Sohn Mâliks [2].

Hassân war über diese unerwartete Ehre außerordentlich erfreut, streckte seine Zunge so weit heraus, als er konnte, und sagte dann: „Es gibt kein Leder, das ich nicht mit dieser Waffe durchbohre. Sie ist kurz; aber ich würde sie nicht gegen eine Zunge vertauschen, die von Sanâ nach Bosra reichte."

„Aber wie willst du es anfangen," fragte Mohammed, „die Koreischiten anzugreifen, ohne mich mitzutreffen, da ich ja zu ihrem Stamme gehöre?" — „Ich werde dich", sagte Hassân, „aus ihnen herausziehen, wie man ein Haar aus dem Teig herauszieht." Da lächelte Mohammed und sagte: „Gut, geh zu Abu Bekr und laß dir von ihm Aufschlüsse über die Genealogie und Geschichte der einzelnen koreischitischen Familien geben, dann ziele gut auf die Feinde des Islâm, und der Engel Gabriel möge dir beistehen."

Nach den Anweisungen Abu Bekrs verfaßte Hassân nun die beißendsten Satiren, in welchen die Ehre der Frauen nicht geschont wurde, und welche die Koreischiten aufs tiefste beleidigten. Kâb ibn Mâlik machte es ebenso. Dagegen

[1] Rückert, Hamâsa I, 154. 155.
[2] *Caussin* l. c. III, 34—36.

verzichtete Abdallâh auf die persönliche Satire, sondern stellte in ernsterer Entrüstung den Götzendienst der Mekkaner und ihre Verfolgungen gegen Mohammed an den Pranger. Seine Vorwürfe machten damals wenig Eindruck; später aber, als auch die Mekkaner sich zum Islâm bekehrt hatten, war es ihnen unangenehmer, an die Satiren Abdallâhs erinnert zu werden, als an jene des Hassân und des Kâb.

Es scheint nicht, daß Mohammed irgend welchen Versuch gemacht hat, die frühere Poesie oder die Erinnerung daran auszurotten. Obwohl sie im allgemeinen einen heidnisch-materialistischen Grundzug hatte, brachte sie doch die Ueberreste des alten Götzendienstes kaum zum Ausdruck. Der Schlachtenruhm und die Heldenerinnerungen der einzelnen Stämme, die sich in ihnen verkörperten, traten von selbst zurück hinter die neuen, immer großartigeren Kämpfe, in welche Mohammed erst Mekka und Jathrib, dann die benachbarten Wüstenstämme, endlich ganz Arabien von Jemen bis Syrien hin verwickelte. Denn solche Truppenmassen wie er hatte noch kein Häuptling zusammengebracht. Von der Eigenart seines Volkes wich er selbst kaum ab. Er war durch und durch Araber. Indem er die verschiedenen Stämme zu einem nationalen Ganzen vereinigte, ließ er den einzelnen Gliedern große Spannweite, uniformirte sie nur religiös, nicht eigentlich politisch, und ließ dem ungezügelten Beduinenwesen seine volle, unruhige Beweglichkeit. Ohne daß er indes die alte Beduinenpoesie bekämpft hätte, trat sie doch zurück gegen die religiösen Ideen, die er in seinem Korân verkündigte.

V.

Der Islâm, d. h. die „Ergebung", wie Mohammed seine Lehre nannte, wurde nicht zunächst geschrieben, sondern gepredigt. Die ersten angeblichen Offenbarungen trug Mohammed seiner Frau Chadîdscha und einzelnen Freunden vertraulich vor; dann erklärte er sie in kleinern Kränzchen und endlich in größern Versammlungen. Schon einzelne solche Offenbarungsbruchstücke nannte er „Korân" (Kor'ân), d. h. „feierliche Recitation" oder „Verkündigung". Er gab ihnen zunächst die Form kurzer Anrufungen, Gebete, Lehren, Betheuerungen, Straf- und Drohworte, meist von Allâh selbst an seinen Propheten gerichtet, abgerissen, dunkel und geheimnißvoll. Sie sind nicht in den bereits ausgebildeten Versmaßen abgefaßt, sondern in einer Art poetischer oder rhetorischer Prosa mit Endreim, so daß sie sich in ihrer spruchartigen Fassung leicht dem Gedächtniß einprägten [1]. So gingen sie von Mund zu Mund und wurden, bei der Ehrfurcht, mit welcher die ersten Gläubigen sie aufnahmen, mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit bewahrt. Als indes sowohl die Zahl als der Umfang dieser Offenbarungen wuchs, mochte sich die Nothwendigkeit geltend machen, die ältern schriftlich festzustellen und die neuern ganz oder theilweise niederzuschreiben. Das geschah aber nicht planmäßig unter eigener Leitung Mohammeds, sondern ebenso gelegentlich und bruchstückweise, als die Lehre des Propheten

[1] Diese Reimprosa, „Sadsch" genannt, wurde schon vorher von den heidnischen Wahrsagern in ihren Sprüchen angewandt.

selbst sich entwickelte. Als er starb, war nur ein Theil seiner Aussprüche in schriftlicher Fassung vorhanden; dabei war die Schrift noch eine sehr unvollkommene, hieroglyphisch räthselhaft, nur dem völlig Eingeweihten verständlich. Weitaus die größere Masse der Lehren lebte nur im Gedächtnisse der eifrigen Muslimin fort, das allerdings in häufiger öffentlicher Wiederholung derselben Lehrstücke eine mächtige Stütze und zugleich eine gewisse Controlle gefunden hatte. Einem der wenigen Mekkaner, welche schreiben konnten, dictirte Mohammed manche seiner Offenbarungen; derselbe fiel jedoch vom Islâm ab, weil er beim Dictiren bemerkt hatte, daß es der Prophet nicht genau nahm und kleinere Abänderungen gar nicht bemerkte, und ward erst später wieder Muslim, wohl von der äußern Macht der Verhältnisse gezwungen, gegen die sich ein unabhängiger Denker kaum behaupten konnte.

Da viele der besten Kenner der Lehre Mohammeds schon bald nach seinem Tode, in den Kämpfen gegen den „falschen Propheten" Mosseilima (632 und 633) fielen, kam Omar noch unter dem Kalifate Abu Bekrs auf den Gedanken, sämtliche Offenbarungen des Propheten in einem Buche vereinigen zu lassen. Das geschah mit vieler Sorgfalt durch Seid ibn Thâbit, einen frühern Privatschreiber Mohammeds. Die Sammlung diente inzwischen nur den Kalifen. Als indes zwanzig Jahre später schon stark voneinander abweichende Fassungen der Lehre zu Tage traten, ließ der Kalife Othmân (653) mit Zuziehung der glaubwürdigsten lebenden Zeugen und der verläßlichsten bisherigen Aufzeichnungen eine authentische Niederschrift anfertigen, welche künftig allein als echt und zuverlässig Geltung haben sollte. Alle abweichenden Exemplare sollten vernichtet, alle neuen nach der gegebenen Norm angefertigt werden. Das ist der Korân, wie er heute vorliegt, und wie er die Grundlage der gesamten mohammedanischen Gottesgelehrtheit bildet.

Die einzelnen Stücke wurden dabei weder der geschichtlichen Abfolge nach noch unter irgend einem dogmatischen Gesichtspunkte methodisch geordnet, sondern ganz auf Gerathewohl nach dem Belieben der Sammler aneinandergereiht. Die ältesten und kürzesten der 114 Suren sind an den Schluß gestellt, die langathmigen der spätern Zeit an den Anfang. So ist die Sammlung zu einem Buche geworden, das, jeder einheitlichen Gruppirung entrathend, unaufhörlich dieselben oder ähnliche Formeln wiederholend, weder eine klare Uebersicht der mohammedanischen Lehre gibt, noch dem Leser irgendwelchen ästhetischen Genuß bereiten kann. Ein paar Abschnitte mögen durch ihre Neuheit und Seltsamkeit fesseln, dann aber wird die Lesung eintönig, ermüdend und unausstehlich langweilig. Es gilt das nicht bloß von der Uebersetzung, sondern nach dem Urtheil competenter Beurtheiler auch von dem Urtext, wenn auch hier die Kraft und Eigenart der Sprache den übeln Eindruck ein wenig mildert.

„Was Stil und künstliche Wirkung betrifft," sagt Nöldeke, „sind die verschiedenen Theile des Korân von sehr ungleichem Werth. Ein unvoreingenommener und kritischer Leser wird sehr wenige Stellen finden, welche seinen ästhetischen Forderungen völlig entsprechen. Aber er wird öfter, besonders in den ältern Stücken, frappirt werden von einer wilden Leidenschaftlichkeit und einer kräftigen, wenn auch nicht reichen Phantasie. Beschreibungen des Himmels und der Hölle

und Anspielungen auf Gottes Walten in der Natur zeigen nicht selten einen gewissen Grad poetischer Anlage. Der größere Theil des Korân ist entschieden prosaisch, vieles wirklich steif ausgeführt. . . . Mohammed ist nach keiner Richtung hin ein Meister des Stiles. Diese Ansicht wird jeder Europäer unterschreiben, der das Buch mit unparteiischem Geiste und mit einiger Kenntniß der Sprache durchliest, ganz abgesehen von der ermüdenden Wirkung der endlosen Wiederholungen." [1]

Wie Nöldeke weiter bemerkt, würde ein solches Urtheil in den Ohren gläubiger Mohammedaner gleich der frevelhaftesten Lästerung und Gottlosigkeit klingen. Sie verehren Mohammed nicht bloß als inspirirten Propheten, sondern auch als das unerreichte Vorbild der Sprache und des Stiles. Das hat aber seinen guten Grund. Wie den Dichtern, die über Mohammed zu spotten wagten, der Kopf nicht mehr sicher auf dem Nacken saß, so auch dem Kritiker, der sich unterstanden hätte, an der unvergleichlichen Schönheit des Korâns zu zweifeln, und falls sie zweifelten, so thaten sie jedenfalls gut, sich diesen Zweifel nicht anmerken zu lassen.

Von den deutschen Forschern hat hauptsächlich Nöldeke [2] großen Fleiß und Scharfsinn aufgewandt, die verschiedenen Bestandtheile des Korâns nach ihrer Abfassungszeit zu unterscheiden und zu gruppiren. Für die richtige Auffassung des Korâns und für Mohammeds Geschichte ist das natürlich von durchgreifender Wichtigkeit. Die ästhetische Seite des Werkes jedoch konnte auch durch solche Gruppirung nichts gewinnen. Sie weist nur deutlich einen fortschreitenden Niedergang auf, von einem gewissen poetisch-rhetorischen Schwung in den ersten kurzen Suren zu den schon weitschweifigern Erzählungen und Ausführungen der zweiten mekkanischen Periode; in der dritten mekkanischen Periode wurde alles noch breiter und geschwätziger, und in Medina endlich treten Rechts- und Sittenvorschriften in den Vordergrund, und die Form geht immer mehr in reimlose Prosa über.

Die poetischen Schwächen des Korâns hat schon Göthe ziemlich gut durchschaut, um aber sein west-östliches Paradies zu retten, sich schließlich darüber wieder hinwegzutäuschen gesucht. Nachdem er aus der zweiten Sure kurz die Quintessenz des Islâm (Allâh-Glauben; Gebet, Almosen und unbedingte Unterwerfung unter den Propheten) charakterisirt, sagt er:

„Und so wiederholt sich der Korân Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen sich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle sind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte

---

[1] *Th. Nöldeke,* The Koran. Encycl. Britannica. 9. Edit. XVI, 597 ff., und Sketches from Eastern History (transl. by J. S. Black, London 1892) p. 35.

[2] Geschichte des Qorâns (Göttingen 1860) S. 52—174. Eine danach zusammengestellte übersichtliche Tabelle der verschiedenen Suren in chronologischer Reihenfolge gibt A. Müller im Art. „Koran" Ersch und Gruber, 2. Sect. XXXIX, 43. — Nöldeke selbst glaubte später, gleich Sprenger, in der Scheidung der einzelnen Korânstücke zu weit gegangen zu sein; für die hauptsächlichen Momente der Anordnung jedoch sprechen gewichtige Gründe.

Geschichtchen jüdischer und christlicher Religion (sic!), Amplificationen aller Art, grenzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt." [1]

Zu solcher Anziehung, zu solchem Erstaunen und vor allem zu Verehrung liegt sachlich kein Grund vor.

Einer ähnlichen, sich widersprechenden Auffassung begegnen wir jedoch auch bei Schack. „Freilich," sagt er, „der Gedankeninhalt dieses Religionsbuches oder vielmehr dieser Sammlung lyrischer Ergüsse, welche die Grundlage des Glaubens für einen so großen Theil des menschlichen Geschlechtes wurde, ist dürftig; welch ein Abstand von der Fülle ebenso tiefer wie mit kindlicher Einfachheit ausgesprochenen Ideen in den heiligen Büchern unserer Religion!" [2]

Und dennoch geräth Schack über den Korân in Begeisterung:

„Aber neue blendende Vorstellungen waren hier erschlossen, die in Verbindung mit der glänzenden Rhetorik und dem leidenschaftlichen Schwung des Vortrags Geist und Ohr des Arabers berauschten. Hatte die Poesie bisher an der Erde gehaftet, war sie an das Treiben und die Affecte des Augenblicks gebannt gewesen, so riß Mohammed die Schranke von Raum und Zeit ein und zeigte droben die sieben Himmel mit der Wonne der Seligen, drunten die lodernde Hölle, bereit, die Ungläubigen in ihren Flammenpfuhl hinabzuschlingen. Wie ein Unwetter grollt Allahs Wort, durch seinen Propheten verkündet, über der zitternden Erde, Lebendige und Todte mit den Schrecken des jüngsten Gerichtes bedrohend. Er schwört bei der funkelnden Sonne und bei der finstern Nacht, bei dem schäumenden Wasser und bei den Sternen, wie sie auf- und niedersteigen: der furchtbare Tag naht heran; da wird die Erde erschüttert und die zertrümmerten Berge zerfliegen in Staub; die Meere gehen in Flammen auf, die Himmel werden zusammengerollt und die Schicksalsbücher entfaltet. Vor Entsetzen erbleichen die Haare der Kinder; die Felsen spalten sich vor Angst; in athemloser Hast eilen die Menschen, sich zu bekehren, solange es noch Zeit; denn, bricht der furchtbare Tag an, so tönt bei Posaunenschall, vor dem selbst die Engel beben, der Schreckensruf: Nehmet und bindet die Gottlosen mit siebzig Ellen langen Ketten und werfet sie hinab in den Höllenrauch, der in drei himmelhohen Säulen aufsteigt und sie doch nicht beschatten kann, noch ihnen helfen wider das sengende Feuer. Wie Heuschreckenschwärme steigen die Seelen aus ihren Gräbern und werden in die gähnende Tiefe geschleudert; und Allah ruft der Hölle zu: Nun, bist du gefüllt? und die Hölle antwortet: Nein! hast du noch mehr Ruchlose, die ich verschlingen kann? — Aber nicht alles ist Schrecken an jenem Tage. Den Gläubigen wird die Verheißung erfüllt; zu überschwänglicher Wonne gehen sie

[1] Göthes Werke (Hempel) IV, 247. — Viel weiter ging v. Hammer-Purgstall (Fundgruben des Orients II, 25): „Der Koran ist nicht nur des Islam Gesetzbuch, sondern auch Musterwerk arabischer Dichtkunst. Nur der höchste Zauber der Sprache konnte das Wort des Sohnes Abdallas stempeln als Gottes Wort. In den Werken des Genius spiegelt sich die Gottheit des Genius ab. Diesen Einhauch und Aushauch der Gottheit beteten die Araber schon vor Mohammed in ihren großen Dichtern an." — Vgl. Hammer, Literatur der Araber I, XL u. XLI.

[2] Ad. Friedr. Graf v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien (Stuttgart 1877) I, 24. 25.

in das Paradies, wo golddurchwirkte Polster sich ihnen auf grünenden Matten zum Sitze bieten. An rieselnden Quellen lagern sie dort unter dichten Bananenbäumen und dornenlosen Lotus und fühlen weder Frost noch Hitze. Ueber ihnen wallen kühle Schatten, und Früchte senken sich von den Zweigen zu ihnen nieder. Im goldgestickten Kleid aus grüner Seide sind sie mit silbernen Armbändern geschmückt; unsterbliche Jünglinge bieten ihnen in krystallenem Becher perlenden Wein, der den Geist nicht trübt, und liebliche Jungfrauen mit großen schwarzen Augen sind ihr Lohn."

Diese Gesamtschilderung könnte man einigermaßen poetisch nennen. Aber im ganzen Korân gibt es keine solche Glanzstelle, wie sie der poetische Graf aus verschiedenen Suren des Korân zusammengestellt und durch geschickte Redaction noch verbessert und verschönert hat. Bei Mohammed sind nicht nur die verschiedenen Hauptstellen [1] getrennt, weniger kraftvoll zugespitzt, durch mattere Zusätze abgeschwächt, sie kehren auch fast mit denselben Worten immer und immer wieder und schwimmen wie vereinzelte Leuchtkugeln auf einer unabsehbaren Fluth einförmiger Prosa daher.

Solange nicht Dolch und Schwert jeden Widerspruch mit brutaler Gewalt niedergeworfen hatte, machte der Korân auch auf die Zeitgenossen des Propheten durchaus nicht jenen hinreißenden Eindruck, von dem in neuern Literaturgeschichten zu lesen ist; er sah sich vielmehr genöthigt, selbst in der plattesten Weise dafür Reclame zu machen, und richtete auch damit wieder so gut wie nichts aus:

„Wollten sich auch die Menschen und Geister zusammenthun, um ein Buch, dem Korân gleich, hervorzubringen, so würden sie dennoch kein ähnliches zusammenbringen, und wenn sie auch noch so sehr sich untereinander behilflich wären. Wir haben den Menschen in diesem Korân alle möglichen Beweise in Gleichnissen und Bildern aufgestellt, die meisten aber weigern sich, aus Ungläubigkeit, ihn anzunehmen." [2]

Weit entfernt, von der Schönheit und Erhabenheit des Korâns hingerissen zu werden, verlangten sie von Mohammed, daß er sich durch Zeichen und Wunder als Propheten ausweisen sollte, und da er dieses nicht konnte, so blieb ihm nichts übrig, als sie vorläufig mit der Hölle zu bedrohen, und als er mächtiger geworden, sie mit List und Gewalt unter das Joch seines neuen Gesetzes zu zwingen.

VI.

Wenden wir uns mehr dem Einzelnen zu, so treffen wir im ganzen Korân kein abgerundetes Stück, das man ein Lied, einen Hymnus oder etwa einen Psalm nennen könnte. Es muß das um so mehr auffallen, als Arabien damals voll von Juden war, ganze Städte wie Medina und Cheibar von ihnen bevölkert waren, Mohammed schon auf seinen Reisen und in Mekka, noch mehr aber in Medina fort und fort in Berührung mit ihnen kam, und es kaum

---

[1] Korân, Sure 89. 91. 92. 84. 86. 82. 81. 77. 69. 56. 55. 54.

[2] Ebd. Sure 17; vgl. Sure 11. „Bringet einmal nur zehn Suren, von euch erdichtet, und rufet dazu, außer Gott, wen ihr wollt zum Beistand an, so ihr wahrhaftig seid."

glaublich ist, daß er nie etwas von den heiligen Gesängen und Prophezeiungen der Hebräer erfahren haben sollte. Allein was er gelegentlich da und dort davon hören mochte, verstand er nur halb und gab sich nicht die Mühe, es tiefer zu durchdringen. Von den erhabenen, wundervollen Lobpreisungen und Stimmungsbildern der Psalmendichter blieb in ihm nur das stereotype Lob eines einzigen Gottes und einiger Attribute haften, deren tieferes Wesen er nicht durchdrang, und die er deshalb bei jeder Gelegenheit in den eintönigsten Formeln wiederholte, kaum je in dem sanften, ruhigen Tone eines demüthigen Gebets, sondern stürmisch, aufgeregt, befehlshaberisch, unter Betheuerungen und Schwüren, stets ankämpfend gegen eine feindliche Welt, die ihm nicht glauben will, und die er nun mit Schrecknis und Gewalt unter sein Machtgebot zu beugen sucht. Man braucht weder die Psalmen noch das Buch Job oder die Propheten zum Vergleich herbeizuziehen, um zu fühlen, daß Mohammeds Auffassung eigentlich weder großartig noch erhaben ist. Er kann nicht beten, ohne zu schimpfen und zu fluchen. Er hält es keine zehn Minuten in frommer Betrachtung des Ewigen aus, ohne die Lust zu verspüren, einem Ungläubigen den Kopf abzuschlagen oder ihn kopfüber in die Hölle zu werfen. Wie die religiöse Andacht, so fehlt auch die künstlerische Stimmung, die erforderlich ist, das Gefühlte ganz und harmonisch zum Ausdruck zu bringen.

Wie Mohammed nicht Herz genug hatte, um ein Lyriker zu werden, so besaß er auch nicht Geist genug, um ein guter Spruchdichter zu sein. Spruchweisheit war bei allen Völkern des Orients beliebt; auch die Poesie der alten Araber entrieth ihrer nicht. Mohammed gibt sich sicherlich Mühe, dann und wann einen kräftigen Denkspruch in seine Offenbarungen zu mischen. Aber es ist ihm schlecht gelungen. Man wird aus dem ganzen Korân höchstens ein sehr mageres Spruchbüchlein zusammenbringen.

Noch übler ist es mit den epischen oder historischen Theilen des Korâns bestellt. Mohammed war klug und berechnend genug, um einzusehen, daß eine Religion, welche in keiner Volksüberlieferung wurzelte, in der Luft schweben müßte und sich nie dauernde Volksthümlichkeit erwerben könnte. Als er darum das Heidenthum aufgab, in welchem er erzogen worden war, bewahrte er doch seine Verehrung zu dem ältesten Volksheiligthum der heidnischen Araber. Auch bei seiner freiwilligen Flucht behielt er Mekka im Auge; er wollte die undankbare Stadt züchtigen und in ihr als Prophet herrschen. Nur für kurze Zeit ließ er seine Anhänger in der Richtung nach Jerusalem beten, dann erhob er die Ka'aba, den schwarzen Stein in Mekka, früher der Mittelpunkt des arabischen Götzenthums, zum bleibenden Mittelpunkt seines geistlich-kriegerischen Reiches. Da er aber Juden, Christen und Heiden in demselben verschmelzen wollte, die heidnische Vergangenheit ihm keine passende Ueberlieferung bot, setzte er die Ka'aba mit der jüdisch-christlichen Ueberlieferung in Verbindung: sie sollte fürder den Platz bezeichnen, wo Gott einst dem bei Juden und Christen angesehenen Patriarchen Abraham erschienen sein sollte. Damit nahm er die ganze Stammeslinie der Patriarchen, von Adam bis Abraham und von Abraham bis Joseph, Moses, die Könige und Propheten bis herab auf den Messias in sein System auf und stellte sich selbst als den größten und abschließenden Gottesgesandten

an das Ende der glorreichen Reihe [1]. Indem er aber die großen Fundamentaldogmen der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung läugnete, riß er die ganze Heilsökonomie der christlichen Lehre auseinander. Die Lehre von Gottes Dasein, Einheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit nützte er nur dazu aus, seine eigenen willkürlichen Satzungen zu begründen. Tod und Gericht, Hölle und Himmel stellte er in grell-materialistischer Färbung dar, um die Gemüther zu erschüttern und zu gewinnen. Den Heiligen Geist machte er zu einem Engel, Christus zu einem bloßen Propheten und den Erzengel Gabriel zum Zwischenträger zwischen Gott und sich. Den Sittencodex der zehn Gebote, Gebet und Fasten nahm er scheinbar unverändert aus dem Alten Bunde herüber; aber er vergiftete zugleich die ganze Moral durch die blinde Unterwerfung, die er für sich in Anspruch nahm, durch die Vernichtung der Ehe und durch die fanatische Forderung des steten Religionskriegs.

Ueberblickt man die ungeheuerliche Fälschung und Verdrehung der beiden Testamente, welche in Mohammeds System vorliegt, so kann man es fürwahr unsern biedern christlichen Vorfahren nicht verdenken, wenn sie Mohammed einfach für einen Lügenpropheten gehalten haben, seine Religion aber für ein unter dämonischem Einfluß entstandenes Zerrbild der wahren Religion. Die Fälschung des Hauptinhalts war übrigens nicht möglich, ohne die geschichtlichen Ueberlieferungen auch im Einzelnen anzutasten.

Wohl kaum anderwärts zeigt sich die lügenhafte Frivolität und die herrschsüchtige Berechnung Mohammeds, aber auch sein Mangel an Poesie und Kunstgefühl, deutlicher als in den Anleihen, welche er von den geschichtlichen Ueberlieferungen der zwei Testamente gemacht hat. Ueber die Hälfte des Korâns ist da hergeholt, aber alles entstellt, verdreht, mit den Fabeleien vermischt, mit welchen die talmudische Haggada den heiligen Text umwoben hatte. Mit der inhaltlichen Fälschung haben dann die wunderbar schönen Erzählungen der Bibel, die bei den christlichen Völkern stets eine unerschöpfliche Quelle der Poesie geblieben sind, auch ihren poetischen Reiz und ihre formelle Schönheit verloren.

„Wir haben bereits bemerkt," sagt Nöldeke von den längern, der Heiligen Schrift nachgebildeten Erzählungen des Korâns, „wie gewaltsam und abrupt sie sind, wo sie sich durch epische Ruhe auszeichnen sollten. Unvermißbare Mittelglieder sowohl im Ausdruck wie in der Reihenfolge der Thatsachen sind oft ausgelassen, so daß es für uns mitunter viel leichter ist, diese Geschichten zu verstehen, als jene, welche sie zuerst vernahmen, weil wir die meisten aus viel besserer Quelle kennen. Dazu gesellt sich ein guter Theil überflüssiges

---

[1] „Seine Lehre ist in ihren Hauptzügen eine Fortentwicklung des Judenthums, aber vereinfacht und vergröbert." Th. Nöldeke, Der Islâm. Deutsche Rundschau (Berlin) XXXIII, 379. — Ueber die der jüdischen Ueberlieferung entnommenen Bestandtheile des Korâns s. Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen? (Bonn 1833), und H. Hirschfeld, Jüdische Elemente im Korân (Berlin 1878); über die christlichen Elemente darin vgl. Gerok, Christologie des Korâns (Hamburg 1839), und *Sayous*, Jésus-Christ d'après Mahomet (Leipsic 1880).

Gerede, und wir finden nie ein ruhig stetes Voranschreiten der Erzählung. Man vergleiche unter diesen Gesichtspunkten ‚eine der schönsten Erzählungen', die Geschichte Josephs (XII) und ihre augenfälligen Unziemlichkeiten, mit der Erzählung in der Genesis, so herrlich aufgefaßt und trotz einiger kleinen Unebenheiten so herrlich ausgeführt." [1]

Die Erzählung im Korân beginnt folgendermaßen:

„Dies sind die Zeichen des deutlichen Buches, das wir deshalb in arabischer Sprache geoffenbart (man hat sich Gott als Sprechenden zu denken), damit es euch verständlich sei. Wir wollen dir, durch Offenbarung dieser Sure des Korâns, eine der schönsten Geschichten erzählen, auf welche du früher nicht aufmerksam gewesen. Als Joseph zu seinem Vater sagte: O mein Vater, ich sah in meinem Traum elf Sterne und die Sonne und den Mond sich vor mir bücken, da sagte Jakob: O mein Sohn, erzähle nicht deine Traumerscheinung deinen Brüdern; denn sonst möchten sie Ränke gegen dich schmieden; denn der Satan ist ein offener Feind des Menschen. Zufolge deines Traumes wird der Herr dich auserwählen und dich lehren die Deutungskunst dunkler Aussprüche, und seine Gnade über dir und über dem Geschlechte Jakobs walten lassen, sowie er sie gegen deine Voreltern Abraham und Isaak hat walten lassen; denn dein Herr ist allwissend und allweise. Wahrlich, in der Geschichte des Joseph und seiner Brüder sind für Forschende Zeichen göttlicher Vorsehung. Diese sagten untereinander: Unser Vater liebt den Joseph und seinen Bruder mehr als uns, und wir sind doch größer an Anzahl. Wahrlich, unser Vater begeht da ein offenbares Unrecht. Tödtet den Joseph oder bringt ihn in ein fremdes Land, und das Angesicht eures Vaters wird dann freundlich gegen euch sein, und ihr könnt glückliche Menschen werden. Da sagte einer von ihnen: Bringet den Joseph nicht um; werfet ihn vielmehr in die Tiefe eines Brunnens, und irgend Vorbeireisende mögen ihn dann, wenn ihr dieses thut, herausziehen. Sie sagten einst zu ihrem Vater: Warum willst du uns den Joseph nicht anvertrauen? Wir meinen es ja gut mit ihm; darum schicke ihn morgen mit uns, daß er sich belustige und spiele, und wir wollen über ihn wachen. Jakob erwiderte: Es betrübt mich, daß ihr ihn mit euch nehmen wollt; auch fürchte ich, es könnte ihn ein Wolf zerreißen, da ihr nicht aufmerksam auf ihn sein möchtet. Sie aber sagten: Wie soll ihn ein Wolf fressen, da wir ja so groß an Anzahl sind, oder wir müßten dann zuerst das Leben einbüßen. Als sie ihn nun mit sich genommen hatten und einstimmig waren, ihn in die Tiefe eines Brunnens zu werfen, da offenbarten wir ihm: Du wirst ihnen einst diese Handlung vorhalten, obgleich sie es jetzt nicht ahnen (oder dich nicht als Joseph erkennen). Und des Abends kamen sie heim zum Vater und weinten und sagten: O Vater, wir liefen um die Wette zusammen und ließen den Joseph bei unsern Geräthen zurück, und da hat ihn ein Wolf zerrissen; doch du wirst uns nicht glauben wollen, obgleich wir nur die Wahrheit sagen; und sie zeigten seinen Rock, mit fremdem Blute befleckt. Da sagte Jakob: Ihr habt vielleicht dies alles selbst erdacht; wahrlich, große Geduld muß ich haben, und Gottes Beistand muß ich anrufen, um das ertragen zu können, was ihr berichtet. Und es kamen Reisende vorbei, die jemanden zum Brunnen schickten, um Wasser zu schöpfen, und als dieser seinen Eimer herabgelassen hatte, da rief er aus: Welch ein Glück! hier ist ein Jüngling. Und sie verheimlichten ihn, um ihn als Ware verkaufen zu können; aber Gott kannte ihr Thun. Und sie verkauften ihn um geringen Preis, für einige Drachmen; denn

[1] Sketches from Eastern History p. 34. 35.

sie schlugen seinen Werth nicht hoch an. Der Aegypter, der ihn kaufte, sagte zu seinem Weibe: Behandle ihn auf ehrbare Weise, vielleicht kann er uns einmal nützlich werden, oder nehmen wir ihn einst an Sohnes Statt an. Und so bestimmten wir das Land Aegypten dem Joseph zum Aufenthaltsorte, um ihn zu lehren die Deutungskunst dunkler Aussprüche; denn Gott besitzt die Macht, seine Absichten auszuführen; doch die meisten Menschen wissen das nicht. Da er nun ins reifere Alter kam, da begabten wir ihn mit Weisheit und Erkenntniß, wie wir Rechtschaffene zu belohnen pflegen." [1]

Das mag genügen, um von der Erzählungsweise Mohammeds eine Vorstellung zu geben. Wie er selbst diese Sure als eine der schönsten bezeichnete, so ist sie bei den Mohammedanern eine der beliebtesten geblieben. Für jeden, dem aber die biblische Erzählung gegenwärtig ist, springen die Fehler seiner Ausführung von selbst in die Augen. Die treffendsten concreten Züge sind weggelassen, Nebensächliches ist breitgeschlagen, die schlichte, natürliche Motivirung abgeschwächt oder verwässert, der Faden der Handlung wiederholt unterbrochen, um gewaltsam an den angeblichen Offenbarungscharakter zu erinnern. Von Anfang an sieht überall zwischen Zeilen und Sätzen der Prophet heraus, der den Leuten seinen Allâh-Glauben gewaltsam eintrichtern will.

Im weitern Verlauf der Geschichte tritt auch seine Lüsternheit sehr deutlich hervor, indem er, einer Fabelei des Talmud folgend, die Versuchung Josephs in widerlichster Weise weiter ausspinnt, so daß es unmöglich ist, näher darauf einzugehen. Gerade dadurch aber wurde die Geschichte am volksthümlichsten in der ganzen mohammedanischen Welt. Indem er Putiphars Weib ausführlich durch Josephs Schönheit entschuldigte, zog er die ganze Erzählung ins Romanhafte hinüber, und sie wurde schließlich völlig zum Roman. Die Aegyptierin erhielt den Namen Suleikha und wurde nach langer Verwicklung Josephs Gattin; Joseph und Suleikha aber waren das dritte jener berühmten Liebespaare, das die mohammedanischen Dichter nicht müde wurden zu besingen. Im Persischen allein gibt es noch 18 Bearbeitungen von „Jussuf und Suleikha" [2], und selbst der west-östliche Göthe hat noch im 19. Jahrhundert die von Mohammed angeschlagene Note in deutschen Versen weitergesungen [3].

Die weitern Schicksale Josephs, seine Traumdeutung, seine Befreiung und Erhebung, seine Wiedervereinigung mit den Brüdern und mit dem Vater sind sehr matt und breitspurig ausgeführt. Noch fader sind die Stellen über Adam, Noe, Abraham, Lot und die übrigen Altväter. Ueber König Salomon, in welchem die spätern Kalifen vielfach ihr königliches Vorbild erblickten, gibt Mohammed die lächerlichsten Märchen des Talmud zum besten.

„Auch David und Salomon hatten wir mit Kenntnissen ausgerüstet, und sie sagten: Lob und Preis sei Gott, der uns vor so vielen seiner gläubigen Diener bevorzugt hat! Und Salomon war Davids Erbe, so daß er sagen konnte: Ihr

[1] Korân, Sure 12.

[2] Hermann Ethé, Firdausis Yûsuf und Zalikhâ (Bericht des VII. Orient. Congr. in Wien, Wien 1889. Semit. Sect. S. 33).

[3] Göthes Werke (Hempel) IV, 43. 122. 209.

Menschen, es wurde uns gelehrt die Sprache der Vögel, und er hat uns mit allem ausgerüstet. Das ist doch wohl ein offenbarer Vorzug. Nun wurde einst von Salomon sein Heer versammelt, das aus Geistern, Menschen und Vögeln bestand. Jede Abtheilung wurde besonders geführt, bis daß sie kamen in das Thal der Ameisen. Da sagte eine Ameise: O ihr Ameisen, geht in eure Wohnung, damit euch nicht Salomon und sein Heer, ohne es gewahr zu werden, mit den Füßen zertrete. Salomon lachte freudig über diese ihre Worte und sagte: O Herr! rege mich an zur Dankbarkeit für deine Gnade, mit welcher du mich und meine Eltern begnadigt hast, damit ich thue, was recht und dir wohlgefällig ist, und du mich bringest in deiner Barmherzigkeit zu deinen rechtschaffenen Dienern. Als er einst die Vögel besichtigte, da sagte er: Wie kommt es, daß ich den Wiedehopf (Hudhud) nicht sehe? Ist er vielleicht abwesend? Wahrlich, ich will ihn schwer bestrafen oder ihn gar tödten, es sei denn, er komme mit einer annehmbaren Entschuldigung zu mir. Er säumte aber nicht lange, um sich vor Salomon zu stellen, und sagte: Ich habe ein Land gesehen, welches du noch nicht gesehen hast. Ich komme zu dir aus Saba mit sichern Nachrichten. Ich fand dort eine Frau, die regiert und die alles besitzt (was einem Fürsten zukommt) und die auch einen herrlichen Thron hat. Ich fand aber, daß sie und ihr Volk außer Gott auch die Sonne anbeten. Der Satan hat ihnen ihr Thun bereitet und sie abwendig gemacht vom Weg der Wahrheit." [1]

Der Hudhud wird nun zur Königin von Saba geschickt mit einem Brief, der die Unterwerfung unter Salomon verlangt. Ihre Räthe sind rathlos. Sie schickt Geschenke, die aber Salomon nicht annimmt. Ein böser Geist macht sich anheischig, ihm den Thron der Königin im Nu herbeizubringen. Ein Schriftgelehrter aber bringt das noch schneller zu Stande. Die Königin kommt nun. Sie erkennt ihren Thron wieder, obwohl man ihn unkenntlich gemacht hat. Salomons Glaspalast überwältigt sie so, daß sie sich ihm und seiner Lehre unterwirft. Die ganze Erzählung ist mehr läppisch als märchenhaft.

Ueber die Geburt des hl. Johannes des Täufers, die Ankündigung der Menschwerdung und die Geburt Christi erwähnt Mohammed Einzelheiten, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß er den Anfang des Lucas-Evangeliums gekannt hat [2]. Aber alles ist zerfetzt, verdreht, in unwürdigster Weise entstellt und Christus trotz aller wunderbaren Dazwischenkunft zu einem bloßen Menschen herabgewürdigt.

VII.

Trotz der abgöttischen Verehrung, welche der Korân bei den rechtgläubigen Muslimin fand, gelangte derselbe doch eigentlich nie zu unbeschränkter Herrschaft über die arabische Poesie. Noch aus dem ersten Jahrhundert nach der Hidschra wird von dem Dichter Farazdak erzählt, er habe sich, als er einen Vorübergehenden einen Vers aus der Moallaka des Lebîd hersagen hörte, niedergeworfen und mit der Stirne den Boden berührt, wie man es beim Gebete zu thun pflegte. Als man ihn um die Ursache befragte, sagte er: „Ihr fordert, daß man bei gewissen Korânstellen niederfallen soll; ich kenne Verse, denen dieselbe Ehre ge-

---

[1] Korân, Sure 27: „Die Ameise."

[2] Sure 3: „Die Familie Amrans." Sure 19: „Maria."

bührt." [1] Der eigentlichen Dichtkunst erschloß der Korân keine neuen Pfade. Die Dichter hielten sich darum an die Formen, welche die altarabische Dichtkunst geschaffen. Wie die alten Wüstenrecken verfaßten sie Redsches, Gazals und langathmige Kassiden. Die ganze Verstechnik entwickelte sich auf dieser Grundlage weiter, und es bildete sich die Ansicht heran, daß die alten Dichter, vorab jene der Moallakât, nicht nur Vorbilder der Dichtkunst, sondern gar nicht zu übertreffen seien. Sobald sich deshalb nach den ersten Eroberungen und Parteikämpfen das Reich der Kalifen etwas befestigt hatte und eine ruhigere Pflege der Kunst möglich geworden, fing man an, die alten Dichter zu sammeln und zu erklären, die verstreuten Nachrichten über ihr Leben aufzuzeichnen und in ihrem Studium Anregung und Weiterbildung der Poesie zu suchen. Ihre Sprache galt für mustergiltig, und da sich im Sprachenmischmasch der orientalischen Städte die ursprüngliche Reinheit nicht erhalten hatte, fingen die Dichter an, die Stämme der Wüste zu besuchen und bei ihnen die echte, alte Sprache und Aussprache zu lernen. Mit dem alten Liederschatz zog auch ein guter Theil des altheidnischen Leichtsinnes, der derben Realistik und der lüsternen Ueppigkeit in die Literatur ein und mischte sich in seltsamer Weise mit den heuchlerisch frommen Sprüchen des Korâns. Gerade unter den Dichtern machte sich schon früh eine leichtere Auffassung des Korâns geltend, und nach und nach huldigten viele ganz unbedenklich der weitestgehenden Freigeisterei. Zwei der angesehensten Dichter späterer Zeit, Mutanabbi († 354 H., 965 n. Chr.) und Abul'ala, genannt Ma'arry (363—449 H., 973—1057 n. Chr.), beide als Freigeister bekannt, untersingen sich sogar, dem angeblich geoffenbarten Korân einen selbstverfaßten gegenüberzustellen, letztern mit der nicht undeutlichen Absicht, Mohammed zu persiffliren [2].

So wenig der Korân dazu angethan war, die Poesie nach der formellen Seite hin zu fördern, einen so tiefen Einfluß übte er jedoch durch seinen Gehalt und Geist auf die gesamte weitere Entwicklung der arabischen Literatur aus. Er riß dieselbe ein- für allemal von den Lebensquellen christlicher Bildung los und ließ die wenigen Ideen, welche er daraus geschöpft, in dem Formelwesen eines unabänderlichen Gesetzessystems erstarren, das in alle menschlichen Verhältnisse aufs gewaltsamste eingriff. Die Freiheit war daraus verbannt. Ueber allem menschlichen Denken, Wollen, Streben waltete die eherne Macht einer Vorherbestimmung, auf welche der Menschenwille nicht den leisesten Einfluß ausüben konnte. Das Gebetsleben war nicht der Andacht des Einzelnen überlassen, sondern Tag für Tag mit militärischer Strenge regulirt: fünfmal des Tages mußte

[1] „Einer der hervorragendsten Dichter jener Zeit ist Farazdak. Der Grundzug der alten urwüchsigen Poesie herrscht bei ihm in vollkommener alterthümlicher Naturfrische vor. In gehobener, aber durchaus volksthümlicher, lebensvoller Sprache gibt er den altüberlieferten Ideen den schönsten Ausdruck. . . . Selten sind die Stellen, wo sich ein Anklang von mohammedanischer Weltanschauung findet." Alfr. von Kremer, Culturgeschichte des Orients (Wien 1876/77) II, 367.

[2] v. Hammer-Purgstall, Motenabbi, der größte arabische Dichter (Wien 1824) S. XLVIII. — J. Goldziher, Abû-l-'Ala al-Ma'arri als Freidenker. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellsch. XXIX, 639. 640.

sich der Muslim gen Mekka wenden und die ihm vorgeschriebenen Gebete verrichten. Und so wurde die ganze Religion despotisch gestaltet. Der Prophet warf sich und seine Nachfolger auf religiösem wie auf politischem Gebiete zum unbeschränkten Herrscher auf. Kriegswesen, Steuerwesen, Gerichtswesen, alles gliederte sich stramm und fest in dieselbe religiös-politische Maschine ein. Corporative wie individuelle Freiheit verkümmerte. Der Druck der Nothwendigkeit lastete auf allen wie ein Bleigewicht.

Die wunderbare Schönheit, Harmonie, Verklärung, welche die Lehre von der Menschwerdung über alles menschliche Leben und Streben der Einzelnen wie der Gesamtheit ergießt, war für den Mohammedaner für immer vernichtet. Die Menschheit war keine Gottesfamilie mehr, schon durch die Bande des Blutes vereint, durch den Erlöser in weit höherer Weihe verbunden, sondern ein in zwei Heerlager geschiedenes Schlachtfeld: das eine um das Banner Allâhs und seines Propheten geschart, bestimmt, sich mit dem Schwert die ganze Erde zu unterwerfen und sich einst ewig in einem wollüstigen Paradiese gütlich zu thun; das andere bestimmt, hienieden bekämpft und vernichtet zu werden, um im Jenseits in ewigem Höllenfeuer zu braten. Gott offenbarte sich nicht durch einen Erlöser, der sein Leben für die Seinen zum Opfer bringt, sondern durch einen Propheten, der, das Schwert in der Faust, Stadt um Stadt, Stamm um Stamm in blutigem Kampfe unterjocht und alle hinmordet, die ihm widerstreben. Alle Einrichtungen Mohammeds, die ganze Organisation seines geistlich-weltlichen Reiches zielte dahin, diesen kriegerisch-fanatischen Geist zu erhalten, seine Anhänger nicht nur von Juden, Heiden und Christen für immer zu trennen, sondern sie zum Ausrottungskampfe wider die Ungläubigen zu nöthigen.

Jene Welt von Schönheit, welche den menschgewordenen Gottessohn umgibt, seine Heiligen, seine Sacramente und Gnadenerweise, die Kirche und ihre wunderbare Geschichte, ihr Cultus, ihre Kunst, die unermeßlichen Thaten ihrer Barmherzigkeit — all das ist hier völlig entschwunden. Als einziger sichtbarer Mittelpunkt der Religion steht der unförmliche schwarze Klotz der Ka'aba vor uns, ein Denkstein altarabischen Heidenthums, nur durch Fabelei willkürlich mit dem Namen Abrahams verbunden. Es müssen Hallen gebaut werden, um die Pilger aufzunehmen, — Hallen, wo die „Gläubigen" zu dem unsichtbaren Gott beten können; aber außer der Ka'aba gibt es keine sichtbare Verkörperung der Religion, kein Opfer, kein Sacrament, keine religiöse Kunst. Alle bildlichen Darstellungen, alle Statuen und Gemälde sind aus den Gebetshäusern ausgeschlossen, kein Gesang belebt ihre Hallen. Der einzige Rest von Liturgie besteht in Verbeugungen und Prostrationen, die den Muslim beständig an die Abhängigkeit erinnern sollen, in der er zu Allah und seinem Propheten steht. Eine religiöse Poesie, wie sie unter den christlichen Völkern des Morgen- und Abendlandes erblühte, war unter einem solchen Systeme unmöglich. Die religiöse Lyrik konnte nur ein Nachhall von Korânversen sein, bis endlich Freigeisterei das Joch brach und fremde Ideen in die mohammedanische Welt einführte.

Nicht weniger gewaltsam griff Mohammed in das Gebiet der profanen Poesie ein. Indem er Spiele, poetische Vorträge und theatralische Vorstellungen verpönte, verbannte er die höchste und bedeutsamste Gattung der Poesie — die

dramatische — ganz aus dem Kreise seiner Gläubigen. Vielleicht hat dieser Bann auch das Epos mitbetroffen; wenigstens ist es sehr auffallend, daß es die Araber zu keiner größern epischen Dichtung gebracht haben, da es ihnen doch weder an Stoff noch an poetischer Anlage dazu gebrach. Eine große Schwierigkeit bildete allerdings schon der vollständige Bruch mit der heidnischen Vergangenheit, die strenge Absonderung von allen fremden Einflüssen und die Beschlagnahme aller Kräfte für die Sache des Islâm. Mit dem Verbot aller feinern geselligen Vergnügungen wie Theater, Musik und Spiel hängt wahrscheinlich auch das auffällige Verbot des Weines zusammen [1]. Mohammed bezweckte dabei ein Doppeltes: erstlich seine Gläubigen so schroff wie möglich von den Christen abzusondern, und zweitens das ganze Leben der Einzelnen so ungetheilt wie möglich der gemeinsamen Sache des Islâm unterzuordnen. Nichts sollte sie erschlaffen, nichts zerstreuen, nichts vom Gotteskriege abziehen. Schon in den Frauen und Kindern, d. h. in einem geregelten, friedlichen Familienleben, sah er eine gefährliche Versuchung, die den Mann von seinen Hauptzielen abzulenken drohte; dem Handel wie dem Ackerbau war er ungünstig gesinnt. „Die Engel besuchen kein Haus, an dem ein Pflug liegt“, soll er nach dem Berichte seiner Lieblingsfrau Aïscha gesagt haben. Er trug darum kein Bedenken, die Ehe und das Familienleben zu zerstören, und seine Kämpfer nach sich selbst beurtheilend, ihnen als Ersatz für alle höhere gesellige Freude und als Siegespreis zugleich die rohe Wollust zu bieten.

Auf Poesie und Literatur mußte das alles theils vergiftend theils lähmend und ertödtend wirken. In den ersten Menschenaltern nach Mohammeds Tode nahm denn auch das Geistesleben des Islâm einen sehr prosaischen Verlauf. Die begabtesten Männer beeiferten sich, dem Vorbilde des Propheten nachzueifern als Förderer des neuen Gesetzes, als Kenner und Erklärer des Korâns, als Rechtskundige, Politiker und Redner. In den Vordergrund trat die richtige Lesung und Auslegung des Korâns, des ersten größern arabischen Schriftwerkes, dem bald die Sunna zur Seite trat, eine Sammlung von Ueberlieferungen über Lehre und Leben des Propheten, nicht weniger didaktisch und fabelreich als der Korân selbst. Im Anschluß an die zwei Bücher wucherte eine umfangreiche theologische und grammatische Literatur hervor, deren Höhepunkt die sogen. vier Imame bezeichnen, die Kirchenväter des Mohammedanismus. Wenn man in dieser Zeit zu den vorislâmischen Dichtern griff, so war es hauptsächlich nur, um sie für die Auslegung des Korâns zu Rathe zu ziehen, nach dem Rathe des Abu Abbas, eines der besten Kenner der alten Ueberlieferungen, welcher sagte: „Wenn ihr mich über die Seltsamkeiten des Korâns fragt, so rathe ich

---

[1] Im Korân selbst (Sure 5) ist das Verbot des Weines mit dem des Spieles zusammengestellt: „O ihr Gläubigen! wahrlich, der Wein, das Spiel, Bilder und Loswerfen sind verabscheuungswürdig und ein Werk des Satans; durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindschaft und Haß unter euch stiften und euch vom Denken an Gott und von der Verrichtung des Gebetes abbringen.“ Ueber den innern Zusammenhang dieser Verbote und ihren dem Christenthum feindseligen Zweck vgl. Palgrave, Reise in Arabien (Leipzig 1867) I, 325—330.

euch: nehmet die Dichtkunst zu Hilfe. Die alten Gedichte sind die Urkunden der Araber." Nach der Sunna aber sollte Mohammed selbst gesagt haben: „Lehret eure Kinder die Dichtkunst. Denn sie schließt den Verstand auf und macht die Tapferkeit erblich." Da die Hauptführer des Islâm meist wilde, kriegerische Haudegen waren, so mußte ihnen der Ton zusagen, der die alte Poesie beherrschte, und manche aus ihnen dichteten in demselben Stile Kampfeslieder, Herausforderungen, Schimpflieder und Sprüche. Doch liegt nichts vor, was irgendwie die Moallakât erreichte. Es zeigen sich weder neue Formen noch Ideen; alles hält sich auf den bereits früher ziemlich ausgetretenen Bahnen.

Als nach langen, fast ununterbrochenen Kämpfen der Poesie wieder etwas mehr Luft und Raum ward, verlor sie auch das noch, was sie früher besessen, ihre rohe, aber immerhin frische Natürlichkeit. An ihre Stelle tritt immer mehr Absichtlichkeit, künstliche Mache. Der an sich kärgliche Stoff wurde in der alten Kassidenform immer breiter und umständlicher ausgesponnen, das Kleine und Unbedeutende geschmacklos hervorgehoben, der schon früher vorhandenen Neigung zu ruhmrediger Selbstbespiegelung noch maßloser gehuldigt.

Bettelhaftigkeit und Liederlichkeit werden hervorstechende Charakterzüge der Dichter. Während noch unter dem Kalifen Omar ein Lied auf die Reben mit Einkerkerung bestraft wurde, tauchen jetzt ausgelassene Weinlieder auf. Die Hauptsignatur der Dichtung aber bildet fürder jene üppige, gemeine Wollust, die das Haremsleben großgezogen, und neben ihr feile Lobhudelei auf die Großen und Mächtigen. Reine, keusche Minne hat der Islâm nie gekannt, und so wälzt sich denn unter einer Decke der zierlichsten Blumen und Floskeln nur ein trüber Strom unreiner Leidenschaft dahin. Der Name Allâhs selbst wird zum wüsten Kriegsgeschrei, und der ausgesuchteste Prunk und Flitter vermag die Ideenarmut nicht zu verhüllen, auf welche Mohammed seine Gläubigen herabgebracht.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Katholische Apologetik für die obern Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Von Dr. **Dominicus Krarioth**, Religions- und Oberlehrer a. D. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Ermland. XI u. 142 S. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.40; geb. *M.* 1.65.

Der verdiente Herr Verfasser, rühmlich bekannt durch seine in 4. Auflage erschienene „Geographie von Palästina. Zum Schulgebrauch", bietet hier Lehrern und Lernenden die Frucht seiner langjährigen Thätigkeit als Gymnasial-Religionslehrer. Der knappe Titel der Schrift entspricht genau ihrem Inhalt. Sie handelt von der natürlichen Religion: Dasein Gottes, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele, Nothwendigkeit und Würde der Religion; von der übernatürlichen Religion im allgemeinen, der vorchristlichen und der christlichen insbesondere und von der katholischen Kirche als der einzig wahren Kirche Christi.

Verlangt man von jedem Handbuch Uebersichtlichkeit, Kürze und Correctheit, so geschieht der ersten dieser drei Anforderungen in vorzüglichem Grade Genüge. An den Stellen, wo das ausgesprochene Streben nach Kürze die Correctheit einigermaßen beeinträchtigt hat, wird das ergänzende Wort des Lehrers unschwer Mißverständnissen vorbeugen können.

Wir machen beispielsweise aufmerksam auf die unrichtige Dreitheilung S. 33; eine bloß dem Inhalte, nicht auch der Form nach übernatürliche Offenbarung kann es nicht geben. S. 107 steht „Inspiration" statt „Unfehlbarkeit", und S. 109 wird die Unfehlbarkeit der Apostel bei der mündlichen Predigt identificirt mit ihrer Inspiration bei Abfassung der canonischen Schriften. „Das Hören, Sehen ist" nicht „eine Affection resp. eine Thätigkeit des Gehirnes, hervorgebracht durch die mechanische Einwirkung auf die betreffenden Sinnesorgane" (S. 20). Die Weissagung 5 Mos. 18, 18 ist vornehmlich, aber nicht „allein" in Jesus Christus (S. 96), sondern auch in der ganzen Reihe der gottgesandten Propheten in Erfüllung gegangen. Offenbarung 2 und 3 werden die Gemeindevorsteher nicht „Bischöfe", ἐπίσκοποι (S. 122), sondern ἄγγελοι genannt. Der Unterschied zwischen Bischof und Presbyter ist aus der Schrift — wenn überhaupt — jedenfalls nicht so leicht zu erweisen, wie es nach S. 122 f. den Anschein haben könnte. Als entscheidendes Moment für die Succession des römischen Bischofes in dem Primat Petri wäre S. 130 die Thatsache hervorzuheben, daß Petrus als Bischof von Rom starb.

Das Wichtigste und Schwierigste bei Abfassung einer Apologetik ist das Einhalten eines streng **logischen Gedankenganges**. Gerade dieses nun ist dem hochw. Herrn Verfasser im großen und ganzen trefflich gelungen, bis auf den vorletzten Abschnitt, wo die Inspiration der Heiligen Schrift **vor** der Unfehlbarkeit der Kirche und die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes **vor** dem Primate behandelt wird. Wir sagten: im großen und ganzen; denn die Berufung auf Schrift und Kirchenlehre zum Beweise für die Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntniß dürfte S. 9 kaum am richtigen Platze stehen; die Bemerkungen über das Priesterthum Christi und die Abstufungen des neutestamentlichen Priesterthums S. 120 schweben hier in der Apologetik, wie a. a. O. anerkannt wird, in der Luft, sind hier aber auch entbehrlich; die Merkmale der Kirche sollten hier rein apologetisch, nicht theilweise dogmatisch behandelt sein.

Wenn der Verfasser selbst es für möglich hält, daß von dem, was er bietet, einiges über das Verständniß der Secunda — und setzen wir hinzu: wohl auch eines Durchschnitts-Primaners — geht, so dürfte er recht haben. In einer Neuauflage ließe sich unseres Erachtens das Verständniß einigermaßen erleichtern, wenn die Beweise für das Dasein eines überweltlichen, persönlichen Gottes ausführlicher gegeben, dagegen der Abschnitt über die geistige Natur des Menschen in die von dem Vorwort in Aussicht gestellte Glaubenslehre transponirt würde. In der Apologetik mag dieser Abschnitt wünschenswerth sein, zwingend nothwendig ist er da nicht; und leichter sind Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft darzuthun, nachdem sie vorher aus der Offenbarung bewiesen sind.

Wir brauchen wohl nicht beizufügen, daß wir voll und ganz den Wunsch des Verfassers theilen, das Büchlein möge dazu beitragen, die studirende Jugend im Glauben und in der Frömmigkeit zu befestigen.

Aug. Perger S. J.

De civilis potestatis origine theoria catholica. Dissertatio inauguralis, quam cum XX thesibus. . . **Hector Raph. Quilliet,** Sacerdos Atrebatensis, s. theologiae Licentiatus et in facultate theologica Insulensi lectionibus theologiae dogmaticae specialis deputatus ad Doctoratus lauream consequendam Insulis publice propugnabit. . . VIII et 452 p. 8°. Preis *Fr.* 5.

Die vorliegende Schrift behandelt ein sehr interessantes und actuelles Thema. Ist auch der Gegenstand, in sich genommen, ziemlich eng begrenzt, so hat ihn der Verfasser doch innerhalb der gezogenen Grenzen allseitig beleuchtet und dabei die einschlägige Literatur in sehr reichem Maße berücksichtigt. Die Haupttheilung des Gesamtstoffes wird durch die Titel gegeben: I. Civilis potestas in sua potentialitate, II. Civilis potestas in motu actualitatis suae; was wir deutsch etwa so wiedergeben können: I. Die staatliche Gewalt in ihrer Ursächlichkeit, II. Die staatliche Gewalt in ihrer Verwirklichung.

Im ersten Theile gehört derjenige Abschnitt zu den ansprechendsten und lehrreichsten, in welchem nachgewiesen wird, wie sehr die von Gott so gnädig

gewollte übernatürliche Ordnung nach allen Seiten hin veredelnd und verklärend einwirkt auf die einzelnen Elemente, die im Staate Platz haben und aus deren organischer Zusammenfügung der Staat sich bilden muß. Nicht nur die Individuen, nein, auch die ursprünglichsten Gesellschaften, die eheliche Gemeinschaft und die häusliche Gemeinschaft, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, zwischen Herrschaft und Dienstboten ist ein weit anderes geworden, inniger und segensreicher, als alles dies ohne die übernatürliche Erhebung des Menschen möglich war; neue, übernatürliche Kräfte sind dem Menschen zu theil geworden: wenn dieselben auch nicht direct dem Zwecke der staatlichen Gemeinschaft, die eine in sich natürliche Gesellschaft bleibt, zu Diensten gestellt sind, so kann es doch nicht ausbleiben, daß sie auch diesen in sich natürlichen Zweck höchlich fördern und unterstützen können.

Im zweiten Theile nimmt die Frage über den Ursprung der staatlichen Gewalt den größten Raum ein: sie wird geschichtlich und theoretisch behandelt. Der Herr Verfasser zeigt mit Bekundung einer großen Belesenheit, daß die sogenannte Suarezische und Bellarminische Theorie himmelweit verschieden ist von der des Rousseau und von dessen Contrat social, sowie daß Suarez und Bellarmin mit Unrecht die Urheber jener Theorie genannt worden sind, welche die wirkliche Constituirung des Staates und die Bezeichnung der Staatsform und des Trägers der obersten Gewalt von der Zustimmung des Volkes herleitet, daß dieses vielmehr vor und nach den genannten Theologen die herrschende Ansicht unter den Gelehrten, zumal den katholischen Theologen, gewesen sei.

Wie sehr wir nun auch mit Befriedigung von diesen Erörterungen Einsicht genommen haben, so will es uns doch bedünken, daß im weitern Verlaufe des Werkes der Herr Verfasser ein zu ungünstiges Urtheil fälle über die Modification, welche in jüngerer Zeit jene Theorie durch Taparelli, Liberatore u. a. erfahren hat. Diese Gelehrten meinen, eine positive Zustimmung des Volkswillens sei nicht in allen Fällen nöthig, damit in Wirklichkeit eine Staatenbildung zu stande komme, sondern es könnten sich sehr gut die natürlichen Ereignisse so gestalten, daß durch sie, ohne wirkliche Zustimmung des Volkes, eine Einigung zum staatlichen Verband nothwendig und ein bestimmter Träger der höchsten Gewalt gegeben sei. Diese Theorie dürfte gar nicht so weit von der „Suarezischen" abstehen, zumal da Suarez zuletzt sich auch zufriedenstellt mit einem consensus vel exhibitus *vel debitus*, wie der S. 378 citirte Text aus Suarez (De legibus l. 3, c. 4, n. 4) zeigt. Diesen consensus debitus läugnen aber sicher jene neuern Autoren auch nicht, sondern heben gerade ihn besonders hervor. Auch ist zu beachten, daß die Kategorie der letztgenannten Gelehrten eine, wenn man so sagen will, negative Zustimmung der Einzelnen aus dem Volke nicht läugnen, sondern gewissermaßen für nöthig erachten. Eine negative Zustimmung dürfte nämlich das freiwillige Verbleiben in dem als constituirt unterstellten Staatsverband genannt werden, insofern jeder, der den betreffenden Staatsverband nicht will, durch Wegziehen ihn verlassen und einem andern Staate sich anschließen kann. Faßt man diese Punkte ins Auge, so dürfte die Verschiedenheit in der Auffassung der katholischen Gelehrten nicht unerheblich herabgemindert werden.

In Besprechung der andern Theorien befindet sich der Herr Verfasser auf weniger bestrittenem Gebiete. Mit Fug und Recht verwirft er die sogen. „Occupationstheorie" und weist auch für den Ausdruck „göttliches Recht" die richtigen Grenzen nach rechts und nach links auf, sowohl um die staatliche Autorität vor der Willkür des Volkswillens zu schützen, als auch um sie von der höher göttlichen Macht der kirchlichen Autorität zu unterscheiden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. Von Dr. **Paul Keppler.** Mit 106 Abbildungen, einem Plan der Kirche des heiligen Grabes und zwei Karten. X u. 510 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 8.

Herr Professor Keppler bietet in seinem kürzlich erschienenen Buche eine ebenso genußreiche als vielseitig belehrende und anregende Lectüre. Er führt den Leser von Triest (11. März 1892) über Alexandrien, Kairo, Suez, Port Said nach dem Heiligen Lande; von da nach Damaskus, Baalbek, Beirut, Athen und Konstantinopel; von letzterer Stadt aus wird am 19. Mai die Heimreise angetreten. Zwei inhaltsreiche Monate, die er mit dem in ihnen Geschauten, Erlebten, Empfundenen in meisterhafter Darstellung dem Leser vorführt. Ausgerüstet mit einem umfassenden Wissen, feinem Kunstsinne, geläutertem Geschmack, eindringender Beobachtungsgabe, einem tief und warm fühlenden Herzen, zeichnet er dem Leser in lebensfrischen Farben Land und Leute, bunte Scenen orientalischen Lebens, die Geschichte der Vergangenheit, die Zustände der Gegenwart, die Kunstwerke der Architektur, Malerei, Sculptur nebst deren ideellem Gehalt und nicht zum mindesten sinnige Stimmungsbilder, wie sie der Anblick bedeutsamer Stätten, großartiger oder lieblicher Naturerscheinungen in einem innig empfindenden, theilnahmsvollen Gemüthe wachruft.

Wie lebendig und anschaulich wird die Ankunft in Alexandrien und die Stadt selbst geschildert! An die Beobachtung der Gegenwart reihen sich geschichtliche Erinnerungen: „Vom Meere und etwa noch von einigen schönen neuern Parkanlagen abgesehen, gehen der Umgebung der Stadt großartige Züge und bestechende Reize durchaus ab. Aber das begreift man, daß ein praktischer Scharfblick ohnegleichen Alexander d. Gr. (332 v. Chr.) den Gedanken eingab, gerade hier den Grundstein einer neuen Weltstadt zu legen. Die Lage ist eine so glückliche, der Besitz eines Hafens, der nicht vom Nilschlamm verstopft wird, so werthvoll, daß die Stadt wohl herunterkommen konnte, aber nicht untergehen, auch in den schlimmsten Zeiten. Freilich, das zeigt ein auch nur oberflächlicher Blick sofort, die Tage der selbstherrlichen Königin Alexandria sind gründlich vorüber, die Tage der Königin, die in der einen Hand das Meeresscepter trug, in der andern die Schriftrolle, der Königin, deren überreiches goldenes Diadem mit weithin blitzenden Diamanten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft durchsetzt war. Verglichen mit diesem Alexandrien ist das heutige zu einem Krämerweibe herabgesunken mit ungeschlachten Manieren, vernachlässigtem Aeußern, rohen und wüsten Sitten und rein materiellen Lebenszwecken. . . . Nur die Phantasie kann noch das großartige Bild des alten Alexandrien wieder vor die Seele

zeichnen, und sie wird dabei von der Wirklichkeit wenig unterstützt. Einst vermittelten wenigstens noch die Nadeln der Kleopatra zwischen Alterthum und Gegenwart, die zwei mächtigen Obelisken, welche Kleopatra vom Sonnentempel zu Heliopolis einst vor die Thore des kaiserlichen Palastes versetzen ließ. Aber auch diese Pylonen des Orients wurden in unsern Tagen auseinandergerissen und nach New York und London in die Verbannung geschleppt, wo sie nun vor Heimweh verwittern. Doch ein großes Wahrzeichen der Vergangenheit ist noch erhalten. Eilen wir nach dem Südwesten der Stadt, in das arabische Viertel. Da steigt über 30 m hoch aus Grabfeldern und elenden Fellachenhütten zum Himmel empor die Pompejussäule, von ihrem erhöhten Standpunkt aus Stadt und Meer weithin beherrschend."

Ich kann es mir nicht versagen, sogleich auch die Beschreibung der Säule anzuführen; sie ist ein belehrendes Beispiel der künstlerischen Auffassung und Würdigung: „Ein einfaches, aber würdiges Denkmal: nur Sockel, Schaft und Kapitell, aber ein wirkliches Kunstwerk. Es fehlt aller Zierat, aller Bilderschmuck, alle Cannelirung; die Detailformen des Sockels und des Kapitells sind sogar unschön und verrathen die Spätzeit. Und doch erfreut die Säule jedes Auge, und sie erweist sich als mit dem Stempel wahrer Kunst gezeichnet. Das Grundgesetz der Schönheit liegt im Maße, in der Richtigkeit der Proportionen. Die Säule ist geadelt durch das schöne Gleichgewicht, in welchem ihre Theile und Glieder zu einander stehen, vor allem durch die fein abgewogenen Verhältnisse des Riesenschaftes, der für seine gewaltige Höhe nicht zu schlank ist und auch nicht zu massig und mit herrlicher Verjüngung sich in die Lüfte schwingt. Dieser Monolith aus den Nilkatarakten zeigt ein solches Zartgefühl für Richtigkeit der Maße, oder besser gesagt, eine so klare Kenntniß der Urgesetze der Proportionalität, daß man vermuthen muß, er stamme noch aus dem alten Aegypten und sei aus Heliopolis oder Memphis in jener Spätzeit hierher verbracht worden. Er verdiente den Sturz des alten Alexandrien zu überleben und als Todtensäule desselben von den Jahrhunderten verschont zu werden. Diese Säule sah die Glanzperiode der Stadt. Reden wir mit ihr und befragen wir sie nach den Herrlichkeiten des Serapeum, aus deren Mitte sie einst sich erhob; nach den Prachttreppen, den Tempelhallen, den Innenhöfen, den Hunderten von Obelisken, die einst dies Heiligthum des Serapis schmückten, in welchem altägyptischer Stierdienst in neuhellenischem Aufputz sich breit machte; nach der Freistätte der Wissenschaft, welche mit dem Tempel verbunden war, nach der Rüstkammer des Geistes, der berühmten Bibliothek mit ihren 300 000 Büchern. Stumm weist sie hin auf den durchwühlten Boden, auf die weiten Leichenfelder zu ihren Füßen. Alles im Tod verschlungen und in Grabesmoder untergegangen. Unter der Erde, spricht sie, mußt du das alte Alexandrien suchen. Der Tod hat noch am meisten davon conservirt. Er hat in seinen dunkeln Kammern viel Raub geborgen, den er zusammenraffte, ehe die Stadt unterging: feine Gewebe, herrliche Stoffe, in die er seine Opfer einhüllte, feingeschnittene Gemmen, scharfgeprägte Münzen, Goldschmuck aller Art, Erzeugnisse der hochentwickelten Künste. Er hat diese Trophäen sorgsam behütet und in seinen Schreinen beschlossen, bis in den letzten Zeiten Europas wühlender Forschergeist sie ihm zum Theil entrissen hat. Edle

Säule, wo ist nun der Stolz Alexandriens, der großartige Stadttheil Bruchium mit seinen Königspalästen, seinem Amphitheater, seinem Poseidontempel, mit dem Mausoleum, welches den Leichnam des großen Alexander in goldenem Sarge barg?" u. s. w.

Interessant und für manche wohl überraschend ist das Urtheil, welches Dr. Keppler über die altägyptische Kunst nach dem Besuch des Museums in Gizeh fällt. „Der Geringschätzung, mit welcher man bei uns auch in sonst wohlgebildeten Kreisen die ägyptische Kunst immer noch behandelt, hatte ich mich schon länger entwunden; ich war auf Großes gefaßt, aber meine Fassung erlag der Ueberraschung. Man fühlt es, daß man hier an den Urquellen der Kunst steht und trinkt." Es überkommt ihn „ein brennendes Gefühl, daß dieser Kunst seitens der Europäer ein altes Unrecht abzubitten ist". Ganz energisch wird der Vorwurf, den man so gewöhnlich der ägyptischen Kunst, insonderheit der Sculptur und Malerei, macht: „ägyptisch-steif", abgewiesen: „Haben die, welche so urtheilen, jemals auch nur mangelhafte Abbildungen der zahllosen Reliefbilder der Mastaben aus der Zeit des alten Reiches, d. h. aus der Zeit zwischen 3000 und 2000 v. Chr., gesehen? Wer kann es noch wagen, angesichts dieser Schilderungen aus dem Leben von Leblosigkeit und Steifheit zu sprechen? Welch scharfe und concrete Auffassung und Wiedergabe der Natur! Welch gewandte Darstellung der Menschenwelt und Thierwelt! Welche Naivetät und welch geistvolle Feinheit und technische Vollendung! Mit diesen Leistungen kann die ägyptische Kunst mit jeder andern, auch der vollendetsten, wetteifern in der hinreißenden Lebendigkeit, Sicherheit und Richtigkeit der Naturschilderung." Und in längerer Auseinandersetzung (S. 69 f.) werden die gewöhnlichen Einwände gegen die Eigenheiten der ägyptischen Kunst geprüft und diese selbst nahezu in allweg gerechtfertigt. Es wird vollständig gebilligt, daß man in alter Zeit die Götter nicht in reiner Menschengestalt abbildete. „Es war die damals noch unüberwindliche Scheu, das Bild der Gottheit mit dem Bild des Menschen ganz zu identificiren, die Scheu vor diesem verhängnißvollen Anthropomorphismus, der auch in Griechenland der Religion nicht zu statten kam. Ueberdies die religiöse Gebundenheit der Kunst in diesem Punkt. Jede Gottheit hatte ihr charakteristisches Symbol, das für die Hieroglyphenschrift wie für die Kunst unbedingt canonisch war." Es ist des Herrn Verfassers Ueberzeugung, daß die heutige Kunst, auch die religiös-christliche, von der altägyptischen lernen könne; denn was jener vielfach abhanden gekommen, bilde den Adel und das Mark der ägyptischen: „das Bewußtsein, daß die Kunst nicht dazu da ist, um durch ihr Spiel zu ergötzen, sondern um hohe und höchste Aufgaben zu erfüllen, die Selbstbeschränkung und das vernünftige Maß in der Naturnachbildung, Beugung unter die Gesetze der Vernunft, unter die Naturgesetze der Kunst, Einfalt und Jungfräulichkeit, Sinn für Wahrheit, Verstandesklarheit gepaart mit Gemüthstiefe".

Nach Vorstehendem ist es von selbst klar, daß Dr. Keppler über die Pyramiden anders urtheilt als z. B. Alban Stolz, der von unsinnigen Steinmolochen, von plumper, krystallisirter Teufelei redet und meint, sie zeigten auf die roheste schönheitsbare Weise brutale Macht und mächtige Dummheit. „Sie sind auch nicht, wie Sepp urtheilt, petrificirter Titanenhumor, antediluvianische

Kunstlaunen. Viel richtiger hat er geurtheilt, wenn er sie Riesenmonumente des Glaubens an die Unsterblichkeit und die Auferstehung des Fleisches nennt. Ihre Inschrift lautet nicht: Mortuis, sondern Resurrecturis. Sie lautet: Credo vitam venturi saeculi —, und darüber glänzt noch eine herrlichere: Credo in unum Deum.... In ihrer Art ist die Pyramide ein so kräftiges Sursum corda wie die christlichen Thürme, eine Mahnung der Menschheit der Urzeit an die spätern Generationen.... Die Pyramiden sind Werke einer hochentwickelten Kunst. Nur eine solche ist dieser feinen mathematischen Berechnung und Regelung aller Verhältnisse fähig, wie sie nicht bloß am ganzen Körper, sondern auch an jedem Theil des Innern die genauen Vermessungen Perrings, Taylors, P. Smyths ergeben haben. Das sind nicht rohe Massen, sie sind geistig bewältigt und geordnet bis hinein in den innersten Kern, bis hinauf auf die oberste Spitze. Dieser anscheinend todte Körper ist doch durch Geist beseelt. In diesen anscheinend harten Formen schlafen Wohllaute, die man nur zu wecken verstehen muß. Ja, aus diesen Steinmassen tönen wie aus dem Memnonskolosse Harmonien, süße Wohlklänge der Verhältnisse, Accorde der Maße, Zahlen, Dimensionen, sobald das Licht liebenden Verständnisses auf sie fällt" u. s. f.

Die Ausführungen über den Unsterblichkeitsglauben der Aegypter, die Architektur und Kunst des Islam, die Schilderungen des Straßenlebens in Kairo, der heulenden Derwische, der Sitten des Landvolkes, die Beobachtungen über die Wirkungen des Islam, die Thätigkeit der christlichen Missionäre u. dgl. m. verleihen dem Buche ebensoviel Mannigfaltigkeit als Reiz und Abwechslung. Noch höher steigt das Interesse, wenn wir an der Hand des kundigen Führers die Stätten betreten, die der Schauplatz der heiligen Geschichte waren. Da zunächst das Land Gosen, das Rothe Meer! Welche Erinnerungen rufen sie nicht wach! In kurzen, kräftigen Zügen führt uns der Pilger rasch neben der Gegenwart die großen Ereignisse der vergangenen Jahrhunderte vor das Geistesauge. Und erst Palästina selbst, das heilige Land! Wie erinnerungsreich ist der Weg von Jaffa nach Jerusalem! Jaffa selbst, die Ebene Saron, Ramle, Amwas (Emmaus), Latrun, Ain-Karim, Kulonije u. a. bieten aus Gegenwart und Vergangenheit einen ebenso reichlichen als anziehenden Betrachtungsstoff, den uns der Pilger zur heiligen Stadt recht anmuthend vorlegt. Vom Gipfel des Oelberges aus erschließt sich eine weite Umsicht über das Centrum des Gelobten Landes: „Welch ein merkwürdiges Land! Charakteristisch verschieden von der Heimat, verschieden auch von allem, was wir bisher im Orient gesehen. Die Grundstimmung überaus ernst und großartig, rauh und wild, nur durch wenige freundliche Züge gesänftigt, nur durch den orientalischen Himmel aufgehellt. Wir ziehen den Blick zuerst gewaltsam ab vom Bilde der heiligen Stadt und schauen in die Weite. Im Norden aufsteigendes Terrain, von der Gratlinie des judäischen Gebirges begrenzt. Jenseits der Stadt nach Westen die weite, saftgrüne Ebene Rephaim, ebenfalls langsam ansteigend und am Horizont durch die reichgeschwungenen Bogen eines Höhenzuges und die runde Kuppe des Frankenberges abgeschlossen. Der südöstliche Theil des Rundbildes aber ist so eigenartig, daß er das Auge förmlich bannt. Hier erscheint das Land aufgelöst in durcheinandergeschobene, mannigfach sich schneidende und kreuzende

Reihen und Züge von kahlen Höhen, Thälern und wilden Schluchten, die wie in wilder Flucht hinabzueilen scheinen in ein Tiefthal, aus welchem das Silberband eines Flusses aufblitzt — des Jordan. Und gen Süden strahlt aus der Niederung herauf mit unheimlichem Funkeln, mit grünblauen Augen ein See — die obere Spitze des Todten Meeres. Ueber Thal und Fluß und Meer aber erhebt sich die mächtige Kette der transjordanischen Gebirge, deren Klüfte und Schrunden jetzt mit weichem Lichtmantel umhüllt sind. Das ist das Centrum des heiligen Landes, des Gelobten Landes, das der Herr seinem Volke zugedacht hatte. Warum gerade dieses? Den Grund gibt schon Moses in seinem Abschiedssegen kurz und bündig: sicher und allein sollte Israel wohnen (5 Mos. 33, 28)" u. s. f. Wir müssen es uns versagen, des weitern anzuführen, in welch treffender Weise der Pilger das Land als das denkbar günstigste schildert für die pädagogischen Absichten der Vorsehung, für die Erziehung des Volkes. Nur das Eine sei noch bemerkt, was er in der Beschreibung der Reise von Jerusalem nach Nabulus des nähern begründet: die große Verschiedenheit zwischen einst und jetzt fällt dem Menschen zur Last.

Wie zu erwarten, ist Jerusalem mit seiner wechselvollen Geschichte, seinen Erinnerungen und Heiligthümern, seiner bunten Bevölkerung in besonders eindringlicher und gemüthsvoller Darstellung geschildert. Hier bewährt sich der gewiegte Kenner der Geschichte, der Exeget, der feinfühlige Kunstkritiker und vor allem der christusliebende Pilger. Einige Andeutungen mögen zum Studium des Buches selbst einladen. Die Frage, ob die Grabkirche an rechter Stelle stehe, wird bejaht, die Geschichte des Baues ausführlich dargelegt, der Bau selbst künstlerisch gewürdigt; und zum Schluß die Erwägung: „Die Architektur der Grabkirche, wie sie heute sich unserem Blicke darstellt, ist ein monumentales Denkmal der Spaltung inmitten der Christenheit, aus welcher die Nichtchristen mit boshafter Freude Kapital schlagen. Ja sie ist eine große steinerne Klage, ein versteinerter Schmerzensausbruch, ein mächtiger, aus der Tiefe aufsteigender, in der Wölbung der Kuppel verhallender Ruf nach Verklärung, ein lautes Adveniat regnum tuum, ein Sehnsuchtsschrei nach dem Anbruch jener Zeit, wo ein Hirte und eine Herde sein wird, wo die Christenheit um den einen Hirten, sein Kreuz und sein Grab sich schart mit einem Bekenntniß des Glaubens und gleichem Pulsschlag der Liebe. Edler Bau! so sehr du uns ans Herz klagst, du gibst zugleich unserer Hoffnung Nahrung. Trotz allen Verderbnisses — dein Organismus ist gesund und lebenskräftig, dein Körper fest zusammengegliedert aus dem, was die altchristliche Frömmigkeit des Orients und was abendländischer Glaube und Glaubenseifer gebaut haben. . . . Möchte aus dem Abendland, dem du entstammst, eine volle Woge echten christlichen Glaubens einmal hierher den Weg finden, durch dein Inneres fluthen, allen Unrath hinausschwemmen, die trennenden Scheidewände, die man aufrichtete, niederwerfen, die türkischen Wächter, die am Eingang dem Müßiggang fröhnen, hinausspülen, dir die einstige Schönheit wiedergeben und dir eine Gemeinde von Christgläubigen schenken, welche eins sind im Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen und eins in der Liebe, welche hier den letzten Tropfen ihres Herzblutes opferte und welche aus Tod und Grab triumphirend hervorging!"

Dem Tempel und dessen Erinnerungen und Geschichte ist eine eingehende Studie gewidmet; die Stätten der heiligen Passion werden mit inniger Frömmigkeit und großer Anschaulichkeit geschildert, und damit die Andacht auf dem felsenfesten Grunde der Wahrheit ruhe, ist auch, wo es erforderlich schien, die ausreichende wissenschaftliche Begründung für die altehrwürdige Ueberlieferung bündig beigefügt. Besonders ergreifend wirkt die schlichte und doch so tief empfundene und darum zu aller Herzen sprechende Darstellung des bittern Kreuzweges, der Passionsgeschichte. — Von Jerusalem aus wird ein Ausflug unternommen nach dem Todten Meere; dieses, Sodoma, Jericho, der Berg Karantel bieten ergiebigen Stoff zu Erwägungen; nicht minder die Wüste, die Beduinen, das Kloster Mâr-Saba u. dgl. m. In dem überaus mannigfaltigen Gemälde von Jerusalem und Umgebung fehlt auch nicht eine Skizze des Judenquartiers. Ueber Jerusalems Juden aber lesen wir: „Kaum sollte man glauben, daß dies ein Theil desselben Volkes ist, welches außerhalb Palästinas den Christenvölkern wie ein Pfahl im Fleische sitzt, welches ihnen das Blut aussaugt, sie knechtet mit den goldenen Ketten der Millionen und mit den Rohrsceptern giftgetränkter Federn, die öffentlichen Brunnen der Bildung und Moral durch Einwerfen ekliger und eitriger Stoffe vergiftet. Dem Judenthum Jerusalems gegenüber stimmt sich die Antipathie in Mitleid und Erbarmen um. Vollends wenn man am Freitag Zeuge der Todtenklage ist, welche seit der Zerstörung Jerusalems durch alle Jahrhunderte forttönt. Da steigt am Ostende des jüdischen Quartiers in einer kleinen Sackgasse die Umfassungsmauer des Tempels aus der Tiefe auf. . . . Hier sammelt sich jeden Freitag gegen Abend die Judenschaft, um zu weinen und zu klagen. Männer und Frauen, Kinder, Erwachsene und hochbetagte Greise und Greisinnen weinen hier ihren Schmerz aus. Sie lassen auf dem kleinen Platz sich auf ihre Kniee nieder und lesen und beten aus vergilbten Büchern, gleich den Mohammedanern mit dem Oberkörper schaukelnd. Oder sie stellen sich hart an die Mauer auf oder sinken vor ihr auf die Kniee, küssen die Steine, pressen Stirne und Wangen an dieselben, umfangen und umarmen die alten Quadern, netzen sie mit ihren Thränen, flüstern ihnen zu, als wollten sie dieselben trösten, hauchen ihre Seufzer hinein in die Spalten und Fugen und klagen der alten Mauer ihren Schmerz. Ein dumpfes Murmeln, ein banges Stöhnen, schrilles Seufzen, weinendes Schluchzen zieht die Reihen auf und ab. Dann folgt die eigentliche Liturgie, die herzbrechende Klagelitanei, vorgesungen von dem Vorbeter, beantwortet vom ganzen Volke“ u. s. w.

Von Jerusalem aus geht die Reise nach Nabulus, Dschennin, Nazareth, See Genesareth und über den Hermon nach Damaskus. Eine ununterbrochene Reihe der durch große und heilige Erinnerungen geweihten Orte und Stätten stellt sich da dem Wallfahrer vor: Gibea, Er-Ram, Ramallah, Beroth, Bethel, Silo, Samaria mit seinen berühmten Bergen Ebal und Garizim, seinem Jakobsbrunnen, Sichar, Bethulia, die Ebene Esdrelon, die Berge von Gelboe, Sunem u. a. — Veranlassung genug für den gewandten und kundigen Erzähler und Schilderer, seine Leser mit einer reichen Auswahl bald erbaulicher bald ergötzender Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart zu beschenken und zu überraschen. Besonders gehoben und warm wird die Sprache, wo die Beschreibung sich Nazareth naht,

„dem irdischen Quellpunkt des großen Stromes des Christenthums“. . . . „Das Auge Gottes, welches das Weltall durchdringt, die Meere durchschaut, alle Höhen und Tiefen kennt, erwählte gerade diese Landschaft als Quellgebiet des Stromes der Erlösung, als Spielplatz der menschgewordenen Weisheit, des Kindes, das eine Ewigkeit alt war, als es geboren ward in der Zeit; als Schauplatz der Morgendämmerung seines messianischen Lebens, als Wurzelgrund der Wunderblume, welche in ihrem festgeschlossenen Kelch die Glorie der Gottheit barg. Die Signatur der Landschaft steht in lieblichem Einklang mit dem Grundcharakter dieses jungen gottmenschlichen Lebens, das in ihr sich entfaltet: beide einfach und großartig zugleich, hoch erhaben und menschlich begrenzt, weltabgeschlossen und weltumspannend, fest auf die Erde gegründet und von der Erde sich loslösend und der eigentlichen Heimat, dem Himmel, zustrebend, gewöhnlich und außerordentlich, irdisch und himmlisch.“ Und wiederum: „Das verborgene Leben in Nazareth ist unendlich reich an Inhalt, so wenig leblos und thatenlos als der Ocean in Stunden scheinbarer Ruhe. Was ist der Blumenschmuck der Fluren von Nazareth gegen jenen Frühling heiliger Gesinnungen, großer Heilsgedanken, ununterbrochener Gebete, gottmenschlicher Opfer und Verdienste! Was ist die abwechslungsreiche, quelldurchrauschte Landschaft von Nazareth gegen dieses Leben mit seinen Hochgebirgen der Anbetung, mit seinen Abgründen der Demuth und Selbstverläugnung, mit seinen Süßquellen der Freuden und seinen bittern Meeren der Leiden, mit seinem ewig blauen Himmel und seiner still hereinglänzenden Gottesglorie! Schon ins schlichte Gewebe kindlichen Daseins, in das rauhe Zelttuch eines armen, arbeitsreichen Lebens stickt sich überall der messianische Goldfaden, der blutrothe Faden des Opfers ein.“

Von Nazareth aus wird der Tabor besucht. Er ist der Berg der Verklärung. Die Ueberlieferung dafür ist uralt und entschieden. Das wird samt Widerlegung der Gegengründe erhärtet. Und herrscht nicht ein merkwürdiger Einklang zwischen der Natur des Berges und dem Geheimnisse, dessen Thron er wurde? Ganz gewiß: „Unter dem azurnen Baldachin des Firmamentes, der gleich einem Ciborium ihn überwölbt, ragt der Tabor auf, so recht wie ein Hochaltar der Natur, durch den vom Herrn ausfließenden Glanz zum Hochaltar des Christenthums consecrirt. Er beherrscht das ganze Land ringsum, ein König unter Palästinas Höhen (Jer. 46, 18). Als Mittelpunkt faßt er zu einem Rundbild ohnegleichen zusammen die Berge von Gelboe und Samariens Hügelketten, des Karmel gewaltige Meeresfestung und die Anhöhen des Dschebel es-Dachi mit Endors und Naims großen Erinnerungen, den Hermon mit dem silbernen Stirnband und die violett abgetönten Wände des Hauran, das lichtblaue, treuherzige Auge des Sees Genesareth und des Weltmeers smaragdenen Spiegel, die Ebene Esdrelon im grünen Samtkleide und die rauhere Ebene von Hattin mit dem Berge der Seligkeiten.“ Die Wall- und Wanderfahrt geht weiter nach dem See Genesareth und seiner erinnerungsreichen Umgebung und von da über den Hermon nach Damaskus. „Damaskus, Perle des Morgenlandes, Halsband der Schönheit, Blume des Paradieses, Auge der Wüste, Gefilde der himmlischen Pfauen, Muttermal auf der Wange der Welt, Rose mit eisernen Dornen, Auge des Orients — wirst du alle diese Kosenamen und

Ehrentitel rechtfertigen können vor dem Auge eines Nordländers, das die Bilder Kairos, Alexandriens, Jerusalems in sich aufgenommen?" Stadt und Umgebung wird von der Anhöhe über der Vorstadt Salehije aus in Augenschein genommen, und das Urtheil lautet sodann: „Ja, sie ist eine orientalische Zauberin und läßt alsbald ihre Reize spielen und flimmern und legt im Sonnenglanz ihren gleißenden Schmuck aus, und stark blasirt müßte der sein, bei welchem nicht nach kurzer Zeit der starre, kalte Blick des Forschers sich in den weichen, warmen Blick des Bewunderers verwandelte" — ein Urtheil, das die folgende farbenprächtige Schilderung vollauf auch für den Leser bestätigt. Anders freilich sieht es im Innern der Stadt aus.

Die Wanderfahrt durch den Libanon nach Baalbek bietet reiche Abwechslung landschaftlicher Bilder und Gestaltungen; Baalbeks großartige Ruinen üben einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer; dem Leser werden sie und ihre Geschichte in anschaulicher Darstellung vorgeführt. Beim Anblick dieser Baukunst, die Größe, Wucht, Monumentalität mit Grazie und Zierlichkeit zu verbinden weiß, erwacht im Beschauer die Lust, mit dem Barockstil des 17. Jahrhunderts ins Gericht zu gehen: „Hier kommt vollends zum Bewußtsein, wie wenig schöpferisch und erfinderisch dieser Stil war. Alles an ihm ist erborgt und gestohlen bis hinaus auf die Schnecken und die verkröpften und gebrochenen Giebel. Er sucht nur die antiken Vorbilder roh zu übertrumpfen, übertreibt das Uebertriebene noch einmal, verkröpft das Verkröpfte noch weiter, erklärt schließlich der geraden Linie überall den Krieg und schlägt mit lauter Effecten den Effect todt."

Auf dem Wege von Damaskus nach Baalbek und von da nach Beirut gibt es Gelegenheit, die Bekanntschaft der Drusen und Maroniten zu machen, die den Hermon und den Libanon bewohnen. Dr. Keppler pflichtet der Behauptung der Maroniten bei, nach der ihr Name Maroniten von einem Mönche Maro, einem großen Heiligen zur Zeit des hl. Chrysostomus, herstamme und das Völkchen selbst stets rechtgläubig gewesen sei. Er gesteht, daß er früher der im Abendlande geläufigen Ansicht war, aber nach der Rückkehr in die Heimat der Frage näher auf den Grund gegangen sei. Im Buche selbst (S. 416 f.) legt er dar, inwiefern infolge von falschen Berichten, Mißverständnissen und Verwechslungen Maro zum Häretiker und die Maroniten Jahrhunderte hindurch gleichfalls zu Ketzern gemacht worden seien. Die Hauptschuld an den unrichtigen Anschauungen scheint Erzbischof Wilhelm von Tyrus zu haben, der seine Angaben über die Maroniten kritiklos dem durchaus unzuverlässigen alexandrinischen Patriarchen Eutychius (gest. um 950) nachgeschrieben habe. Im „Kirchenlexikon" (Maroniten VIII, 891) wird die von den Maroniten entschieden abgewiesene Ansicht festgehalten. Daher verdient die andersgeartete Darstellung von Dr. Keppler volle Beachtung. Ebenso bemerkenswerth ist, was er gegen Bädekers Reisebuch und dessen Beurtheilung der Maroniten sagt. Es heißt daselbst: „Die Maroniten sind geistig und sittlich wenig entwickelt; sie sind die bittersten Feinde der neben ihnen wohnenden Drusen"; von den Drusen aber: „Sie zeichnen sich durch Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit aus und sind gewöhnlich gute Freunde namentlich der englischen Consulate; sie sind wegen ihrer Tapferkeit berühmt

und gefürchtet." Mit Recht entgegnet Dr. Keppler: „Welche Sympathie spricht aus dem letzten Satze, welche Antipathie aus dem ersten! Sympathie und Antipathie sind wahrlich nur aus großer Voreingenommenheit erklärlich, und schon die Formulirung der beiden Urtheile zeigt, daß sie nicht unparteiisch sind. Sind die Drusen etwa geistig und sittlich mehr entwickelt? Wenn die Gastfreundschaft der Drusen besonders hervorgehoben wird, ist man nicht den Maroniten dasselbe Lob schuldig? Stellen nicht die Libanon-Reisenden, welcher Richtung sie sein mögen, ihnen dies Lob rückhaltlos aus? Es mag ja mitunter ärmlich bestellt sein mit Wohnung und Nahrung, die dem Fremden wird, aber es ist ihr Bestes, was sie ihm geben. Hätte nicht mindestens Anerkennung verdient der unverdrossene Fleiß, die ungebrochene Arbeitskraft dieses Volkes? Welch rauhes, ungeschlachtes Land ist ihm zum Wohnsitz angewiesen, und was hat es aus diesem Lande zu machen gewußt! Wer kann über den Libanon reisen, ohne mit Hochachtung erfüllt zu werden beim Anblick dieser Boden- und Baumcultur bis hinauf in die Schneeregion, auf einem Terrain, dessen Härte und Sprödigkeit selbst abendländischen und deutschen Fleiß hätte entmuthigen können? Wo zwischen den ungeschlachten Felsklötzen und dem Steingeröll ein Eckchen und Plätzchen bebaubaren Bodens sich findet, es mag noch so klein sein, da ist es in ein Aeckerchen umgewandelt oder mit einem Baume bepflanzt. An den zerrissenen Berghalden sind mit unendlicher Mühe Steinterrassen angelegt, und in deren schmale Wannen wurde fruchtfähiger Boden Scholle für Scholle eingesammelt, damit die Wildwasser ihn nicht wegschwemmen könnten. Welche Arbeit kostet fortwährend die Erhaltung dieser Baumpflanzungen, dieser kleinen Haine von Maulbeer-, Oel-, Feigen- und Obstbäumen, dieser Weingärten, welche zwischen den Felsen hinaufklimmen und sich in die Schluchten hineinziehen; welche Arbeit die Anlegung dieser Fruchtfelder, die Stückchen für Stückchen wie in eine Festung eingemauert werden mußten, um sich gegen Schnee, Wassersturz und Felsbach behaupten zu können, und die vielfach künstlich bewässert werden müssen! Verdient solcher Fleiß nicht Anerkennung im Orient, im großen Vaterlande der Faulheit? Kommt hier nicht unwillkürlich jedem der Gedanke: Was könnten diese Hände aus dem Boden Palästinas machen! Und wenn bei den Drusen die Tapferkeit gerühmt wird, haben die Maroniten nicht auf dasselbe Lob Anspruch? Wenn von den Maroniten gesagt wird, sie seien die erbittertsten Feinde der Drusen, von den Drusen, sie seien wegen ihrer Tapferkeit berühmt und gefürchtet —, muß das nicht den Schein erwecken, als ob an den unaufhörlichen Fehden zwischen beiden eigentlich nur die Maroniten schuldig seien? Will ihnen auch die Schuld am Aufstand von 1860 zugetheilt werden, bei welchem doch wahrlich noch andere Charaktereigenschaften der Drusen als Tapferkeit zu Tage traten?"

Mit Interesse folgt man dem Wanderer über den Libanon, den er uns in begeisterter Schilderung zeigt, nach Beirut, dem gleichfalls mit seinen Kirchen und verschiedenen Anstalten und seinem Handel mehrere Seiten gewidmet sind. Das Zusammentreffen der christlichen Nationen und Confessionen daselbst gemahnt unsern Pilger lebhaft an das Vorzimmer, in welchem die Erben sich nach und nach einfinden, um im Augenblick, wo der Kranke die Augen schließt, auf dem Platze zu sein und ihre Erbansprüche geltend zu machen! Die bald ge-

plante Abreise von Beirut wird durch einen ausgebrochenen Sturm in Frage gestellt; doch ist der schließliche Ausgang besser, als man nach der Beschreibung des Sturmes erwarten sollte. Auf der Heimfahrt gibt es noch allerlei zu erzählen vom Meere, von Cypern, Rhodus, vom Inselreich der Sporaden, Kos, Patmos, Nikaria, Chios, Smyrna; sodann von Athen und seinen Kunstschätzen und vom Charakter der griechischen Kunst, von Eleusis und seinen Mysterien und schließlich von Konstantinopel und vom feierlichen Moscheenbesuch des Sultans und von den Bauten der Stadt, besonders der Aja Sophia und deren Geschichte, dem Schatze des Sultans im alten Serail, der Alterthumssammlung im Serail u. dgl. m.

Am Schlusse des Buches verräth uns der Verfasser, was er mit seinem Buche und den gemüthvollen, herzlichen Stimmungsbildern und den anmuthenden Betrachtungen bezweckte: „Sie sollen dem Leser Wehe und Leid bereiten, ihm mit Heimweh die Seele erfüllen, mit Heimweh nach dem heiligen Land; denn es ist betrübend, daß gerade Deutschland zum Heere der jährlichen Palästina-Wallfahrer das kleinste Contingent stellt; mit Leid, mit Mitleid und Hilfsbereitschaft für die heiligen Stätten, Bauten, Ruinen, für die Schulen, Institute, Kirchen unserer Brüder im Orient.“ Das Buch ist reich illustrirt; es hat 106 Abbildungen, einen Plan der Kirche des heiligen Grabes und zwei Karten (Palästina in seinem heutigen Zustande, Plan des heutigen Jerusalem).

J. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit? Neue Beiträge zur Alkoholfrage: 1. Gebrauch und Mißbrauch geistiger Getränke; 2. Entmündigung Trunksüchtiger; 3. Trinkschulden. Von Dr. A. Schmitz, Besitzer einer Heilanstalt für Nervenkranke, Morphium- und Alkoholentwöhnung in Bonn am Rhein. 58 S. 8°. Bonn, Hanstein, 1894. Preis *M.* 1.20.

Die Broschüre, entstanden aus Vorträgen, welche der Verfasser auf dem vierten „Internationalen Congreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ im Haag 1893 gehalten hat, erstrebt als Hauptziel, für den Erlaß eines Trunksuchtsgesetzes im Deutschen Reich, nach Art des im Kanton St. Gallen bereits bestehenden, den Boden zu bereiten. Wenn auch mit fachmännischer Gelehrsamkeit geschrieben, werden doch ihre Ausführungen, wie die über die Verantwortung des Trinkers gegenüber seiner Nachkommenschaft, oder die besondere Schädlichkeit alkoholischer Genüsse für Kindheit und Jugend, auch einem weitern Publikum, namentlich dem Seelsorger, Belehrung und Interesse bieten, zumal sie sich auf die neuesten Ergebnisse der Fachwissenschaft stützen. Recht verständig nimmt der Verfasser seine Stellung zur Frage der „Ganz-Enthaltsamkeit“. Es gibt Fälle, in welchen er sie als durchaus noth-

wendig erachtet; im allgemeinen aber ist seine Devise: „Mäßigkeit." Einiges, wie z. B. der (S. 45. 37 ꝛc.) aufgestellte Satz, „daß Trunksüchtige gerade so gut kranke Menschen sind wie andere, welche von Pneumonie, Herz- oder Nierenleiden befallen werden" („Trunksucht ist nicht Laster, sondern Krankheit"), ist in solcher Allgemeinheit ausgesprochen anfechtbar.

1. **Legende** oder **Der christliche Sternhimmel** von Alban Stolz. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg, des hochw. Herrn Fürst-Erzbischofs von Wien und der hochw. Herren Bischöfe von Leitmeritz, St. Pölten und Straßburg. Mit dem Farben-Titelbild „Die Anbetung des Lammes" von L. Seitz. Zehnte Auflage, mit vielen Bildern. 4°. Freiburg, Herder, 1894. In 10 Heften à 80 *Pf.*

2. **Kirchengeschichte** oder **Geschichte des Reiches Gottes** auf Erden von seiner Grundlegung bis auf unsere Tage. Für die katholische Familie bearbeitet von Dr. Hermann Rolfus. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Empfehlungen des hochw. fürsterzbischöflichen Ordinariats Salzburg wie der hochw. bischöfl. Ordinariate Augsburg, Chur, St. Gallen, Rottenburg, Sitten und Speier. Mit dem Bildnisse Leos XIII. in Farbendruck, Familienchronik und vielen Illustrationen. Dritte, in Text und Bildern verbesserte Auflage. Mit einer Uebersicht über die hierarchische Gliederung der römisch-katholischen Kirche und einem Verzeichniß der Päpste vom hl. Petrus bis auf unsere Tage. Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1894. In 18 Heften à 50 *Pf.*

1. Die Stolzsche „Legende" ist längst eines der beliebtesten Volksbücher geworden, und daß dieselbe auch heute noch ihre alte Zugkraft bewahrt hat, zeigt die Nothwendigkeit einer zehnten Auflage. Die Eigenart des vortrefflichen Buches haben wir beim Erscheinen der achten Auflage (Bd. XXXI, S. 106 f.) gekennzeichnet, weshalb es jetzt genügen möge, auf das damals Gesagte zu verweisen.

2. Ueber die vorige Auflage der volksthümlichen „Kirchengeschichte" haben wir ebenfalls bereits früher (Bd. XXXVI, S. 110) berichtet und dabei insbesondere auf das Zeitgemäße eines solchen Buches hingewiesen. An die Stelle des Ueberblickes über die Geschichte des Alten Testamentes, der in der frühern Auflage 117 Seiten einnahm, ist in der neuen eine Einleitung von fünf Seiten getreten, die kurz über die Veranstaltungen Gottes handelt, durch welche die Menschheit auf Christus und sein Werk vorbereitet werden sollte.

Dem durch seine schriftstellerische Thätigkeit hochverdienten Herrn Verfasser hat soeben bei feierlichem Anlaß Herr Pfarrer Dr. Keller einen schönen Ehrenkranz geflochten durch die „Festschrift zum Fünfzigjährigen Priesterjubiläum des hochw. Herrn Pfarrers und Geistl. Raths Dr. Hermann Rolfus, gefeiert am 4. September 1894 zu Bühl bei Offenburg" (Freiburg, Herder).

Psychologie oder Seelenlehre, mit besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis für Lehrer und Erzieher. Von Heinrich Baumgartner, Seminardirector in Zug. Dritte, umgearbeitete Auflage. VIII u. 132 S. 8°. Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.20.

Der auf dem Gebiete der Pädagogik und Methodik als Theoretiker und Praktiker bestbewährte Verfasser hat diese Neuauflage seines in dieser Zeitschrift Bd. XXX, S. 571 f. empfohlenen Leitfadens der Seelenlehre nicht bloß um 36 Seiten ver-

mehrt, sondern auch einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen, um noch größere Klarheit, leichtere Verständlichkeit und methodischeres Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern zu erzielen. Aus jedem Abschnitt des übersichtlich gegliederten Werkes spricht der praktische Psycholog, der gewiegte Schulmann und der seeleneifrige Erzieher, welcher mit Chrysostomus sagt: „Maler und Bildhauer schaffen nur leblose Gebilde, aber ein weiser Erzieher stellt ein lebendiges Meisterstück hin, woran sich das Auge Gottes und der Menschen erfreut", und welcher im Bewußtsein der Größe und Verantwortlichkeit seines Berufes sich kein geringeres Ziel steckt, als aus jedem seiner Zöglinge „ein gesundes und lebenskräftiges Glied der menschlichen Gesellschaft in Familie, Kirche und Staat" zu machen, damit es „Segen in alle Kreise bringt, in denen es sich vermöge seines Berufes und seines Standes bewegt". — Einzelnes wünschten wir gestrichen, so die Unterscheidung zwischen „verständigem" und „vernünftigem" Denken und Wollen, die Dreitheilung in Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen, die Argumentation: „Wir haben den Begriff ‚unsterblich', also sind wir unsterblich", und den früher hier beanstandeten, gegenüber Vatic. Constit. de fide cath. cap. 2 § 2 schwer zu rechtfertigenden Satz: „Die Offenbarung, als Antwort Gottes auf die Fragen der Vernunft, ist daher eine Forderung der Vernunft." Indessen sind die Vorzüge des Büchleins so überwiegend, daß derartige Mängel verschwinden und es gewiß dem Wunsche seines Verfassers entsprechend viele Freunde und Gönner gewinnen und viel Gutes zum Besten der Erziehung unserer lieben Jugend stiften wird.

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. Ad. Bruder, Custos der k. k. Universitätsbibliothek Innsbruck. Bd. II: Costarica bis Großstädte. Bd. III: Grotius bis Oekonomie. Freiburg, Herder, 1893/94. Preis à Band *M.* 15; geb. *M.* 17.40.

Wir haben seinerzeit den ersten Band des Staatslexikons unsern Lesern warm empfohlen (Bd. XXXVIII, S. 460). Wir freuen uns, daß der zweite und dritte Band dieses hochwichtigen Werkes verhältnißmäßig rasch dem ersten gefolgt sind. Das dem ersten Band gespendete Lob können wir uneingeschränkt auch auf den zweiten und dritten Band ausdehnen. Die gelieferten Artikel sind durchschnittlich sehr gut, viele geradezu ausgezeichnet und bei aller Gründlichkeit doch so kurz, daß sich an der Hand derselben jeder sehr leicht in kurzer Zeit über den betreffenden Gegenstand orientiren kann. Wir wünschen deshalb dem bedeutsamen Werke eine rasche und weite Verbreitung. Möge der vierte (Schluß-) Band recht bald das wichtige Unternehmen zum Abschluß bringen. Die beiden bei Herder in Freiburg erscheinenden Lexika (Kirchenlexikon und Staatslexikon) ergänzen sich gegenseitig und bilden zusammen gleichsam eine vollständige Bibliothek, die keinem gebildeten Katholiken fehlen sollte. Jedenfalls sind die deutschen Katholiken nicht mehr zu entschuldigen, wenn sie auch jetzt noch nach Erscheinen dieser beiden monumentalen und echt katholischen Werke zu den vielfach unchristlichen Encyklopädien greifen, um sich in Fragen der Religion und Politik Belehrung zu holen.

Synchronistische Tabellen zur Kirchengeschichte. Ein Hülfsbuch für Studierende von Dr. F. X. Kraus, o. ö. Prof. der Theologie an der Universität Freiburg i. Br., Großherzogl. Bad. Geh. Hofrath. Zweite Auflage. 196 S. 8°. Trier, Lintz, 1894. Preis *M.* 3.

Auf diese Tabellen hat Herr Professor Kraus die Gesamtsumme des in seinem Lehrbuche etwas weiter dargelegten Stoffes mit Geschick vertheilt, so daß über der Viel-

seitigkeit und Reichhaltigkeit doch die Uebersichtlichkeit nicht ganz verloren geht. Die Tabellen sind nicht nur als Ergänzung zum Kraus'schen Lehrbuche bestimmt, sondern können jedem Dienste thun, welcher Kirchengeschichte studirt hat oder unter guter Leitung studirt, indem sie sowohl Uebersicht gewähren als mancherlei Anregung bieten. Ein Vortheil ist die der Darstellung kirchlicher Ereignisse zur Seite gehende treffliche Uebersicht über die Entwicklung der christlichen Kunst und die sorgfältige Berücksichtigung der Erscheinungen innerhalb des Protestantismus; ein Nachtheil dagegen, daß persönliche Auffassungen des Herrn Verfassers, wie sie aus seinem Lehrbuche bekannt sind, sich gelegentlich etwas deutlicher widerspiegeln, als dies im Interesse einer solchen Tabelle selbst wünschenswerth erscheint.

Étude théologique sur les Ordinations Anglicanes. Par A. Boudinhon, Professeur de Droit Canon à l'Institut Catholique de Paris. 44 p. 8°. Paris, Lethielleux, 1894. Preis *Fr.* 1.

Eine vor kurzem in Frankreich erschienene Broschüre über die schon so viel verhandelte Frage der Giltigkeit der anglikanischen Weihen hat durch einige theologisch unzutreffende Behauptungen den Verfasser zu einer abermaligen theologischen Untersuchung bewogen. Beide Broschüren stimmen überein hinsichtlich der Ungiltigkeit jener Weihen, gehen aber im Beweisverfahren stark auseinander. Der Verfasser hat unzweifelhaft darin recht, daß er das einzige entscheidende Argument für die Ungiltigkeit in dem von einer illegitimen Autorität neu eingeführten, häretisch verstümmelten Weihe-Ritus findet. Die andern Bedenken, welche gegen die Giltigkeit vorliegen, weiß er nicht genügend zu würdigen, weil er nur die allgemeinsten historischen Momente als sicher gegebene von seinem Gegner adoptirt, auf eine genaue historische Untersuchung der Weihe Parkers jedoch sich nicht einläßt.

Die Entstehung des Kirchenstaates. Von Dr. Gustav Schnürer, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz). (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1894.) 116 S. 8°. Köln, Bachem, 1894. Preis *M.* 1.80.

Es ist ein guter Griff, eines katholischen Historikers würdig, mitten in den trüben Verhältnissen des Augenblicks die alten Rechtstitel zusammenzustellen, auf welchen die weltlichen Herrscheransprüche des Papstthums beruhen, und das wunderbare Zusammenwirken der verschiedenartigsten Umstände nachzuweisen, die nach den Absichten der Vorsehung im Laufe der Jahrhunderte zum Heranwachsen und selbständigen Erstarken dieser Herrschaft geführt haben. Der Verfasser hat mit Fleiß und Sachkenntniß seiner Aufgabe obgelegen und dabei die namhaften Errungenschaften der gelehrten Forschung neuester Zeit gut zu benutzen gewußt. Zudem hat er eine ruhig fließende, auf ein weiteres Publikum berechnete Darstellung gewählt, die, stets auf wissenschaftliche Forschung und Kritik aufgebaut, nie durch kritische Auseinandersetzungen ermüdet oder durch gehäufte Literaturnachweise erdrückt. — Es möchte scheinen, als sei das außerordentliche moralische Ansehen, welches den Bischof von Rom als den einzigen Patriarchen des Westens und den Nachfolger des Apostelfürsten schon von den ersten Jahrhunderten an umgab, bei Erklärung seines wachsenden Einflusses auch in weltlichen Dingen etwas zu gering angeschlagen worden, während weit mehr untergeordneten Momenten größere Beachtung beigelegt wurde, — wie ja natürlicherweise in Bezug auf Fassung und Betonung des einen oder andern Punktes mancherlei kleine Verschiedenheit der Ansichten bestehen kann. Am meisten Interesse bietet wohl der Nachweis der unabhängigen päpstlichen Herrschaft

unter Pipin (S. 85) und die Klarlegung der schwierigen Verhältnisse zwischen dem Papst und Karl dem Großen (S. 87 ff.). Obgleich die letztern in einem unfreundlichern Lichte erscheinen, als die hergebrachte Ansicht sie aufzufassen pflegt, dürfte doch im ganzen der Verfasser hier das Richtige getroffen haben.

Personalstatistik und Bibliographie des bischöflichen Lyceums in Eichstätt. Verfaßt zur Feier des 50jährigen Jubiläums dieser Anstalt von Franz Sales Romstöck, Lycealprofessor. IV u. 266 S. Lexikon-Format. Ingolstadt, Ganghofer, 1894. Preis *M.* 4.50.

Um die Erinnerung an das 50jährige Bestehen des bischöflichen Lyceums zu Eichstätt (27. Nov. 1843—1893) auch auf literarischem Gebiete würdig zu feiern, hat der Herr Verfasser dieses ebenso schön ausgestattete als sorgfältig gearbeitete Werk zusammengestellt. Dasselbe umfaßt einerseits die wünschenswerthen Angaben über Namen, Geburtsort und spätere Stellung der sämtlichen Schüler, andererseits ein sehr ins Einzelne herabsteigendes bibliographisches Verzeichniß der literarischen Leistungen von Professoren und einstigen Schülern. So wird die schöne Festschrift den Jüngern Eichstätts ein liebes Erinnerungszeichen sein, dem künftigen Geschichtsforscher gute Dienste leisten, aber auch schon für die Gegenwart den Beweis erbringen, daß geistige Regsamkeit und wissenschaftliches Streben nicht ausschließlich der modernen Staatsuniversität in Erbpacht gegeben ist. Es berührt wohlthuend, an der Spitze des Werkes ein Bild des Begründers der Anstalt, des Cardinals v. Reisach, zu sehen, des größten und verdienstvollsten Kirchenfürsten, den Bayern in diesem Jahrhundert gehabt hat. Etwas auffallend ist, daß nicht auch in Bezug auf ihn wenigstens die biographischen Notizen mit den Literaturangaben angefügt wurden.

Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. II. Theil: 1818—1830. Von Dr. Hermann Mayer. IV u. 92 S. 8⁰. Bonn, Hanstein, 1893. Preis *M.* 2.

Alles was in den äußern Rahmen einer Universitätsgeschichte fällt, ist auf Grund von Actenmaterial, aber auch mit fleißiger Zuziehung der Literatur, kurz und klar zusammengestellt. Eine Tendenz tritt kaum hervor; nur das Thatsächliche wird aneinandergereiht. Eine Geschichte der Universität Freiburg während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts ist, wie die innere Geschichte des badischen Ländchens überhaupt, für den Katholiken eine wenig erfreuliche. Allein eine solch fleißige, rein sachliche Zusammenstellung kann nur Nutzen und Interesse gewähren, und vorausgesetzt, daß in allen Theilen des Werkes dieselbe Zurückhaltung und Sachlichkeit waltet wie in dem einen hier vorliegenden, kann man die fleißige Arbeit nur dankbar willkommen heißen.

Les Jésuites et la Pédagogie au XVIe Siècle. Juan Bonifacio. Par le P. J. Delbrel de la Compagnie de Jésus. XII et 92 p. 8⁰. Paris, Picard, 1894. Preis *Fr.* 2.

Es war ein glücklicher Gedanke, auf die liebenswürdige, gottselige Gestalt dieses großen Kinderfreundes, des lehrfreudigen, berufsbegeisterten Jugenderziehers, wieder aufmerksam zu machen. P. Bonifacio, seit 1557 Mitglied der Gesellschaft Jesu, mit vielen ihrer ersten Väter noch bekannt und von deren Geist erfüllt, ist der erste Jesuit, der als pädagogischer Schriftsteller in die Oeffentlichkeit getreten ist. Sein erstes pädagogisches Werk: Christiani pueri institutio, 1575, wie das 1589 folgende De Sapiente fructuoso, wurden in einer Reihe von Auflagen in verschiedenen

Ländern verbreitet und trugen nicht wenig dazu bei, für das Werk der Jugenderziehung nicht bloß zu begeistern, sondern auch für deren Handhabung das rechte Verständniß zu geben. P. Bonifacio schöpfte diese Werke aus der eigenen Erfahrung; er war selbst 40 Jahre lang Lehrer der Lateinklassen und hat aus Liebe zu diesem seinem besondern Lebensberuf auf alle höhern Aemter und Beschäftigungen verzichtet, zu welchen nach dem Urtheil berufener Zeitgenossen vorzügliche Begabung und vielseitige Geistesbildung ihn befähigten, und zu welchen auch der Ordensgeneral ihn ausersehen zu haben schien. Man erwarte übrigens nicht eine eigentliche Biographie. Was der Verfasser bietet, sind geistreich und schön geschriebene Notizen, welche hauptsächlich dahin abzielen, Bonifacios Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik hervortreten zu lassen. Freunde des Lehramtes werden die kleine Schrift mit Erbauung und Vergnügen lesen. Namentlich sei hingewiesen auf die Bemerkungen über die Bestrafung des Kindes S. 75 ff. und die Bedeutung der „Achtung vor dem Kind" S. 83.

Der heilige Sola. Ein historischer Versuch von Adam Hirschmann, Pfarrer. 84 S. 4°. Ingolstadt, Ganghofer, 1894. Preis *M.* 1.

Der hl. Sola kam mit vielen andern Gefährten des hl. Bonifatius aus England, wurde von ihm zu Fulda zum Priester geweiht und gründete in der Diöcese Eichstätt ein Kloster, woraus sich der Ort Solnhofen entwickelte Bald nach seinem Tode († 794) begann man ihn als Heiligen zu verehren; seine Reliquien erhob man um 850. Der Verfasser hat mit großer Mühe die verschiedenen Angaben über die Schicksale und Thaten des Heiligen gesammelt, gesichtet und geordnet und so die geschichtliche Bedeutung desselben mit klaren Zügen gezeichnet. Je dunkler viele Leben der karolingischen Heiligen sind, desto verdienstlicher bleiben solche ernste hagiologische Monographien, wodurch die Unsicherheit nach Möglichkeit überwunden und feste Angelpunkte für die deutsche Kirchengeschichte des 8. und 9. Jahrhunderts gewonnen werden. Die Ausstattung des Buches ist vornehm und geschmackvoll.

Adolf Kolping, der Gesellenvater. Ein Lebensbild, entworfen von S. G. Schäffer, Domkapitular und General-Präses des katholischen Gesellenvereins. Mit dem Bilde und einem Facsimile Kolpings. Dritte, durchgesehene Auflage. VIII u. 336 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1894. Preis *M.* 4.

Gleich beim Erscheinen dieses schönen Lebensbildes eines hochehrwürdigen Mannes, wahrhaft eines erwählten Werkzeuges der Vorsehung, ist dasselbe in diesen Blättern (Bd. XX, S. 331 f.) freudig willkommen geheißen und warm empfohlen worden. Inzwischen ist es ins Holländische und Ungarische übersetzt und auch ins Französische frei übertragen worden. Für Deutschland liegt es hier in dritter Auflage vor. Aenderungen von Bedeutung sind nicht vorgenommen worden, nur daß ein Nachtrag von 17 Seiten die Weiterentwicklung von Kolpings Werk in großen Zügen zusammenfaßt, und daß die Ausstattung noch etwas freundlicher, der Preis etwas geringer geworden ist. Möge das Buch, an dem so sichtbar auch das Herz seines Verfassers mitgearbeitet hat, auch ferner zu Freude und Nutz unserer katholischen Gesellen und zur richtigen Würdigung von Kolpings providentiellem Werke segensvoll weiterwirken.

Religiöse Kunstblätter der **St. Norbertus-Verlagshandlung** zu Wien.

Die farbigen, von Knöfler xylographirten und gedruckten Bilder zeichnen sich bekanntermaßen durch klare Zeichnung, prächtige Farbengebung und reinen Druck

aus. Zu den schönsten Erzeugnissen dieser Art gehört ein von der Beuroner Malerschule mit engem Anschluß an Fra Angelico in der Abtei Emmaus zu Prag ausgeführtes Bild der thronenden Gottesmutter. Seine Bildfläche hat 30 × 19, mit Rand 53 × 34 cm. Es dürfte schwer halten, zu gleichem Preise (*M.* 1.20) ein so schönes Marienbild zu erhalten; dasselbe zeichnet sich auch durch den Gesichtsausdruck vor den zwei andern Bildern aus. — Das vom verstorbenen Professor Klein entworfene Bild der heiligen Familie (in Imperialfolio *M.* 4, in Kleinfolio *M.* 1.20) erfreut das Auge durch seine Farbenpracht. Es ist energisch stilisirt, wodurch freilich das Ganze einen etwas leeren Ausdruck erhält. — Das von Kupelwieser für die Universitätskirche zu Wien gemalte Herz-Jesu-Bild darf wirklich wegen der feinen Abstufung der Farben „als ein Triumph der chromo-lithographischen Kunst bezeichnet" werden. Es ist fromm, ohne weichlich und süßlich zu werden (*M.* 1).

Miscellen.

Ein Nachtrag zum Artikel über Pierluigi da Palestrina. Die vornehmste Hand, welche einen Zweig in den Ehrenkranz zur Jubelfeier Palestrinas flocht, ist jene der heiligen Congregation der Riten in Rom, als sie mit Gutheißung und auf Befehl des Papstes unter dem 7. Juli d. J. ein Decret erließ, das die officiellen Chorbücher der Kirche betrifft und gegenüber allen in jüngster Zeit mit großem Nachdruck geführten Angriffen die Editio Medicaea mit Entschiedenheit wiederum und endgiltig als die authentische erklärt, d. h. als diejenige, welche allein jene Weise des liturgischen Gesanges enthält, deren sich die römische Kirche bedient. Im Verlaufe dieses mit traditionell römischer Klugheit und Mäßigung abgefaßten wichtigen Actenstückes, das sich seinem rechtlichen Charakter nach an die ganze Kirche verbindend richtet, heißt es nämlich wortgetreu: „In dieser Angelegenheit (nämlich die Einheit im liturgischen Gesange ebenso anzubahnen, wie es für den Ritus bereits geschehen war) wurde das emsige Bemühen des Apostolischen Stuhles vorwiegend dadurch befördert, daß er Sorge trug, dem Giovanni Pierluigi da Palestrina das sorgfältig revidirte und auf einfachere Weisen des Gesanges reducirte Graduale zu einer gediegenen und sich auszeichnenden Ueberarbeitung zu übergeben. Derselbe hat nämlich, wie es eines höchst pflichttreuen Mannes würdig ist, seine Aufgabe in sachverständiger Weise gelöst, und der Kunst und dem Fleiße des gefeiertsten Meisters ist es gelungen, daß die Reform des liturgischen Gesanges nach den verständigsten Normen und unbeschadet seines eigenthümlichen Charakters entsprechend durchgeführt wurde. Das hochbedeutsame Werk übernahmen hervorragende Schüler des Pierluigi da Palestrina, indem sie sich an seine vorzügliche Schule und seine Aufzeichnungen hielten, nach dem Willen der Päpste zur Drucklegung in der Mediceischen Druckerei zu

Rom.“ — Eine höhere, rühmlichere Anerkennung seines Könnens und Strebens und selbst seines Charakters konnte dem Meister zur Gedächtnißfeier seines Scheidens aus dieser Welt wohl nicht gezollt werden.

Desungeachtet möchten wir den Leser doch noch auf ein anderes Reis aufmerksam machen, das eine andere kundige Hand, wiewohl mehr unbeabsichtigt, in des Meisters Ehrenkranz eingeflochten hat. Wenn auch nicht zur Jubelfeier Pierluigis, so eben doch im Jubeljahr des Princeps musicae ecclesiasticae, erschien bei Herder in Freiburg eine von P. Bohn in Trier übersetzte Studie, welche der Paléographie musicale (III. Band) der Benediktiner von Solesmes entnommen ist und sich betitelt: „Der Einfluß des tonischen Accentes auf die melodische und rhythmische Structur der gregorianischen Psalmodie. Vergleichende Tabellen zwischen der Version der Manuscripte und der Version der Ausgabe von Regensburg.“ Wurde die Paléographie musicale überhaupt mit allem Fug und Recht als für die Geschichte der Musik epochemachend, eine Reihe von bislang als sicher geltenden Annahmen erschütternd und wesentlich ändernd bezeichnet, so muß dieses besonders von vorliegender Studie gelten, welche hier in trefflicher Uebersetzung einem weitern Kreise zugänglich gemacht werden soll. Wenn eine Arbeit auf diesem Gebiete von solcher Hand kommt, wie jene des Dom Mocquereau, so wird man aus ihr immer viel erfahren; die vorliegende Studie bietet aber Resultate, welche schlechthin überraschen und uns Dinge lehren, an die man bis in die jüngste Zeit nicht einmal gedacht hat. Wir werden an der Hand dieser Studie einfach in die durch die Jahrhunderte verschüttete Werkstätte jener Männer eingeführt, welche die altehrwürdigen Melodien unserer Choralgesänge mit regelkundiger Hand fügten und den liturgischen Texten anpaßten. Dabei kann man sich allerdings der Erkenntniß nicht verschließen, daß die fixe Form, welche in der einfachen Psalmodie als die natürliche Weise des Sprachgesanges erscheint, zur eigentlichen Schablone wurde, nach welcher auch Gesänge von wesentlich anderer Art, wie die Gradualien, Responsorien u. s. w., gemodelt erscheinen. Nicht die freie Erfindung der Componisten schuf die Tongebilde des Chorals, sondern ein ganz bestimmtes Element war dabei maßgebend, die verschiedenartigsten Sätze in sich fast genau gleichende Tongruppen zu kleiden. Es ist die freie Bewegung der Melodie von vornherein in den Typus der Psalmodie gedrängt, und die tiefste Kraft des Chorals gründet schließlich in der psalmodischen Bewegung, welche dem natürlichen Zuge der Sprache nachgeht. Dieser Nachweis ist, wie schon angedeutet, für die Geschichte der alten Musik von größter Wichtigkeit. Wenn wir in der einfachen Psalmodie die übernommenen Reste der hebräischen Tempelgesänge sehen dürfen, so mögen die in diese Typen hineingefügten, eingemodelten Tongebilde Reste griechischer Melodien zeigen, die, selbst wieder wie Modelle behandelt, in die Formen der Psalmodie eingeflochten wurden. Es ist selbstverständlich, daß damit auch die Möglichkeit eines Rückschlusses geboten ist auf die Art der so herangezogenen griechischen Melodien selbst.

Zu beachten ist nun, daß man in Rom weder im 17. Jahrhundert noch in den letzten Decennien je behauptet hat, die Medicaea repräsentire die absolut richtige oder gar möglichst beste Gestalt des Chorals. Man hat eben in Rom

gegenüber einer eingerissenen Verwirrung und Verwilderung im Choral eine einheitliche und einfachere Form desselben herstellen wollen. Daß man dazu das volle Recht hatte, versteht sich wohl von selbst. Wie das jüngste Decret der Ritencongregation zutreffend bemerkt, verhält es sich mit dem liturgischen Gesange doch gerade so wie mit der Liturgie selbst. Niemand wird aber hier die noch vor dem Choral neu redigirten liturgischen Bücher deshalb zurückstellen dürfen, weil sie nicht die Formularien der ältern und uralten Bücher genau wiedergeben. Man darf den historischen Standpunkt mit dem rechtlichen und auch mit dem ästhetischen nicht einfachhin vertauschen. Es war im Laufe der Jahrhunderte ein anderes musikalisches Empfinden hervorgetreten und erstarkt. Dazu hatte sich die musikalische Kunst als solche so entwickelt, daß sie sich befähigt fühlen konnte, aus dem vorhandenen Materiale Tongebilde herüberzuholen, welche in ihrer Gestaltung diesem neuen Empfinden sich besser anschmiegten. Das, was eben die geniale Studie des Dom Mocquereau zur Evidenz nachweist, das Schablonenmäßige in der alten Melodiebildung des Chorals, war, wenn auch unbewußt, das treibende Motiv, welches auf seine zeitgemäße Umgestaltung hindrängte. Die Musik des 16. und 17. Jahrhunderts ringt eben mit einer Art von Urkraft nach dem, was wir musikalischen Ausdruck nennen. Wenigstens von dieser Seite, aber auch noch von der rein tonlichen und technischen her, mußte sich also ein Einfluß geltend machen, wenn die kirchliche Autorität ihn einmal zulassen wollte. Der Standpunkt des Mannes, der ihn geltend machte, war zunächst jedenfalls kein rein historischer und konnte es nicht sein. Daß er aber wußte, was er wollte, daß er nach Maß und Ziel arbeitete, und daß sein Werk kein willkürliches Ab- und Zuschneiden der alten Melodien ist, das beweisen sogar augenfällig die vorliegenden Vergleichstabellen, wenn man sie nur vorurtheilsfrei betrachten will. Sie lassen so ziemlich errathen, nach welchen Grundsätzen Pierluigi und alle, welche mit oder nach ihm daran thätig waren, bei dieser Arbeit vorangingen. Sie suchten zunächst das Schema den Texten entsprechend umzugestalten, wodurch sie auch freiere, originellere Melodien erhielten. Fast beschleicht einen dabei der Gedanke, daß diese Bearbeiter des Chorals doch etwas wußten und ahnten von den durch die Studie aufgedeckten Geheimnissen. Diese Männer haben ferner nicht mechanisch gearbeitet, sondern bei Vertheilung der Tongruppen mit offenbarem Geschick ihr eigenes Sprachgefühl walten und entscheiden lassen. Wahr ist, daß die Medicaea viel vereinfacht, die weit ausgesponnenen Tongruppen beträchtlich abgekürzt hat. Aber es hat dadurch der Choral, wenigstens für den weitaus größten Theil der Chöre, an Möglichkeit guter Ausführung nur gewonnen, gewonnen auch an Abwechslung und Fähigkeit, dem Textinhalte sich anzupassen. Bei der Kürzung selbst wurden solche Neumengruppen der alten Neumen ausgewählt und hin und wieder durch Zwischennoten verbunden, welche einerseits zwar, wenn wir so sagen dürfen, die Generalroute, den Hauptgang, einhalten, andererseits sich doch zum Inhalt und auch zum Laut des Textes schicken. Mit einem Worte, überall, aber vorab bei den schwierigen Gradualien mit ihren verschieden zu charakterisirenden Gliederungen, zeigt sich stetig ein zielbewußtes Streben, ein verständnißvolles Angreifen und ein künstlerisches Ausführen, wie es nur von einem Meister

kommen kann. Wenn die Vergleichstabellen auch sehr verschiedene Bilder zeigen, so tragen die neuern, mit den ältern verglichen, doch ein auffallendes Verwandtschaftsverhältniß zur Schau: sie sind den ältern aus dem Gesichte geschnitten. Für sich allein betrachtet aber stellen sich die medicäischen Formen als eigentliche Kunstformen dar, voll und ganz ihres Zweckes würdig und entsprechend der Aufgabe, welche die kirchliche Autorität dem Meister, der sie schuf, gestellt hat [1].

Das ist der Zweig, den die Studie aus der Paléographie musicale dem Meister von Präneste in seinen Ehrenkranz gebunden hat.

Die Ceremonie des Fußkusses. Mit den Gebräuchen der römischen Kirche geht es wie mit Roms alten Baumonumenten: alles ruht auf uraltem Gemäuer; oft reichen die letzten Fundamente so tief in die Trümmer vergangener Jahrhunderte hinab, daß es schwer ist, für ihr Alter einen festen Anhaltspunkt zu gewinnen. Es ist bekannt, daß Karl V. zu Bologna Papst Clemens VII. den Fußkuß dargebracht hat, wie sein Ahne Friedrich III. einst Nikolaus V. und vor ihm die übrigen Könige und Kaiser. Barbarossa, der sich 1155 gegen das Steigbügelhalten eine Zeitlang sträubte, hatte Hadrian IV. bereitwillig und als ganz selbstverständlich den Fußkuß geleistet. Tunc rex ad eius vestigia procidit et deosculatis pedibus ad pacis osculum accedere voluit (*Watterich*, Vitae PP. II, 327). Heinrich V., den man zu großer Nachgiebigkeit gegen den Heiligen Stuhl nicht verdächtigen wird, hat gleichfalls diese Huldigung 1111 nicht verweigert. Das Papstbuch erzählt von ihm: „Als er nun die Stufen [der St. Peters-Basilika] hinaufgestiegen war, fand sich dort der Papst mit vielen Bischöfen, den Cardinälen, Priestern, Diakonen.... Er warf sich vor diesem nieder, und nachdem er demselben die Füße geküßt, wurde er zum Kusse des Mundes zugelassen." Die Historia restaurationis Abbatiae Tornacensis (M. G. XII, 662), welche dasselbe erzählt, fügt hinzu, er habe dies gethan „nach dem Herkommen", „ubi *ex more* pedibus papae summissus". In der That gehörte dieser Act der Huldigung von der Krönung Ottos I. 967 bis auf Heinrich V. zu den festen Gebräuchen der römischen Kaiserkrönung. „Der König", so schreibt Dr. Diemand in seiner fleißigen Schrift „Das Ceremoniell der Kaiserkrönungen von Otto I. bis Friedrich II." (1894, S. 62), „steigt mit seiner Gemahlin und seinem gesamten Gefolge — Geistlichen und Weltlichen — die Stufen hinan; ehrerbietig küssen alle die Füße des Stellvertreters Christi."

Daß auch für auswärtige Kirchenfürsten, die nach Rom kamen, diese Art der Huldigung strenger Gebrauch war, zeigt der Vorgang beim Besuche Erzbischofs Lanfranks von Canterbury 1071 bei Alexander II., den Wilhelm von Malmesbury berichtet: „Papst Alexander nahm ihn höchst ehrenvoll auf, und dies namentlich war der größte Ehrenerweis, daß, als er (Lanfrank) zuerst

[1] Eine mit den eben vertretenen Ansichten übereinstimmende, vorzügliche Abhandlung über das gleiche Thema lasen wir mit vieler Genugthuung in „Christliche Akademie", Nr. 4 und 5 des laufenden Jahrganges. Es finden sich dort instructive Details.

nach Rom kam, jener, Abstand nehmend von der Majestät römischer Hoheit, freundlich vor ihm sich erhob, wobei er jedoch bemerkte, daß er diese Ehrenbezeigung nicht Lanfranks erzbischöflicher Würde darbringe, sondern seiner hervorragenden Wissenschaft. Deshalb, nachdem er gethan, was jenen ehre, möge jetzt jener thun, was sich gebühre, indem er nach dem Gebrauch aller Erzbischöfe vor den Füßen des Nachfolgers Petri sich niederwerfe. Und jener leistete die schuldige Ehrfurcht" ... (quapropter se fecisse quod esset honoris illum debere facere quod *esset iustitiae* ut pro more omnium Archiepiscoporum St. Petri Vicarii vestigiis advolveretur. Reddidit ille debitum). So wird denn auch von Lanfranks Nachfolger, dem hl. Anselm, berichtet, er habe bei seinem Erscheinen vor dem Papst „pro more", nach dem Herkommen, zu dessen Füßen sich verdemüthigt.

Bereits mehr als 200 Jahre früher weiß das Papstbuch zu erzählen, vor dem neugewählten Papst Benedikt III. seien im Jahre 855 die excommunicirten Römer erschienen, seien vor ihm niedergefallen, hätten ihm die Füße geküßt und um Lossprechung gebeten. Im Leben des großen Papstes Leo IV. (847—855) wird diese Huldigung sogar mehrmals erwähnt, das erste Mal mit dem wichtigen Beisatze: „Da zogen alle mit großer Freude und frohem Verlangen hin zur Kirche der vier Gekrönten, wo er sich aufhielt, nöthigten ihn trotz seines Sträubens, mit ihnen zu kommen, und führten ihn unter Hymnen und Lobgesängen zum Lateranischen Patriarchium, und treu dem uralten Herkommen küßten alle ihm die Füße" (morem conservantes anticum; cfr. *Duchesne,* Lib. Pontif. II, 107). Mit Leichtigkeit kann man die Spuren dieses Herkommens noch ein ganzes Jahrhundert zurückverfolgen. „Um jene Zeit, als der König Ludwig zu Rom sich aufhielt," schreibt das Papstbuch zur Geschichte des Papstes Sergius II. (844—847), „kam Siconolfus, der (Longobarden-) Fürst, von Benevent mit großem Gefolge nach Rom ... Ihn trieb ein heißes Verlangen, den obersten Hirten zu sehen und von ihm den Segen zu empfangen. Der Papst nahm seinen Besuch entgegen, und auf den Boden niedergeworfen küßte jener demüthig die ehrwürdigen Füße und schied, nachdem er den Segen empfangen, freudig und mit Dank gegen Gott von dem Angesichte des Papstes." Auch Valentin II. werden 827 sofort nach seiner Wahl von allen Behörden der Stadt (ab omni Romanorum senatu) die Füße geküßt. Die Huldigung, von welcher im Leben Hadrians I. (772—795) berichtet wird, scheint, wenn mit Parallelstellen aus andern Pontificaten in Vergleich gebracht, gleichfalls den Fußkuß einzuschließen: „Da die obersten Behörden der Kirche und die Führer des Heeres dieses (die Spuren grausamer Ermordung am Leichnam des Secundicerius Sergius) erblickt hatten, zogen sie einmüthig mit dem gesamten Volke nach dem Lateranpalast, und niedergeworfen zu den Spuren der apostolischen Füße (prostrati apostolicis vestigiis), flehten sie den mildreichen Oberhirten an, daß er wegen eines so unerhörten Verbrechens Strafe und Züchtigung zu verhängen befehlen möge." Deutlicher als hier redet das Papstbuch im Leben des Papstes Konstantin (708—715), wo es dessen Zusammenkunft mit Justinian II. zu Nikomedia beschreibt: „An dem Tage, da sie (Papst und Kaiser) sich zuerst sahen, warf der allerchristlichste Kaiser, mit dem Zeichen der Herrscher-

würde auf dem Haupte, sich nieder und küßte die Füße des Papstes." Gewiß würde der stolze Byzantiner niemals dem römischen Bischof eine solche Ehrfurcht erwiesen haben, wäre es nicht eine durch altes Herkommen geheiligte, dem Bischof von Rom allgemein zugestandene Art der Huldigung gewesen.

In der That verordnet auch schon der I. Ordo Romanus in seinem ältesten Theile, welchen neue Untersuchungen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Gregor I. († 604) zurückführen (vgl. Grisar, Theol. Zeitschr. IX, 385 f.; Probst, Die ältesten römischen Sacramentarien und Ordines 1892, 393), daß bei der Messe der Diakon vor der feierlichen Verlesung des Evangeliums dem Papst den Fuß küsse. Auch der Ordo Romanus hatte damit nur eine althergebrachte Sitte für den gottesdienstlichen Gebrauch festgestellt. Für die Sitte selbst liegen noch ältere Andeutungen vor. Wo das Papstbuch den Besuch des Papstes Agapet in Konstantinopel (536) schildert, heißt es von dem selbstherrlichen Justinian I.: „Da wurde der fromme Kaiser Justinian mit Freude erfüllt und verdemüthigte sich vor dem Apostolischen Stuhle und beugte sich nieder zu den Füßen des seligsten Papstes Agapet" (humiliavit se sedi Apostolicae et adoravit beatissimum Agapitum Papam). Einer noch viel ältern Zeit gehören die Acta Urbani Papae († 230), welche zu berichten wissen (Acta SS. Maj. VI. p. 11): „In der Nacht kamen die Christen zu den Heiligen [Bekennern], und als sie dieselben erblickten, begannen sie tief aufzuseufzen, und zur Erde hingestreckt flehten sie um den Segen des obersten Hirten" (prostrati humo benedictionem a Summo Pontifice deposcebant).

Thomassin (Vetus et Nova Ecclesiae Discipl. II. III. c. 65) hat den ausreichenden Nachweis erbracht, daß diese Art der Ehrenbezeigung im Alterthum auch weltlichen Machthabern gegenüber, ganz besonders aber in der alten Kirche Bischöfen gegenüber viel verbreitet war. Bei der Sorgfalt und Strenge, mit welcher man an der Kirche von Rom über das Altüberlieferte wachte, wurde hier die Sitte festgehalten, auch als sie anderswo in Abgang gerieth. Eine biblische Grundlage dafür bot immerhin Act. X, 25, wo es vom ersten Papste, dem hl. Petrus, heißt: „Cornelius kam ihm entgegen, fiel zu seinen Füßen nieder und bezeigte ihm seine Ehrfurcht" (procidens ad pedes eius adoravit). Noch zur Zeit Gregors VII. († 1085) wurde auch andern Bischöfen solche Ehre erwiesen; allein ihnen kam diese Art der Huldigung nicht als ein Recht zu, und von gekrönten Häuptern wurde sie nur dem Papste dargebracht. Daher heißt es ganz richtig, mit Constatirung der einfachen Thatsache, in den Gregor VII. zugeschriebenen Dictatus Papae: Quod solius Papae pedes *principes* deosculantur.

Das internationale Schiedsgericht. „Der Gedanke eines permanenten internationalen Schiedsgerichtes nimmt seinen bleibenden Platz am Firmamente menschlichen Fortschrittes. Jetzt noch schwach herüberschimmernd wie ein Stern aus weiter Ferne, wird er zunehmen an Glanz, bis er die Bewunderung jeder gesitteten Macht gewonnen hat. Zeit, Eifer und Geduld sind noch nöthig, um diesen Gedanken in der Welt praktischer Staatsleitung zur lebendigen Wirklichkeit zu machen; aber sein schließlicher Triumph darf als gesichert betrachtet

werden.“ So versicherte auf dem Meeting der American Bar Association zu Chicago im August 1889 nach Verlesung der über diese Frage von auswärts eingegangenen Meinungsäußerungen einer der Betheiligten, C. C. Bonney (President World's Congresses of 1893). Die Zuversicht in diesen Worten war groß, ja sehr groß angesichts des Mangels an praktischen Vorschlägen zur Ausführung und der bedenklichen und ziemlich einseitigen Begründung, welche jener neue Komet „am Firmamente menschlichen Fortschritts“ gefunden hatte. Gleich dem ersten Redner, der für denselben die Lanze brach, galt aller und jeder Krieg als unerlaubt: „Die Zeit ist nahe, da die Anschauungen, welche den Appell zu den Waffen gutgeheißen haben, als einer Periode der Barbarei angehörend allgemein werden verurtheilt werden.“ ... „Man ist längst darüber einig, daß die ‚letzte raison der Könige‘ [die Entscheidung durch Waffengewalt] nur die Narrheit der Unterthanen ist.“ Eine „Nation“ war dem Redner nur eine „Aggregation von Individuen“, und er zweifelte daher nicht, daß wie der Einzelne so auch die Ansammlung von Individuen durch Gesetz und Rechtsspruch dauernd in Ordnung gehalten werden könnte. Der methodistische Bischof Newman dagegen fand, daß der Krieg nur beseitigt werden könnte durch den „Geist Gottes und die Eingießung seiner Liebe“; diese aber ist ihm nichts mehr und nichts weniger als „die wahre Philanthropie“: „Patriotismus enthält ein Element der Selbstsucht, aber die wahre Philanthropie hebt über dieselbe empor. Männer, welche diesen letztern Geist an sich tragen, betrachten andere Länder ebenso wie das eigene Vaterland. Ich beantrage daher die Gründung eines höchsten Gerichtshofes der civilisirten Welt mit einem Oberrichter und Beisitzern, vor deren Tribunal die Repräsentanten der Nationen erscheinen müssen.“

Nüchterner hat die im September 1894 im Haag tagende „interparlamentarische Friedens-Conferenz“ die Frage des internationalen Schiedsgerichtes aufgefaßt. Es waren hier vorzüglich die Vertreter Deutschlands, welche den romantischen Luftgebilden von dem „Central-Welt-Gerichtshof“ und dem „Gesetzbuch der Nationen“ den gesunden, praktischen Menschenverstand gegenübergestellt haben. Genug — und wahrlich hoher Gewinn —, wenn es erreicht werden könnte, daß bei Entstehung internationaler Streitigkeiten von Fall zu Fall in freier Vereinbarung ein Schiedsgericht gewählt und dessen Entscheidung im Frieden angenommen würde. Kaum dürfte sich für jetzt die Zusammensetzung eines Welt-Schiedsgerichtshofes auch nur so ausdenken lassen, daß sie für alle Fälle und Parteien annehmbar und entsprechend erschiene, und wohl schwerlich würde ein ständiger Gerichtshof bei aller Sorgfalt der Zusammensetzung für die Dauer auf jener Höhe des Ansehens, der Einsicht und der von jedem Schatten freien Unparteilichkeit sich behaupten können, durch welche das Gewicht seines Schiedsspruches von vornherein bedingt ist.

Bei Abdruck der Denkschrift, welche gelegentlich der Weltausstellung von Chicago 1893 über den Plan dieses Schiedsgerichtes an die Regierungen der verschiedenen Staaten der Welt gerichtet wurde (The World's Columbian Exposition. Memorial for International Arbitration), hat man nebst andern einschlägigen Zusammenstellungen auch eine Liste von 75 Fällen beigegeben, in welchen seit dem Jahre 1816 bei internationalen Streitigkeiten der Spruch eines

Schiedsgerichtes angerufen wurde. Dieselbe zeigt, daß es eben doch nur eine gewisse Gattung meist untergeordneter Streitfälle war, in welchen ein solcher Spruch mit Erfolg zur Anwendung kam; daß in mehreren Fällen die minder begünstigte Partei (und zwar jedesmal gerade Amerika) sich mit dem Schiedsspruch nicht zufrieden gab; daß endlich für die Fälle, wo von einem unparteiischen Schiedsgericht eine Lösung überhaupt zu hoffen ist, auch ohne ständig organisirten Gerichtshof ein annehmbarer Schiedsrichter zu finden ist.

Bereits auf dem Chicagoer Juristentag von 1889 fehlte es gegenüber vielem leeren Gerede nicht an besonnenen Stimmen, welche in dem neuen Plane den berechtigten Kern von den utopischen Umhüllungen zu unterscheiden verstanden. Die Zuschriften z. B. eines Gladstone oder des jetzt verstorbenen englischen Lord-Oberrichters Coleridge lassen, bei aller Sympathie für die Idee des internationalen Schiedsgerichtes, an Besonnenheit und richtigem Blick kaum etwas zu wünschen übrig. Merkwürdigerweise aber war es ein Mann in hervorragend politischer Stellung, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Harrison, welcher, im October 1891 zu Washington vor einer allgemeinen kirchlichen Versammlung der Methodisten sprechend, jenen Gedanken nicht nur nach seiner praktisch durchführbaren Seite hin abgrenzte, sondern auch auf seine tiefern Grundlagen zurückverfolgte. Es verrieth schon den praktischen Politiker, daß er in dieser Frage die Staaten der westlichen Hemisphäre mit ihren Verhältnissen von den übrigen Theilen der bewohnten Erde unterschied und überdies auf die Verschiedenheit aufmerksam machte zwischen Fällen, in denen Entscheidung durch Schiedsgericht möglich, und solchen, in welchen sie unthunlich ist. Aber wie immer es sonst mit Harrisons politischen und religiösen Anschauungen beschaffen sein mag: er that noch mehr. Er beleuchtete die Frage vom christlichen, vom christlich-philosophischen, ja vom religiösen Standpunkte aus:

„Es ist ganz wohl möglich, einen Schiedsspruch zur Anwendung zu bringen bei einem Streit über die Bestimmung einer Grenzlinie; aber es ist ganz unmöglich, so will mir dünken, bei einem Falle von internationalem Abhängigkeitsverhältniß. Wenn das Streben vorhanden ist, andere zu unterjochen, ein aggressiver Geist, Länderbesitz an sich zu reißen, ein Geist nationaler Vergrößerungssucht, dem nicht Einhalt geboten wird durch die Rücksicht auf die Rechte anderer Leute und anderer Völker, so hat für solchen Fall und solchen Geist ein internationaler Schiedsspruch gar keine oder doch nur eine entfernte und schwierige Anwendung. Nur die Gesinnung des Christenthums, die in einer Nation sich geltend macht, ist im stande, solche Ursachen des Haders für immer zu bannen. Was dann etwa noch bleibt, läßt sich leicht bereinigen durch einen auf Billigkeit gegründeten Schiedsspruch... Es gibt eine Einheit der Kirche und der Menschheit, und die Bahnen des Fortschritts sind die gleichen. Nur wenn einmal diese große christliche Gesinnung, die gekennzeichnet wird nicht bloß durch ein hohes Rechtsgefühl, sondern auch durch den Geist der Liebe und Duldung, nur wenn diese Gesinnung die bürgerlichen Einrichtungen und Staatsregierungen der Welt ganz durchdringen wird, werden wir an einem allgemeinen Weltfrieden angelangt sein und zur Beilegung etwaiger Zwistigkeiten des schiedsgerichtlichen Spruches uns bedienen."

Der amerikanische Staatsmann hat damit, vielleicht ohne es zu ahnen, im wesentlichen wiederholt, was katholische Denker und Staatsrechtslehrer längst vor ihm gedacht und ausgesprochen haben. Die sociale Befähigung wie das sociale Bedürfniß der Menschennatur ist durch das Zusammenleben mit andern in der staatlichen Gemeinschaft, durch die Zugehörigkeit zu bestimmtem Volksthum oder besonderer Nationalität noch nicht befriedigt. Mit der Einheit der menschlichen Natur schon ist eine Zusammengehörigkeit und ein einheitliches Zusammenstreben vieler, ja aller Völker und Nationen grundgelegt, und eben dadurch auch ein friedliches, nach Recht und Billigkeit geordnetes gegenseitiges Verhältniß zum Gebot erhoben. Auch die praktische Verwirklichung von diesem allem ist bereits angebahnt durch den einen Versöhner und Erlöser aller (Gal. 3, 28: Non est Iudaeus neque Graecus . . . omnes enim vos unum estis in Christo Iesu), welcher das große Gebot der Liebe als das „königliche Gebot" auf diese Erde gebracht und seine eine heilige Kirche als Hüterin der Sittlichkeit und des Rechtes für alle Völker der Erde eingesetzt hat. Mit ihrem Gesetze sind die unerschütterlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und der Liebe wie für die Einzelnen so auch für die Nationen feierlich verkündet und damit die Grundzüge des einzig wahren internationalen Völkerrechtes. In dem geweihten und gekrönten Oberhaupte dieser die ganze Welt umspannenden, alle Nationen mit gleicher Liebe segnenden Kirche ist auch der natürliche internationale Schiedsrichter gegeben, mächtig durch seinen Einfluß, einzig hervorragend durch seine Stellung, geheiligt durch den Charakter seines Amtes.

So erklärt es sich denn auch, daß die von Chicago aus 1893 an die Regierungen gerichtete Denkschrift über die Erwünschtheit eines internationalen Schiedsgerichtes für die Streitigkeiten der Völker unter den Unterschriften vieler andern Notabeln aller Länder auch die Namen hervorragender Vertreter der katholischen Hierarchie aufwies. Selbst der päpstliche Delegat, Erzbischof Satolli, ein Cardinal Gibbons, ein Erzbischof Corrigan von New York, wie auch die Erzbischöfe von Chicago und von St. Paul, haben dieses Document durch ihre erlauchten Namen geziert; denn sie erkannten im tiefsten Grunde dieser ganzen Bewegung einen richtigen, echt katholischen, dem katholischen Staatsrechtslehrer wie der katholischen Vorzeit längst vertrauten Gedanken.

Anders freilich verstehen die Sache jene Männer, von welchen die Bewegung vorzüglich ausgeht und hauptsächlich getragen wird. Der Schiedsrichter, den sie im Auge haben, wird ganz gewiß der Papst nicht sein. Wer es sein wird? Das ist noch eine dunkle Frage: vielleicht eine Anzahl Professoren auf den juristischen Lehrstühlen der Hochschulen, vielleicht die Notabeln der Loge. Ihr Völkerrecht wird auch ganz gewiß das Recht der Kirche und des Christenthums nicht sein, sondern ein neues Recht, das erst noch geschaffen werden soll, aufgebaut auf dem modernen Gedanken, zubemessen in seiner ganzen Ausdehnung nach den Interessen und Wünschen der großen Handelswelt und des Kapitals. Es ist zufällig ein deutscher Professor, der in einer Zuschrift an die American Bar Association mit hinreichender Deutlichkeit dies theilweise ausgesprochen hat. August v. Bulmerincq, Professor des Rechts an der Universität Heidelberg, schrieb mit Bezug auf das internationale Schiedsgericht und das für die Zwecke

desselben zu schaffende neue „Recht der Nationen“ am 11. August 1889 an den Amerikanischen Juristentag (nach der Rückübersetzung aus dem Englischen):

„Anstatt des frühern kärglichen Verkehrs zwischen den über die Welt hin zerstreuten Individuen, besonders denen, welche verschiedenen Continenten angehören, haben solche Congresse (wie das Juristen-Meeting von Chicago 1889) die intellectuellen Kräfte der Nationen in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten in Theorie und Praxis einander näher, einen vollständigen Austausch der Ansichten zu Wege gebracht, Vorurtheile gemildert oder völlig beseitigt und uns in den Stand gesetzt, in dem Bürger des Staates zugleich ein Glied der großen Menschenfamilie zu erkennen. Und in dieser Einheit hat der Friede unter den Nationen mehr und mehr Wurzel geschlagen, und es wurde der Weg eröffnet zu dem internationalen Schiedsgericht der Zukunft. Nicht durch träumerische Speculationen wird dieses herbeigeführt werden, sondern durch entschlossenen Kampf, und mitten aus den sich bekämpfenden Meinungen wird es ein harmonisches Gebäude emporsteigen lassen; ein allgemeines Recht wird seinen Lauf um die Welt beginnen und allenthalben die Oberherrschaft an sich reißen. Aber nicht das römische Recht wird es sein, sondern ein Recht, aufgebaut auf den Anschauungen und Grundsätzen der modernen Civilisation, ein kosmopolitisches Recht. Das Problem, welches unserem Vereine und der American Bar Association gestellt ist in Bezug auf [internationale] Gesetzgebung und Gerichtsverfahren, ist ohne Zweifel ein sehr schwieriges. Allein vergleichende Gesetzeskunde und Rechtswissenschaft haben den Weg bereitet, und auf dieser Grundlage werden Sie dem gesteckten Ziele näher und näher kommen. Auch in dieser Richtung möge die neue Welt den einzig erfolgreichen, weil praktischen Weg betreten. Versuchen wollen, dieses Ziel zu erreichen durch Theoretisiren in dem schrankenlosen Gebiete des Gedankens, hieße so viel als unsere Hoffnung setzen auf das in den letzten Zügen liegende Naturrecht [on the moribund natural law]. Aber dieser Weg würde, statt der Wirklichkeit zu-, vielmehr von derselben abführen. Das, worauf es hauptsächlich ankommt, ist, die Unvollkommenheit der bestehenden Gesetze und Verfahrungsweisen zu erkennen und dann durch vereinte Reform dieser Gesetze und Verfahrungsweisen bei den verschiedenen Nationen ein universales Gesetz und universale Rechtsprechung zu schaffen, welche in den verschiedenen Ländern eingeführt werden müssen durch Juristen, die gleich erfahren sind in Theorie und Praxis.“

Dies ist der Weg zum internationalen Schiedsgericht der Zukunft. Nicht das Christenthum, nicht die in tiefer innerer Ueberzeugung wurzelnde, die christlichen Nationen durchdringende Ehrfurcht für Sittlichkeit und Recht, nicht Christenliebe, nicht Naturgesetz, nicht Papst, nicht Kirche braucht es für den allgemeinen Frieden der Welt und die gütliche Beilegung aller Zwistigkeiten durch Schiedsspruch. Es genügt der „moderne Gedanke“, der „kosmopolitische Jurist“, und wenn noch etwas fehlen sollte, die methodistische „wahre Philanthropie“. Diese aber werden nicht stille stehen bei dem internationalen Schiedsgericht; es ist für sie nur die Etappe zu dem erträumten Weltstaat, zu der „allgemeinen Völker-Republik“.

Zum Jubiläum des hl. Wolfgang.

994—1894.

Ein Mönch! — Noch tönet rings die alte Klage:
Der Mönch versperre Leben, Licht und Luft,
Sei Deutschlands besten Söhnen nur zur Plage,
Wie Todeshauch, wie düst'rer Moderduft;
Getrennt nur von der Kirche könne schweben
Der freie Geist zum höchsten Ziel empor,
Verneinend, zweifelnd nur die Wahrheit leben,
Im Haß nur blühn der wahren Liebe Flor;
Der Vorzeit Trümmer müßten erst vergehen,
Soll' Deutschland ganz in voller Pracht erstehen.

Und doch, wer hat des Urwalds Nacht gelichtet,
Die dämmernd über unsern Gauen lag,
Das Kreuz am blut'gen Opferstein errichtet,
Geweiht die Ackerfurche, Hof und Hag?
Wer ließ die Brücken baun, die Ströme dämmen,
Ließ Gotteshaus und Stadt und Dorf erstehn?
Wer brachte Frieden den entzweiten Stämmen,
Ließ hoch vom Thurm das Banner Christi wehn,
Pflanzt' im Palast wie in des Volkes Mitte
Des Wissens heil'gen Keim und Zucht und Sitte?

Aus mächt'ger Schar strahlt heut' vor uns der Eine —
Fast ein Jahrtausend ist seit ihm entflohn,
Und Leben quillt noch heut' an seinem Schreine,
Und Licht umfluthet seinen Gnadenthron;
Ein Segensstrom fließt reich von seinem Grabe
Durch Deutschland, über seine Marken weit hinaus;
Noch blühet unter Wolfgangs Hirtenstabe
Am Donaustrand das alte Gotteshaus,
  Indes vom fernen Rhein- und Moselstrande
  Der Jubelruf dringt durch die deutschen Lande.

Wo rings umkränzt von lieblichen Gestaden
Aus blauem See die Reichenau sich hebt,
Da hat der Knabe, reich beschenkt mit Gnaden,
In heil'ger Zucht der Jugend Lenz verlebt.
Ein Garten war die Insel, reicher blühte
Die Schule dort, die Walafried gepflegt;
Der Vorzeit Schatz mit liebendem Gemüthe
Hat dort der Mönche treuer Fleiß gehegt:
  Da übte früh der Geist die jungen Schwingen,
  Um sich zum Höchsten kühn emporzuringen.

Die Saat, die fern der blauen Seeswelle
Mit Alcuin der große Karl gestreut,
Die herrlich aufging in der Galluszelle,
Hat tausendfach die Reichenau erneut.
Was Rom und Hellas Großes hinterlassen,
Stählt hier und nährt des deutschen Jünglings Kraft;
Doch ernster noch die jungen Herzen fassen
Des Gotteswortes heil'ge Wissenschaft,
  Den Opferdienst, das hehre Opferstreben,
  Das uns vereint mit Gottes eignem Leben.

Zum Meister ward der Schüler. Bald zum Garten
Die Schule Triers Wolfgangs Eifer schuf,
Und Ehr' und Ruhm des heil'gen Lehrers warten.
Zur Pfalz des großen Otto dringt sein Ruf.
Man legt ihm Inful, Scepter, Stab zu Füßen,
Der Kirche Hirtenamt und Fürstenglanz;
Doch herrschen will er nicht, nur beten, büßen,
Dem Menschgewordnen ähnlich werden ganz
  In Armut, Demuth, ohne Macht und Würde,
  Und theilen mit ihm seines Kreuzes Bürde.

So floh er denn, schon längst gereift zum Manne,
Zur Zelle, wo der Zollernfürstensohn
Der Welt entschwand im stillen, dunklen Tanne;
Maria schlug dort auf den Gnadenthron:
Die Stätte ward geweiht von Engelhänden,
Und Ulrich, der das Wunder mitgeschaut,
Kommt, Wolfgang selbst das Priesterthum zu spenden:
Dem Heil'gen wird das Heiligste vertraut,
  Und in der Einsamkeit wird er erkoren,
  Im fernen Land zu suchen, was verloren.

Verwüstend hatten der Magyaren Horden
Vordem das Reich durchstreift von Jahr zu Jahr;
Nun zogen ostwärts sie mit Raub und Morden;
Vor ihrem Grimm kein Nachbar sicher war.
Einsam und wehrlos, ohne Helm und Degen,
Nur durch das Kreuz gestählt zum Siegeslauf,
Folgt Wolfgang der Barbaren Schreckenswegen,
Sucht muthig sie in ihren Sitzen auf,
  Eilt hin durch Berg und Thal, durch Feld und Auen
  Und pflanzt das Kreuz in ihren fernen Gauen.

Jetzt rief ihn Gott, des Reiches Mark zu hüten,
In Emm'rams Stift am mächt'gen Donaustrom:
Es sprießen neu der Gottesliebe Blüthen,
In neuer Pracht strahlt Kloster, Stadt und Dom.
Des Hirten Fuß durcheilt die weiten Lande
Hinauf zum einsam stillen Felsensee,
Hinab am reichbelebten Donaustrande,
In Sommersgluth, in Winterfrost und Schnee,
Und wo er naht, da blühen Heil und Frieden,
Da ist dem Aermsten süßer Trost beschieden.

Was er gepflanzt, trägt heut' noch Frucht und Samen,
An Trost und Segen immerdar sich gleich,
An hundert Segensstätten prangt sein Namen
Von Bayern hin durchs weite deutsche Reich.
Im treuen Volk lebt frisch noch sein Gedächtniß.
Es weiß, der Mönch war ihm ein guter Hirt,
Gott war sein Ziel, und Liebe sein Vermächtniß,
Sein Hort ein Glauben, der nicht wankt, noch irrt,
Ein fester Fels im Wirbelstrom der Zeiten:
Er wird im Sturm uns schirmen und uns leiten!

A. Baumgartner S. J.

Die Mosaiken von Ravenna.

(Schluß.)

III. Mosaiken, welche unter byzantinischer Herrschaft zu Ravenna entstanden.

1. Kurz nach Theodorichs Hinscheiden begann Bischof Ecclesius (521—534) den Bau der prachtvollen Kirche des hl. Vitalis. Wesentliche Dienste leistete ihm dabei der Schatzmeister Julianus [1]. Vielleicht leitete dieser den Bau, jedenfalls trug er bedeutende Summen bei; denn in der Vorhalle sagte eine Inschrift von ihm, er habe die Kirche „gebaut, geziert und geweiht". Erst Bischof Maximian (546—556) konnte sie vollenden und ihr die herrlichen Mosaiken geben, denen sie einen großen Theil ihres Ruhmes verdankt. Ihr Oktogon, das bekanntlich beim Bau der Aachener Pfalzkapelle Karl dem Großen als Vorbild diente, hat sowohl in der Kuppel als in den Gewölben des untern und obern Umganges den alten Schmuck verloren. Nur das Chor hat seine Mosaiken behalten und ist durch sie der am reichsten und schönsten ausgezierte Raum Ravennas, Italiens, ja vielleicht der ganzen Welt.

Beim Eingange trägt ein breiter Gurtbogen in 15 Medaillons die Brustbilder Christi, seiner Apostel sowie der hll. Gervasius und Protasius, der Söhne des hl. Vitalis. Zwischen dem mit jenen Medaillons besetzten Triumphbogen und der Apsis liegt ein viereckiger Raum. In den untern Enden seines Gewölbes stehen vier große Pfauen auf Kugeln. Ihre Schweiffedern bilden prachtvolle Räder, über denen hohe Bouquets zur Spitze des Gewölbes aufsteigen und an einem Kreise enden, in welchem von Sternen umgeben das Lamm Gottes steht. Die vier

---

[1] Iulianus argentarius. *Agnellus* l. c. cap. 59. 61. 77. 114, p. 318 sq. 322. 330. 352. Der Titel argentarius ist nach Muratori gleichbedeutend mit Saccellarius, d. h. Säckelmeister. *Muratori,* Rerum italicarum scriptores II, 98 sq. Die Mosaiken von S. Vitale bei *Garrucci* tav. 258 sg.

Gewölbekappen werden durch schön stilisirtes Rankenwerk, worin allerlei Fische, Vögel und Vierfüßler angebracht sind, sowie durch vier ebenfalls auf Kugeln stehende Engel belebt. Letztere stützen mit hoch erhobenen Händen jenen das Lamm enthaltenden Kreis. Da auch die vier Säulenkapitäle je zwei neben einem Kreuze und vor zwei Palmen stehende Lämmer tragen, will schon dies Gewölbe die Grundidee anzeigen, welche die ganze Decoration des Chores beherrscht: die Verherrlichung des für uns geopferten Gotteslammes. Hier oben sammelt sich um das Lamm die Thierwelt mit den Engeln, auf den Wänden erscheint die Menschenwelt. Zunächst finden wir dort die Evangelisten mit Propheten als Zeugen und Patriarchen als Vorbildern des göttlichen Opferlammes.

Unmittelbar unter den Gewölben und neben der Oeffnung der Tribüne sieht man zur Rechten und Linken die Symbole der Evangelisten, unter ihnen die Evangelisten selbst. Da drei dieser Symbole Thiere sind, geben sie einen schönen Uebergang von der im Gewölbe dargestellten Thierwelt zur Menschenwelt. Die Evangelisten sitzen mit aufgeschlagenen Büchern in felsigen Landschaften. Zu ihren Füßen entspringen Wasserquellen, Bilder der Paradiesesflüsse, aus denen allerlei Vögel trinken. Senken wir den Blick, so finden wir unter den Fenstern Propheten: Isaias, Jeremias und dreimal den Moses, die Schafe hütend, die Schuhe lösend und das Gesetz empfangend. Zwischen den Propheten enthalten zwei große Halbkreise vier Vorbilder des Kreuzesopfers. Auf der Evangelienseite ist ein Altar dargestellt zwischen Abel und Melchisedech. „Der Gerechte" opfert ein Lamm, „der Hohepriester" ein kranzförmiges Brod. Dessen mit Wein gefüllter Kelch steht in der Mitte des Altares unter der segnenden Hand Gottes. Auf der Epistelseite erblicken wir Abraham, wie er die drei himmlischen Gäste bewirtet. Diese sitzen an einem Tische, welcher dem Altare des Melchisedech entspricht; der Patriarch reicht ihnen das zubereitete Kalb, gerade so wie Abel sein Lamm hinhält. Weiterhin ist Abraham im Begriffe, seinen eingebornen Sohn hinzugeben. Er bringt also sowohl ein unblutiges als ein seiner Absicht nach blutiges Opfer dar. Damit der Sinn dieser vier Vorbilder nicht mißverstanden werde, halten über jeder Doppelscene zwei schwebende Engel ein in einen Kreis gefaßtes Kreuz.

In der Concha sodann sieht man Christus selbst, wie er in jugendlicher Gestalt auf der Weltkugel sitzt zwischen zwei Engeln, seinen Thronassistenten. In der Linken hält er die Rolle, mit der Rechten reicht er dem Titularheiligen der Kirche einen Kranz. Dem hl. Vitalis gegenüber bringt „Bischof Ecclesius" das von ihm erbaute Gotteshaus dar. Im

Nimbus Christi sieht man ein Kreuz, darüber in der Einfassung der Concha in einem Kreis das aus sechs Balken geformte Monogramm ; noch höher, auf der die Apsis einschließenden Wand halten zwei schwebende Engel in einem Kreise ein größeres, aus acht Balken geformtes Monogramm . In der Mitte beider Monogramme glänzt ein A. Es weist darauf hin, daß der Sohn wie der Vater der Urheber alles Geschaffenen sei, und legt Verwahrung ein gegen den eben besiegten Arianismus. Unter der Weltkugel, auf welcher der Herr thront, sehen wir die vier Paradiesesflüsse, auf der Wand neben der Concha zwei Palmen unter den beiden Städten Bethlehem und Jerusalem.

Im Anschluß an das Bild des Stifters der Kirche sind auf den untern Wänden der Chorrundung die vornehmsten Personen dargestellt, denen sie ihre Ausstattung verdankt. Auf der Evangelienseite ist der Bischof Maximian von Ravenna dargestellt, wie er ein kostbares Kreuz als Weihegeschenk darbringt. Vor ihm schreitet sein Diakon mit einem Evangelienbuche einher; ein Subdiakon mit einem Rauchfasse eröffnet den Zug. Dem Bischofe folgt Kaiser Justinian. Er reicht ein mit Edelsteinen besetztes Gefäß (eine Patene?) zum Opfer hin. Drei der Großen des Reiches und fünf Soldaten bilden seinen Hofstaat.

Auf der Frauenseite nimmt seine Gemahlin Theodora die Ehrenstelle ein. Zwei Hofbeamte gehen vor ihr her, zwei vornehmere und fünf andere Hofdamen folgen. Ihr Weihegeschenk ist ein Kelch. Auf dem untern Saume ihres Gewandes sind nicht ohne Absicht die drei ihre Geschenke darbringenden Magier gestickt.

Wenden wir uns nach Schilderung des ganzen Cyklus zu den wichtigern Einzelheiten. Christus ist im Bogen beim Eingange zum Chore bärtig, in der Apsis ohne Bart, also jugendlich, wie er in S. Apollinare Nuovo in den Wunderscenen erscheint. Er trägt im geperlten Nimbus ein reich mit Steinen besetztes Kreuz. Einen einfachen Nimbus haben die Engel, die Evangelisten und Apostel, die Propheten, „der Hohepriester" Melchisedech und die Heiligen, aber auch der Kaiser und die Kaiserin, nicht die Bischöfe Ecclesius und Maximian, nicht Abraham und Abel, auch nicht die Evangelistensymbole. In der Apsis ist nur Christi Nimbus golden, derjenige des hl. Vitalis und der beiden Engel ist hellblau. Auch der Nimbus anderer Engel ist blau; dagegen haben der Kaiser, die Kaiserin,

der Hohepriester Melchisedech, Moses und die Propheten goldene Heiligenscheine. Damals galt also in Rom wie in Ravenna der kreuzförmige Nimbus als Kennzeichen Christi, der einfache aber noch als Ehrenzeichen sowohl der Fürsten des Himmels als auch derjenigen der Erde. In Santa Maria Maggiore zu Rom ist er dem Herodes, in S. Vitale dem Justinian und seiner Gemahlin zugestanden.

Christus trägt auch hier das den Königen vorbehaltene Purpurkleid. Die Evangelisten sitzen mit weißem Bart und Haupthaar, in weißer, mit Purpurstreifen besetzter Kleidung in einer felsigen Landschaft, deren Hauptton grün ist. In ihren Büchern liest man: Secundum Marcum. Secundum Luca. Secundu Iohannem. Weiß gekleidet sind auch die Engel, die Heiligen, die Propheten und die Cleriker. Die Bischöfe tragen eine farbige Kasel über der Albe, die Hofherren große Purpurstücke auf langen weißen Mänteln. Abraham hat bei der Bewirtung seiner Gäste ein ihn als Diener kennzeichnendes kurzes braunes, aber mit Gold gehöhtes Kleid, beim Opfer Isaaks dagegen, wie die Cleriker, ein langes weißes Gewand und ein weißes Pallium.

Auffallend ist der freundliche grüne Ton, welcher dem Chor seinen Charakter gibt. Und doch tritt er nicht unvermittelt hier ein, sondern ist eine Fortbildung der in dieser Stadt bereits früher versuchten Farbenstimmungen. Schon im Baptisterium der Arianer war Grün eine der durchgehenden Farben. Hier in S. Vitale wird man an die blumigen und sonnigen Wiesengründe erinnert, auf denen die mittelalterlichen Heiligen so oft wandeln. Ist diese Liebe zum Grün in Ravenna zufällig, oder stammt sie etwa aus Byzanz? In Sümpfen wurde Ravenna erbaut. Sie machten es zur starken Festung. Noch heute erfreut uns das frische Grün seiner wasserreichen Gefilde, wenigstens im Frühling. Ja das Auge sieht in der ravennatischen Ebene oft fast nichts als die grüne Fläche, und dieses Grün findet es wieder im herrlichen Chore der prachtvollen Kirche des Schutzpatrones der Stadt. So wird es dort zum Zeugen einer einheimischen Schule.

Aber zeugt nicht sonst mancherlei dafür, daß dennoch byzantinische Meister hier arbeiteten, vor allem die Bilder Justinians, Theodoras und ihres Hofstaats, gekleidet in reichgemusterte Gewänder, wie sie in Byzanz Mode waren? Die Vorliebe für Perlen und Edelsteine, überhaupt ein starker Zug zum Decorativen springt in S. Vitale allerdings in die Augen. Ein Beweis für die Herrschaft des byzantinischen Stiles, für Berufung byzantinischer Arbeiter nach Ravenna liegt aber darin ebenso-

wenig als in den Figuren des Kaisers und der Kaiserin. Die Bilder der Herrscher wurden nach ihrer Thronbesteigung in alle Provinzen gesandt, in Hunderten von Exemplaren copirt und überall aufgehängt. Glaubten doch die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian in ihrem berühmten Privilegienbrief für afrikanische Künstler ausdrücklich beifügen zu müssen, die Maler seien nicht ohne Lohn zur Anfertigung solcher Bilder zu zwingen[1]. Maximian ließ die Porträte des Herrschers und der Herrscherin hier anbringen, um sich denselben für seine Erhebung dankbar zu erweisen, sich ihren Schutz zu sichern und öffentlich anzuerkennen, daß Justinian und Theodora sich durch Schenkung der Gefäße, welche sie im Bilde tragen, um seine Kirche verdient gemacht hatten.

Die Art und Weise, wie Bischof Maximian fast als Gleichgestellter neben dem Kaiser erscheint, zeugt entschieden gegen Beherrschung der ravennatischen Kunst durch byzantinische Künstler. Wer hätte in Byzanz gewagt, einen Bischof so neben den Kaiser zu stellen? Wie ferner Agnellus in seiner Geschichte der ravennatischen Bischöfe immer von neuem betont, sind Kaiser und Kaiserin in Porträtähnlichkeit auf den Mosaiken dargestellt. Einführung solcher Bildnisse lebender Personen in die Mosaiken ist gewiß eine Fortsetzung altrömischer Praxis, nicht aber etwas aus Byzanz Entlehntes. Es finden sich ja zahlreiche Porträtköpfe gerade auf Sarkophagen und in altchristlichen Fresken. Papst Felix (526—540) ließ sich schon in S. Cosmas und Damian zu Rom in Mosaik darstellen, als man kaum begonnen hatte, S. Vitale zu erbauen. Seinem Beispiele sind die Bischöfe von Ravenna gefolgt.

Es ist wahr, der Aufbau von S. Vitale entspricht dem, was man heute so oft byzantinisch nennt. Aber er entwickelt das zu Rom in dem sogen. Tempel der Minerva medica begonnene System. Vielleicht hat sogar S. Vitale den Baumeistern der beiden konstantinopolitanischen Kirchen der hll. Sergius und Bacchus und der Agia Sophia als Vorbild gedient; denn es ward früher begonnen als jene Kirchen. Jedenfalls ist S. Vitale architektonisch ein Mittelglied zwischen dem genannten römischen

---

[1] Neve a iudicibus ad efficiendos sacros vultus ... sine mercede cogantur Cod. Theodos. lib. 13, tit. 4, leg. 4. Vgl. über diese spätern Laurata (mit Lorbeer geschmückten Kaiserbilder?), denen das Volk in Procession mit angezündeten Kerzen entgegenging: Liber pontificalis (ed. *Duchesne*) I, 392; *Baronius* ad an. 603; Concilium VII. Actio 2 bei *Mansi*, Concilia XII, 1063; *Gregor. Magn.*, Epist. (Appendix) bei *Migne*, Patrol. 77, col. 1350, nota 1; *Ducange*, Glossarium „Lauratum, Labratum“.

Bau und den beiden berühmtesten Gotteshäusern Justinians (527—565)[1]. Bevor er sich entschloß, die abgebrannte Kirche der Agia Sophia zu erneuern, war der Plan für S. Vitale fertig und dessen Bau schon weit gefördert.

Je eingehender man Ravennas Kunstwerke studirt, je mehr man auch die Ausstattung von S. Vitale mit derjenigen der römischen Kirchen vergleicht, desto mehr Beweise treten hervor für die Richtigkeit der Ansicht, daß Ravennas Kunst eine Fortsetzung der altchristlichen und der römischen ist. In und neben der Apsis von S. Vitale sind die beiden Städte, die beiden Palmen, die Paradiesesflüsse, das Thronen Christi auf der Weltkugel sowie die über ihm schwebenden Wolken sicherlich aus Rom entlehnt. In S. Cosmas und Damian am römischen Forum führen die Apostelfürsten die Kirchenpatrone zum Heilande, hier in S. Vitale geleiten Engel den Patron und den Stifter Ecclesius zum Gottessohne. Die Engel wurden in Ravenna besonders verehrt, wie Petrus und Paulus in Rom überall bevorzugt sind. Wenn behauptet wird, diese Verehrung der Engel sei aus dem Morgenlande, aus Byzanz nach Ravenna gekommen, so läßt sich das nicht beweisen. In Rom stehen vier Engel auf der Triumphbogenwand von S. Cosmas und Damian, viele begleiten in Santa Maria Maggiore den Heiland und seine Mutter, die älteste römische Liturgie hat ihre die Engel hoch ehrende Präfation, hat Engelfeste und verwerthet die Apokalypse.

Das im Gewölbe der Apsis in einem Kranze, zwischen reichem Laubwerk stehende Lamm hat der Meister von S. Vitale den Gewölben der beiden Kapellen Johannes des Täufers und des Evangelisten bei der Lateranensischen Taufkapelle entlehnt. Die auf den Wänden ausgeführten Gestalten des Abel, des Opfers Abrahams und des die Schuhe lösenden oder das Gesetz empfangenden Moses sind alte Motive der Katakombenmaler. Abraham bewirtet in den Mosaiken von Santa Maria Maggiore die Engel fast so, wie hier in S. Vitale[2]. Jedenfalls stammt mehr als die Hälfte der hier zu einem schönen Cyklus vereinten Figuren aus dem

[1] Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 27. Clausse (Basiliques et mosaïques chrétiennes [Paris 1893] I, 316) schreibt trotzdem: La merveilleuse basilique de Sainte-Sophie de Constantinople était alors presque *achevée*. . . . Il fut donc décidé que l'église de Saint-Vital, quoique moins grande, serait édifiée d'après les mêmes données architecturales. . . . Fondée en 540 (!?), pendant l'épiscopat de l'évêque Eclesius. . . . Ecclesius war Bischof seit 521, gest. 534. Erst im 5. Jahre des Justinian (532) brannte die alte Sophienkirche ab.

[2] Vgl. *Garrucci* tav. 215, 3 mit 262, 2, aber auch 215, 1 mit 262, 1.

Schätze der abendländischen Ikonographie. Wenn die Evangelistenbilder und die Einführung des Hofes neu erscheinen, so kennen wir viel zu wenig die alten Malereien, Mosaiken und Miniaturen Roms oder Italiens, um ihnen ähnliche Bildungen absprechen und solche Compositionen als byzantinische Importation erklären zu dürfen.

Will jemand darauf hinweisen, daß der Cyklus der Bilder in sich gut geschlossen ist, so ist dieses ein wohlverdientes Lob. Die Kunstwerke Ravennas zeichnen sich überhaupt durch eine Einheit aus, welche die byzantinische Kunst nicht kennt.

Die im Hebräerbrief dargelegte, seit den ältesten Zeiten auch im römischen Meßcanon betonte Beziehung des Meßopfers zum Opfer „des Dieners Gottes, des gerechten Abel", des „Patriarchen Abraham" und des „Hohenpriesters Melchisedech" sind hier bildlich dargestellt. Ja man kann im Zuge des Subdiakons, Diakons und Bischofs, des Kaisers, seiner Gemahlin und seines Hofstaates ein Bild des ehedem bei der Feier der heiligen Messe üblichen Opferganges, in dem Lamm oben im Gewölbe eine Anspielung auf das Sanctus finden, worin die Bewohner des Himmels und der Erde sich einigen zum Lobe Gottes.

Man betrachte die Bilder des Chores von was immer für einer Seite, das abendländische, das römische Element tritt hervor. Stets übten die Bischöfe großen Einfluß auf die Pflege der christlichen Kunst ihrer Diöcese. Die Bischöfe von Ravenna standen aber zu Rom in enger Beziehung; in Rom wurden sie der Regel nach geweiht. Freilich geschah es auch nicht selten, daß sie vom Exarchen zum Hochmuth angestachelt wurden und sich dann gegen den Papst feindlich zeigten. Aber es handelte sich auch dann nicht um Läugnung der Oberhoheit Roms, sondern um Beschränkung der Rechte des Papstes als Patriarchen des Abendlandes und Primas von Italien. Bischof Johannes von Ravenna bezeugt klar in einem Briefe an Gregor d. Gr., sein Stuhl sei in besonderer Weise mit dem römischen verbunden[1]. Eine solche hierarchische Verbindung hatte aber in der Regel auch eine Uebereinstimmung in der Liturgie und der mit ihr eng verknüpften Kunst zur Folge.

Was kann dazu berechtigen, trotz all dieser Gründe S. Vitale als byzantinisch auszugeben? Hat denn die byzantinische Kunst alte Mosaiken aufzuweisen, welche den ravennatischen den Rang ablaufen und sich als

[1] *S. Gregorii M.* Epistolae III, 57 bei *Migne,* Patrol. LXXVII, 654. Cfr. *Garrucci,* Storia IV, 90.

Vorbilder derselben hinstellen können? Richter[1], welcher die Mosaiken Ravennas wohl am eingehendsten würdigte und die von S. Vitale einfachhin als byzantinisch behandelt, muß eingestehen: „So häufig Kunstwerke sind, welche nach ihrer Qualität Anspruch erheben können, als Copien nach justinianisch-byzantinischen Vorbildern zu gelten, so selten sind doch wirkliche Originale. Die Mosaiken der Agia Sophia sind zur Zeit verhüllt, mit denen von Saloniki steht es nicht viel besser. So sind die Mosaiken im Katharinenkloster des Sinai und noch mehr die von S. Vitale die einzigen Monumente, an welchen das Studium der Originale justinianischer Kunstübung noch möglich ist." D. h.: Wir kennen eigentlich nur zwei größere justinianische Werke; sie finden sich auf dem Sinai und in Ravenna. Nun wird aber gerade durch die neuesten Nachrichten mehr als unsicher, daß die Mosaiken des Sinaiklosters aus der Zeit des Justinian stammen. Schon Garrucci bezweifelte es. P. M. Jullien sah sie in neuester Zeit, bemerkte aber, zwei Medaillons stellten „nach der Angabe der Mönche" Justinian und seine Gemahlin Theodora dar, glichen jedoch keineswegs den Porträten des Kaisers und der Kaiserin, welche die Mosaiken der Agia Sophia zu Konstantinopel und von S. Vitale in Ravenna sowie die gleichzeitigen Münzen geben[2]. In S. Vitale haben wir überdies zwei große Paradescenen, auf dem Sinai zwei in einen Kreis gestellte Köpfe, die angeblich Justinian und seine Gemahlin darstellen sollen. Vergleicht man aber die beiden Darstellungen des Moses im Sinaikloster mit denen in S. Vitale, so ist der Unterschied so groß, daß eine Schulverwandtschaft mehr als zweifelhaft, eine Datirung ins 6. Jahrhundert fast unglaublich wird. Das einzige Mosaik, an dem „das Studium der Originale (für unsere Frage) noch möglich ist", bleibt also S. Vitale. Daß dies im byzantinischen Stile Justinians ausgeführt sei, ist demnach eine Behauptung, zu deren Erhärtung die Beweise fehlen.

2. Die zweite Kirche Ravennas, welche unter byzantinischer Herrschaft reiche Mosaiken erhielt, ist S. Apollinare Nuovo. Sie ward mit andern Gotteshäusern den Arianern entzogen und durch Bischof Agnellus (ca. 557 bis ca. 570) katholisch eingeweiht.

Es sind bereits (S. 437 f.) die Mosaiken beschrieben worden, welche Theodorich ihr gab. Die oberste Reihe hatte, wie wir sahen, 2 · 13 Scenen aus Christi Leben, die zweite die Bilder von 2 · 16 Propheten,

---

[1] Ravenna S. 73.

[2] *Garrucci* tav. 268, p. 78; Die Katholischen Missionen 1893, S. 100; Ebers, Durch Gosen zum Sinai (Leipzig 1891) S. 283 f.

Aposteln und Evangelisten. Jetzt fügte man eine dritte Reihe hinzu. In ihr zieht auf der Frauenseite eine aus 26 heiligen Männern bestehende Procession zum Throne Christi. Auf der Männerseite folgen 23 heilige Frauen den drei Magiern zum Throne der Gottesmutter. Warum befinden sich die Männer auf der Frauenseite? Das Auffallende dieser Anordnung erklärt sich dadurch, daß hier, wie in den meisten römischen Basiliken, die Seite zur Rechten des Einganges, die Epistelseite, als Ehrenseite betrachtet ward; deshalb thront Christus auf ihr. Maria kam dadurch auf die linke Seite. Die heiligen Männer bringen aber dem Gottessohn, die Frauen der Gottesmutter ihre Kronen. Die beiden Processionen gehen aus von den Bildern der Städte Ravenna und Classis, wie auf den ältern Mosaiken die zwölf Lämmer aus Bethlehem und Jerusalem kommen. Der Unterschied zwischen den Christen aus den Juden oder aus den Heiden hatte an Bedeutung verloren. Darum gab man die Darstellung von Bethlehem und Jerusalem auf. Man wollte aber doch Städte als Ausgangspunkte beibehalten und griff darum aus Liebe und Begeisterung für die eigene Heimat zu den nächstliegenden: zu Ravenna und ihrer am Meere liegenden Vorstadt. Sie sollten die Erde vertreten, von der aus die heiligen Männer und Frauen zu Christus kommen. An die Spitze der heiligen Männer stellte man den hl. Martin von Tours, den Patron dieser Kirche, an die Spitze der heiligen Frauen die hl. Euphemia.

Christus und die Gottesmutter thronen in gleicher Art einander gegenüber. Der Thron Christi ist aber reicher. Maria ist dort en face dargestellt und trägt ihr göttliches Kind vor sich auf dem Schoße, so daß sie als lebendiger Thron Gottes erscheint. Die drei Magier sind an die Spitze der heiligen Frauen gestellt, um anzuzeigen, daß es sich zuletzt doch um die Anbetung des Gottessohnes handelt.

Die Figuren dieser dritten, unter die Fenster gestellten Reihe sind länger als die der beiden obern Reihen. Ihre Farbengebung ist reicher; tragen doch die drei Könige und alle heiligen Frauen gemusterte Kleider. Der Faltenwurf ist kleinlicher, die Zeichnung schwächer. In den beiden obern Reihen finden wir auf dem untern Zipfel des Palliums jeder Figur stets ein einem rechten Winkel ähnliches Zeichen wiederholt; in der untersten Reihe haben dagegen die Männer und die Engel unten auf ihrem Pallium die verschiedensten Buchstaben und Zeichen[1], die Frauen

[1] Abgebildet bei Richter, Ravenna S. 66 Anm.; *Garrucci* tav. 242. Nach Bucher, Geschichte der technischen Künste III, 353, wären jene Zeichen die „ältesten und primitivsten Wirkereimuster“.

kleine Quadrate. Im Baptisterium der Arianer und in S. Vitale erscheinen auf den Kleidern jene Winkel neben den Buchstaben N, I und H, in ältern Mosaiken zu Rom und Ravenna nur die Winkel. Doch fehlen solche Zeichen auf den Prunkscenen, welche in S. Vitale den Hofstaat zeigen. Was sie bedeuten, bleibt unklar.

Die Farbengebung und die Zeichnung der beiden Processionen in S. Apollinare Nuovo zielen auf einen großen Gesamteindruck hin. Die Künstler wollten ohne vielen Wechsel große, rhythmisch wiederholte Massen bieten. Ein grüner Boden und ein glänzender Goldgrund ziehen sich auf beiden Seiten unter und hinter den Personen hin. Alle heiligen Männer und die vier Paare der Engel, welche Christus und seine Mutter als Hofstaat umgeben, sind weiß gekleidet. Die Männer haben goldene Nimben, die Engel farbige. Die heiligen Frauen tragen weiße Unterkleider (Stolen), aber goldene, reich gemusterte Oberkleider und lange, mantelartige Schleier. Aus dem grünen Boden wachsen Palmen mit braunen Stämmen, grünen Blättern und rothen Früchten. Sie trennen die einzelnen Figuren voneinander, bringen Wechsel in die Farben und geben mit ihnen einen stets wiederkehrenden Grundaccord.

Die heiligen drei Könige sind durch Haltung und Farbe der Kleidung von den heiligen Frauen unterschieden, an deren Spitze sie zu Maria eilen. Weiß ist beim ersten, dem „hl. Kaspar", Bart und Beinkleid, beim „hl. Melchior" das Kleid, beim dritten der Mantel; purpurn beim ersten der Mantel, beim dritten der Rock; roth beim dritten das Beinkleid, beim ersten der Rock. Der mittlere trennt durch seine Farbe die beiden andern; denn während die purpurne, rothe und weiße Farbe beim ersten und dritten sich das Gleichgewicht halten, hat dieser einen grünen Mantel und braungoldene Beinkleider. Maria trägt, wie Christus, das „königliche" Purpurkleid. Die braunen Flügel der vier Engelpaare, des Hofstaates des Herrn und seiner Mutter, nähern sich der Purpurfarbe. So werden durch Braun und Purpur die Gruppen zusammengehalten, denen die Heiligen sich nahen.

Der kaiserliche Palast von Ravenna, aus dem die heiligen Männer heraustraten, hat weiße Säulen, Gesimse und Vorhänge, goldene Giebelfelder, rothe Dächer und fast schwarze Thor- und Fensteröffnungen.

In den Augen moderner Kritiker findet diese Procession wenig Gnade. Es ist wahr, ihre Zeichnung läßt zu wünschen übrig; denn die Gewandfalten widersprechen in vielen Fällen den Gliedmaßen, durch welche sie bestimmt sein sollten. Ueberdies ist in der langen Reihe der 26 heiligen Männer und 23 heiligen Frauen, welche zu Christus und Maria hin-

ziehen, die Gleichförmigkeit eine so große, daß sie sogar gegen den Gebrauch der Zeit verstößt, welche in andern Denkmälern den Stand der Heiligen durch ihre Amtskleidung zeigt. Hier gaben die Mosaicisten Bischöfen und Martyrern, Soldaten und Clerikern unterschiedslos die bei Aposteln und Propheten üblichen Gewänder: eine lange weiße, mit zwei Purpurstreifen besetzte Tunica und ein weißes Pallium mit jenen räthselhaften Zeichen. Alle tragen eine Krone: 23 unter ihnen halten sie mit beiden, meist durch das Pallium verdeckten Händen; nur zwei erheben die Rechte zur Brust. Die heiligen Frauen sind zwar kostbar gekleidet, aber in der Art, wie sie ihre Kronen tragen, und in der Gewandung ganz gleichförmig gebildet. Von all den 49 Heiligen hat nur die hl. Agnes in ihrem Lamme ein charakterisirendes Beizeichen.

Alle gehen nicht geradeaus zu Christus oder Maria; sie hätten sonst im Profil gezeichnet werden müssen und wären durch die zwischen ihnen stehenden Palmen aufgehalten worden; sie bewegen sich in einem Winkel von etwa anderthalb Rechten, gehen also fast zum Altare hin und in die Kirche hinein. Die Köpfe sind gleich denen der Figuren der beiden obern Reihen fast ganz en face gezeichnet. Aller Augen sind zum Chore hin gerichtet. Trotzdem wirkt diese Doppelreihe großartig. Sie stellt bildlich die Idee der Allerheiligenlitanei, den Rhythmus eines Psalmengesanges dar, ist ein Benedicite, welches in oft wiederholter Melodie und in gleichförmigem Satzbau alle auffordert zum Lobe des Allerhöchsten.

Aehnliche Darstellungen müssen in damaliger Zeit nicht selten gewesen sein. Ließ doch Leo III. († 816) einen Vorhang sticken, auf welchem ebenfalls „die Heiligen der Litanei" dargestellt waren[1]. In neuerer Zeit hat der bedeutende französische Maler Flandrin zu Paris in St. Germain des Prés diesen Zug der Heiligen nachgeahmt, aber die einzelnen Gestalten individualisirt; der Gesamteindruck hat dadurch gelitten. In Ravenna erinnern diese Heiligen an einen antiken Chor, der in plastischer Zurückhaltung kurz und gemessen redet; in jener Pariser Kirche erscheint eine Schar Personen, von denen jede in ihrer Weise das allgemeine Ziel erstrebt. Im Mosaik bringt die Gemeinsamkeit der Erscheinung eine gewichtige Ein-

[1] Liber pontificalis (ed. *Duchesne*) II, 10 n. 33: Vestis habens historiam letaniae maioris. Clausse (Basiliques et mosaïques chrétiennes [Paris 1893] I, 313) sieht in der Procession l'expression du triomphe de l'Église orthodoxe sur l'hérésie arienne, triomphe que la récente conversion de Iustinien, due aux conseils du Pape Anaclet, rendait plus éclatant encore; et c'est en l'honneur de cette (?) importante victoire que tous ces saints et saintes tiennent en main de longues palmes d'or.

heit hervor, im Gemälde wirkt die Individualisirung auf die aus vielen Jahrhunderten und Ländern zur Einheit gesammelte Schar zerstreuend. Wem eine im Sinne der Modernen „malerische“ Ausmalung der Kirche als Ideal vorschwebt, wird sich mit der ravennatischen Heiligenprocession nicht befreunden. Aber soll nicht die Auszierung eines Gotteshauses ein Hilfsmittel sein zur Hebung derjenigen liturgischen Handlung, für die es erbaut ist? Sollen nicht seine Malereien gewissermaßen ein Echo seines liturgischen Gesanges bilden? Wer überdies an der alten Ansicht festhält, das Material müsse sich auch in der Formgebung des Kunstwerkes widerspiegeln, wer also glaubt, Mosaiken müßten wegen ihres ebenso farbenreichen als spröden Stoffes die Mitte halten zwischen Malerei und Plastik, der wird sich über diese Bilderreihe freuen. Ihre Fehler treten nur dann in unliebsamer Weise hervor, wenn man in die leere Kirche geht und mit scharfem Auge Theil für Theil zergliedert und beurtheilt. Ihre Vorzüge zeigen sich aber, sobald man sie mit ähnlichen Werken derselben Zeit vergleicht. Oder bezeichnen sie nicht einen Fortschritt im Vergleich zu den Gruppen der 24 Aeltesten in den römischen Basiliken der hll. Cosmas und Damian und des hl. Paulus? Sind sie nicht klarer und künstlerischer geordnet als die 16 Heiligen, welche in der Apsis von S. Prisco zu Capua ihre Kronen zur Taube des Heiligen Geistes emporheben, besser als die 24 Aeltesten, welche in der Kuppel des Aachener Münsters dem Weltheiland ihre Kronen huldigend anbieten [1], besser als die Aeltesten in S. Prassede? Man hat in verschiedenster Weise versucht, eine größere Zahl von Heiligen huldigend darzustellen; der Meister von Apollinare Nuovo verdient den Preis. Freilich stand ihm ein größerer und besserer Raum zur Verfügung, nicht bloß ein Theil einer Triumphbogenwand oder eine Apsis, nicht nur eine Kuppel, sondern die Oberwände einer Basilika.

Er braucht auch den Vergleich mit einem ihm sehr nahe stehenden Mosaicisten nicht zu scheuen, dem eine kleinere, aber sehr günstige Fläche zu Gebote stand. Man halte den in S. Vitale geschilderten Opfergang des kaiserlichen Hofes gegen seine Procession der Heiligen. Alles in allem sind die beiden Gruppen von S. Vitale auf die Dauer ermüdender als die in langsamen Schritten sich bewegende Procession von S. Apollinare. Letztere zwingt das Auge zum Fortschreiten bis an den Zielpunkt der Reihe und bewegt das Herz, im Verein mit all den vielen hohen Heiligen sich Christus und Maria zu weihen, ihnen die Ehre zu geben. Für das

---

[1] *Garrucci* tav. 253. 237. 280. 254. 282.

katholische Volk von Ravenna waren diese Mosaiken berechnet, auf dies Volk sollten sie wirken während des feierlichen Gottesdienstes. Das Volk aber hat sich durch zeichnerische Mängel dieser Bilder nicht stören lassen. Leider bringt die Mehrzahl der heutigen Kunstforscher und Kunstgelehrten trotz aller Gründlichkeit und alles Detailstudiums es nicht dahin, die Kunst in katholischen Kirchen als Mittel zum Zweck, als Rahmen und Echo der Liturgie anzusehen.

3. Klein und unbedeutend war im Vergleiche zu den Mosaiken von S. Vitale und S. Apollinare Nuovo die Ausstattung der Concha von Santa Agata Maggiore. Bevor sie durch ein Erdbeben zerstört ward, zeigte sie den zwischen zwei Engeln thronenden Heiland [1]. Man hat ihre Bilder als Stiftung des Subdiakonen Gemellus ausgegeben, welcher unter Bischof Exuperantius in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebte. Man glaubte sich hierfür auf den Umstand berufen zu dürfen, daß auf den Pallien der neben Christus stehenden Engel „ein griechisches Gamma“ sichtbar sei. Indessen ist dies nur das schon mehrfach erwähnte, auf den Pallien angebrachte rechtwinkelige Zeichen, also vielleicht kein Gamma und jedenfalls nicht das Monogramm des Gemellus. Die Zeichnung des leider verloren gegangenen Originals deutet auf spätere Zeit.

4. Die Mosaiken von S. Michele in Affrisco [2] sind 1847 zu Venedig vom Prinzen Karl von Preußen angekauft worden. Sie ruhen noch im Hofbau-Depot zu Berlin in den fünf Kisten, in welchen sie vor beinahe 50 Jahren ankamen. Das Bild des Heilandes war in der Apsis des Gotteshauses angebracht zwischen den beiden Erzengeln Michael und Gabriel. Der Herr hielt mit der Rechten ein hohes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz, mit der Linken ein geöffnetes Buch. Die Inschrift desselben: „Wer mich sieht, sieht den Vater. Ich und der Vater sind eins“, enthielt eine Verurtheilung des Arianismus. Oben in der Mitte der Triumphbogenwand erblickte man den Heiland zwischen neun Engeln. Die beiden ersten hielten die Lanze und das Rohr mit dem Schwamme, den man dem leidenden Erlöser reichte, die übrigen bliesen auf Trompeten. Unten standen in ganzer Figur die hll. Cosmas und Damian. Demnach

---

[1] *Garrucci* tav. 254 n. 1. Ueber die Zeit vgl. Mon. Germ., SS. rer. Lang. 296, nota 3. Auf die Mosaiken der erzbischöflichen Kapelle, welche theilweise noch der ersten Periode ravennatischer Kunst angehören könnten, gehen wir hier nicht ein. *Garrucci* tav. 222 sq.; Richter, Ravenna S. 93 f.

[2] *Garrucci* tav. 267; Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei, deutsche Ausgabe, I, 27 u. 359 f.; Richter, Ravenna S. 110 Anm.

bot diese Triumphbogenwand eines der ältesten Bilder der Erscheinung Christi beim jüngsten Gerichte. In der Concha erschien der Heiland mit geöffnetem Buche, bartlos, als Lehrer der Lebenden, über derselben thronte er bärtig mit geschlossenem Buche als Richter der Todten. Die Kirche des hl. Michael ward nicht vor 545 geweiht; ihre Mosaiken aber sind vielleicht erst nach der Einweihung entstanden.

5. Eine eigenartige Composition bietet das Chor der etwas mehr als eine Stunde von der Stadt, beim alten Hafen erbauten und 549 von Maximian geweihten Basilika S. Apollinare in Classe. Lange diente sie als Begräbnißkirche der Bischöfe; noch füllen die langen Reihen bischöflicher Marmorsarkophage die Seitenschiffe. Die Wände waren mit Marmortafeln bekleidet, bis Sigismund Malatesta das kostbare Material raubte. Nur die Apsis und ihr Triumphbogen haben die erst von Reparatus (671—677), dem neunten Nachfolger des hl. Maximian, vollendeten Mosaiken[1] bewahrt.

Ein breiter, horizontaler Streifen trennt die mit Mosaiken bedeckten Flächen in einen obern und untern Theil. Der untere bot den Mosaicisten acht Felder: sechs in der Apsis neben und zwischen ihren fünf Fenstern, zwei auf der die Apsis umrahmenden Wand. Neben den drei mittlern Fenstern brachten sie vier Bischöfe von Ravenna an, in weißen Tuniken und purpurnen Kaseln. Dieselben sind auf tiefblauen Grund gestellt, zwischen weiße Vorhänge und unter grüngoldene Nischengewölbe, welche denjenigen der obersten Reihen in Apollinare Nuovo nachgebildet wurden. Auf den beiden letzten Plätzen, neben dem ersten und fünften Fenster, finden wir Gruppenbilder. Neben dem letzten Fenster erblicken wir drei Opferhandlungen: Abel bringt sein Lamm dar, Melchisedech Brod und Wein, Abraham aber seinen Sohn. Zwei Bilder von S. Vitale sind also hier in eines gesammelt. Auf der gegenüberliegenden Seite sieht man neben dem ersten Fenster den Bischof Reparatus mit seinem Diakon und Subdiakon, sowie den Kaiser Konstantin IV. Pogonatus († 685) mit seinen Söhnen Heraklius und Tiberius[2]. Wie Maximian in S. Vitale Justinian und Theodora abbilden ließ, befahl Reparatus diese Herrscher hier darzustellen, weil er in Konstantinopel von ihnen für seinen Clerus wichtige Rechte erlangt hatte. Die beiden letzten Felder, die auf der Triumphbogenwand liegen, sind horizontal getheilt. In den untern Hälften tragen

---

[1] *Agnellus* l. c. cap. 77 et 115; Mon. Germ. l. c. p. 329 sq. et 354; *Garrucci* tav. 265 sg.; Richter a. a. O. S. 106.

[2] *Garrucci* tav. 275, 2 p. 90 sg.

sie auf tiefblauem Grunde die Brustbilder der Evangelisten Lucas und Matthäus, in den obern auf Goldgrund Michael und Gabriel in weißen Gewändern und purpurnen Mänteln. Jeder Erzengel steht auf einem goldenen Fußschemel in grünem, blumigem Rasen und hält auf einem hohen Stabe ein Schild mit der griechischen Inschrift: „Heilig, heilig, heilig".

Wie die untere Hälfte des ganzen Mosaik sich über die Apsis und ihre Umfassungswand erstreckt, so enthält die obere die Concha samt deren Umrahmung. Diese Umrahmung führt coloristisch das unten begonnene System weiter. Die Evangelisten hatten einen tiefblauen Grund, die Erzengel einen goldenen. Darum folgen nun zuerst auf tiefblauem Grunde zur Rechten und Linken der Concha eine Palme, darüber auf Goldgrund die aus Bethlehem und Jerusalem kommenden zwölf Lämmer, endlich ganz oben über der Concha in Blau das in einen Kreis gestellte bärtige Brustbild Christi zwischen den Brustbildern der Evangelistensymbole. Der oberste Theil ist jedoch mit dem unter ihm befindlichen goldenen durch eine Menge länglicher Wolken verbunden, welche sich zwischen beiden hinziehen. Jede Wolke ist zur Hälfte weiß, zur Hälfte blau oder roth. Dadurch erhält auch hier, wie in so vielen römischen Mosaiken, der obere Abschluß der Composition den größten Farbenreichthum.

Das durch die Palmen, Lämmer, Städte und Evangelistensymbole mit ihrem Christusbilde umschlossene Mosaik der Concha hat einen breiten Rahmen, der es fest umgrenzt und als Kern der Composition kennzeichnet. Beachtenswerth ist in diesem Rahmen das starke Hervortreten einer glänzenden grünen Farbe. Das Grün herrscht nun auch im Mosaik der Concha selbst. Es füllt ihren untern Theil, worin auf einer mit weißen Blumen gezierten Wiese weiße Lämmer dem ersten Hirten von Ravenna, dem hl. Apollinaris, sich nahen. Dieser ist als Orans dargestellt, trägt eine Kasel, einen Nimbus und das erzbischöfliche Pallium. Hier finden wir also zum erstenmal in Ravenna einen Heiligen in der Mitte einer Apsis. Warum wohl kam er an diese, bis dahin Christo vorbehaltene Ehrenstelle? Seine Gebeine ruhten gerade unter diesem Bilde in der alten Krypta, daran sollte das Mosaik erinnern. So ist es ein Anfang der spätern Sitte, über jedem Altare das Bild des Titularheiligen anzubringen.

Ueber dem untersten hellen, gelbgrünen Theil der Concha finden wir einen goldenen. Darin wird das Auge gefesselt durch einen großen Kreis, dessen purpurner Rand auf hellblauem Grund 99 goldene Sterne und ein großes goldenes Kreuz umschließt. Das Kreuz ist mit grünen Edelsteinen besetzt und enthält in der Mitte das bärtige Brustbild Christi.

Ueber dem Kreuze liest man die griechischen Buchstaben: IXΘYC (Ichthys, d. h. Jesus, der Gesalbte, der Sohn Gottes, der Erlöser), unter demselben die lateinischen Worte: Salus mundi (das Heil der Welt); seitwärts stehen die Buchstaben Alpha und Omega. Neben dem dies Kreuz umschließenden Rahmen erblicken wir zwischen Blumen und Bäumen drei Lämmer: zur Linken zwei, zur Rechten eines. Sie sind Sinnbilder der Apostel Petrus, Jacobus und Johannes. Ueber diesen Lämmern erscheinen in den Wolken die Brustbilder des Moses und Elias zur Seite jenes Kreuzes; über demselben aber, in dem höchsten Punkte der Concha, sieht man die Hand Gottes im Redegestus. Wir haben also hier eine merkwürdige Darstellung der Verklärung Christi vor uns. Die Hand erinnert an die Worte des Vaters: „Das ist mein geliebter Sohn", während das Kreuz mit Moses und Elias auf deren Unterredung mit dem Herrn über sein Leiden in Jerusalem hinweist. Unten sind Matthäus und Lucas abgebildet, weil sie ausführlich über die Verklärung berichteten, Abel, Abraham und Melchisedech wegen ihrer Beziehung zum Opfer des Kreuzes und zu dessen Erneuerung in der heiligen Messe.

Man sieht, daß hier der Eklekticismus herrscht in der Composition wie im Colorit. Nachgeahmt sind das helle Grün und das Kaiserbild von S. Vitale, die Baldachine über den Heiligen der zweiten Reihe von S. Apollinare Nuovo in der Stadt copirt, nachgebildet ist die Anlage und Farbengebung der Triumphwand von St. Paul vor Roms Thoren, erneuert die alte Symbolik der Katakomben. Dabei mischt sich die Allegorie mit der Geschichte. Jene ravennatischen Bischöfe und die Kaiser in der untern Abtheilung stehen mit drei alttestamentlichen Vorbildern, mit zwei Evangelisten und mit zwei Erzengeln in einer Reihe, obwohl sie doch sehr verschiedenen Ideenkreisen angehören. Dann finden wir in der untern Hälfte der Apsis die porträtmäßig aufgefaßte Gestalt des hl. Apollinaris zwischen zwölf Lämmern, den Symbolen seiner Gemeinde, in der obern wiederum drei Lämmer als Symbole der bevorzugten Apostel und das Kreuz als Vertreter Christi, aber dann im Kreuze und bei ihm die Brustbilder Christi und der Propheten Moses und Elias. Selbst die vielen Bäume, welche in auffallender Weise die Landschaft in der Mitte der Apsis füllen, stellen sich als Erinnerungen an frühere Eindrücke dar. Sie sind wohl hierhin gekommen, weil ein schon im 6. Jahrhundert berühmter, von den besten Dichtern Italiens im Mittelalter besungener Pinienwald unweit von S. Apollinare begann und sich weit zum Meere hin ausdehnte.

Die Kunst Ravennas hatte mit so großer Einheit begonnen, hier endet sie mit einem Werk, in welchem die verschiedenartigsten Elemente und

Richtungen sich Geltung verschaffen. Im Mausoleum der Galla Placidia ist uns eines ihrer schönsten Erstlingswerke erhalten, worin sie die in Rom begonnene und entwickelte Kunst der altchristlichen Mosaicisten Italiens fortsetzt. Ihre Vertreter arbeiteten, soviel wir wissen, meistens für Kirchen und darum auch im Auftrage und unter Leitung des mit Rom eng verbundenen ravennatischen Clerus. Sie blieb ihrem Ursprunge treu und darf somit als ein Theil der abendländischen Kunst angesehen werden. Daß die Byzantiner, nachdem sie Ravenna erobert hatten, Einfluß gewannen und denselben zur Zeit ihrer Herrschaft (von 539—752) geltend machten, liegt in der Natur der Sache. Wie groß jedoch dieser Einfluß war, ist heute schwer zu bestimmen; sicherlich hat er nie eine solche Bedeutung gewonnen, daß die Mosaiken Ravennas einfachhin als byzantinische bezeichnet werden dürften. Gerade die letzte große Arbeit, die Ausstattung des Chores von S. Apollinare in Classe, enthält so viele echt römische Einzelheiten — man denke an ihre Palmen, Lämmer, Städte, Evangelistensymbole, Christusbilder und an ihre lateinische Inschrift —, andererseits so viele Wiederholungen der in Ravenna seit langem eingebürgerten Darstellungen und Figuren, daß man dieselbe als Werk der ravennatischen Schule ansehen muß. Diese Schule hat also auch in der Mitte ihrer byzantinischen Periode ihre Eigenart festgehalten. Sehr beachtenswerth ist darum, was Saccardo, der treffliche Kenner italienischer Mosaiken, ausführt[1]: Zwei Mosaicistenschulen blühten: eine im Morgenlande, die andere im Abendlande. Die abendländische hatte zwei Perioden. Die älteste, welche wenigstens bis zur Zeit Nikolaus' I. († 867), vielleicht bis zum 11. Jahrhundert blühte, können wir als „wesentlich italienisch" bezeichnen, die zweite als „italienisch-byzantinisch". In Ravenna ist der Stil der Zeichnung der ältern Mosaiken nicht griechisch, sondern lateinisch. Das gilt besonders auch von den herrlichen mit allerlei Thieren belebten Ornamenten des Chores von S. Vitale.

Nach demselben Saccardo blieben viele Mosaicisten in Italien, als Konstantin Byzanz zur Hauptstadt seines Reiches erhob. Sie behielten den italienischen Stil ihrer Zeit bei, entwickelten ihn und vererbten ihn in ihren Familien von Vater auf Sohn. So blieben blühende Localschulen, besonders in Neapel, Mailand, Rom und Ravenna. Von Ravenna aus haben abendländische Künstler die Mosaiken in Torcello und Parenzo angefertigt[2].

---

[1] I Mosaici di San Marco in Venezia (Venezia, Ongania, 1893) p. 37 sg.

[2] *Saccardo* l. c. p. 6. Ueber die Verwandtschaft der Mosaiken Ravennas mit denen der Kapelle des hl. Zeno zu Rom p. 6 und 38, mit denen in Sicilien und

S. Vitale in Classe ist der letzte gewichtige Zeuge ravennatischer Kunst. Aber von allen Seiten kündet sich in ihm der Niedergang an. Seine Mosaiken sind traurige Ruinen. Große Stücke sind herausgefallen. Man hat sie nach und nach in der unwürdigsten Art ausgebessert[1]. In viele Lücken sind weiße Pasten eingesetzt und dann übermalt worden; an andern Stellen hat man sich die Sache noch leichter gemacht, indem man mit Stuck die Löcher füllte und dann mit Farben nachhalf. Die Feuchtigkeit hat dem Mosaik hart zugesetzt und thut es noch immer. Ueberall zeigt sie ihre zerstörende Wirkung. Grüner Schimmel steigt auf an den Wänden, die alte Krypta ist mit Wasser gefüllt, dumpfer Modergeruch erfüllt die Basilika und bedroht den Besucher mit Fieber. Die an den Wänden aufgestellten Marmorsarkophage der Bischöfe beginnen mit prachtvollen Stücken, enden aber in rohen und ungefügen Denkmälern[2]. Ueberschwängliche Lobpreisungen suchen in den Inschriften das Hinschwinden der alten, edeln Kunst zu ersetzen. Jeder Bischof wird auf den minderwerthigen Sarkophagen bezeichnet als Sanctissimus ac ter beatissimus (der heiligste und dreimal selige).

Draußen, neben der Kirche, ragt ein runder Glockenthurm hoch auf. Ehedem sah man von ihm hinab in einen bedeutenden, mit Schiffen gefüllten Seehafen. Kaum eine halbe Stunde von S. Apollinare entfernt erhebt sich der auf den Grundmauern eines Leuchtthurmes erbaute Thurm

---

Neapel p. 38. Zu vergleichen ist besonders mit den Taufkirchen von Ravenna das Baptisterium von Neapel bei *Garrucci* tav. 269.

[1] Näheres bei Crowe und Cavalcaselle a. a. O. I, 29 Anm. 31.

[2] Ueber die Sarkophage vgl. *Cattaneo*, L'architecture en Italie du VI[e] au XI[e] siècle. Traduction par *M. Le Monnier* p. 23 s. et 40 s. Der Verfall der Plastik kann aber doch am Ende des 6. Jahrhunderts kaum so groß gewesen sein, wie Cattaneo vorgibt; denn die Mosaiken jener Zeit zeigen, daß man in Ravenna selbst noch im 7. Jahrhundert Zeichner hatte. Man wird also an der alten Ansicht festhalten dürfen, die Sarkophage des Exarchen Isaak und des Erzbischofs Theodor, die 648 starben, seien Werke aus der Mitte des 7. Jahrhunderts, zumal da Sarkophage damals gewöhnlich für die in ihnen Beigesetzten angefertigt wurden und es eine Ausnahme war, ältere, gebrauchte für vornehme Personen zu verwenden. Cattaneo versetzt beide in frühere Zeit (5. oder 6. Jahrhundert), findet dann zu Ravenna keine erträglichen plastischen Werke des 7. Jahrhunderts und schließt, man hätte also damals dort alle künstlerische Fähigkeit verloren. Da nicht sicher feststeht, daß man ältere Sarkophage für den Exarchen und den Erzbischof verwandte, und da die Mosaiken von S. Apollinare in Classe zeigen, daß es im 7. Jahrhundert in Ravenna noch Künstler gab, wird man behaupten dürfen, die Stadt müsse neben ungeschickten auch noch bessere Bildhauer besessen haben, es sei also nicht nöthig anzunehmen, jene mit Inschriften des 7. Jahrhunderts versehenen Sarkophage stammten aus früherer Zeit.

von Santa Maria in Porto fuori. Aber das herrliche Meer, dessen Wogen hier vor einem Jahrtausend reiche Flotten zum ersehnten Hafen trugen, ist um zwei Stunden zurückgewichen. Der Po hat die Gestade verschlammt und S. Apollinare mit großen Sümpfen umgeben. Einsam und öde ist die große Landstraße, durch welche die Kirche mit der Stadt verbunden ist. Nur vereinzelte Wanderer wandeln auf ihr; Staubwolken hüllen sie ein, welche aufsteigen in der heißen Sonnengluth des südlichen Klimas, sich aber rasch verlieren im Sumpf, dessen faulendes Wasser tausend Fieberkeime birgt.

Trostlos und traurig erinnert hier alles an verschwundene Größe. Es fehlt die poetische Größe, durch welche die ruinenreiche Campagna bei Rom so anziehend ist.

Untergegangen ist die alte Hafenstadt; nur zwei Kirchen sind von ihr geblieben. Verschwunden sind die Herrscher des römischen Reiches, die Könige der Goten und die byzantinischen Exarchen. Die volkreiche Kaiserstadt sank herab zur Provincialstadt mit 12000 Einwohnern. Hoch ragt Theodorichs Grab auf aus der sumpfigen Niederung an der andern Seite, aber seine Leiche ist daraus verschwunden. Eine porphyrne Wanne steht bei den Resten der Fassade seines alten Palastes unweit S. Apollinare Nuovo. Man sagt, sie sei der Sarkophag, in welchen ihn seine Erben betteten.

Und doch ist Ravenna einzig in seiner Art, eine wundervolle Stätte zahlreicher Denkmäler altchristlicher Kunst. Warum sind dieselben geblieben? Wie konnten sie den verwüstenden Stürmen der Jahrhunderte trotzen? Die alten glänzenden Mosaiken waren zu schön, zu kostbar, um nicht liebevollen Schutz zu finden bei allen Geschlechtern, die sich hier folgten. Diese Mosaiken waren der Beweggrund zur Erhaltung und Erneuerung der Kirchen und Kapellen. Sie haben alles überdauert und können wohl noch ein weiteres Jahrtausend Auge und Herz erfreuen. Jahr um Jahr ziehen sie Tausende von Fremden aus allen Ländern und Reichen an diesen sonst so reizlosen Ort. Sie gehören zu den Werken, bei denen der Mensch sein bestes Können einsetzte, ihnen dadurch aber auch Gehalt und Werth verlieh für unabsehbare Zeiten. Echte Kunstwerke in haltbarem Stoff überleben die Mode. Diese mag wechseln: der gute Kern behauptet stets sein Recht. Gerade beim Bau und bei der Ausschmückung von Kirchen sollte uns diese Wahrheit stets vorleuchten.

Steph. Beissel S. J.

Geschichtliches über die Verbreitung der Reblauskrankheit [1].

Die Heimat der Phylloxera vastatrix liegt jenseits des Atlantischen Oceans. Auf wilden amerikanischen Reben, die von unserer europäischen Vitis vinifera specifisch verschieden sind, hatte sie wohl schon Jahrtausende gehaust, bevor man hüben oder drüben an den Weinbau dachte. Collot hat die Blattgallen der Reblaus auch an einer wilden Rebe auf Panama (Vitis caribaea) gefunden, in einem Lande, in welchem kein Wein gebaut wird und welches von allen weinbautreibenden Gegenden Amerikas weit entlegen ist. Girard [2] vermuthet, daß die wilden Rebgelände von Colorado die Heimat der Phylloxera seien. Jedenfalls ist sie westlich vom Felsengebirge nicht zu Hause, sondern östlich von diesem. Im übrigen aber ist auch in Amerika die Vorgeschichte der Reblaus noch in dichte Finsterniß gehüllt.

Es ist auffallend, daß schon seit Jahrhunderten die Versuche, in Nordamerika feinere europäische Rebensorten einzuführen, stets fehlschlugen. Bereits 1620 wurde von den Engländern in Virginien der Anfang gemacht; von 1630 an gingen jedoch die Pflanzungen ein, ohne daß man wußte weshalb. Ebenso verliefen um 1690 die Versuche der Schweizer Kolonie in Vevay, sowie spätere in Ohio, Tennessee und Alabama. Worin lag der Grund dieses Mißerfolges? Die Reben gediehen in den ersten Jahren gut; an der richtigen Behandlung fehlte es auch nicht, da man erfahrene südfranzösische Winzer mit der Pflege der Pflanzungen aus dem Bordelais und der Bourgogne betraute. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Reblaus der unbekannte Feind war, dessen Angriffen die europäischen Weinstöcke erlagen. Bei neuern Versuchen auf der Insel Kelley im Erie-See ist dies auch durch den Augenschein bewiesen worden.

Amerikas autochthone Reben wurden erst um 1790 genauer bekannt und erst seit 1830 in größerem Maßstab angebaut. Auf den Blättern dieser Reben wurde um die Mitte unseres Jahrhunderts die gallenbildende Form der Reblaus entdeckt und 1853 von dem Staatsentomologen Asa Fitch als Pemphigus vitifolii beschrieben. Die wurzelbewohnende Form erregte damals noch nicht die Aufmerksamkeit der Winzer; denn die noch in natur-

[1] Vgl. besonders Moritz, Die Rebenschädlinge (2. Aufl.) S. 18 ff.

[2] Les insectes III, 906.

wüchsiger Urkraft stehenden und bereits in vieltausendjährigem Kampfe gegen die Wurzellaus erprobten amerikanischen Rebsorten haben durchschnittlich viel widerstandsfähigere Wurzeln, und die von der Phylloxera verursachten Wurzelgeschwüre werden meist wieder von selbst durch gesunde Rinde ersetzt. Verhängnißvoll ward die Reblaus erst durch die Einfuhr amerikanischer Reben nach Europa, die nach Planchon in den Jahren 1858—1862 begann. Mit den Rebenwurzeln und der sie umgebenden Erde kam auch die Reblaus herüber. Sie traf hier die durch tausendjährige Cultur verweichlichten und erschöpften Weinpflanzungen der Alten Welt und war überdies frei von ihren natürlichen Feinden, die in der Heimat ihrer übermäßigen Vermehrung Einhalt geboten: jetzt begann erst die eigentliche Geschichte der Reblauskrankheit. Wie ein Feuerbrand, in die dürre Steppe geschleudert, so griff die Seuche nunmehr verheerend um sich.

Die herrlichen Weinberge Südfrankreichs waren die ersten in Europa, die in den Jahren 1863—1865 die verhängnißvolle Bekanntschaft der Phylloxera machten. Fast gleichzeitig drang dieser Feind von Osten und von Westen her ein, in die Departements Bouches du Rhône und Vaucluse einerseits und in das Departement der Gironde andererseits. Mit wem man es zu thun hatte, war anfangs noch unbekannt. Erst 1868 entdeckte Planchon die Reblaus an den Wurzeln kranker Reben bei Saint-Remy im Departement Hérault und gab ihr den Namen Phylloxera vastatrix. Nur zu bald sollte sich die Berechtigung dieses Namens bewähren. In dem Departement Vaucluse hatte die Reblaus 1866 sich gezeigt; 1869 waren bereits 6000 ha Weinbergfläche von ihr vernichtet, 1874 schon 25 000 ha, und 1876 waren von den einstigen 30 000 ha Weinberg dieses Departements nur noch 2000 übrig. Den Verlust, welchen das Departement der Gironde durch die Reblaus erlitt, berechnete A. Lalande, der Präsident der Handelskammer von Bordeaux, für das Jahr 1880 auf 80—100 Millionen Franken. Wie rasch die Seuche mit der Traubenernte aufräumte, zeigen auch folgende Zahlen. In der Gemarkung von Graveson hatte man in den Jahren 1865—1867 10 000 hl Wein geerntet, im Jahre 1869 nur noch 2200; in der Gemarkung von Maillanne sank in derselben Zeit der Ernteertrag von 2500 auf 250 hl herab, und im Jahre 1870 ergab die Weinlese in beiden Gemarkungen fast nichts mehr.

Im Jahre 1872 betrug in Frankreich die Gesamtoberfläche des von der Reblaus verseuchten Gebietes bereits gegen 100 000 ha, 1877 waren schon 288 000 ha vollkommen verwüstet und 365 000 ha mehr oder weniger angegriffen; Ende 1879 umfaßte die Oberfläche der völlig zu Grunde

gerichteten Weinberge 474760 ha und die der angesteckten 319760. Die Zahl der verseuchten Departements stieg 1879 auf 43, 1884 auf 53, 1889 auf 63.

Unterdessen hatte auch die Pyrenäische Halbinsel durch die Reblaus bereits schwere Verluste erlitten. 1877 erschien die Seuche in der Nähe der Stadt Malaga; 1887 waren schon zehn Provinzen, Gerona, Barcelona, Almeria, Malaga, Granada, Cordova, Orense, Pontevedra, Zamora und Salamanca, von ihr befallen und großentheils verwüstet. Besonders schwer hatten die Provinzen Malaga und Granada unter dem schnellen Rückgang der Weinernte zu leiden. Verzweiflung bemächtigte sich vieler kleinern Weinbergbesitzer und veranlaßte sie zur Auswanderung nach Südamerika. Allein von April bis August 1889 haben sich 11000 Personen in Malaga eingeschifft, um in Brasilien oder Argentinien eine neue, von der Reblaus ungefährdete Existenz zu suchen.

In Portugal hatte die Reblaus schon 1877 etwa 3000 ha am Duero befallen; Ende 1889 umfaßten die verseuchten Weinberge 134000 ha. Die nördlichen Provinzen dieses Landes wurden durch die Phylloxera schwerer und anhaltender geschädigt als die südlichen. In dem Bezirk von Braganza hatte man vor dem Eindringen der Reblaus 21845 hl Wein geerntet, 1887 nur noch 1756 hl; in dem Bezirke von Macedo sank der Ertrag in derselben Zeit von 10380 hl auf 970, in jenem von Mirandella von 24000 auf 1070, in jenem von Vinhaes von 39164 auf 1806 hl herab!

Italien blieb lange von der Reblaus verschont; bis 1879 war sie dort unbekannt. 1888 betrug jedoch die Größe der verseuchten Weinbergflächen bloß in denjenigen Gebieten, in welchen der Kampf gegen das Uebel als erfolglos aufgegeben war, bereits 34605 ha. Die sicilianischen Provinzen Caltanissetta, Girgenti und Siracusa sind besonders hart heimgesucht, namentlich die letztere.

In der Schweiz zeigte sich die Reblaus zuerst 1874 in der Nähe von Genf, 1878 auch im Kanton Neuchâtel. Lange schien das Uebel auf diese beiden Kantone beschränkt. 1886 wurden jedoch auch in den Kantonen Zürich und Waadt Reblausherde von beträchtlicher Ausdehnung gefunden. Glücklicherweise hat die Krankheit in der Schweiz seither eher ab- als zugenommen; man hat es aber auch zu diesem Zwecke an Schwefelkohlenstoff nicht fehlen lassen.

In Oesterreich wurde die Phylloxera 1872 an Stöcken der Clävner-Traube in Klosterneuburg entdeckt; dieselben waren angesteckt worden durch

amerikanische Clinton-Reben, die man 1868 aus New Jersey bezogen hatte und die selber unter dem Saugschnabel der Reblaus gar nicht zu leiden schienen. Bis Ende 1888 waren in Oesterreich bereits 139 Ortsgemeinden auf einer Weinbergfläche von 22 776 ha von der Reblaus heimgesucht, in Niederösterreich 61 Gemeinden mit 4975 ha, in Steiermark 39 Gemeinden mit 4000 ha, in Krain 26 Gemeinden mit 5443 ha, im Küstenlande 13 Gemeinden mit 8358 ha.

Noch weit verderblicher erwies sich die Reblaus in den edeln Weingeländen Ungarns. Nicht so fast die räumliche Ausdehnung der Seuche bestimmte hier die Größe des Schadens — allerdings betrug 1887 die angesteckte Fläche bereits 76 102 ha, wovon 31 978 ha schon vollkommen zerstört waren, und bis Ende 1888 hatte die Reblaus bereits in 1249 Gemeinden, auf 41 Departements vertheilt, das Bürgerrecht sich erworben —, als vielmehr die Feinheit und Kostbarkeit der vorzugsweise befallenen Rebsorten. Besonders schlimm hauste die Phylloxera in der Hegyalja, der Heimat des weltberühmten Tokayers. Die Zeitschrift „Die Weinlaube“ [1] entwirft davon die folgende traurige Schilderung: „Die herrlichen Weingärten bei Sátor-Alya-Ujhely tragen alle den Stempel des Verderbens an sich, den Anblick eines an Auszehrung leidenden Kranken, an welchem die baldige Auflösung zu ersehen und nur die Stunde des Todes noch nicht bestimmbar ist. Die Sárospataker, B.-Olaßier, Tolcsvaer, Erdö-Bényer und Kisfaludier meist herrlichen Weingärten kämpfen alle diesen Auflösungskampf. Die Weingärten in Bodrog-Kereßtur, Mád, Tarczal und Tállya sind im Verderben schon weiter vorgeschritten, und man sieht überall leeres Felsgestein und kahle Steindämme dort, wo einst der König der Ungarweine in Strömen floß.“

Bevor wir nun zur Geschichte der Reblauskrankheit im Deutschen Reiche übergehen, werfen wir noch rasch einen Blick auf die übrigen von der Reblaus besuchten Länder Europas und der andern Welttheile.

Der weitaus größte Theil des ungeheuern russischen Reiches ist außerhalb des Bereiches der Reblaus, da man im eigentlichen Sibirien keinen Weinbau treibt. In den glücklichern südlichen Provinzen, die innerhalb der Zone des Weinstocks liegen, hat sie sich jedoch schon gezeigt. 1880 tauchte sie auf an der Südküste der Krim, bald nachher auch auf kaukasischem Gebiet, 1881 bei Suchum, 1884 bei Tiflis und Baku, 1886 in Bessarabien, 1889 in dem kaukasischen Gouvernement Kutais, wo sie zu ernsten

[1] 1889, S. 364.

Befürchtungen Anlaß geben soll. Serbien hat seit 1882 die Bekanntschaft der Phylloxera gemacht, Bulgarien seit 1883, Rumänien seit 1884, die europäische Türkei seit 1885. In England hatte die Reblaus nur Gelegenheit, an den in Treibhäusern gezogenen Reben sich gütlich zu thun, in den Gärten der Royal Horticultural Society zu Chiswick und anderswo[1]. Aber trotzdem war ihre Anwesenheit auch hier keineswegs bedeutungslos für den europäischen Weinbau; denn aus den englischen Treibhäusern kam sie mit den von dort bezogenen Reben in manches Weinberggebiet des Südens und richtete dort große Verheerungen an. Einem solchen Geschenke hat beispielsweise die Reblausseuche im Kanton Genf ihren Ursprung zu verdanken.

In Algier hat man die Reblaus seit 1878 beobachtet. Die drohende Gefahr wurde jedoch durch die energischen Gegenmaßregeln bald vermindert, so daß von den 100000 ha Rebengebiet jenes Landes bis 1889 nur 144 ha der Seuche zum Opfer fielen. Kleinasien besitzt die Phylloxera seit 1880, wo sie bei Smyrna aufgefunden wurde. In Californien hat sie seit 1884 sich immer weiter ausgebreitet und großen Schaden angerichtet. In den La Plata-Staaten tauchte sie schon 1879 auf, in Buenos-Aires 1884. Durch diese verdächtige Nachbarschaft sah sich auch Brasilien veranlaßt, im Jahre 1890 eine Reblausbeobachtungsstation zu errichten[2].

Auch die übrigen Erdtheile sollten ihren Antheil an der Reblaus haben. In der Kapkolonie erschien sie seit Mitte der achtziger Jahre, in der Kolonie Victoria auf dem australischen Continente richtete sie seit 1880, in Neu-Süd-Wales seit 1886 nicht unerheblichen Schaden an. Neu-Seeland endlich kennt sie seit 1890[3].

Es sind nunmehr dreißig Jahre her, daß die Reblaus ihren Eroberungszug rings um die Welt angetreten hat. Sie ist auf ihrem Wege auch dem neuen Deutschen Reich begegnet, und ihr Respect vor demselben war nicht groß genug, um sie von einer Invasion zurückzuhalten. Wenn man bedenkt, daß die Weinberge des ganzen Deutschen Reiches nur etwa 120000 ha umfassen, und daß die Reblaus in Frankreich in fünfzehn Jahren eine mehr als sechsmal so große Weinbergfläche verwüstet hat, kann man die Besorgniß nicht als unbegründet bezeichnen, die im Jahre 1874 bei der Nachricht entstand: die Reblaus ist auch in Deutschland aufgetreten. Sie war schon 1867 durch Reben, die aus Washington be-

---

[1] Cf. Entomologist's Monthly Magazine 1890, p. 246.

[2] Insect Life III (1891), n. 7 and 8, p. 353.

[3] Insect Life II (1890), n. 11 and 12, p. 384.

zogen waren, auf den Annaberg bei Bonn verschleppt worden, wurde aber erst sieben Jahre später daselbst von Professor Körnicke und Dr. Kreusler entdeckt. Wie in diesem Falle, so handelte es sich auch bei den in den nächsten Jahren erfolgten Reblausmeldungen nur um unbedeutende Funde, die zwar dringend warnten vor dem Bezug von Reben aus verdächtigen Quellen, aber noch keine unmittelbare Gefahr für den deutschen Weinbau in sich schlossen. Da kam im August 1881 die Schreckenskunde, daß in den Weinbergen an der Landskrone im Ahrthale ein umfangreicher Reblausherd entdeckt sei; der Feind hatte schon seit Jahren unbemerkt seinen Einzug in das eigentliche Weinbaugebiet Deutschlands gehalten und dort bereits ein befestigtes Lager errichtet. 4000—5000 Rebstöcke in der Gemeinde Heimersheim waren schon in seine Gewalt gerathen. Noch schlimmere Kunde brachte das Jahr 1884. Bei Linz, auf der rechten Rheinseite, gegenüber der Mündung der Ahr, befand sich ein noch weit stärkerer feindlicher Posten von 28 Reblausherden, deren Mittelpunkt der Berghügel bildete, auf welchem die Ruine Ockenfels steht. An 20000 Reben waren hier theils verseucht theils schon ganz oder theilweise abgestorben. Der Berg von Ockenfels bezeichnet wahrscheinlich den Ausgangspunkt für die Reblausinfection der ganzen Gegend[1]. Der verstorbene Besitzer der Ruine und der Hauptweinberge um dieselbe, der frühere preußische Gesandte in Washington, Freiherr von Gerold, hatte im Jahre 1861 amerikanische Reben direct aus Washington bezogen und bei Ockenfels angepflanzt. Die widerstandsfähigen amerikanischen Sorten, die selber von der Reblaus wenig geschädigt wurden, theilten ihre Gäste nach und nach den einheimischen Nachbarstöcken mit und weihten diese dem Verderben. Da die Winzer des untern Ahrthales viel Setzholz aus der Linzer Gegend beziehen, sind auch die Reblausherde an der Ahr wahrscheinlich Tochterherde desjenigen von Ockenfels.

Sowohl auf der linken als auf der rechten Rheinseite fanden die unter der Leitung der Herren Dr. L. v. Heyden und Ritter v. Engers stehenden Reblauscommissionen in den nächsten Jahren noch manche neue Reblausinfectionen vor, die sich jedoch zum Glück an Ausdehnung und Bedeutung mit den zuerst entdeckten nicht vergleichen ließen und überdies

---

[1] Vgl. Deutsche Entomologische Zeitschrift 1884, S. 7 u. 8; 1889, S. 209 bis 211. Natur und Offenbarung 1889, S. 418—420. Der ganze hier citirte Bericht stammt von Dr. L. v. Heyden, nicht von mir, wie in der neuesten Auflage des 4. Bandes von Bachs „Studien und Lesefrüchten“ (S. 244) irrthümlich angegeben wird.

sämtlich in der Umgebung der ältern Herde lagen. Erst 1890 wurde wiederum ein großer Reblausherd im Rheinlande entdeckt. Er lag in der Provinz Hessen-Nassau, bei St. Goarshausen und am Loreleifelsen. 5919 Weinstöcke, auf 66 Infectionspunkte vertheilt, waren daselbst mit Rebläusen besetzt. Diese prosaischen Schnabelkerfe nahmen keine Rücksicht auf die poetisch hochgefeierte Stätte, an der einst eine Nixenkönigin gethront und ihr Haar mit goldenem Kamme gekämmt hatte.

In Elsaß-Lothringen wurde in den Jahren 1886 und 1887 eine Anzahl größerer Reblausherde aufgefunden bei Lutterbach und Hegenheim im Oberelsaß, sowie in der Nähe der schon 1877 angesteckten Gemarkung Plantières bei Metz, zu Ancy, St.-Julien und Vallières. An letztern drei Punkten betrug 1887 die Zahl der verseuchten Rebstöcke zusammen 11451. Auch dem Königreich Württemberg brachte dasselbe Jahr eine unangenehme Ueberraschung, indem neben alten Reblausherden mehrere neue von größerem Umfang entdeckt wurden; 34 derselben mit zusammen 2973 kranken Reben befanden sich in der Gemarkung Neckarweihingen. Dieses schwäbische Reblauslager war noch klein im Vergleich zu demjenigen, das im August 1887 im Königreich Sachsen in den Gemeinden Oberlößnitz, Niederlößnitz, Wahnsdorf, Naundorf und Zitzschewig zum Vorschein kam. Hier betrug die Zahl der von der Reblaus ergriffenen Weinstöcke über 70000, die sich auf eine Fläche von ungefähr 40 ha vertheilten.

Noch an manchen andern Punkten Deutschlands ist die berüchtigte Weinbergverwüsterin in den letzten zwanzig Jahren aufgetaucht, allerdings nicht in so drohender Gestalt wie an den oben aufgeführten Hauptstationen. Wen eine übersichtliche Zusammenstellung der im Deutschen Reiche von 1874—1890 aufgefundenen Reblausinfectionen interessirt, findet sie in der Tabelle des schon mehrfach erwähnten Werkes von Moritz [1]. Wir schließen hiermit unsere Geschichte der Reblauskrankheit. Später wollen wir sehen, mit welchen Waffen und mit welchem Erfolge man die Reblaus bekämpft hat.

[1] A. a. O. S. 34 u. 35.

E. Wasmann S. J.

Henry George und die Encyklika „Rerum novarum".

(Schluß.)

Henry George erhebt ferner gegen die Institution des Privateigenthums am Grund und Boden die Anklage, dieselbe wäre gleichbedeutend mit einer völligen Ausschließung der Nichteigenthümer vom gemeinsamen Erbe.

Die gegentheilige Behauptung stellt Papst Leo XIII. auf mit den Worten: „Wie immer unter die Einzelnen vertheilt, hört der Erdboden nicht auf, der Gesamtheit zu dienen; denn es gibt keinen Menschen, der nicht von seinem Erträgniß lebte. Wer ohne Besitz ist, der hat dafür die Arbeit, und man kann sagen: Alle Nahrungsquellen gehen zuletzt zurück entweder auf die Bearbeitung des Bodens oder auf Arbeit in irgend einem andern Erwerbszweige, dessen Lohn nur von der Frucht der Erde kommt und mit der Frucht der Erde vertauscht wird." [1]

Das Mißbehagen an diesen Worten scheint bei Herrn George nicht gering gewesen zu sein. Dies zeigt die etwas unbedachtsame Art und Weise, wie er seine Entgegnung formulirt:

„Angenommen, Ew. Heiligkeit wären als weltlicher Fürst der Beherrscher eines regenlosen Landes, wie Aegypten, in dem es weder Quellen noch Bäche gibt und das von einem so wunderbaren Flusse, wie der Nil, mit Wasser versorgt würde. Angenommen, Sie hätten eine Anzahl Ihrer Unterthanen ausgesandt, das Land anzubauen, und Ihnen Wohlergehen wünschend, noch besonders gerechtes Handeln gegeneinander anempfohlen. Bald aber würde man Ihnen mittheilen, daß einige ein Eigenthumsrecht an den Fluß geltend gemacht hätten, den andern jeden Tropfen Wasser vorenthaltend, den sie ihnen nicht abkauften, so daß die Flußeigenthümer auf diese Weise ohne Arbeit reich geworden seien, während die andern trotz harter Arbeit durch die erzwungene hohe Zahlung für Wasser so verarmt seien, daß sie kaum noch ihr Leben fristen könnten.

„Würden Sie nicht auf das höchste entrüstet sein?

„Angenommen, die Flußeigenthümer würden Ihnen alsdann die folgende Entschuldigung zusenden: ‚Wie immer unter Einzelnen vertheilt, hört der Fluß nicht auf, der Gesamtheit zu dienen; denn da ist kein Durstiger,

---

[1] Encyklika „Rerum novarum" S. 14 (15).

der nicht von dem Flußwasser trinkt. Diejenigen, welche kein Flußwasser besitzen, haben dafür die Arbeit, um es zu erlangen, so daß man sagen kann: Alles Wasser wird entweder dem eigenen Fluß entnommen oder aus der Arbeit in irgend einem andern Erwerbszweige, welche entweder mit Wasser oder mit etwas anderem bezahlt wird, womit man Wasser eintauschen kann.' Würde die Entrüstung Ew. Heiligkeit nachlassen? Müßte dieselbe nicht noch stärker werden wegen der Beleidigung Ihrer Intelligenz, welche in dieser Entschuldigung liegt?

„Ich brauche Ew. Heiligkeit nicht noch ausführlicher darzuthun, daß einem Menschen gegenüber zwischen der absoluten Verweigerung der Gottesgaben und der Weigerung, ihm diese Gaben anders als durch Kauf zu überlassen, bloß ein Unterschied, wie zwischen dem Räuber, der sein Opfer sterben läßt, und dem Räuber, welcher für das seinige Lösegeld verlangt, besteht." [1]

Ihre Beweisführung, Herr George, ist coulant. Schade nur, daß sie als verfehlt bezeichnet werden muß. Sie leidet:

1) an einer falschen Auffassung der ersten Besitzergreifung, der Art ihres Vollzugs, der Dauer ihrer Wirkung.

Wenn man Ihnen glauben dürfte, so wären es nur einige wenige Personen, welche, den andern vorauseilend, die ganze Erde für sich in Besitz nähmen und allen übrigen das Nachsehen ließen. Ja Sie belieben diese Ihre Auffassung zuweilen in recht drastischer Weise zum Ausdruck zu bringen: „Als Kain und Abel die einzigen Menschen auf Erden waren, stand es ihnen frei, durch ein Uebereinkommen die Erde unter sich zu theilen." [2] Wir wollen Sie nicht daran erinnern, daß Kain und Abel niemals allein auf der Welt gewesen. Es genügt uns, zu constatiren, daß Sie eine Occupation der ganzen Erde durch zwei Menschen für möglich halten. Das stimmt überein mit der Auffassung, welche bereits früher von Ihnen producirten Beispielen zu Grunde liegt: „Hat der zuerst erschienene Gast das Recht, die Besetzung aller Stühle zu verhindern und zu fordern, daß niemand an dem Mahle theilhabe, der sich nicht auf die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen einlassen will? Hat der erste, der am Thore des Theaters eine Eintrittskarte vorweist und zuerst hineingeht, das Recht, als der Zuerstgekommene die Thüre zu schließen und allein der Vorstellung beizuwohnen?" [3]

---

[1] „Offener Brief" S. 29 f. [2] Ebd. S. 4 f.
[3] „Progress and Poverty" p. 247 f.

Hier sind es nicht einmal zwei, hier ist es nur einer, der das Ganze für sich in Anspruch nimmt. Nun, verehrtester Herr George, wir wissen nicht, ob Sie unseres Freundes Cathrein vortreffliche Schrift über das „Privatgrundeigenthum und seine Gegner"[1] kennen. Hätten Sie sich die Mühe genommen, dieselbe aufmerksam zu lesen, Sie würden ohne Zweifel sich besonnen haben, ehe Sie Ihre heutigen Bedenken gegen die Encyklika des Papstes vorgetragen. Sie werden nämlich dort aufmerksam gemacht, daß bereits Cicero[2] und Thomas von Aquin[3] Ihre Einwendungen längst widerlegt haben.

Wer zuerst im Theater erscheint, hat nicht die Befugniß, alle andern auszuschließen. Aber ihm steht das Recht zu, sich einen Platz zu wählen und von diesem seinem Platze jeden zu excludiren. So verhält es sich auch mit der Besitzergreifung dieser Erde. Wer zuerst kommt, kann sich eine Stelle für seinen Wohnort wählen. Er darf sein Feld umhegen, sein Haus bauen und beides sein eigen nennen. Die Späterkommenden mögen sein Beispiel nachahmen. Aber sie haben kein Recht, den Zuerstgekommenen seines Eigenthums wieder zu berauben.

Es haben also in der That nicht etwa ein oder zwei Personen, sondern Menschen in unberechenbarer Zahl Landeigenthum erwerben können. Liegt ja sogar der heutigen Stunde der Zeitpunkt noch sehr ferne, wo die weiten Strecken Afrikas, Asiens, Australiens völlig aufgetheilt sein werden.

Die Quelle des Irrthums, dem Sie zum Opfer gefallen, ist unseres Erachtens die falsche Voraussetzung, als ob durch die rein innere Thatsache eines bloßen Willensactes oder durch dessen mündliche Verkündigung die Occupation sich vollziehen könne. Darum nehmen Sie an, Abel und Kain hätten die ganze Erde unter sich theilen und jedem neuen Ankömmling die Bedingungen vorschreiben dürfen, unter welchen ihm der Genuß der Bodenfrüchte zugestanden werden sollte. Wäre diese Ihre Voraussetzung richtig, so stände nichts im Wege, auch den Mond in Besitz zu nehmen, und den Herren Amtsrichtern würden schon längst Rechtsstreitigkeiten zur Entscheidung vorgelegen haben, wer unter mehrern Personen zuerst den animus possidendi bezüglich der lunarischen Gefilde gehabt. Doch Ihre Annahme ist eine irrige.

Zwei Momente gehören zum Besitzerwerb. Adipiscimur possessionem *corpore* et *animo*. Es genügt nicht der bloße Wille. Zu dem-

[1] Heft 5 des I. Bandes der „Socialen Frage" (Freiburg 1892) S. 66 ff.

[2] De finibus c. 20. [3] S. Thom. 2, 2, q. 66, a. 2 ad 2.

selben muß das äußerlich erkennbare Verhältniß der thatsächlichen Innehabung hinzutreten, der animus possidendi muß in den äußern Verhältnissen irgendwie verkörpert sein. Darum war es physisch unmöglich, daß Abel und Kain die ganze Erde unter sich theilten, weil eben nur ein Theil der Erde die Einwirkung derselben auf sich gestattete, nur ein Theil für sie erreichbar war.

Wie über die Art und Weise der Occupation, so täuschen Sie sich ferner hinsichtlich der Dauer des aus derselben erwachsenen Rechtes.

Wer Ihre Schilderungen liest, wird veranlaßt zu glauben, dieselben Personen, welche die erste Besitzergreifung vollzogen, säßen heute noch auf ihrer Scholle, bis an die Zähne bewaffnet, um ihren „Raub“ gegen die „nächstgebornen Menschen“ zu behaupten.

Allein das entspricht denn doch nicht der Wirklichkeit. Es kommt der Tod für jeden und mit ihm die Confiscation aller bisher besessenen Güter. Die „nächstgebornen Menschen“, sofern sie Leibeserben sind oder vielleicht im Testament als Erben eingesetzt wurden, treten an Stelle des Erblassers, dessen Eigenthumsrecht mit dem Leben zugleich erloschen ist. Der Rechtstitel aber, auf Grund dessen die folgende Generation das Eigenthum erwirbt, ist nicht mehr die Occupation, sondern ihr eigenes Erbrecht — ein Titel, der ja Ihrerseits wenigstens den Kindern der kapitalistischen Millionäre gegenüber nicht bestritten wird. Hinfällig ist darum Ihr Bedenken, wenn Sie sagen: „Der zeitliche Vorrang der Besitzergreifung soll einen ausschließlichen, ewigen Rechtstitel auf die Erdoberfläche geben, auf der nach der natürlichen Ordnung unzählige Geschlechter einander folgen sollen? Hatte denn die vorderste Generation ein besseres Recht auf diese Erde als wir? oder die Menschen vor hundert Jahren? oder von tausend Jahren zuvor?“ [1]

Beruhigen Sie sich, Herr George! Sie haben das gleiche Recht, Eigenthum zu erwerben, solange Sie leben, wie jene. Aber auch an Ihrer Thüre wird der Tod anklopfen. Nicht für „ewig“ vermögen Sie die kommenden Geschlechter von dem Hause auszuschließen, in dem Sie augenblicklich wohnen. Andere Generationen werden sich desselben erfreuen, wenn Ihre Eigenthumsrechte längst erloschen sind.

Es möchte uns sodann scheinen, als ob sich

2) eine gänzlich falsche Auffassung über das Verhältniß der Grundbesitzer zu den übrigen Gliedern der Gesellschaft sowie über das Wesen der arbeitstheiligen Gesellschaft bei Ihnen geltend machte.

---

[1] Vgl. Progress and Poverty p. 247. V. Cathrein S. J. a. a. O. S. 66.

In einer arbeitstheiligen Gesellschaft können und werden nicht alle Bürger mit der Bestellung des Ackers sich beschäftigen. Die einen treiben dieses, die andern jenes Geschäft. Sind die Gewerbsleute abhängig von dem Bauernstande, der ihnen die Nahrung des Leibes spendet, so ist der Bauer abhängig von der Industrie, dem Handwerk, dem Handel, ohne die viele seiner Bedürfnisse keine Befriedigung finden würden.

Wer Geld in der Hand hat, der ist dem Grundeigenthümer gegenüber weder Sklave noch Tributär. Hat der Bauer mehr Korn producirt, als er selbst verzehren kann, so ist er von den übrigen Bürgern so abhängig, daß er ohne den Zuspruch der Consumenten nicht einmal seine Productionskosten decken könnte.

Kurz, Ihre Phantasie hat Sie getäuscht, wenn Sie meinen, die Menschheit sei in zwei Lager getheilt: auf der einen Seite die beutelustigen Grundeigenthümer, — auf der andern die beraubten Kapitalisten und Arbeiter.

Wir geben allerdings gerne zu, daß, wer Grund und Boden als Eigenthum besitzt, in gewissem Sinne einer bessern Lage sich erfreut als derjenige, der solchen Eigenthumes bar ist.

Allein die Liebe, welche Gott für alle Menschen empfindet, hat ja auch ihn nicht abgehalten, dem einen diese, dem andern jene Fähigkeiten und Gelegenheiten zu verleihen, so daß kaum ein Mensch dem andern in seiner natürlichen Ausstattung gleich ist, in einer gleich guten Lage sich befindet.

Sie selbst ferner, Herr George, sind weit entfernt, eine Gleichheit des Besitzes zu fordern, weit entfernt, den überreichen Eigenthümern von Fabriken, Banken, Handelsgeschäften deren unstreitig bessere Lage zu verargen.

Aber es entspricht denn doch gar wenig den objectiven Verhältnissen, wenn die von Ihnen gewählten Beispiele die Grundbesitzer immer als Leute bezeichnen, die andern vorausgeeilt, um einen „Fluß“, eine „Quelle“, die beständig fließt, für sich zu occupiren. Sitzt denn etwa unser heutiger Bauernstand da, den Krahn in der Hand, um aus dem Faß der Natur demjenigen einen labenden Trunk zu spenden, der die „Grundrente“ zahlt? Die Natur bleibt karg, und ihre productiven Kräfte müssen in der Regel erst mit dem Schweiß des Landmannes befruchtet werden. Die Erde ist die Mutter, die Arbeit der Vater, sagte Petty, und er hat recht gehabt mit diesem Wort.

Allerdings beabsichtigten Sie nur mit den von Ihnen gewählten Beispielen möglichst prägnant die Wahrheit hervorzuheben, daß im Preis der Producte auch eine „Rente“ für die natürliche Fruchtbarkeit des

Bodens enthalten sei, eine Rente, die mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung steigt, indem der Preis der Producte und damit auch der Preis des Bodens sich erhöht.

Dennoch leiden Ihre Beispiele an einer so starken Uebertreibung, daß man versucht wäre zu glauben, Sie hätten Ihre Lehren in den Sternen gelesen, nicht aus der Beobachtung des menschlichen Lebens geschöpft.

Blicken Sie auf die Welt, wie sie in Wirklichkeit ist, kommen Sie nach Deutschland, gehen Sie nach Italien, und Sie werden erkennen, daß hier selbst der Bauer, der noch auf „eigener“ Scholle sitzt, vielfach zum Tributär des mobilen Kapitals geworden ist. Nicht, wie Sie meinen, zahlt das Kapital dem Boden Tribut, sondern umgekehrt wurde das mobile Kapital zum Vampyr, welcher das Blut des Bauernstandes in gierigen Zügen aufsaugt. Der Zins, den der Grundeigenthümer dem Kapital zu zahlen hat, ist größer als die Rente, die der Landmann für die Fruchtbarkeit seines Ackers bezieht. Hierauf möchten wir Ihre Aufmerksamkeit lenken, diesen Punkt Ihrem Studium empfehlen. Dann werden in Ihren Augen nicht mehr die kapitalistischen Millionäre darbend an der Thüre der Bauernhütte stehen, um einen Trunk Wassers bittend, etwas Korn und Weizen erflehend, ihren Hunger zu stillen, während sie gleichzeitig thränenden Auges den „Tribut“ niederlegen, welchen der räuberische Bauer ihnen auferlegt hat. Sie werden vielmehr erkennen, daß der kapitalistische Liberalismus der Feind des Wohlstandes der Völker ist, er, der durch die usura vorax sich mästet, der dem Bauern sein Ackerfeld entwindet, die Heimstätte raubt, auf der die Eltern saßen und die Kinder ihre Nahrung in Ehren finden sollten. Sie werden einsehen, daß nicht das Grundeigenthum, sondern der Mißbrauch des Eigenthums schuld an den von Ihnen beklagten Bodenspeculationen ist und den Ruin der Völker beschleunigt. Sie werden zugleich verstehen, warum wir es für nothwendig erachten, Sie auf den fernern Irrthum aufmerksam zu machen, — daß Sie nämlich

3) das schrankenlose, absolute Eigenthum mit dem Eigenthum an und für sich verwechseln.

Nein, nicht das Privateigenthum verschuldete die Verödung der einst fruchtbaren Campagna, die Entvölkerung und Entnervung Italiens, welche den Goten und Vandalen die Wege bahnte, das römische Britannien an die Verehrer Odins und Thors auslieferte. Nicht das Eigenthum war schuld daran, daß in den ehedem reichen und bevölkerten Provinzen des Ostens die gelichteten Reihen der Legionen von dem Krummsäbel der

mohammedanischen Horden vernichtet wurden, daß auf dem heiligen Grabe, sowie auf der Sophienkirche das Kreuz herabgestoßen und der Halbmond aufgepflanzt wurde. Nicht das Eigenthum überweist in Schottland fruchtbare Felder wilden Thieren zum Aufenthalt, verwandelt sie in Irland in Weiden für das Vieh, läßt in England, in Australien das Land brach liegen. Nicht das Eigenthum dürfen Sie anklagen wegen aller dieser beklagenswerthen, für das Gemeinwohl der Völker verhängnißvollen Verbrechen, — die Eigenthümer sind die Schuldigen, — jene Habsucht, welche nach dem Wort des Propheten die Menschen antreibt, Feld an Feld zu reihen, als ob sie allein auf der Erde wohnten, — jene unzureichende, den Rechten der Gesamtheit nicht entsprechende Eigenthumsordnung, die aus dem Privateigenthum am Lande ein privates Bodenmonopol für wenige geschaffen, — der Liberalismus mit seiner Freiwirtschaft, — das sind die Feinde, welche mit dem Schweiße, dem Blute des Volkes ihre devoten Partisane so lange nähren werden, bis die Nationen endlich sich ermannen, um die drückenden Ketten zu zerreißen.

Sie werden nicht bestreiten können, verehrter Herr George, daß Sie thatsächlich die Eigenthumsinstitution mit der Eigenthumsordnung verwechselt, das Eigenthum deshalb verworfen haben, weil Sie von der irrigen Voraussetzung ausgingen, es gebe nur ein einziges Eigenthum, — das absolute, — nur eine einzige Eigenthumsordnung, die dem Eigenthümer die schrankenlos freie Benutzung seiner Güter überläßt. Soweit Sie ein Eigenthum anerkennen, an den Früchten der Arbeit, am Kapital, nennen Sie ja dieses Recht ein „unbeschränktes, ausgenommen solche Fälle, in welchen die Pflicht der Selbsterhaltung alle andern Rechte aufhebt" [1].

Die übrigen Einwendungen, welche George gegen die Beweisführung der päpstlichen Encyklika macht, bieten wenig Neues und sind in dem bisher Gesagten zur Genüge widerlegt.

Der Vollständigkeit wegen wollen wir jedoch die Bedenken hier wenigstens kurz registriren.

George verwirft die Behauptung des Papstes,

4. „daß die auf Boden verwendete Arbeit ein Eigenthumsrecht an das Land selbst gäbe" [2].

Der Sinn der Worte des Heiligen Vaters ist bereits früher von uns dargelegt worden. Leo XIII. sagt nicht,

---

[1] „Offener Brief" S. 4. [2] Ebd. S. 31.

1) die Arbeit als bloße Thatsache gewähre ein Eigenthumsrecht am Boden.

Damit überhaupt eine Thatsache Rechtstitel des concreten Erwerbes sein könne, muß sie auf einen Rechtsgrund sich zurückführen lassen, der ganz allgemein die Befugniß des Eigenthumserwerbes enthält. Nur insofern und soweit die concrete Einzelthatsache sich unter diesen allgemeinen und abstracten Rechtsgrund subsumirt, wird sie für den individuellen Fall zum rechtlichen Erwerbstitel.

Allgemeiner Rechtsgrund nun für den Erwerb des Eigenthums an den materiellen Dingen ist auch das Eigenthumsrecht, welches der Mensch an seinen Thätigkeiten und deren Früchten hat. Aber es ist nicht der letzte, allgemeinste und höchste Rechtsgrund, setzt vielmehr seinerseits die Einweisung des Menschen in diese Welt und das von Gott verliehene Recht, die Erde sich dienstbar zu machen, als höhern Rechtsgrund nothwendig voraus.

Ebensowenig behauptet der Papst,

2) daß jede auf den Boden verwendete Arbeit Eigenthumsrecht an demselben verleihe.

Erkennt doch a) der Heilige Vater das Lohnverhältniß, bei welchem der im Dienste eines andern stehende Arbeiter kein Eigenthum am Product erwirbt, als zu Recht bestehend an. In der andern Voraussetzung würde überdies b) die Arbeit zum Verderben der Arbeit werden, da jeder Beliebige fremdes Eigenthum rauben könnte, indem er dasselbe bloß zum Gegenstand seiner Arbeit zu machen brauchte.

Wovon der Papst redet, das ist dem unzweideutigen Wortlaute nach — wie auch George annimmt [1] — lediglich der ursprüngliche Erwerb des Eigenthums an einem Stück Land, das bisher noch niemand gehört hat.

Hier aber ist in der That die Arbeit Rechtstitel des Eigenthumserwerbes. Andernfalls würde der erste Bebauer des Ackers die Frucht seiner Arbeit nicht sein eigen nennen können. Denn was ist die Frucht der Arbeit? — Der Weizen, der auf dem urbar gemachten Felde wächst? Ohne Zweifel; aber das ist die mittelbare Frucht. Der unmittelbare Effect der cultivirenden Arbeit, ihre unmittelbare „Frucht“ ist die Bodenverbesserung selbst, der verbesserte Boden. Zwar wird der Boden ebensowenig seiner Substanz nach von dem Menschen erzeugt, wie

[1] „Offener Brief“ S. 31.

der Rock, den der Schneider anfertigt. Aber die Form des cultivirten Bodens hat er durch menschliche Arbeit erhalten, und diese Form kann insofern vom Lande nicht getrennt werden, als sie für sich allein kein Gegenstand des Eigenthums zu sein vermag.

Die Verlegenheit, in welcher George sich der päpstlichen Argumentation gegenüber befindet, veranlaßt ihn, noch mehrere Einwendungen aneinander zu reihen, ohne daß jedoch die Schwäche der einzelnen hierdurch überwunden werden könnte:

1) Gesetzt, die Arbeit rechtfertige auch den ursprünglichen Erwerb des Eigenthums am Grund und Boden, so würde sie doch nicht das Privateigenthum am Lande, „wie es heute besteht", zu rechtfertigen im stande sein[1].

Aber, verehrter Herr, vom heutigen Eigenthum und den einzelnen heutigen Eigenthümern redet der Papst zunächst nicht. Er entwickelt die naturrechtliche Grundlage des Privateigenthums im allgemeinen. Wollen Sie die Mühe übernehmen und die Rechtstitel der individuellen Privateigenthümer von heute prüfen, so wird Leo XIII. Sie nicht hindern, diejenigen zu verwerfen, die „in Gewalt und Betrug ihren Ursprung haben"[2]. Nur um das eine möchten wir bitten. Beschränken Sie Ihre Untersuchung nicht auf den Grundbesitz. Werfen Sie einen prüfenden Blick auf die Eigenthümer des mobilen Kapitals, die Heroen der Börsen und Banken. Vielleicht daß diese erneute Prüfung Sie veranlaßt, Ihr System zu ändern, indem Sie in den heutigen Grundeigenthümern, namentlich den mittlern und kleinern, nicht mehr die Räuber, sondern eher die Beraubten erkennen dürften.

2) Sie werfen die Frage auf: wenn die geleistete Arbeit ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden gebe, wo dann die Grenzen dieses Eigenthumsrechtes seien, ob z. B. dieses Eigenthumsrecht seine Geltung bewahre, sobald es sich herausstelle, daß der Boden reiche Minen enthalte u. dgl.[3]

Aber was soll dieses Bedenken? — Es genügt, daß die naturrechtliche Betrachtung mit Nothwendigkeit zur Annahme eines Eigenthums an der Erdoberfläche führt. Alle weitern Fragen können den positiv rechtlichen Bestimmungen überlassen bleiben. Das römische Recht läßt das Eigenthum an Grund und Boden bis in die ungemessene Tiefe und Höhe gehen. Die in dem Boden befindlichen Mineralien gelten

---

[1] „Offener Brief" S. 31. [2] Ebd. [3] Ebd. S. 32.

ihm als Bestandtheile des Grundstückes, demgemäß als der Disposition des Grundeigenthümers unterstellt. Das deutsche Recht dagegen behandelt die Mineralien u. dgl. als Naturschätze und nimmt an, daß sie herrenlos sind, solange keine Occupation durch Bergbau stattgefunden hat. Das Recht der Occupation war jedoch in den ältern Zeiten auf die Eigenthümer der Erdoberfläche beschränkt. Auf Privatgrundstücken konnten die Privaten, auf der Gemeindemark die Markgenossen, auf herrenlosem Boden ein jeder bauen. Später nahm der Staat das Recht der Occupation als Bergregal für sich in Anspruch. In der neuern Zeit ist das Bergregal wiederum aufgehoben, der Bergbau aber im öffentlichen Interesse durch besondere Vorschriften beschränkt.

Es können also, wie dieses Beispiel zeigt, die Ansichten und Auffassungen über „die Grenzen des Eigenthumsrechtes“ sogar innerhalb desselben Landes wechseln, ohne daß die Berechtigung des Privatgrundeigenthums irgendwie dadurch in Frage gestellt würde.

3) Nicht wenig wird es das Erstaunen ruhig denkender Menschen erregen, wenn Sie sodann in folgender Weise argumentiren:

„Die auf Grund und Boden verwendete Arbeit ergibt nur ein Eigenthumsrecht an die Früchte des Fleißes, aber nicht an den Boden selbst, ebenso wie die Arbeit auf dem Ocean ein Recht auf den Besitz des Fisches, aber kein Eigenthumsrecht an den Ocean.“ [1]

In ähnlicher Weise hatten Sie bereits die geistreiche Bemerkung gemacht, wenn jemand Getreide baut, „so erwirbt er dadurch ein Eigenthumsrecht an das Getreide, das er erntet; aber er kann kein gleiches Eigenthumsrecht an die Sonne geltend machen, die es zum Reifen brachte, noch an den Boden, auf welchem es gewachsen ist“ [2].

Wahrhaft superb! Seit wann wird denn die Sonne von dem Menschen bebaut wie der Acker? Seit wann erhält das Meer eine neue Form durch den Fischfang, wie der Boden, welchen der Mensch cultivirte?

Die Sonne schwebt zu hoch über uns. Da ist ein wirklicher Besitz und darum auch ein Eigenthum für den Menschen unmöglich. Wir würden uns ja wohl auch die Finger verbrennen, wenn wir diesen gewaltigen Feuerkörper zu occupiren versuchten. Das Meer aber in Besitz zu nehmen, hat für den einzelnen Menschen keine Bedeutung. Der Fischfang insbesondere würde durch Appropriation um nichts einträglicher werden [3].

---

[1] „Offener Brief“ S. 32. [2] Ebd. S. 3.

[3] Vgl. W. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie I, § 87.

4) Es erregt Ihre Entrüstung, daß der Bodeneigenthümer die Werthsteigerung, welche am Boden infolge von Bevölkerungszunahme und durch Verbesserungen seitens des Staates oder der Gemeinde entsteht, ohne weiteres einstreicht.

Merkwürdig wird es jedoch jedermann erscheinen müssen, daß Sie Ihre Entrüstung nicht auch auf die kapitalistischen Unternehmer ausdehnen, die zweifelsohne durch Verbesserung der öffentlichen Communicationsmittel ebenfalls günstigere Bedingungen erhalten, deren „Geschäft“ somit auch an Werth zunimmt.

Doch, anstatt hierbei zu verweilen, werden Sie uns gütigst erlauben, Sie darauf hinzuweisen, daß weder die Bevölkerungszunahme auf eine Arbeit des Staates oder der Gemeinde sich zurückführt, noch die hierdurch namentlich in den Städten bewirkte Steigerung des Grundwerthes im wahren Sinne des Wortes als „Product“ der Bevölkerungszunahme bezeichnet werden kann. Sie ist eine Folge der größern Dichtigkeit der Bevölkerung, wie sie auch als eine Folge, aber nicht als Product, der durch Staat oder Gemeinde bewirkten Verbesserungen sich darstellt.

Ihre eigene Theorie aber gewährt jemand Eigenthumsrecht nur am Producte, an dem von ihm „Erzeugten“. Mit welchem Rechte sprechen Sie also dem Staate oder der Gemeinde das Eigenthum an Werthsteigerungen, an neuen Werthen zu, welche durchaus nicht Product der staatlichen, der gemeindlichen Arbeit sind?

Und wollen Sie etwa ferner wirklich den Satz aufstellen: Alles, was infolge meiner Handlung an Vortheil einem andern erwächst, fällt in mein Eigenthum? Da würde eines Tages auch eine amerikanische Privatgesellschaft, welche in der Nähe Ihres Hauses einen öffentlichen Prachtbau aufführt, z. B. ein Stationsgebäude, — die hierdurch bewirkte Werthsteigerung Ihres Grundstückes mit demselben Rechte für sich in Anspruch nehmen können, wie Sie derartige, durch staatliche oder gemeindliche Arbeit mittelbar bewirkte Wertherhöhungen dem Staate zuzutheilen bereit sind.

Wo möglich noch schwächer sind die folgenden Einwendungen, die George gegen die Lehre des Heiligen Vaters Leo XIII. erhebt.

5. „Ferner sagen Sie, daß das Privateigenthum an Grund und Boden von der öffentlichen Meinung gutgeheißen werde, daß es zur Ruhe und zum Frieden beigetragen habe und daß es durch ein göttliches Gebot geheiligt sei.“ [1]

[1] „Offener Brief“ S. 35.

Also zunächst soll

1) das Privatgrundeigenthum nicht durch die öffentliche Meinung gutgeheißen sein.

„Selbst wenn es wahr wäre, daß die öffentliche Meinung das Privateigenthum an Grund und Boden anerkenne, so wäre damit ebensowenig seine Gerechtigkeit erwiesen, als die einst universelle Anerkennung der Sklaverei dieselbe zu einer gerechten Einrichtung machte." [1]

Allerdings, würde das Privateigenthum an Grund und Boden nur einer einzelnen Periode, der einen oder andern Epoche angehören, wie die Sklaverei, so hätte der Einwand Georges seine Berechtigung. Allein Leo XIII. beruft sich auf die öffentliche Meinung nicht einer Epoche, sondern aller Zeiten und aller Völker, die an der aufsteigenden Entwicklung der Civilisation und Cultur Antheil genommen.

Wenn aber George demgegenüber auf den angeblich „ursprünglichen" Communismus aller Völker hinweist, wenn er vom Eigenthum behauptet: „Es kam in diese moderne Welt durch Ihre Vorfahren, die Römer, deren Civilisation es corrumpirte und deren Reich es zerstörte" [2], — so nimmt er damit einen heute wissenschaftlich bereits überwundenen Standpunkt [3] ein und beweist damit nur von neuem seine Vorliebe für das Phantastische, wie sie alle jene „prähistorischen" Forscher charakterisirt, denen er sich anschließt.

2) Das Eigenthum soll nicht zur Ruhe und zum Frieden in der menschlichen Gesellschaft beigetragen haben, nicht durch ein göttliches Gebot geheiligt sein.

Unter vielen Gründen zu Gunsten des Privateigenthums führt Leo XIII. auch den an, daß die Menschheit „durch ihre praktische Anerkennung jahrhundertelang das Eigenthumsrecht sozusagen geheiligt habe als einen Ausfluß der Weltordnung und als eine Grundbedingung des friedlichen Zusammenlebens" [4].

Diese Bemerkung richtet sich zunächst nur gegen die im vollen Sinne des Wortes communistischen und socialistischen Systeme. Ihnen gegenüber aber — das wird George nicht bestreiten — ist der angeführte Beweisgrund von durchschlagender Kraft. Der Papst will also nicht in Abrede stellen, daß man irgendwelche Systeme ausdenken könnte, in welchen, wenigstens scheinbar, ähnlich für Ordnung und Frieden gesorgt wäre wie in

[1] „Offener Brief" S. 35. [2] Ebd. S. 36.
[3] Vgl. V. Cathrein S. J. a. a. O. S. 5 ff.
[4] Encyklika „Rerum novarum" S. 16 (17).

einer auf Privateigenthum begründeten Gesellschaft. Was er behauptet, ist lediglich die offenkundige Thatsache, die Menschheit habe jahrhundertelang im Privateigenthum eine naturgemäße Grundbedingung des friedlichen Zusammenlebens erblickt.

Allein die Menschheit hat sich in dieser ihrer Ueberzeugung auch nicht getäuscht. Denn welche Einrichtungen auch immer man an die Stelle des Privateigenthums setzen möchte, auf die Dauer wird der Mensch mit einem Zustande nicht zufrieden sein, den er als einen unvernünftigen und ungerechten erkennt. Ungerecht und unvernünftig aber ist ein Zustand, wie z. B. George ihn anstrebt, ein Zustand, in welchem dem heutigen Grundeigenthümer zwar der Privatbesitz des Bodens belassen, dafür aber die ganze Steuerlast aufgebürdet werden soll.

Sehr sonderbar nimmt es sich aus, daß Herr George dem Heiligen Vater noch eine exegetische Vorlesung zu halten sich erlaubt.

„Ew. Heiligkeit deuten an, ein Gebot Gottes heilige das Privateigenthumsrecht an Grund und Boden, indem Sie aus dem fünften Buche Moses den folgenden Satz anführen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel und alles, was sein ist.

„Wenn Ew. Heiligkeit meinen, daß das Wort ‚Acker' hier als eine Heiligung des privaten Grundeigenthums, wie es heute besteht, gelten soll, dann könnten wir mit weit größerem Rechte folgern, daß die Worte ‚Knecht' und ‚Magd' hier eine Heiligung der Menschensklaverei bedeuten; denn es ergibt sich klar aus andern Bestimmungen desselben Gesetzbuches, daß sich diese Ausdrücke ebensowohl auf die zeitweilig Leibeigenen als auch auf die Sklaverei beziehen. Aber das Wort ‚Acker' deckt sich hier mit dem Begriff der Boden**benutzung** und der Boden**verbesserung**, auf welche ein Besitz- und ein Eigenthumsrecht giltig ist, ohne Anerkennung eines Eigenthumsrechtes an den **Grund und Boden selbst**. Daß diese Bezugnahme auf den Acker keine Heiligung des privaten Landeigenthums, wie es heute besteht, sein kann, das beweist der weitere Satz im mosaischen Gesetzbuch, welcher ausdrücklich dieses Eigenthumsrecht als ungerecht und ungeeignet verneint. ‚Diese Erde', sagt Jehovah, ‚soll nicht auf immer verkauft werden, weil sie mir gehört und weil ihr Fremde darauf seid, denen ich sie vermiethe', und es war dementsprechend vorgeschrieben, daß das Land alle fünfzig Jahre an den ursprünglichen Eigenthümer (!) oder dessen Erben zurückfallen solle, wodurch, in einer den damaligen einfachen Zuständen des Erwerbslebens entsprechenden Weise, es unmöglich gemacht

werden sollte, den Menschen ihren Platz auf Gottes Erdboden dauernd vorzuenthalten.“ [1]

Fangen wir mit dem letzten an.

Es ist unwahr, daß Jehovahs Wort das Eigenthumsrecht am Boden als ungerecht und ungeeignet verneint. Allerdings erscheint die Erde als eine freiwillige Gabe Gottes an den Menschen, als ein Land, „welches der Herr, dein Gott, dir geschenkt“. Aber ergibt sich daraus, daß der Mensch dem Menschen gegenüber kein Eigenthumsrecht geltend machen könne, wenn er auch Gott gegenüber nur als Miether oder Verwalter erscheint?

Bestätigen sodann nicht gerade die Verordnungen des mosaischen Gesetzes, die Bestimmung, daß alle fünfzig Jahre das Land an den ursprünglichen Eigenthümer oder dessen Erben zurückfallen solle, — ein sehr stabiles Eigenthum, welches durch Verschuldung seinem rechtmäßigen Herrn nicht dauernd entrissen werden sollte?

Wo in aller Welt steht ferner geschrieben, daß der Staat den Grund und Boden an die Gesellschaftsglieder zu vermiethen habe? Oder identificirt etwa George den Staat mit Jehovah und leitet aus Jehovahs weltumfassendem Eigenthum das Staatseigenthum ab? Die Erde gehört mir, sagt Jehovah, — nicht: dem Staate. „Ich“ vermiethe sie, — nicht der Staat. Wie kann also George in den Worten der Heiligen Schrift eine Bestätigung seiner Theorie finden wollen?

Geradezu absurd ist es endlich, wenn George behauptet, das Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel und alles, was sein ist“, dürfe nur dann zum Schutz des Eigenthums am Acker angerufen werden, wenn man es ebenfalls als eine Bestätigung des Eigenthums an Knecht und Magd auffassen wolle. Ei, warum nicht gar auch als eine Bestätigung des Eigenthums an der Frau Gemahlin?

Das Gebot will das Recht des Nächsten selbst gegenüber der Begierde schützen. Ob dieses Recht Eigenthumsrecht im vollen Sinne des Wortes sei oder nicht, davon sagt das Gebot als solches nichts, bedient sich vielmehr des allgemeinern Ausdrucks „alles, was sein ist“. Der Ochs und Esel ebenso wie der Acker standen damals im vollen Privateigenthum, und auch dieses Privateigenthum wird durch das göttliche Gebot geschützt.

---

[1] „Offener Brief“ S. 39.

6. „Sie sagen weiter, daß die Väter für ihre Kinder sorgen sollten und daß das Privateigenthum an Grund und Boden dazu nöthig sei, um ihnen diese Vorsorge zu ermöglichen.“ [1]

Unrichtig versteht George die Worte des Heiligen Vaters, wenn er schreibt: „Also Ew. Heiligkeit glauben, es sei eine Pflicht der Väter, den Kindern nutzbringendes Eigenthum zu hinterlassen, das sie vor Noth und Elend in den Wechselfällen dieses irdischen Lebens schützen soll.“ [2]

Vergleichen wir damit die Worte Leos XIII.

„In Bezug auf die Wahl des Lebensstandes ist es der Freiheit eines jeden anheimgegeben, entweder den Rath des göttlichen Herrn zum enthaltsamen Leben zu befolgen, oder in die Ehe zu treten. Kein menschliches Gesetz kann dem Menschen das natürliche und ursprüngliche Recht auf die Ehe entziehen; keines kann den Hauptzweck dieser durch Gottes heilige Autorität seit der Erschaffung eingeführten Einrichtung irgendwie einschränken. ‚Wachset und mehret euch.‘ Mit diesen Worten war die Familie gegründet. Die Familie, die häusliche Gesellschaft, ist eine wahre Gesellschaft mit allen Rechten derselben, so klein immerhin diese Gesellschaft sich darstellt; sie ist älter als jegliches andere Gemeinwesen, und deshalb besitzt sie unabhängig vom Staate ihr innewohnende Befugnisse und Pflichten. Wenn nun jedem Menschen als Einzelwesen die Natur das Recht, Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, verliehen hat, so muß sich dieses Recht auch im Menschen, insofern er Haupt einer Familie ist, finden; ja dasselbe besitzt im Familienhaupte noch mehr Energie, weil der Mensch sich im häuslichen Kreise gleichsam ausdehnt. Ein dringendes Gesetz der Natur verlangt, daß der Familienvater den Kindern den Lebensunterhalt und alles Nöthige verschaffe, und die Natur leitet ihn an, auch für die Zukunft die Kinder zu versorgen, sie möglichst sicherzustellen gegen irdische Wechselfälle, sie in stand zu setzen, sich selbst vor Elend zu schützen; er ist es ja, der in den Kindern fortlebt und sich gleichsam in ihnen wiederholt. Wie soll er aber jenen Pflichten gegen die Kinder nachkommen können, wenn er ihnen nicht einen Besitz, welcher fruchtet, als Erbe hinterlassen darf?“ [3]

Dreierlei behauptet der Heilige Vater:

---

[1] „Offener Brief“ S. 39. [2] Ebd. S. 40.
[3] Encyklika „Rerum novarum“ S. 18 (19).

1) Der Familienvater hat als solcher das Recht, Eigenthum zu erwerben und zu besitzen;

2) es liegt ihm die Pflicht ob, seinen Kindern den Lebensunterhalt und jegliche Pflege zu verschaffen (ut victu omnique cultu tueatur, quos ipse procreavit);

3) die Natur leitet ihn überdies an (a natura ipsa deducitur), zu wollen (ut *velit*), daß er dasjenige erwerbe, wodurch die Kinder gegen irdische Wechselfälle sichergestellt würden. Das könne aber nur durch den Besitz fruchttragender Sachen (fructuosarum rerum possessione) geschehen. Mag dann auch Krankheit u. dgl. die Kinder an der körperlichen oder geistigen Arbeit behindern, — sie sind durch den Besitz geschützt und nicht auf das Almosen anderer oder des Staates angewiesen.

Wird damit nun behauptet, jeder einzelne Vater habe die Pflicht, seinen Kindern Grundstücke zu hinterlassen? Wer nichts hat, der kann eben auch nichts hinterlassen. Andere werden ihren Kindern Kapitalien, andere Grundstücke übergeben. Vielleicht die meisten Väter müssen sich im wesentlichen darauf beschränken, die Kinder großzuziehen, ohne ihre Zukunft anders als durch eine gute Ausbildung sicherstellen zu können. Aber das hindert nicht, daß das Wollen und das Bestreben der Väter, ihren Kindern auch Eigenthum zu hinterlassen, durchaus gerecht, naturgemäß sei, und daß eine Gesellschaftsordnung, welche durch Abschaffung des Eigenthums diese erbliche Ueberlassung unmöglich machte, in Widerspruch zu den naturgemäßen und gerechten Wünschen des Vaterherzens treten würde.

Durchaus gegenstandslos ist es darum, wenn George dem Papste vorhält: „Die Pflicht des Vaters gegen sein Kind kann doch nur eine allen Vätern mögliche Pflicht sein.“[1] Leo XIII. verlangt eben nicht, daß jeder Vater Grundeigenthum hinterlasse, sondern nur, daß jeder Vater je nach seinen Verhältnissen für die Zukunft der Kinder Sorge trage.

7. „Sie sind auch der Meinung, daß das Privateigenthumsrecht an Grund und Boden das Erwerbsleben anrege, den Wohlstand vermehre, die Menschen seßhaft mache und das Heimatsgefühl stärke.“[2]

Daß in dem Privateigenthum ein mächtiger Sporn des Erwerbslebens liegt, wagt George nicht zu bestreiten. Er übergeht diesen Punkt

[1] „Offener Brief“ S. 42. [2] Ebd. S. 44.

mit Stillschweigen und bestrebt sich nur darzuthun, daß es auch in seinem System an Anregungen nicht fehlen würde. Den hauptsächlichsten Antrieb zu einer intensiven Bearbeitung des Bodens erblickt nämlich George in der Sicherheit, die Früchte der Arbeit, die Arbeitserzeugnisse, ernten zu können. Diese Sicherheit aber glaubt er hinreichend gewahrt, sofern dem Bebauer des Landes nur ein dauerndes Besitzrecht, ohne Eigenthum, garantirt sei.

„Im rohen Urzustande (?) der menschlichen Gesellschaft, wo die ganze Thätigkeit sich auf Jagd, Fischfang und auf das Pflücken wildwachsender Früchte beschränkt, ist ein Privatbesitz an Grund und Boden nicht nothwendig.

„Sobald aber die Menschen anfangen, den Boden zu bebauen, sowie sie ihre Arbeit auf dauernde, am Boden haftende Werke verwenden, dann wird ein Privatbesitz an Land nothwendig, um das Eigenthumsrecht an den Arbeitserzeugnissen zu sichern. Denn wer möchte säen, ohne des ausschließlichen Besitzes des Bodens, der zum Ernten nöthig ist, gewiß zu sein? Wer würde kostbare Bauwerke errichten ohne ausschließliches Besitzrecht am Baugrund, welches allein ihm ermöglicht, den Nutzen aus seiner Arbeit und seiner Kapitalanlage zu ziehen?" [1]

Allein George meint, die durch den Privatbesitz gewährte Sicherheit des Fruchterwerbes genüge, ja sie sei eine größere als beim heutigen Pachtsystem [2].

Wir wollen nicht darüber streiten, ob die Sicherheit des Pächters größer wird, wenn der Eigenthümer des Bodens kein Privatmann, sondern der Staat ist. Uns genügt das stillschweigende Zugeständniß, daß sie wenigstens geringer ist als die Sicherheit, welche der heutige Privateigenthümer des Bodens hat.

„Und in der That", sagt mit Recht Dr. Eugen Jäger, „wenn die Bodenbesitzreformer glauben, mit der bloßen Verpachtung [3] des Bodens auszukommen, so daß der Staat gewissermaßen nur die Grundrente bezöge und diese dann zugleich die alleinige Steuer (single tax) wäre, während der ganze Mehrbetrag in den Händen der Privatwirtschafter bliebe, so würden sie mit ihrer Socialreform bald ebenso scheitern, wie die Socialdemokratie mit ihrer communistischen Einrichtung von Production

[1] „Offener Brief" S. 4. [2] Ebd. S. 44.

[3] Es verschlägt nichts, daß George die Leistung der Grundbesitzer an den Staat nicht als „Pachtzins", sondern als „Steuer" bezeichnet wissen will. Das Verhältniß zwischen Staat und Privatbesitzer bleibt doch ein der Pacht analoges.

und Consumtion. Der Pächter, der nicht sicher ist, daß er und seine Erben den Grundbesitz dauernd behalten können (ein Beschluß der Regierung, ein ‚Gesetz' könnte ihn ja des Privatbesitzes berauben), wird schwerlich geneigt sein, Arbeit oder gar Kapital in nennenswerthem Maße dem Boden einzuverleiben, um so Ueberschüsse an Producten zu erzielen, deren weitere nutzbare und dauernde Verwerthung ihm ja fast unmöglich gemacht würden. Auch hier muß sehr bald ein Absterben der wirtschaftlichen Intensität eintreten." [1]

Wenn Henry George die unnatürlichen und barbarisch elenden Wohnungsverhältnisse der großen Städte beklagt, wenn er mit gerechter Entrüstung darauf hinweist, daß zahllose Leute in ihrem Vaterlande kein Heim besitzen, wenn er insbesondere für das heutige Italien die Worte des Tiberius Gracchus wiederholt: „Römer! Man nennt euch die Herren der Welt, und dennoch habt ihr kein Recht auf einen Fuß breit ihres Bodens! Die wilden Thiere haben ihre Höhlen, aber die Krieger Italiens besitzen nur Wasser und Luft!" so finden diese Klagen im Herzen Leos XIII. gewiß den lebhaftesten Wiederhall. Aber nicht das Eigenthum an sich, sondern der Mißbrauch desselben verschuldet jene Noth, ein Mißbrauch, der nicht nothwendig an die Institution des Privateigenthums geknüpft ist, ein Mißbrauch, der am allerwenigsten dadurch beseitigt werden kann, daß nun auch allen das eigene Heim im Vaterlande genommen wird.

Der gesunde Kern, das Wahre in den Ausführungen Georges liegt darin, daß der bäuerliche Besitz vor dem Untergange in einigen wenigen Großbesitzungen bewahrt, eine bessere Vertheilung des Grundeigenthums in den Latifundienländern erstrebt, die Gewinnsucht der Speculanten, die den Werth des Grundbesitzes in den Städten und damit der Miethen ins Ungemessene steigern, eingedämmt werden müsse, wenn nicht alles zu Grunde gehen soll.

Hierin liegt aber kein Gegensatz zur päpstlichen Encyklika. Möchte vielmehr George jene herrlichen Worte des Papstes, welche gerade diese Reformen betreffen, lesen und immer wieder lesen. Vielleicht daß er dann — wie wir es lebhaft wünschen — zu einem gerechtern Urtheile über die Tendenz der Encyklika geleitet wird! Leo XIII. schreibt:

„Nicht bloß muß der private Besitz, will man zu irgend einer wirksamen Lösung der socialen Frage gelangen, als ein unantastbares

[1] „Denkschrift über die Lage der Landwirtschaft" für den VI. Ausschuß der Kammer der Abgeordneten. Beilage 375 zu den Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten, Bd. II (München 1894), S. 1292.

Recht gelten, sondern der Staat muß also auch dieses Recht in der Gesetzgebung begünstigen und sollte in seinen Maßregeln dahin zielen, daß *möglichst viele* aus den Staatsangehörigen irgend ein *bescheidenes* Eigenthum zu erwerben trachten. Ein solcher Zustand würde von beträchtlichen Vortheilen begleitet sein. Dahin gehört zuerst eine der Billigkeit mehr entsprechende *Vertheilung* der irdischen Güter. Es ist Folge der Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse seit dem vorigen Jahrhundert, daß die Bevölkerung der Städte sich in zwei Klassen geschieden sieht, die eine gewisse Kluft voneinander trennt. Auf der einen Seite die Uebermacht des Kapitals, welches Industrie und Markt völlig beherrscht, und weil es Träger aller Unternehmungen, Nerv aller öffentlichen Thätigkeit ist, nicht bloß seinen Besitzer pecuniär immer mehr bereichert, sondern auch denselben in staatlichen Dingen zu einer einflußreichen Betheiligung beruft. Auf der andern Seite jene Menge, die der Güter dieses Lebens entbehren muß und die mit Erbitterung erfüllt und zu Unruhen geneigt ist. Wenn nun diesen niedern Klassen Aussicht gegeben würde, bei Fleiß und Anstrengung zu einem *kleinen Grundbesitze* zu gelangen, so müßte allmählich eine Annäherung zwischen den zwei Lagern von Staatsbürgern stattfinden; es würden die *Gegensätze von äußerster Armut und angehäuftem Reichthum mehr und mehr verschwinden.* — Es würde dabei zugleich der Ackerbau ohne Zweifel gewinnen. Denn bei dem Bewußtsein, auf *eigener* Scholle zu arbeiten, arbeitet man ohne Zweifel mit größerer Betriebsamkeit und Hingabe; man schätzt den Boden in demselben Maße, als man ihm Mühe opfert; man gewinnt ihn lieb, wenn man in ihm die versprechende Quelle eines *kleinen Wohlstandes* für sich und die Familie erblickt. Es liegt also auf der Hand, wieviel der Landbau, wieviel der *Gesamtwohlstand* des Volkes gewinnen würden. — Als dritter Vortheil ist zu nennen die *Stärkung des Heimatsgefühls,* der Liebe zum Boden, welcher die Stätte des elterlichen Hauses, der Ort der Geburt und Erziehung gewesen. Sicher würden viele Auswanderer, die jetzt in der Ferne eine andere Heimat suchen, die bleibende Ansässigkeit zu Hause vorziehen, wenn die Heimat ihnen eine *erträgliche materielle Existenz* darböte. Obige Vortheile werden jedoch offenbar dann nicht gewonnen, wenn der Staat seinen Angehörigen so hohe Steuern auflegt, daß dadurch das Privateigenthum aufgezehrt wird. Das Recht auf Privatbesitz, das von der Natur kommt, kann der Staat nicht aufheben; er kann nur den *Gebrauch* des Eigenthums regeln und dasselbe mit den öffentlichen Interessen in Einklang bringen. Es ist also gegen Recht und

Billigkeit, wenn der Staat vom Vermögen der Unterthanen einen übergroßen Antheil als Steuer sich aneignet.“ [1]

Der letzte Einwand, den George erhebt, bringt außer einigen Mißverständnissen im wesentlichen nichts Neues.

8. „Schließlich sind Sie noch der Ansicht, das Recht auf Besitz von Privateigenthum an Grund und Boden sei ein natürliches und komme nicht vom Menschen; der Staat habe kein Recht, es abzuschaffen; den Bodenwerth durch eine Steuer zu nehmen, würde ungerecht und grausam gegen die Privateigenthümer sein.“ [2]

Es will uns scheinen, Herr George, daß Sie in einem Irrthum befangen sind bezüglich dessen, was man unter „natürlichem Rechte“ versteht. Andernfalls würden Sie schwerlich, nachdem Sie unter Nr. 2 bereits bestritten, daß „der Ursprung des Privateigenthums am Grund und Boden die menschliche Vernunft“ sei, in einem neuen, gesonderten Punkte abermals die naturrechtliche Begründung des Privatlandeigenthums in Abrede stellen können.

Das Naturrecht kommt von Gott als dem höchsten Gesetzgeber. Aber der Herold dieses Gesetzgebers, das Manifestativprincip des natürlichen Rechtes, ist die menschliche Vernunft. Widerstrebt also das Privateigenthum am Boden der menschlichen Vernunft, so steht es ebenso im Widerspruch mit dem Naturgesetze Gottes. Erscheint es dagegen als eine Forderung der menschlichen Vernunft, wie Leo XIII. in überzeugender Weise darlegt, so würde der Versuch seiner Beseitigung zugleich eine Uebertretung des natürlichen Rechtes, der von Gott für den Menschen und die menschliche Gesellschaft gewollten Ordnung, einschließen.

Das Naturrecht nun, wie die Vernunft es verkündigt, enthält lediglich die allgemeinen Rechtsgründe des Privateigenthums, verleiht nicht durch sich selbst die besondern Rechtstitel in concreto.

Mit andern Worten: das natürliche Recht lehrt die Berechtigung und Nothwendigkeit des Privateigenthums als Institution und damit das Recht des Menschen, auf diese oder jene juridisch und moralisch zulässige Weise Eigenthum zu erwerben. Aber das Naturrecht stellt nicht selbst die concrete Beziehung einer einzelnen Sache zu einer einzelnen Person her, überläßt dieses vielmehr der Thätigkeit des Menschen. Und doch scheint gerade

---

[1] Encyklika „Rerum novarum“ S. 64 f. (65 f.)

[2] „Offener Brief“ S. 45.

dieses Ihre Auffassung von der „naturrechtlichen" Begründung des Privateigenthums zu sein. Oder würden Sie sonst folgende Worte haben niederschreiben können: „Wer wird es wagen, das persönliche Eigenthumsrecht an Grund und Boden auf eine unmittelbare Bewilligung vom Schöpfer des Erdbodens zurückzuführen? In welcher Weise gibt die Natur ein solches Eigenthumsrecht? Erkennt sie es in irgend einer Weise an? Kann irgend jemand durch den Unterschied im Wuchs, im Gesicht, in Statur oder Hautfarbe, durch Section ihrer Leichname oder durch eine Analyse ihrer Kräfte und Bedürfnisse nachweisen, daß der eine Mensch zum Grundeigenthümer, der andere zum Pächter von der Natur vorherbestimmt ist?" [1]

Allerdings liefert die Physiologie, Chemie oder Anatomie keine Rechtstitel des Eigenthums. Die Bezeichnung des individuellen Eigenthümers vollzieht sich auf andere Weise, durch seine eigene That, seine Arbeit, den Fruchterwerb u. s. w. Und daß diese Thatsachen in concreto für diese Person ein Eigenthumsrecht an dieser Sache begründen —, das lehrt auch die Vernunft, das natürliche Recht, welches jene Thatsachen mit ihrer Rechtswirkung bekleidet.

Sie glauben sodann, der Staat habe die Befugniß, das Privateigenthum an Grund und Boden abzuschaffen, da er es gewesen, welcher dasselbe eingeführt. Und Sie verargen es dem Papste, daß er die entgegengesetzte Ansicht vertritt.

Es ist das um so auffallender, da Sie vorher bereits einen jeden Absolutismus in der Wurzel vernichtenden Ausspruch des Papstes vollauf gebilligt hatten[2]. Wir meinen das Wort der Encyklika: „Der Mensch ist älter als der Staat, und er besaß das Recht auf Erhaltung seines körperlichen Daseins, ehe es einen Staat gegeben." [3]

In der That muß es zuerst Menschen und Familien gegeben haben, ehe dieselben sich zum Staate vereinigen konnten. Diese Menschen und Familien aber besaßen ohne Zweifel Rechte und unter diesen das Recht, Eigenthum auch an Grund und Boden zu erwerben. Was befugt nun den später entstandenen Staat, jene Rechte den Familien zu rauben? Ist er etwa zu diesem Zwecke gegründet worden? Haben die Menschen sich zu staatlichen Gemeinschaften vereinigt, um es schlechter zu haben als zuvor? Oder ist es nicht gerade eine der wesentlichen Aufgaben des Staates,

---

[1] „Offener Brief" S. 46. [2] Ebd. S. 7.
[3] Encyklika „Rerum novarum" S. 14 (15).

die zeitlich und logisch frühern Rechte zu schützen? Auf welchen Titel soll sich denn das Eigenthum des Staates am Grund und Boden stützen?

Muß es daher nicht auch als eine Gewaltthat sondergleichen erscheinen, wenn der Staat etwa, wie Sie es wollen, durch eine die Grundrente völlig absorbirende Steuer „den ganzen Werth des Grundeigenthumsrechtes zu Gunsten der Volksgemeinschaft wegnehmen" [1] sollte? Wir geben zu, daß die fortschreitende Concentration des Grundbesitzes in den Latifundienländern nicht ohne „Räubereien" im engern und weitern Sinne des Wortes sich vollzieht. Aber das ist alles ja doch nur ein Kinderspiel gegen den grandiosen „Raub", den Sie vorzuschlagen den Muth haben.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung mehr persönlicher Natur. Die Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit Ihrer Gesinnung steht bei uns außer Frage. Es möchte uns daher scheinen, daß Sie vielleicht durch die einseitige Berücksichtigung jener verruchten Wucherherrschaft, welche der Besitz in einzelnen Ländern und nicht am wenigsten in Ihrem Vaterlande zum Verderben des Volkes ausübt, zu Behauptungen und Forderungen sich haben hinreißen lassen, die Sie selbst bei erneuter Prüfung als zu weitgehend und als geradezu ungerecht erkennen dürften.

Heinrich Pesch S. J.

Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes.

(Schluß.)

IV. Don Carlos' Ende.

Seit der Mitternacht des 18. Januar 1568 war Don Carlos, der Erbe des spanischen Weltreiches, ein Staatsgefangener. Die Thatsache, daß der König von Spanien seinen einzigen Sohn der Freiheit beraubt habe und ihn gefänglich verwahre, mußte ungeheures Aufsehen hervorrufen und zu den tollsten Gerüchten Veranlassung geben. Philipp II. ließ daher zunächst alle Couriere aufhalten und allen brieflichen Verkehr nach außen absperren, bis die officiellen Anzeigen und Erklärungen genügend vorbereitet waren. Gleich in der Frühe des 19. Januar entbot

[1] „Offener Brief" S. 47.

der König den Baron v. Dietrichstein zu sich als den Vertreter des an diesem Ereigniß so nahe betheiligten österreichischen Hauses. „Dann er mich“, so meldet Dietrichstein dem Kaiser am 21. Januar, „von Stund an Montag früh erfordern [ließ] und gesagt: weil seines Suhns Sachen soweit kummen, hat er nit umgehen können, Fürsehung zu thun und also ihn verschienene Nacht in seinem Zimmer eingethan und verwachen lassen, daß er nit heraus oder jemand zu ihm herein könnt. Die Ursachen, warumben er solches gethan, die wollt er mir hernach vermelden lassen, damit ich Ew. Majestät die Wahrheit und Grund alles wie billig könnte berichten. Mittlerweile soll ich das, was er mir vermeldet, meinen gnädigsten Herren, seinen Vettern (den zwei jungen Erzherzogen), anzeigen.“

Dann ließ Philipp II. die Mitglieder seines Rathes einzeln zu sich kommen, um jedem über das, was vorgefallen war, Mittheilung zu machen; tags darauf, den 20. Januar, war Sitzung des Rathes, in welcher die weitern Schritte erwogen wurden. Sie dauerte viele Stunden. Officielle Schreiben wurden nach allen Seiten abgefertigt, zuerst an den Papst, dann den Kaiser, die verwittwete Königin Katharina von Portugal und andere auswärtige Fürsten, an die Granden [1], die Königreiche und Städte, die Bischöfe und Ordensprovinciale. Den Höfen von Frankreich und England ließ Philipp II. durch seine Gesandten officielle Anzeige erstatten.

Philipps II. große Liebe zur Gerechtigkeit und sein umsichtiger Eifer für deren Handhabung gegen hoch und nieder waren den Zeitgenossen rühmlich bekannt; es war dies vielleicht an Philipps Staatsverwaltung die glänzendste Seite [2]. Er konnte erwarten, daß, wenn er mit Maßregeln der Strenge gegen seinen einzigen Sohn einschritt, die Welt, auch ohne die Beweggründe näher zu kennen, diese That als eine wohlbegründete und vollauf berechtigte achten werde [3]. Die officiellen Anzeigen ließen

---

[1] Die Anzeige an den hl. Franz Borja, damals General der Gesellschaft Jesu in Rom, die dem Verfasser vorlag, stimmt, abgesehen von drei Wort-Varianten, genau mit der bei Gachard (p. 643) abgedruckten Anzeige für die übrigen Granden von Castilien. Sie ist vom gleichen Datum und gezeichnet von Francisco de Erasso.

[2] Nicht nur spanische Geschichtschreiber, wie Cabrera oder Herrera (Hist. general), bezeugen dies, sondern einmüthig auch die venetianischen Gesandten. Die Relationen P. Tiepolos (1563) und Morosinis (1581) geben hierin Philipp II. ein glänzendes Zeugniß. Der Secretär Courteville schrieb am 24. Mai 1563 nach Belgien: „Die Gerechtigkeitspflege ist hierzulande eine solche, daß man mit der Börse in der Hand durch ganz Spanien gehen kann, ohne daß jemand es wagen würde, ein Unrecht zu thun.“

[3] So schreibt denn auch Dietrichstein, so sehr er stets zu Gunsten des Don Carlos gestimmt gewesen war, am 3. Februar: „Jedermann, der des Kunigs Eigen=

sich daher sehr wenig und höchstens andeutungsweise auf Gründe ein. Am meisten noch trat der König aus seiner Zurückhaltung heraus gegenüber Pius V., in welchem er das Oberhaupt der Christenheit und einen Heiligen ehrte. Er schrieb an ihn am 20. Januar 1568:

„Um Ew. Heiligkeit zu beruhigen und über diesen Schritt zu dem Urtheil zu bestimmen, das ich wünsche, könnte es genügen, derselben vor Augen zu führen, daß ich Vater bin, und daß die Ehre, der Ruf und das Wohl des Prinzen mich aufs nächste berühren, endlich daß ich meinem Charakter nach, wie Ew. Heiligkeit und die ganze Welt es wissen, weit davon entfernt bin, eine Ungerechtigkeit zu begehen oder in einer Sache von solcher Bedeutung ohne reifliche Ueberlegung und schwerwiegende Gründe vorzugehen. Immerhin ist es gut, wenn Ew. Heiligkeit wissen, daß in der Erziehung des Prinzen von seiner Kindheit an hinsichtlich der Verpflegung, der Umgebung, der Rathschläge, die ihm ertheilt wurden, der Leitung seines Lebens und Benehmens all die Aufmerksamkeit und Sorge aufgeboten worden sind, welche für die Erziehung eines Prinzen, des voraussichtlichen Erben so vieler Königreiche und Staaten, am Platze waren [1]; daß man alle zuständigen Mittel angewendet hat, gewisse Ausschreitungen, die in seiner Natur und seinem Charakter lagen, zu unterdrücken und seine Neigungen zu bessern; daß während so vieler Jahre bis zum Alter, das er heute erreicht hat, alles versucht wurde und nichts gefruchtet hat; daß zuletzt die Dinge so weit kamen, daß ich, um das zu erfüllen, was ich dem Dienste Gottes und dem Wohl meiner Königreiche und Staaten schulde, mich unausweichlich gezwungen sah — mit dem Schmerz und Leid, das Ew. Heiligkeit zu würdigen wissen, da es sich um meinen erstgebornen und einzigen Sohn handelt —, in Bezug auf seine Person diese Aenderung zu treffen und gegründet auf so ernste und gerechte Ursachen einen solchen Entschluß zu fassen. Ich bin demnach versichert, daß in der Umgebung Ew. Heiligkeit, Höchstwelche ich in allem zufriedenzustellen wünsche und mich bemühe, ebenso wie in jedem beliebigen Theil der Welt mein Entschluß für so gerecht, so nothwendig, so ent-

---

schaft und Wesen kennt, der hält es dafür, was er gethan, daß er es wohlbedachtlich [gethan] und große befugte Ursachen gehabt hab." „Was nit interessiret oder passioniret ist," wiederholt derselbe am 13. April, „das gibt alles seinem (des Prinzen) Vater recht, weil er es gethan, daß er dessen billige und gerechte Ursachen gehabt."

[1] Was Sorgfalt, Kostenaufwand, redlichen Willen und Bemühen angeht, konnte Philipp II. sich dieses Zeugniß in Wahrheit ausstellen. Damit werden große Erziehungsfehler nicht ausgeschlossen, welche in Philipps Abwesenheit während der Kindheit des Don Carlos begangen wurden.

sprechend dem Dienste Gottes und dem öffentlichen Wohle angesehen werde, wie er es in Wirklichkeit ist."

Erst im folgenden Schreiben vom 9. Mai spricht sich Philipp II., wie er es versprochen, über die Gründe selbst etwas näher aus:

„Da ich öfter bei mir die Pflicht erwog, welche Gott mir auferlegt hat hinsichtlich der Staaten und Königreiche, die er mir zu Regierung und Verwaltung anzuvertrauen sich gewürdigt hat, daß ich in diesen die wahre Religion und den Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl unversehrt bewahre, dieselben in Friede und Gerechtigkeit erhalte und nach dem kurzen Lauf meiner Jahre wohlgeordnet und für einen langen Bestand gesichert zurücklasse; da dieses an erster Stelle von der richtigen Person meines Nachfolgers abhängt und es Gott gefallen hat — zur Strafe für meine Sünden —, daß der Prinz mit so vielen und großen Mängeln behaftet ist, theils Mängeln der Einsicht, theils solchen des Charakters, daß ihm jede dazu nothwendige Befähigung abgeht, und da mir die schweren künftigen Uebel vor Augen treten, im Falle Regierung und Nachfolge auf ihn übergingen, und die offenbare Gefahr, welcher alles entgegenginge: war es nach langer und eingehender Prüfung und vergeblicher Erschöpfung aller Heilmittel, als klar erkannt wurde, daß von seiner Seite wenig oder vielmehr gar nichts an Besserung zu erhoffen sei, endlich nothwendig, um noch rechtzeitig und mit Erfolg den befürchteten Uebeln zuvorzukommen, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, daß der Prinz gefänglicher Haft übergeben werde und daß dann, wie die Natur der Sache es erheischen würde, weiter und eingehender darauf gedacht würde, wie ich durch eine von Tadel und Einwand freie Entschließung der Erreichung meines Zieles nahe komme."

Was hier in dunklem und schwerfälligem Satzgefüge in Bezug auf das fernere Schicksal des Prinzen wie in Bezug auf die Beweggründe seiner Verhaftung angedeutet lag, tritt etwas klarer hervor in jenen Briefen des Königs, die im eigentlichen Sinne vertrauliche waren. Der erste derselben richtet sich an Donna Katharina, Königin-Wittwe von Portugal, Philipps Tante, die einzige noch lebende unter den Kindern Juanas der Wahnsinnigen. Ihr als der Großmutter des Don Carlos, der „Mutter und Herrin aller (Mitglieder des Hauses)", schreibt der König am 20. Januar:

„Die alten wie neuen Ursachen, die mich gezwungen haben, einen solchen Schritt zu thun, sind von derartiger Beschaffenheit, daß ich sie Ew. Hoheit nicht berichten noch Ew. Hoheit sie erfahren kann, ohne für

uns beide Schmerz und Kummer zu erneuern. . . . Für jetzt glaube ich nur Ew. Hoheit in Kenntniß setzen zu sollen, daß es nicht ein Fehler, ein Ungehorsam, ein Mangel an Ehrerbietung ist, was meinen Entschluß herbeigeführt hat; daß dieser nicht eine Züchtigung bezweckt, zu welcher ja ohne Zweifel der Prinz genügende Veranlassung gegeben hätte, die aber ihre bestimmte Dauer und Grenze haben könnte; und daß ich nicht diesen Entschluß gefaßt habe als ein Mittel zur Besserung mit der Hoffnung, es würden dadurch des Prinzen Ausschreitungen und Unordnungen gebessert werden. Diese Angelegenheit beruht auf einem andern Grundgedanken und wurzelt tiefer; sie ist von größerer Tragweite und Bedeutung im Hinblick auf die Pflichten, die ich habe gegen Gott und meine Königreiche."

Ganz im selben Sinne schreibt Philipp II. an seine Lieblingsschwester, die Kaiserin Maria: „Heute sage ich Ew. Hoheit nur so viel: daß, hätte sich der Prinz nur des Ungehorsams, des Mangels an Respect und der Beleidigung mir gegenüber schuldig gemacht — obgleich er in dieser Beziehung gerade genug gethan hat, um jede Art von Züchtigung zu rechtfertigen —, ich mich noch bemüht haben würde, ein anderes Mittel zu finden, das seine Ehre und sein Ansehen, die ja auch die meinigen sind, unversehrt gelassen hätte. Aber seine Handlungen haben das Urtheil, das man schon seit mehreren Jahren hinsichtlich seines Charakters und seiner Naturanlage hatte, und was man von seinen Fehlern bereits wußte, so sehr bestätigt, daß sie mich zwangen, weiter in die Zukunft zu blicken und im Interesse des Dienstes Gottes und für das Wohl meiner Königreiche und Staaten, wie es meine Pflicht ist — ohne Rücksicht auf Fleisch und Blut und alle andern rein menschlichen Gründe —, den großen und schweren Uebelständen zuvorzukommen, die zu befürchten waren, im Falle ich diese Maßregel nicht ergriffen hätte."

Auch an zwei seiner hervorragendsten Diener, an den Herzog von Albuquerque, Vicekönig von Navarra, und an Herzog Alba, Oberbefehlshaber in den Niederlanden, schrieb der König im gleichen Sinne, wenn auch vielleicht mit deutlichern Ausdrücken, hinsichtlich der bekannten Ausschreitungen des Prinzen. Es stand also von Anfang an vollständig fest: die Verhaftung in der Nacht vom 18. Januar 1568 bedeutete für Don Carlos den endgiltigen Ausschluß von der Thronfolge, den Abschluß seiner Laufbahn, ewiges Gefängniß[1].

[1] Nuntius Castagna sprach dies bereits am 4. Februar mit aller Bestimmtheit aus.

Auch den in Madrid beglaubigten auswärtigen Gesandten wurde im Auftrag des Königs Mittheilung über die geschehene Verhaftung gemacht, zunächst dem päpstlichen Nuntius Castagna durch den Präsidenten des Staatsrathes Espinosa. Als der Nuntius fragte, was an dem allgemein verbreiteten Gerücht wäre, daß der Prinz Absichten gegen das Leben seines Vaters genährt hatte, antwortete Philipps erster Minister: Wäre keine andere Gefahr gewesen als in Bezug auf die Person des Königs, so hätte der König schon gewußt, sich zu schützen und andere Mittel zu finden. Aber Schlimmeres sei es, wenn es etwas Schlimmeres geben könne, gegen das Se. Majestät schon zwei volle Jahre hindurch auf alle Weise Heilmittel anzuwenden gesucht habe. Jedoch der Prinz sei auf dem schlimmen Wege weitergegangen; es sei nicht gelungen, jenen Kopf zu heilen oder in Ordnung zu bringen, und daher zuletzt nothwendig geworden, zu jenem Schritte zu kommen.

Nicht minder deutlich lauteten die Eröffnungen, welche Ruy Gomez im Auftrag des Königs am 27. Januar den französischen Gesandten zu machen hatte: Ueber drei Jahre sei es her, daß der König sich davon überzeugt habe, daß des Prinzen Gehirn nicht weniger übel entwickelt sei als seine Körpergestalt, und daß derselbe niemals recht gesunde Einsicht besitzen würde, wie seine Handlungen es seitdem täglich durch die That erkennen ließen. Se. Majestät habe lange Zeit über die Sache hinweggesehen, in der Hoffnung, die Jahre würden vielleicht Einsicht und Unterscheidung bringen. Aber gerade das Gegentheil sei geschehen, es sei alle Tage schlimmer geworden, so daß der König alle Hoffnung verloren habe, es werde der Prinz jemals vernünftig werden und würdig zur Nachfolge in seinen Staaten und Königreichen, die demselben zu überlassen gleichbedeutend wäre mit ihrer und der Unterthanen Verderben und Verwüstung. Deshalb habe Se. Majestät nach langer und sorgfältiger Berathung . . . sich entschlossen, einen andern Weg in dieser Hinsicht einzuschlagen, nämlich den Prinzen in einem geeigneten Gemach eines festen Thurmes im Schloß zu Madrid abzusperren . . ., wo er künftig bedient und behandelt werden solle wie ein Prinz aus regierendem Hause, soweit es seine Person angehe, im übrigen aber so sorgfältig bewacht, daß er niemand Schaden zufügen, noch entwischen und aus Spanien fliehen oder seinem Vater sich entziehen könne, wie er es geplant habe.

Eine entsprechende Aufklärung wurde auch dem venetianischen Gesandten zu theil, während man auffallenderweise dem englischen Botschafter die Meinung beibrachte, es handle sich nur um eine vorübergehende Maß-

regel zum Zweck der Besserung. Der Mittheilung an William Cecil fügt der Gesandte am 28. Januar die Bemerkung hinzu: „Und wahrhaftig, das kann ich Ihnen sagen, wie ich es durch Erfahrung und Erprobung weiß: niemals lernte ich ein liederlicheres, verzweifelteres, unlenksameres Subject kennen (als Don Carlos), und es war hohe Zeit, seine Freiheit einzuschränken."

Der Venetianer Cavalli, nicht zufrieden mit den officiellen Erklärungen und den widersprechenden Gerüchten am Hofe, entschloß sich zu einem Besuche beim Bischof von Cuenca, dem Beichtvater des Königs, um von diesem mit allen Verhältnissen wohlvertrauten Prälaten die Wahrheit herauszulocken. Er berichtet über diese Unterredung an den Dogen am 11. Februar 1568: „Der hochwürdigste Herr entgegnete mir unter vertraulicher Mittheilung, es sei bereits über drei Jahre, daß Se. Kgl. Majestät hinsichtlich des Prinzen, seines Sohnes, diesen Gedanken gehegt habe, da er in Anbetracht der Handlungen, die derselbe begehe, und der Geistesverfassung (cervelo), die er an ihm wahrnehme, glaube sagen zu können, er habe keinen Erben seiner Staaten. Deshalb zögerte er auch immer, dessen Heirat mit der Tochter des Kaisers in Vollzug zu setzen, und unterließ manches, was er sonst gethan haben würde. Mit aller Geduld ertrug er seine Thorheiten und wartete, ob der Prinz etwa dieselben einstellen würde. Er machte verschiedene Proben, ob die Ausschreitungen, die derselbe begehe, von jugendlicher Leidenschaft oder von Herrschbegierde oder von Mangel an Urtheilskraft herrührten. Deshalb machte er ihn zum Präsidenten in seinem Ministerrathe, gab ihm Gewalt, in vielen Angelegenheiten zu befehlen, und verordnete, daß ihm immer eine bedeutende Summe Geldes in die Hände gegeben würde. Allein man machte die Erfahrung, daß der Prinz, wenn er in den Rath kam, Verwirrung anrichtete und Hemmung in die Berathungen brachte, daß er die Autorität, die ihm für den König anvertraut war, zum Gegentheil und zu dessen Schaden mißbrauchte, das Geld aber unnöthigerweise und ohne Urtheil vergeudete. Darum schien es Sr. Majestät gut, in allen diesen Dingen seine Hand zurückzuziehen. Eben deshalb vermehrte sich aber die Unzufriedenheit und begann die Verzweiflung Sr. Hoheit. . . . Da nun Se. Majestät sah, daß diese Handlungen auf solchem Wege seien, um eines Tages einen großen Skandal zu veranlassen, so entschloß er sich, die Maßregel auszuführen, welche bekannt ist. . . ." [1]

[1] Diese Mittheilung, welche im wesentlichen mit dem übereinstimmt, was Espinosa und Ruy Gomez im Auftrag des Königs den angesehenern Diplomaten

Don Carlos war anfangs in seinem Schlafzimmer, in welchem die Verhaftung stattgefunden, auch festgehalten worden. Starke Wachen standen an den Zugängen, und niemand wurde eingelassen außer den dienstthuenden Edelleuten. Alles, womit der Prinz sich selbst oder andere hätte schädigen können, war entfernt; die Speisen wurden bereits geschnitten ohne Messer oder Gabel aufgetragen; im übrigen konnte der Prinz sich frei bewegen [1]. Erst am 25. Januar wurde die Gefängnißordnung des Prinzen endgiltig geregelt. Er erhielt als Wohnung nur das letzte im Thurm gelegene [2] Zimmer seiner bisherigen Gemächer. Fenster und Kamin waren stark vergittert; durch die Mauer war in eines der anstoßenden Zimmer eine Oeffnung gebrochen, durch welche der Prinz in den Stand gesetzt war, der Feier der heiligen Messe beizuwohnen. Die Aufsicht über den Gefangenen übernahm wieder Ruy Gomez, der die anstoßenden Räume als Wohnung bezog und unter dessen Befehl sechs Edelleute zum Dienste des Prinzen bestimmt waren. Von seiner frühern Umgebung blieb dem Prinzen nur Graf Lerma. Bis dahin war noch Rodrigo de Mendoza, sein bisheriger Kammerherr, den er besonders schätzte, ihm zur Bedienung belassen worden; jetzt mußte er sich auch von diesem trennen. Es geschah in einem sehr schmerzvollen und ergreifenden Abschied [3]. Der Haushalt des Prinzen wurde am 26. Januar aufgelöst; ein Theil seiner Diener trat in den Dienst des Königs über, die übrigen wurden verabschiedet; die Pferde seines Marstalls wurden unter die Glieder des königlichen Hauses vertheilt. Schon am 7. Februar schrieb Dietrichstein nach Wien: „Des Prinzen halben so ist es ganz still, als ob er todt wär. Man laßt niemand zu ihm, als die dahin geordnet sein. Die hat man beeidigt,

mitzutheilen hatten, tadelt Büdinger S. 159 als die „vielleicht befohlene, doch kaum entschuldbare Indiscretion" des königlichen Beichtvaters und kommt S. 195 nochmals auf die „indiscrete Erzählung" zurück. Es scheint nur das Bedürfniß vorzuliegen, gegen einen katholischen Prälaten etwas Herabsetzendes auszusprechen; denn inwiefern hier eine Indiscretion vorliegen soll, zumal bei einer vom König anbefohlenen Eröffnung, ist schwer verständlich. Büdinger scheint anzunehmen, daß der Bischof seine Kenntniß nur aus dem Beichtstuhl gehabt habe.

[1] Gestützt auf den Bericht des englischen Gesandten, der wohl von allen am wenigsten genau unterrichtet war, läßt Büdinger S. 244 den Prinzen anfangs in Eisen gelegt werden und versichert dazu, daß, „wie wir wissen, der englische Botschafter mit besonderem Vertrauen behandelt" worden sei. Die Nachricht wird jedoch von Fourquevaulx am 22. Januar ausdrücklich als ein falsches Gerücht dementirt, dem er selbst anfangs irrthümlich Glauben geschenkt hatte. Büdinger braucht die Sache für seine Tobsuchts-Theorie.

[2] Nach anderem Berichte hätte es nur den Namen „Thurmzimmer" geführt.

[3] An diesen Rodrigo scheint Schillers Marquis von Posa anzuknüpfen.

daß sie, was sie hören, sehen oder wissen, sub poena infidelitatis niemand sagen oder eröffnen. Was es für ein End nehmen wird, gibt die Zeit zu erkennen. Meinstheils trag ich große Fürsorg seinethalben, daß es nit gut sein wird." Kaum irgend etwas drang in die Oeffentlichkeit. P. C. Saavedra S. J., damals in Madrid, der in einem Briefe an Franz Borja vom letzten Februar 1568 flüchtig die Sache berührt, weiß nur, daß es in den letzten Tagen mit dem Prinzen recht schlecht gegangen, daß Lerma und Juan Borja in dessen nächster Umgebung, im übrigen toda quietud, grandisimo silencio.

Nur eine öffentliche Erwähnung des Prinzen gab es noch; in der Meldung vom 26. März 1568 berichtet Fourquevaulx: „Die Naturen und Richtungen des Vaters und des Sohnes sind so verschieden, daß einer von beiden durch ein Wunder ein ganz anderer Mensch werden müßte, bevor man irgend hoffen könnte, daß der Prinz noch zu Lebzeiten seines Vaters aus der Haft befreit werde. Doch dauert die Bitte im Kirchengebet noch fort: et famulos tuos, Papam, Philippum regem nostrum, reginam *et principem nostrum* cum prole regia etc."

Von den auswärtigen Höfen wie von den spanischen Granden erfolgten auf die Anzeige der Verhaftung nur Aeußerungen des Beileids und des Bedauerns für den Vater. Eine einzige Stimme erhob sich gegen die Maßregel, die des Connetable und Großkämmerers von Castilien, Iñigo Fernandez de Velasco. Castilien hatte dem Prinzen gehuldigt, derselbe gehörte als öffentliche und geheiligte Person bereits dem Lande an, und jetzt hatte man ihn ohne Vorwissen und Einwilligung der Stände seiner Freiheit beraubt. Dagegen erhob der erste weltliche Würdenträger des Königreichs Klage und Protest. Philipp hatte indes nur dem dringenden Nothfall Rechnung getragen; es war seine Absicht, in aller Form und Gesetzlichkeit den Proceß gegen den Prinzen einzuleiten und denselben von der Thronfolge auszuschließen. Der Bischof von Cuenca versicherte dies ausdrücklich[1] dem Venetianer Cavalli, wie dieser am 11. Februar an den Dogen schrieb: „Er meinte, der König werde die Ursache des Ereignisses seinen Ständen zu erkennen geben und ihnen vorstellen, daß der Prinz, sein Sohn, aus Mangel an Verstand zur Nachfolge unfähig sei. Ich wollte nicht glauben, daß der König so weit gehen werde; er aber wiederholte, daß er dies für ganz gewiß halte." „Der König sagt,"

---

[1] Dasselbe meldet auch der Nuntius Castagna am 4. Februar mit aller Bestimmtheit.

meldet Fourquevaulx am 22. Januar, „er werde 40 Beweggründe und Ursachen vorlegen, welche ihn genöthigt haben, so mit ihm (dem Prinzen) zu verfahren." An einen Brief nach Belgien vom 31. Januar fügt der Staatsrath Tisnacq am 8. Februar noch das Postscriptum bei: „Wie man hört, wird der Proceß eingeleitet zur Erklärung des Unvermögens und der Unfähigkeit zur Thronfolge." Unter gleichem Datum schreibt der französische Botschafter an Katharina von Medici: „Vorderhand, Madame, wird man gegen den Prinzen in allem Weg Rechtens vorgehen, um ihn zur Thronfolge unfähig zu erklären." Zeugenaussagen wurden zahlreich erhoben; der König selbst wohnte den Verhören bei. Er ließ auch aus Aragonien die Acten des Processes kommen und aus dem Catalanischen übersetzen, den einst König Johann gegen seinen ältesten Sohn, den Prinzen Don Carlos von Viana, geführt, um diesen Proceß als Präcedenzfall für sein Vorangehen zu benutzen.

Ehe es so weit kam, nahmen die Geschicke des Prinzen ihre entscheidende Wendung. In den ersten Tagen hielt der Gefangene sich ziemlich still. „Der Prinz", schrieb Dietrichstein am 22. Januar, „soll etwas geduldiger sein, seit er weiß, daß sein Vater all sein Geheimnusen bei Händen [hat]." Dann aber bemächtigte sich seiner die Verzweiflung mit verdoppelter Gewalt; er begann, sich die Nahrung zu versagen, da ihm ein anderes Mittel fehlte, seinem Leben Schaden anzuthun. „Er ißt sehr wenig", meldet der französische Gesandte bereits am 18. Februar, „und nur widerwillig, und er schläft fast gar nicht, was nicht eben dazu dient, seine Verständigkeit zu verbessern. Er magert und zehrt sich sichtbar ab; seine Augen sind tief eingesunken." Man bot ihm möglichst substantielle Stärkungsmittel, um den Ausfall zu ersetzen; allein er begann überhaupt die Nahrung zurückzuweisen und zwei und selbst drei Tage völlig ohne Speise zuzubringen. Die Aerzte glaubten bereits, daß infolge der eingetretenen Entkräftung der Prinz verloren sei. Der König aber, so berichtet wenigstens der Venetianer Cavalli am 2. März, meinte: „Er wird schon essen, wenn der Hunger zu groß wird." Der König hatte recht, der Prinz begann wieder zu essen, und es zeigte sich, daß die Hungerkur ihm sehr heilsam gewesen war; er wurde gesunder und kräftiger als zuvor. Schon am 9. März konnte Fourquevaulx schreiben: „Er ist einige Tage unwohl gewesen, wollte nichts essen noch sonst etwas nehmen. . . . Jetzt geht es ihm gut, und es ist ihm gestattet, die Fenster seines Zimmers zu öffnen, die Landschaft und die Vorübergehenden zu sehen. Auch besuchen ihn die Aerzte bisweilen, und sein Beichtvater sieht ihn sehr häufig.

Er ist umgänglicher und geduldiger geworden, als er es im Anfang seiner Haft gewesen." „In Bezug auf die Gesundheit befindet sich der Prinz wohl," meldet derselbe am 26. März, „obwohl er noch gelbe Farbe hat; aber er krankt sehr an Unzufriedenheit und vermißt sehr die Freiheit. Trotzdem kann er sich nicht enthalten, immerfort Thorheiten zu begehen oder zu reden und vom König, seinem Vater, übel zu sprechen, Dinge, die den Anschein erwecken, als ob er völlig verrückt sei."

Doch die Streiche, die man ihm als Narrheiten auslegte, waren nicht immer ganz so sinnlos, wie sie auf den ersten Blick erschienen. Der Möglichkeit beraubt, sich auf andere Weise Schaden zu thun, verschluckte er einen Ring mit einem großen Diamanten; denn in der damaligen Medicin galt der Diamant als ein tödtliches Gift. Der Ring wurde vermißt und gesucht, bis man auf den Gedanken kam, der Prinz müsse ihn verschluckt haben. So war es; ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, gab er ihn wieder von sich. Noch am 30. März berichtet der Florentiner Nobili, der Prinz „verharre sehr verstockt und stolz".

Der König hatte inzwischen nicht aufgehört, sich um ihn zu kümmern. Zwar schlug er am 5. März dem portugiesischen Gesandten, welcher den Prinzen zu sprechen wünschte, die Erlaubniß rundweg ab; aber in denselben Tagen erließ er eine genaue, alles ins einzelne regelnde Gefängnißordnung für seinen Sohn, in welcher vorgesehen war, daß, soweit es sich mit der Haft und Abgeschlossenheit vertrug, alle Wünsche des Prinzen erfüllt werden sollten. Insbesondere war auch Vorsorge getragen, daß der Prinz täglich die heilige Messe hören könne, Andachts- und Erbauungsbücher, den Rosenkranz und was sonst die Frömmigkeit anregen konnte, zur Verfügung habe. Kurz darauf verbreitete sich sogar das Gerücht und wurde auch von den meisten Gesandten an ihre Höfe berichtet, der König habe Don Carlos besucht. „Ich habe inzwischen das Gegentheil erfahren," schrieb Fourquevaulx am 26. März, „er ging nicht über das Zimmer des Fürsten von Eboli; denn von dort aus konnte er besagten Prinzen deutlich hören und, wie ich glaube, durch die Holzvergitterung sehen, die zwischen beiden Räumen ist." Er hatte sich also doch persönlich nach dem Befinden des Prinzen umsehen wollen.

Allmählich lauteten auch über den Prinzen die Nachrichten günstiger. Dietrichstein wirft am 13. April einen Rückblick auf den ganzen Verlauf der Haft: „Sunst haben sie es also bestellt, ob er wohl zu Hof und in seinem Zimmer gehalten wird, daß er nir weiß oder erfahren kann, was heraußen geschehe, noch jemand was gründlich wissen kann, was er thut

oder macht. Gleichwohl sagt man, daß er im Anfang gar ungeduldig und verzweifelt gewest ist . . . soll oft in 40 Stunden kein Bissen gessen noch getrunken haben, also daß man seinen Beichtvater, so meiner gnädigsten Herren Beichtvater auch ist, zu ihm gelassen. Der sagt nun, daß er viel stiller und geduldiger worden sei, daß er (der Beichtvater) auch gute Hoffnung hab, er werde diese Ostern beichten und communiciren. Das Vergeben und Vergessen kann er nit übers Herz bringen."

Es gelang wirklich; am 8. Mai berichtet der französische Gesandte: „Ich bin unterrichtet, daß er sich in der verflossenen Karwoche ganz der Frömmigkeit hingegeben hat (qu'il s'est tout sanctifié), so sehr, daß seine Freunde sagen, da habe Gott eingegriffen. Denn seit er in der Fastenzeit gebeichtet hat bis zum Ostertag, ist er mit dem Vorhaben, den Leib Unseres Herrn zu empfangen, durch Abstinenz den Pflichten eines guten Christen nachgekommen, nachdem er viermal mit großer Zerknirschung und Reue die Lossprechung erhalten hat. Nachdem er glaubte, sich gebührend vorbereitet zu haben, verlangte er von seinem Beichtvater die Communion. Dieser aber zögerte zwei Tage, ihm dieselbe zu reichen, da er noch gewisse Anfragen und Antworten erwartete, die er jedoch von dem katholischen Könige, der eben zu Escurial weilte, nicht[1] erhalten konnte. Als man nach Verlauf dieser Zeit dem Prinzen sagte, daß man aus gewissen wichtigen Rücksichten es noch unterlasse, ihm das heilige Sacrament zu reichen, begann er sich zu betrüben und mit Weinen und Schluchzen seiner Traurigkeit Ausdruck zu geben. Als der Beichtvater nun sah, wie sehr er diesen Aufschub sich zu Herzen nahm, gebrauchte er die Ausrede, es fehle der nothwendige Schmuck, um die Kapelle zu zieren, und anderes, was dazu nothwendig sei. Hierauf erwiderte der Prinz, wenn er aus keinem andern Grunde ihm die Communion aufschiebe, so sei ein Aufschub wahrlich nicht nöthig; denn es genüge, es mit ihm zu machen, wie er (der Beichtvater) mit jedem Privatmann verfahren würde. Und so geschah es; denn der Beichtvater kleidete sich an und sang die Messe. Als man bei der Communion war, wollte er, daß der Prinz aus dem Zimmer herauskomme, in welchem er in Haft war, und in den kleinen Saal trete, in welchem die Messe gelesen wurde. Aber er (der Prinz) wollte dies

---

[1] Bei Gachard (1ère éd., p. 593) scheint hier ein n' ausgefallen, indem der Zusammenhang nothwendig die Negation verlangt. Auch die am Ende des Briefes folgende Berichtigung hat nur dann einen Sinn, wenn zufolge dieser vorausgehenden Darstellung die Darreichung der heiligen Communion ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs erfolgt war.

nicht thun, indem er erklärte, ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Vaters werde er nicht aus dem Zimmer gehen; er könne ja die heilige Communion durch das Holzgitter empfangen, welches zwischen seinem Zimmer und dem Saal der Kapelle ist. So machte es denn auch der Beichtvater, der es sehr lobte, daß der Prinz die Schranken nicht überschreiten wollte, die der Vater für ihn bestimmt hatte. Bei diesem Vorgang waren zugegen Ruy Gomez, Don Juan de Borja, welcher die Messe diente, und Don Gonzalo Chaquon. Ueber diesen Vorfall, seit welchem der Prinz gegen seine Gewohnheit mild und freundlich geworden ist, herrscht große Freude bei denen, die seine Freiheit wünschen, selbst bei den Bediensteten seines Haushaltes, welche daraus den Schluß ziehen, daß es dem Prinzen nicht an Besinnung und Urtheil fehle, wie der König und andere vorgeben. Denn wenn er nicht gesunden Sinnes fähig wäre, würde man ihm nicht das heiligste Sacrament gereicht haben. Sie hoffen deshalb, daß auf Grund dieser Haft, welche ihm zu Reue und Besserung dienen werde, bevor lange Zeit vergeht, es seinem Vater gefallen wird, ihn zu befreien und ihn in Gnaden anzunehmen.

„Ungeachtet all dieser Angaben erfuhr ich von einem Herrn, der alles weiß, was vorgegangen ist, und die Angelegenheiten des Prinzen besser kennt als die, so über dieselben Nachricht geben[1], daß, was die Communion angeht, von den Theologen der Rath gegeben worden war, man solle so thun, um vielen Leuten ihre falsche Meinung zu benehmen, namentlich den Sacramentirern, welche verbreiten, der Prinz gehöre zu ihrer Secte — was nicht der Fall ist; er haßt sie vielmehr tödtlich —, und jene Theologen haben erklärt, daß geistesgestörten Personen, die zeitweise zu Besinnung und Vernunft zurückkehren, in solchen lichten Perioden das heiligste Sacrament gereicht werden könne, wie es auch mit dem Prinzen geschehen ist. Thatsächlich ist jedoch bei ihm keinerlei Hoffnung, daß er jemals gesunden Sinnes und zur Nachfolge fähig sei, denn sein Geisteszustand (son entendement) verschlechtert sich von Tag zu Tag, und folglich ist kein Grund, seine Freilassung zu erwarten . . .“

Von solcher Erkenntniß war Dietrichstein noch weit entfernt, als auch er bereits am 22. April von den jüngsten Vorgängen hinsichtlich des Prinzen Nachricht gab. Denn wie es in den Wünschen des fran=

[1] Qui en devisent geht wohl auf die Königin, von welcher er die gemeldeten Nachrichten erfahren haben wird. Schon am 26. März hatte er über diese geschrieben: „Selbst die Königin sagt, daß sie nichts davon wissen könne, außer soviel der König, ihr Gemahl, ihr davon sagen will.“

zösischen Hofes lag, daß der Prinz beseitigt würde, so herrschte am österreichischen Hofe darüber großes Bedauern und der Wunsch vor, daß Carlos wieder in Freiheit gesetzt werden möchte. Eingehend auf diese Wünsche seines Kaiserhofes berichtet der Gesandte: „Er (der Prinz) hat diese heilige Zeit gebeichtet und gestern das hochwürdige Sacrament empfangen mit gar großer Andacht, darburch er sich der zwei fürnehmen Punkte halber aus dem Verdacht gebracht, nemblichen daß er nit ein guter Catholicus oder seiner Sinne soll beraubt sein.

„In dem, was sein Vatern betrifft, daß er wider ihn soll was fürgenommen haben, entschuldigt ihn der Vater selbst, daß man also inferiren will, es müß allein seiner Eigenschaft und Condition halber als ein väterliche Züchtigung beschehen sein. Der sein Beichtvater ist, hört meine gnädigsten Herren auch Beicht, [ist] gar ein feiner, christlicher, frummer, geschickter Munich. Der hat mir hoch und theuer affirmiret, daß ich gewißlich glauben soll, soviel die Religion betrifft, daß der Prinz je und allweg ein so guter Catholicus und davon so christlich gehalten, als ihn einer halten kunnte. So hab er wider seines Vaters Person, wie man gesagt, nit allein nix Thätliches zu handeln prätendirt, sundern [dies] auch nit in Sinn genummen. Der Prinz hab seine Mängel, die woll' er (der Beichtvater) nit verneinen noch entschuldigen. Dieselbigen aber wurden mehr [dadurch] verursacht, daß er in aller Freiheit erzogen und eines unstäten, harten Gemüths und eigensinnig, als daß er sunsten an Vernunft ein Mangel haben soll. Verhoffte, diese Heimbsuchung und Züchtigung, die soll ein Correction sein morum und daß er sich selber baß lerne erkennen, so daß, wie er Gott trau, beschehe. Hab er schon etlich Untugend, so hab er beineben gar große Tugenden."

Auch der minder nahe betheiligte Staatsrath Hopperus schrieb am 25. April nach Belgien: „Daß es mit unserem Prinzen etwas besser geht, wird täglich mehr bestätigt, und es gibt Leute, die hoffen, er werde bald in Freiheit gesetzt oder doch weniger eingeschränkt gehalten werden, und letzteres ist mir ziemlich wahrscheinlich." Der Nuntius meldete gleichfalls am 1. Mai nach Rom, wie er gehört, daß der Prinz über seine Haft jetzt in christlicher Geduld sich fasse. Indes begann doch allmählich selbst bei Dietrichstein die richtige Erkenntniß zu dämmern. Bereits am 8. Mai bemerkte er in seiner Depesche nach Wien: „Soviel ich verstehen kann, so vermeinen sie, daß die [Gründe], so Ihre königliche Würden fürnehmblich darzu verursacht, aus denen, so allbereit Ew. K. Majestät vermeldet worden, zuerst gewest: derweil solches aus keinem Zorn noch Unwillen,

viel weniger zu einer Straf fürgenummen, sundern allein seiner Person zu gute, daß es seiner Eigenschaft und natürlichen Condition — Gebrechen halben beschehen sei.... Soviel aber ich verstehen kann, so trag ich Sorg, daß sie schlechte Besserung verhoffen und seine Mängel also befinden, daß ich acht', die Heirat mit meiner gnädigsten Frauen Infantin Anna und seiner Person, die werde nunmehr gar hin und ab sein; und wo dem also, so hab ich wahrlichen seiner Erledigung schlechte Hoffnung meinestheils."

Die Vermuthungen und Hoffnungen, die an des Prinzen Besserung mehrfach geknüpft wurden, scheinen Philipp II. veranlaßt zu haben, etwas deutlicher als zuvor seine Absichten erkennen zu lassen. Gleichzeitig mit der Nachricht vom Empfang der Sacramente und von der damit eingetretenen Beruhigung des Gefangenen vernahm man auch, daß der König zur völligen Auflösung des prinzlichen Hofhaltes und Vertheilung des Marstalles eben jetzt die letzten Anordnungen treffe. An die Kaiserin, seine vertrauteste Schwester, schrieb Philipp II. am 19. Mai: „Da einige aus der Thatsache [des Empfangs der Sacramente] schließen und den Beweis entnehmen wollten, daß beim Prinzen ein Abgang der gesunden Vernunft nicht vorliege, habe ich geglaubt, über den Verlauf der Sache und die Gründe, die mich dabei bestimmt haben, Kenntniß geben zu sollen, damit Sie selbst gehörig unterrichtet seien und auch den Kaiser unterrichten können. Ew. Hoheit mögen bedenken, daß es hierbei auf verschiedene Zeiten ankommt, daß es Augenblicke gibt, in welchen der Geist gesünder erscheint als in andern, und daß Leidenszustände dieser Art in ganz anderer Weise beurtheilt werden müssen mit Bezug auf die Regierung und Handlungen im öffentlichen Leben, als für rein persönliche Acte und das private Leben. Denn es kann sehr wohl sein, daß jemand zu den erstern völlig unfähig ist und doch in Bezug auf die letztern sich ziemlich leidlich verhält. Ew. Hoheit werden demnach begreifen, daß diese vereinzelte Thatsache dem Mangel an Vernünftigkeit nicht widerspricht, den um meiner Sünden willen Gott bei meinem Sohne zugelassen hat."

Am gleichen Tage versicherte Philipp II. den Kaiser selbst, die Gründe für das Verfahren gegen seinen Sohn seien so in dessen Naturanlage gegründet und so klar festgestellt, daß keine Hoffnung einer Besserung mehr bleibe. „Demnach ist, was geschah, nicht für eine bestimmte Zeit geschehen, noch auch derart, daß dabei weiterhin irgend welche Veränderung statthaben könnte." Mit diesem Schreiben ging auch eine Depesche Dietrichsteins nach Wien, der sich bereits auf den Inhalt desselben beziehen kann; auch er hat jetzt alle Hoffnung für Don Carlos

aufgegeben. Er schreibt am 19. Mai: „Meinestheils besorg [ich], daß er nun dahin verurtheilt ist, quod neque ad gubernationem neque ad generationem aptus sit. . . Ob der Prinz gleich heres ist tantorum et maiorum regnorum der ganzen Christenheit, so ist er es doch nur potentia nach und nit actu, und menschlicher davon zu reden, bei seiner Eigenschaft, Thun, Wesen und Halten ist niemand nit, der seinem Vater nit länger [zu] leben gibt als ihm. Nebendem daß er auch in der Wahrheit ein seltsam Eigenschaft und Condition gehabt."

In jener milden, guten Zeit, da die Tröstungen der Religion den Gefangenen, wie es schien, mit seinem Geschicke ausgesöhnt hatten, begann Don Carlos sich ruhig und verständig zu beschäftigen. Er ließ sich die Gesetze und Ordonnanzen der spanischen Königreiche vorlesen und bezeigte daran ein großes Interesse; auch schrieb er viel mit eigener Hand, wie er schon früher zu thun pflegte. Allein je klarer ihm allmählich seine Lage wurde, desto zermalmender mußte sie für ihn sein. Er, der selbstherrliche, leidenschaftliche, ausgelassene, verwöhnte Prinz, war ein lebenslänglich Gefangener, war lebendig begraben! In den ersten Tagen des Mai, gerade als man den Prinzen in Ruhe und Besserung glaubte, unterhielt sich der Venetianer Cavalli [1] mit einem gut eingeweihten Herrn des Hofes, der ihm näher befreundet war. Der Venetianer äußerte gute Hoffnung, daß die Haft bessernd und mäßigend auf Don Carlos einwirken werde; aber der Freund erwiderte ihm trocken: „Wenn er [der Prinz] darüber den Verstand nicht verliert, so wird dies ein Zeichen sein, daß er ihn schon vorher verloren hatte."

In der That traten denn auch im Verhalten des gefangenen Prinzen schon bald wieder Unordnungen und Zügellosigkeiten hervor, welche Ausbrüchen von Verzweiflung nicht unähnlich sahen. Der Sommer kam mit seiner Glühhitze. Sonst hatte Carlos in den schattigen Hainen von Segovia oder Aranjuez in Spiel und Zerstreuung ihn hingebracht und war seiner Liebhaberei zum kalten Bade nachgegangen; jetzt war er eingeschlossen in den Mauern des Schlosses von Madrid, das als Sommeraufenthalt nicht eingerichtet war. Der Prinz goß täglich und stündlich ungeheure Quantitäten mit Schnee vermischten eiskalten Wassers in seinen ohnehin kranken Körper hinab. Sein Zimmer mußte mit kaltem Wasser ein über das andere Mal überschwemmt werden, und er liebte es dann, sich fast unbekleidet auf dem Boden zu wälzen. Das Bett mußte durch Gefäße, die

---

[1] Depesche vom 7. Mai 1568.

mit Schneewasser gefüllt waren, gekühlt werden. Fast völlig unbekleidet schritt oft der Prinz im Gemache umher. So schlief er auch in der Nacht bei geöffnetem Fenster. Diesen Unordnungen gingen wie früher die rasendsten Verstöße gegen jede vernünftige Diät zur Seite, namentlich unmäßiger Obstgenuß, dem beständig durch Schneewasser nachgeholfen wurde. Die Umgebung fügte sich in diesen Dingen seinem Willen. Schon seit Jahren hatte er es kaum besser getrieben; man vertraute seiner Natur. Auch waren die schlimmsten Auftritte zu fürchten, wenn man sich seinem Willen widersetzte. „Es ist sicher," schrieb etwas später der Staatssecretär Zayas im Auftrage des Königs, „wenn dies Ziel (seine Freiheit in der Lebensweise einzuschränken) erreicht worden wäre, so würde er sich gewissen andern Dingen hingegeben haben, welche gefährlicher für sein Leben, und was schlimmer ist, für seine Seele gewesen wären."

Manche der damaligen Berichterstatter, wie der Venetianer Cavalli[1], setzen voraus, daß der Prinz diese Ausschreitungen begangen habe in der bestimmten Absicht, dadurch sein Leben zu zerstören. Was ihm durch Aushungerung nicht geglückt, habe er durch Uebermaß erreichen wollen. Allein der Prinz handelte in diesen Dingen wenig anders, als wie er schon früher gethan, und mit Recht bemerkt Zayas' officieller Bericht in Bezug auf die Unthunlichkeit, bei ihm solche Excesse zu verhüten: „Hierüber werden . . . alle diejenigen, welche mit Zustand und Naturanlage Sr. Hoheit bekannt waren, kein Bedenken hegen." Vertraute bei solchen Unvorsichtigkeiten der Prinz auf „seine physische Beschaffenheit und sein Lebensalter", so wurde auch die Umgebung weniger dadurch beunruhigt „wegen der Erfahrung", zu welcher der Prinz in solchen Dingen schon reichliche Gelegenheit gegeben hatte. Indessen wurden Bitten und Mahnungen nicht gespart; aber diese fruchteten nicht. Verhängnißvoll wurde es, daß der Prinz mitten hinein in die sich überstürzenden Unordnungen plötzlich anfing, wie er schon öfter gethan, jede Nahrung zurückzuweisen. Elf volle Tage soll er so ausgehalten haben[2], nur mit kaltem Wasser. Damit war seine Kraft gebrochen. Als er wieder anfangen wollte, etwas Nahrung zu nehmen, war sein Magen zu schwach, dieselbe aufzunehmen. Schon am 19. Juli stand

---

[1] Depesche vom 24. Juli.

[2] So nach dem officiellen Bericht; der Innsbrucker Bericht (Hirn, Erzherzog Ferdinand II. II, 232 n. 5) weiß nur, daß er „acht Tage keinen warmen Bissen genommen und viel kaltes Wasser getrunken"; der sächsische Bericht (Serapeum XVI, 138), er habe „fünf ganze Tage gar nichts anderes essen wollen als Obst und gekühltes Wasser". Beide deutschen Berichte führen als die eigentliche Krankheitsursache das Hinunterschlingen einer großen Pastete mit 300 Unzen Schneewasser an.

es fest, daß das Leben des Prinzen nicht mehr zu retten sei. Anfangs wies der Prinz Arzt und Beichtvater zurück; aber am 21. Juli mit dem Herannahen des Todes trat bei dem Gefangenen eine völlige Veränderung ein. Er ließ seinen Beichtvater rufen und beichtete mit großer Andacht und Reue. Die heilige Communion zu empfangen war ihm wegen beständiger Brechanfälle nicht gestattet[1]; aber das heilige Sacrament wurde in sein Zimmer gebracht und von ihm andächtig verehrt; auch die letzte Oelung wurde ihm ertheilt. Am 22. Juli wollte er ein neues Testament machen. Seine Hauptsorge war, daß seine Gläubiger befriedigt würden; er wies dazu sein mütterliches Erbgut an und bat den König, das übrige zu ersetzen. Ebenso bat er diesen, seine treuen Diener zu belohnen; er sprach sein Bedauern aus, daß er dieselben einst hart behandelt habe. Als Begräbnißstätte bezeichnete er jetzt das Kloster der Dominikanerinnen zu Madrid. Wie er schon im ersten Testamente festgesetzt hatte, äußerte er jetzt mündlich den Wunsch, im Habit des Franziskanerordens und zugleich mit der Kapuze der Dominikaner bestattet zu werden. Die Kostbarkeiten, die ihm noch geblieben waren, vertheilte er theils an Klöster theils an seine Freunde und die Herren seiner Umgebung. Sein theurer Rodrigo de Mendoza wurde bedacht und der treue Suarez de Toledo, auch der Beichtvater und der Leibarzt, und zum Beweise, daß er alles verziehen, auch derjenige, den er am meisten gehaßt und den er als den Haupturheber seines Unglücks anzusehen gewohnt war: Ruy Gomez, Fürst von Eboli.

Die Königin, Elisabeth von Valois, und die Prinzessin Donna Juana hatten darum gebeten, den Prinzen nochmals sehen zu dürfen. Aus guten Gründen verbot es der König. Don Carlos seinerseits hatte seinen Vater um Verzeihung und um seinen letzten Segen bitten lassen und so den Wunsch geäußert, ihn nochmals zu sehen. Der König, der schwer am Podagra litt und in jenen Tagen unfähig war, allein zu gehen, überließ die Entscheidung über die Zuträglichkeit eines solchen Wiedersehens dem erfahrenen Beichtvater. Dieser entschied, daß die Standhaftigkeit und fromme Ergebung des Prinzen, der noch vor kurzem so leidenschaftlich gehaßt hatte, dieser Probe nicht unterworfen werden sollte. Philipp II. hat seinen Sohn nicht mehr gesprochen[2]. Der venetianische Gesandte und nach ihm manche

---

[1] So der päpstliche Nuntius Castagna am 27. Juli. Nach dem sächsischen und dem Innsbrucker Bericht hätte er auch die heilige Communion empfangen, nach ersterem dieselbe aber nicht bei sich behalten können.

[2] „Sie (Ihre Majestät) hat Ihre Fürstliche Durchlaucht (Don Carlos) besuchen wöllen, ist aber daran so von Ihren Räthen als des Prinzen Beichtvatter widerrathen

andere bis in die neueste Zeit haben dies als Grausamkeit und Härte ausgelegt. Solche, die mit der Seelenleitung vertraut sind, werden die Entscheidung des Beichtvaters wie Philipps Selbstbeherrschung in dieser Lage nur anerkennen können.

Das Fest des hl. Jacobus (25. Juli) stand bevor. Zu ihm als dem Schutzheiligen Spaniens trug Carlos zarte Andacht; schon am 21. Juli sagte er vorher, daß er an der Vigil dieses Festes sterben werde. In der Nacht vom 23. zum 24. nahmen seine Kräfte fühlbar ab. Besorgt fragte er, wie viel Uhr es sei. „Noch zwei Stunden bis Mitternacht", war die Antwort. Er äußerte Betrübniß; er fürchtete, den Termin nicht zu erleben. Auf der Brust hielt er das Crucifix; Geist und Lippen waren unaufhörlich im Gebet. Abermals fragte er, wieviel Uhr es sei. Man sagte ihm, Mitternacht habe geschlagen. „Nun ist die Stunde gekommen", erwiderte er. Nach dem Beispiele seines Großvaters, Karls V., nahm er eine geweihte Kerze in die Hand und ließ die Gebete sich vorbeten, die jenem vorgebetet worden waren. Durch kurze Stoßgebete unterbrach er sie. Oefters schlug er an die Brust; Deus propitius esto mihi pec-

worden, in Betrachtung, daß Ihre Fürstliche Durchlaucht auf einem solchen guten und christlichen Weg gewest, damit nicht etwa die väterliche Anmüthung Ihre Fürstliche Durchlaucht von solchem abwendet oder sonst an Ihrer christlichen Determination verhindern thäte." (So der sächsische Bericht vom 26. Juli 1568, Serapeum XVI, 140.) „Der König ist gar weh betrübt. Er wollte zu ihm (dem Prinzen) gehen, ehe er verschieden ist. Die Räthe haben ihn aber es nicht zu thun gebeten und des Prinzen Beichtvater selbst, weil er alle zeitlichen Dinge vergessen und keinen Gedanken mehr auf sie gerichtet hat." (Der Innsbrucker Bericht bei Büdinger a. a. O. S. 271.) Das Gleiche besagt der Brief des Gomez Manrique an seinen Bruder, den Canonicus zu Toledo, bei Ranke a. a. O. XL, 543. Auch der Florentiner Gesandte meldet dies am 30. Juli als allgemein bekannt, daß der König durch den Beichtvater sei vom Besuch zurückgehalten worden. Cabrera (Felipe segundo de España [Madrid 1619] III, 5), der freilich beträchtlich später schrieb, aber oft über treffliches und authentisches Material verfügt und hinsichtlich des Don Carlos ausdrücklich betheuert, wohl unterrichtet zu sein, weiß zu erzählen: „Einige Stunden vor seinem (des Prinzen) Hintritte, zwischen den Schultern des Prior Antonio und des Ruy Gomez, ertheilte er (der König) ihm seinen Segen und zog sich in sein Zimmer zurück mit größerem Schmerze und weniger Sorge." Demnach hätte der König, von dem Sterbenden unbemerkt, sich ins Sterbezimmer bringen lassen, auf andere gestützt wegen seines Podagra, um den Sohn nochmals zu sehen und dessen Bitte um den Segen wenigstens im Verborgenen zu willfahren. Da Cabrera für diesen einzelnen Zug seine besondere Quelle nicht anführt, so hängt die Wahrscheinlichkeit, die man der Erzählung beimißt, zum guten Theil von der Auffassung ab, die man sich vom Gesamtcharakter Philipps II. gebildet hat. Diejenigen weisen dieselbe ohne weiteres ab, denen es ganz feststeht, daß Philipp II. ein grausamer Unmensch gewesen.

catori, hörte man dann von seinen Lippen. Das Ende nahte; man brachte das Franziskanerkleid und die Dominikanerkapuze und legte sie auf das Bett des Sterbenden. Er war bei völlig klarem Bewußtsein. Bald darauf überkamen ihn Zuckungen, noch einmal schlug er an die Brust, und er verschied.

„Es ist nicht zu schreiben," heißt es in dem gleichzeitigen Innsbrucker Bericht aus Madrid [1], „wie christlich er sich bis auf das letzte Schupferlein gehalten hat. Er hat gebeichtet, das hochwürdige Sacrament und mit großer Andacht und Ehrerbietung die letzte Oelung empfangen, ohne Unterlaß Gott den Herrn um Verzeihung und Vergebung seiner Sünden angerufen und sich selbst angeklagt, wie gar undankbar er Gott und seinem Vater gegenüber gewesen, beide um Verzeihung gebeten, und also ist er gar christlich am Freitag verschieden nach Mitternacht gegen den Samstag und den St. Jakobs Abend, wie er kurz zuvor selbst gesagt hatte, Gott seinem Herrn den Geist aufgebend, der ihm und uns allen gnädig und barmherzig sei. Amen."

Ausführlicher spricht in dem gleichen Sinne der sächsische Bericht [2]: „So kann und soll Ew. Fürstl. Gnaden ich mit höchster Bekummerniß unterthäniglich nicht verhalten, welchermaßen weiland mein gnädigster Herr, der Prinz zu Hispanien 2c., vorgestern den 24. dies um 1 Uhr vor Tags oder aber den 23. und also am nächstverschienenen Freitag in der Nacht um 1 Uhr nach Mitternacht allhie in Ihrer Fürstl. Durchlaucht Gemach — allda Sie die Zeit her enthalten worden — ganz christlich, gottseliglich und wohl und mit einer so großen Geduld, Vernunft, Beständigkeit, Ruhe und Contrition verschieden ist, daß ich solches Ew. Fürstl. Gnaden nit genug rühmen kann und sonder Zweifel bin, Ihre fürstl. Durchlaucht genieße auf diese Stund der ewigen Freud der Seligkeit. . . Ist also nit mehr als fünf Tag gelegen und heut acht Tag, den 19. dies krank worden und ob Sie sich wohl anfänglichs Ihrem Gebrauch nach seltsam und wild gestellt, so hat Sie sich doch am Mittwochen gegeben und mit großer jämmerlicher Reue und Contrition, Seufzen und Schreien Gott um Gnad und Ihre Majestät, auch sonst alle die, so Sie beleidigt, um Verzeihung gebeten und sich ganz und gar zu Gott gekehrt mit herrlich Bekanntnuß Ihrer Sünden und Undankbarkeit gegen Gott und Ihren Herrn Vattern. Auch alsbald vermeldt, daß Ihr Ende an St. Jakobs des

[1] Bei Büdinger a. a. O. S. 271.

[2] Mitgetheilt von Seidemann im Serapeum XVI, 137 ff., „von einem sonst unbekannten Zeit- und Ortsgenossen, einem deutschen Hofmanne und Geschäftsträger".

Apostels Abend erfolgen würde, und in Summa mit großer Vernunft, beständiger Geduld, unverschrockenem, herzhaftem Gemüth, nachdem Sie christlichem, katholischem Gebrauch nach mit allen Sacramenten ordentlich versehen und bestetet (gestärkt) worden, ein solch schön, heilig und christlich Ende genommen, dessen sich wohl zu verwundern in Bedenkung, was Ihre Fürstl. Durchlaucht etwa hievor für ein Leben geführt. Also daß Sie sich befindt, daß Gott selben am Ende alle die Tugenden und Gnaden verliehen, deren Sie etwan im Leben in Mangel gestanden [1]. Als Sie auch in der Nacht, da Sie verschieden, gehört die 12 Uhr schlagen, hat Sie selbst gesagt, es sei Zeit, und das Sterbelicht gefordert, auch bis auf den letzten Zug ganz christlich und vernünftiglich geredt und sonderlich, als Ihr die Seel ausgehen wöllen und schon die Sprach verloren, mit der einen Hand an die Brust geschlagen und also in Gott verschieden. Der Allmächtig sei der Seelen gnädig und barmherzig."

Der König war durch das unerwartet rasche Ende seines einzigen Sohnes tief erschüttert. Doch verläugnete er auch jetzt nicht seinen Starkmuth und seine Selbstbeherrschung. „Ihre Majestät haben solchen Fall fast hoch schmerzlich und mit sonderer Bekummernuß aufgenommen, mehr als jemand es vermeint hat," sagt der sächsische Bericht, „wiewohl Sie Ihrer Königlichen Großmüthigkeit nach solch Leid vernunftiglich und geduldiglich — wie Sie denn alle anderen Zuständ auch zu thun pflegt — überträgt." Aehnlich schreibt der Nuntius Castagna am 27. Juli: „Diesen Tod hat der König als Vater tief gefühlt, aber als Christ mit jener Geduld getragen, mit der wir Heimsuchungen aus der Hand Gottes unseres Herrn entgegennehmen müssen."

Noch am Abend des 24. Juli erfolgte in dem Kloster, das der Prinz selbst hierfür bestimmt hatte, die Beisetzung der Leiche mit königlichen Ehren, wie für seinen Großvater Karl V. Die Trauervorschriften wurden wie für einen König angeordnet; Hof und Beamtenschaft waren für ein Jahr zur Trauer genöthigt, die Bewohner von Madrid für neun Tage zu schwarzer Kleidung. Der König zog sich am 28. Juli in das Kloster des Escurial zurück und war mehrere Wochen hindurch für niemand zu sprechen. Am 10. und 11. August wurde mit großem Prachtaufwand in der Klosterkirche zu St. Dominik der Trauergottesdienst gehalten. Ueberall in der spanischen Weltmonarchie fand dies Nachahmung.

---

[1] Ganz den gleichen Gedanken äußert der Venetianer Cavalli am 31. Juli und in einer Nachschrift auch der Innsbrucker Bericht.

Wohlunterrichtete Männer des Königreiches und wohl auch im allgemeinen die Bewohner von Madrid, welche des Prinzen Ausschreitungen und Unordnungen vor Augen gesehen hatten, konnten sich schon in den Zeiten seiner Freiheit einer großen Täuschung über seinen Charakter schwerlich hingeben. „Hinsichtlich des Prinzen ereignen sich Dinge," schrieb dementsprechend der französische Gesandte am 9. März 1568, „welche die Spanier ermuthigen könnten, Unruhen anzustiften oder die Waffen zu seinen Gunsten zu ergreifen, wenn es unter den Großen Castiliens auch nur irgend einen gäbe, der zu Unruhe und Aufstand geneigt wäre. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Vielmehr fürchten sie sehr stark die Regierung des Prinzen wegen seines unbeständigen, Furcht erregenden Geistes, so daß es weder Granden noch Edeln gibt, der sein Leben oder Gut für ihn wagen möchte."

Indes war der Prinz früher keineswegs unpopulär gewesen; bei Gelegenheit seiner Erkrankung und Wiedergenesung 1562 war die Liebe und Begeisterung des Volkes für seinen Prinzen überwältigend zu Tage getreten. Mit dem Augenblick seiner Verhaftung erschienen seine schlimmen Eigenschaften in milderem Lichte, seine Ausschreitungen waren vergessen; Theilnahme wandte sich ihm zu, wie Jugend und Unglück sie stets zu finden pflegen. Die Unzufriedenheit des hohen Adels mit der Regierung Philipps II. trug dazu bei, die Sympathien für den gefangenen Prinzen zu erhöhen. Die Nachricht vom Tode des 23jährigen Infanten brachte daher auch eine allgemeine Trauer hervor, an welcher das ganze Volk theilzunehmen schien.

Aber auch auswärtige Fürsten ließen für den Prinzen glänzende Trauerfeierlichkeiten veranstalten. Vor allem that so der Papst mit Rücksicht nicht bloß auf die Macht und die Verdienste Philipps II., sondern mehr in Rücksicht auf den wahrhaft christlichen Tod des jungen Fürstensohnes, um den allenthalben verbreiteten Gerüchten entgegenzutreten, der Prinz sei als Gönner oder Anhänger der Häretiker aus dem Wege geräumt worden. Der Papst selbst wohnte der Trauerfeier bei.

Schon bei der Anzeige der Verhaftung des Prinzen hatte Philipp II. den Provincialen und andern Ordensobern in Spanien den ernsten Wunsch zu erkennen gegeben, daß der Fall des Prinzen nicht zum Gegenstande öffentlicher Erörterung, zumal auf der Kanzel, gemacht werden möchte. Auch jetzt ließ der König bitten, daß nicht der Papst etwa im Consistorium die Angelegenheit zur Besprechung bringe oder bei Gelegenheit der Trauerfeier durch einen Leichenredner Leben und Geschick des Prinzen besprochen werden möchte. Allgemein unterblieben denn auch Nachrufe und Leichen-

reden. Nur aus Neapel wurde gemeldet: „Die Exequien des Prinzen von Spanien wurden gehalten ohne Aufwand von Prunk. Der P. Salmeron aus der Gesellschaft Jesu hielt eine kleine Ansprache, in welcher er in maßvoller Weise des Prinzen lobend gedachte."

Nicht lange nach Don Carlos' Tod, am 3. October 1568, starb auch die junge Königin, Elisabeth von Valois; die Erzherzogin Anna von Oesterreich, so lange Jahre zur Braut für Don Carlos bestimmt, ward die Gattin Philipps II., seines Vaters. Die Papiere aus dem Nachlaß des Don Carlos, wie die früher demselben abgenommenen und was an nicht öffentlichen Actenstücken auf dessen Proceß und Tod sich bezog, behielt Philipp II. persönlich im Verwahr. In seinem Testamente vom 24. August 1597 verordnete der König, daß diejenigen seiner Papiere, die er nicht selbst mehr nach seinem Wunsche der Sichtung unterziehen könne, nach seinem Tode durch drei bestimmte Vertrauensmänner durchgesehen und alles das verbrannt werde, was „von Gegenständen und Geschäften der Vergangenheit handle, die keine Wichtigkeit mehr haben"; insbesondere sollten ungelesen verbrannt werden alle Briefe, versiegelt oder nicht, die zwischen ihm und Fray Diego de Chaves, seinem und einst des Don Carlos Beichtvater, waren gewechselt worden. Verbrannt werden sollten namentlich auch Papiere, die auf Verstorbene Bezug hatten, auch versiegelte. Philipp II. fühlte ein Bedürfniß nicht, über seinen kranken Sohn, dessen Fehler, Naturmängel und Seelenleiden die Nachwelt aufzuklären. Auch der Mitwelt gegenüber hatte er es vermieden, selbst im Austausch mit den nächsten Angehörigen, anders als in Andeutungen davon zu reden. Ein mißrathenes, schlecht entwickeltes, lasterhaftes, dem Vater verfeindetes, mit Gott und der Welt zerfallenes Kind ist stets ein Schmerz für den Vater und eine Demüthigung für die Familie. Philipp that wie ein Mann, der sich der Beweggründe seines Thuns wie der Lauterkeit seines Handelns voll bewußt ist und im Bewußtsein, recht zu thun, die üble Nachrede der Welt nicht scheut.

Die Zeit, da man Philipp II. und seinen unglücklichen Sohn nur aus Romanen gleich dem St. Reals oder aus Liebesdramen gleich denen des Marquis de Chimenes oder Friedrich v. Schillers kannte, ist glücklich vorüber. Heute steht es fest, daß Carlos nicht durch Urtheil der Inquisition, nicht durch Gewaltact des Vaters geendet hat; es steht vollkommen fest, daß jede Spur eines romantischen Verhältnisses zwischen Don Carlos und der Gattin seines Vaters ausgeschlossen ist, daß Don Carlos weder Conspirationen und Sympathien für die Freiheit der Niederlande noch

dem Einverständnisse mit Sectirern zum Opfer gefallen ist. Maurenbrecher[1] hatte sich noch 1864 große Mühe gegeben, glaubhaft zu machen, das Entscheidende für Philipps II. Vorgehen gegen Carlos sei nur „die religiöse Schwachheit und Unentschiedenheit des Sohnes [gewesen], die ihm ebensoviel bedeuten mußte als ein offener Austritt desselben zu den glühend gehaßten und mit glühendem Eifer bekämpften Ketzern". Aber mit seltener Ehrlichkeit hat dieser gelehrte Forscher zehn Jahre später widerrufen[2]: „Der Schleier über den Prinzen ist jetzt gelüftet: er war schwachsinnig und deshalb von Philipp nicht als Nachfolger zu gebrauchen."

Bereits 1831 hatte Friedrich v. Raumer[3] in einer sehr dankenswerthen quellenmäßigen Untersuchung über Don Carlos einer verwandten Ansicht klaren Ausdruck gegeben: „Carlos hatte von Anfang an eine körperlich schwache und eine geistig bösartige Natur. Das letzte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten."

Diese letztere Ansicht hat denn auch in ziemlich emphatischer Weise der neueste Don Carlos-Forscher, Büdinger, vertreten. Dieser spricht nicht bloß von „notorischer physischer und geistiger Unfähigkeit" (S. 57), von „angeborenem mit Aufregung verbundenen Schwachsinn", „Disposition zur Schwachsinnigkeit" (S. 135), „Zeichen zunehmenden Schwachsinnes" (S. 174), von der „physiologisch unvermeidlichen Katastrophe" (S. 87); ihm ist auch die „Constatirung des mit Tobsucht verbundenen Schwachsinnes" „klar genug ausgesprochen". Freilich liebt dieser Forscher auch anderswo eine etwas emphatische Ausdrucksweise, z. B. wo er die Angabe Dietrichsteins (Juni 1564), der Prinz sei auf der rechten Seite etwas ungelenker als auf der linken, sofort zu einer „halben Lähmung seiner rechten Körperhälfte durch die Verletzung der linken Schädelseite" herausputzt. Auch spricht Büdinger neben den Behauptungen von Schwachsinn doch immer wieder von der „scharfen Beobachtungsgabe", dem „Scharfsinn", der „Einsicht für manche Combination", dem trefflichen Gedächtniß des Prinzen. Indes stützt sich Büdingers Endurtheil auf die Aeußerungen medicinischer und namentlich psychiatrischer Autoritäten, und es ist ohne Zweifel am Platze, diese in solchem Falle zum Worte kommen zu lassen. In manchem Falle, der den Historiker beschäftigt, könnten Fachgutachten dieser Art über räthselhafte Persönlichkeiten und schwierige Charakter-

---

[1] Historische Zeitschrift XI, 298/9. [2] A. a. O. XXXII, 290.

[3] Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (Leipzig 1831) I, 157.

complicationen ein interessantes und lehrreiches Licht verbreiten. Allein um über eine bloße Muthmaßung hinauszugehen, müßten solche Autoritäten in den Stand gesetzt sein, die ganze Persönlichkeit, um deren Geisteszustand es sich handelt, inmitten all ihrer Verhältnisse, mit ihrer Charakteranlage, Körperbeschaffenheit und Erziehung, mit allen Gepflogenheiten ihres Landes und ihrer Zeit richtig und vollständig aufzufassen; der Psychiater müßte in diesem Falle zugleich ein geschulter, in der ganzen Frage gründlich bewanderter Historiker sein und müßte vielleicht auch über ein vollständigeres und eingehenderes Quellenmaterial verfügen können, als es in dieser Frage thatsächlich vorliegt. So kommt es denn auch, daß selbst Büdinger (S. 288) wieder sprechen muß von der „Feststellung von nicht eigentlichem oder constatirtem Wahnsinn". Demnach bleibt, trotz der schätzenswerthen ärztlichen Meinungsäußerungen, für den Historiker die Frage offen: War Don Carlos im eigentlichen Sinne des Wortes geistesgestört? War er irrsinnig, so daß eine moralische Verantwortung seiner Handlungen ihn nicht treffen konnte?

Gewiß war der Prinz körperlich wie geistig anormal entwickelt; er ließ nicht wenige auffallende Handlungen der Zügellosigkeit, Maßlosigkeit, Grausamkeit, Heftigkeit und Leidenschaft sich zu schulden kommen. Seine thörichten Launen, seine Verschwendung wie seine Gewaltthätigkeit würden, auch wenn er in andern Lebensverhältnissen geboren gewesen wäre, höchst wahrscheinlich schon früh seine gerichtliche Entmündigung oder seinen Untergang herbeigeführt haben. In der Familie des Prinzen, selbst in der nächsten Verwandtschaft, liegen mehrere Fälle wirklichen Wahnsinnes vor. Es läßt sich annehmen, daß viele von den Extravaganzen und Unordnungen des Prinzen mit Absicht in Vergessenheit begraben, und schon wegen des Peinvollen und Verdemüthigenden, das für die königliche Familie in diesen Thatsachen lag, der Kenntniß Außenstehender vorenthalten wurden, daß wir also nur einen Theil seiner Ausschreitungen kennen. Auch manche der Aeußerungen Philipps II. an die nächsten Verwandten lassen sich dahin deuten, daß er beim Sohne nur krankhaften Zustand, nicht Schuld und Zurechnungsfähigkeit angenommen habe. Der Umstand, daß Don Carlos auch nach dem Eintritt der Katastrophe und zumal auf dem Todesbette der Gnadenmittel der Kirche mit allen Zeichen von Verständniß sich theilhaftig machte, würde gegen diese Annahme nichts beweisen. Es ist eine nicht seltene Erfahrung des Seelsorgers, daß Irre, die in andern Beziehungen des Lebens als unzurechnungsfähig erscheinen, für die Tröstungen der Religion zugänglich bleiben und in Angelegenheiten ihrer Seele mit der nöthigen Klarheit begabt sind.

Trotzdem verlangt es nur die historische Wahrheit, zu sagen, daß für Geistesstörung im Sinne der Unzurechnungsfähigkeit und gar der Tobsucht genügende Anhaltspunkte nicht vorliegen. Von allen uns bekannten Unordnungen ist keine einzige derart, daß sie nicht ohne Annahme von Irrsinn aus den Verhältnissen selbst, in welchen der Prinz aufgewachsen, und aus Fehlern seines Charakters sich leicht erklärte. Am 23. Juli, während der Prinz im Sterben lag, kam es in einem der Corridore desselben königlichen Palastes zwischen zwei diensthuenden Edelleuten wegen einer geringfügigen Thorheit zum Kampfe mit gezückter Waffe. Beide wurden vom König exemplarisch bestraft. Man wird demnach bei Don Carlos nicht „Tobsucht“ darin sehen dürfen, wenn er, in den Sitten und Unsitten seines Landes und Hofes aufgewachsen, gelegentlich im Zorn gegen Herzog Alba oder Espinosa den Degen zog. Auch sein übriges zügelloses Wesen bietet nicht einen einzigen Zug, der nicht leicht erklärlich wäre [1]. Selbst die Ausbrüche wilder Verzweiflung bei seiner plötzlichen Verhaftung, das ungemein tiefe und heftige Empfinden seiner machtlosen Lage in der Gefangenschaft, wie sehr sie zuweilen im Aeußern dem Gebaren eines Rasenden sich zu nähern scheinen, zeugen bei diesem so leidenschaftlichen, gewaltthätigen Jüngling weit mehr für klare Erkenntniß und richtiges Erfassen der Lage als für Unzurechnungsfähigkeit. Ueberhaupt würde die Annahme eigentlichen Irrsinnes, auch nur während der letzten zwei bis drei Jahre seines Lebens, dieses Leben ebenso wie das Verhalten der Umgebung erst recht zum Räthsel machen. Weder Fourquevaulx noch Dietrichstein, die beide mit besonderem Interesse die Person des Prinzen beobachtet haben, erkannten ihn für irrsinnig. Brantôme, wie wenig Glauben sonst seine Anekdoten verdienen mögen, scheint doch in Bezug auf den Prinzen die öffentliche Stimmung und Meinung einigermaßen wiederzugeben; und er ist weit entfernt, denselben als unzurechnungsfähig zu schildern. Ueberhaupt findet man in allen zeitgenössischen Berichten Don Carlos als einen schlecht erzogenen, übelgerathenen, unberechenbaren, unliebenswürdigen und leidenschaftlichen Charakter von wenig Einsicht und langsamer Entwicklung, aber nirgends als Irrsinnigen. Ebendeshalb glaubten ja auch viele,

---

[1] Gachard (Don Carlos S. 397) will sogar eine von des Prinzen „Bizarrerien“, ein Zeichen kranken Geisteslebens, darin erkennen, daß Don Carlos im Mai 1566 einige Messen lesen ließ, um verlorene Juwelen wiederzufinden. Kein gläubiger Katholik kann darin etwas Auffallendes finden, und der Historiker, der über katholische Zeiten und katholische Persönlichkeiten urtheilen will, mußte doch insoweit die katholischen Gebräuche kennen.

daß seine Haft nur ein vorübergehendes Mittel der Besserung sei. So gut man einerseits annehmen kann, daß nicht alle Auswüchse krankhaften Geistes im Leben des Prinzen uns bekannt geworden sind, mit ebensoviel Recht dürfte man andererseits vermuthen, daß manches von dem, was man berichtet, in vielen Stücken übertrieben, gefärbt und unberechtigt verallgemeinert ist. Pflegt doch die Skandalsucht und der Wunsch, interessant zu erzählen, ganz unwillkürlich auf die Berichte dieser Art vergrößernd und übertreibend einzuwirken, und hätte es doch auch im Interesse des Königs gelegen, daß Symptome wirklichen Irrsinnes, wenn sie vorhanden waren, nicht unbekannt blieben.

Verhältnißmäßig oft im Leben und nicht am wenigsten in den bevorzugten Gesellschaftsklassen gibt es unglückliche Existenzen von mangelhaft entwickeltem Geiste oder krankhaft ausgeartetem Gemüthsleben. Bald erscheinen sie als unheilbare Verschwender, Spieler oder Raufbolde, bald als geistig Zurückgebliebene, bald wieder als Sonderlinge, Misanthropen, Hypochonder, excentrische Köpfe; oft sind sie Last und Fluch ihrer Familie und Umgebung. Aber schwer würde es sein, Bewußtsein und Zurechnungsfähigkeit für das, was sie thun, ihnen abzusprechen; noch schwerer, auf Grund ärztlichen Gutachtens sie im Irrenhause den Blicken der Welt zu verbergen. Solchen Existenzen wird vielleicht am ehesten Don Carlos beizuzählen sein; und gewiß war er nie fähig, ein Land zu regieren. „Jedenfalls", so schließt auch Raumer[1], „war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer strengern Aufsicht vorhanden"; und Ranke[2] stimmt bei: „Kein anderer Fürst würde seinem Sohne nach solchen Vorfällen die Freiheit gelassen haben."

Aber auch in dieses traurige Menschendasein hat die Atmosphäre von Glaube und Religion, die es umgab, noch ihre Lichtstrahlen geworfen. In diesen wirren Geist, dieses stolze, eigensüchtige, starre Herz haben Religion und Gnade noch Zutritt gefunden und Trost gespendet und angeregt zu edler Erhebung aus der Nacht der Leidenschaft wie zu ernster Einkehr in sich selbst. Glaube und Religion haben sein Ende verklärt, sein Andenken gereinigt, seine Verirrungen gesühnt.

[1] Briefe aus Paris I, 157. [2] Werke XL, 490.

Otto Pfülf S. J.

Zur Geschichte der fête des fous.

Das Narrenfest (fête des fous), oder wie es auch genannt wurde, das Eselsfest (fête de l'âne), hängt unstreitig zusammen einerseits mit den ähnlichen Possen der Vaganten und Goliarden sowie mit dem Feste des Kinderbischofes, andererseits mit den mehr weltlichen Charakter bewahrenden Lustbarkeiten der Fastnacht und des Carnevals. Während aber Fastnacht und Kinderfest sich so ziemlich überallhin verbreiteten, scheint die fête des fous specifisch französisch gewesen und geblieben zu sein. Es ist daher begreiflich, daß sich in Frankreich allmählich eine reiche Literatur über dies Fest angesammelt hat [1]. Da dieselbe aber zu einem guten Theile in Fach- und Local-Zeitschriften zerstreut ist, erklärt es sich leicht, daß dieselbe außerhalb Frankreichs verhältnißmäßig geringe Beachtung fand.

Bei Beurtheilung des Narrenfestes haben sich sehr verschiedene Anschauungen geltend gemacht. Während es dem einen ein willkommener Anlaß war, die Mißbräuche, zu denen das Fest Anlaß wurde, ins Aschgraue zu übertreiben und dann der mittelalterlichen Kirche als solcher zum Vorwurf zu machen, gingen andere in der Vertheidigung so weit, daß sie überhaupt das Vorhandensein von Mißbräuchen läugnen zu müssen und zu können glaubten. Die Wahrheit, die hier wie so oft in der Mitte liegt, dürfte sich in folgende zwei Sätze zusammenfassen lassen:

---

[1] Quellen: I. Handschriftliche: Sens. Office des fous. Cod. Senonen. 46 saec. 13. — Paris, Nat.-Bibl. Cod. Lat. 10520, Copie der Handschrift von Sens vom Jahre 1667 enthält nur den Text. — Cod. Lat. 1351, Copie der Handschrift von Sens, angefertigt für Baluze, enthält neben dem Text die Melodien und geschichtliche Noten. — Picardie 14 et 158. Office des fous de Beauvais in Abschriften. — II. Druckwerke: *Du Tilliot*, Mémoire pour servir à l'histoire de la fête des fous qui se faisoit autrefois dans plusieurs églises. Lausanne et Genève 1741. — *A. L. Millin*, Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués. Tom. II (Paris 1806), p. 336. — *Aimé Chérest*, Nouvelles recherches sur la fête des innocents et la fête des fous, qui se faisaient autrefois dans plusieurs églises et notamment dans l'église de Sens. Bulletin de la société des sciences historiques et naturelles de l'Yonne. Vol. II (1853), p. 7—82. — Archives des Missions scientifiques Avril 1851, p. 187 ss. — Bulletin de la société archéologique de Sens. Tom. II (1858), p. 79 ss. — Histoire de l'Académie Royale des inscriptions et belles lettres. Tom. VII (1733), p. 225. — *Félix Clément*, Histoire générale de la musique religieuse p. 122 ss. — *Fétis*, Histoire générale de la Musique V, 122. — *Didron*, Annales Archéologiques IV, 208 ss.; VII, 26 ss.; XV, 373 ss. — A. Walter, Das Eselsfest. Ein Beitrag zur Geschichte der liturgischen Dramen; Cäcilienkalender 1885, S. 75 ff. — *Du Cange*, Glossarium mediae et infimae latinitatis s. v. Abbas conardorum und Festum fatuorum.

1. Die kirchliche Autorität hat zu jeder Zeit die Mißbräuche des Narrenfestes verurtheilt und dasselbe abzustellen getrachtet, was ihr indes bei der Volksthümlichkeit desselben erst sehr spät gelang.

2. Eben dieses Einschreiten der kirchlichen Organe beweist aber auch, daß das Fest zu wirklichen und zum Theile sehr ärgerlichen Mißbräuchen Anlaß bot, wenn dieselben auch nicht überall und zu allen Zeiten gleich groß waren.

Beide Punkte werden sich von selbst aus einer schlichten historischen Darlegung der Monumente ergeben, welche uns über das Fest erhalten sind. Dasselbe war ursprünglich das Fest der Subdiakone[1], später des niedern Clerus überhaupt oder auch wohl einer Narrenbrüderschaft. Es wurde um die Weihnachts- und Neujahrs-Zeit, meist am ersten Januar durch einen feierlichen Gottesdienst begangen, der in der Folge zu verschiedenen Mißbräuchen Anlaß gab. Eine solche Narrenbrüderschaft bestand z. B. in Dijon unter dem Namen Mater fatua, la Mère folle; nach dem, was Tilliot über dieselbe berichtet, scheinen indes ihre Festlichkeiten und Umzüge, die durch einen Beschluß des Parlaments von Dijon vom 19. Januar 1552 abgeschafft wurden, einen rein weltlichen Charakter gehabt zu haben. Ebenso haben wir über „het Geckengesellschap", im Jahre 1381 „op Sente Kumberti Dach" vom Grafen Adolf von Kleve ins Leben gerufen, keine Nachricht, daß sie sich bei ihren Jahresgottesdiensten irgend etwas minder Ehrfurchtsvolles erlaubt hätte[2]. Anders andere französische Narrenzünfte, die an einigen Orten z. B. Rouen Conardi (conards), an andern z. B. Evreux la confrérie de Monseigneur S. Bernabé apôtre genannt wurden[3]. Nachrichten über das Vorkommen des Narrenfestes liegen vor aus Sens, Rouen, Amiens, Paris, Evreux, Avallon, Beauvais, Viviers, Bourges, Noyon, Nevers, Troyes u. s. w., so daß man wohl seine Verbreitung über ganz Frankreich annehmen darf. Zu unterscheiden ist das Narren- oder Eselsfest, von welchem wir hier reden, von andern Festen, dem Palmsonntage oder dem Feste der Flucht nach Aegypten, in denen bisweilen ebenfalls Esel, wenn auch in viel harmloserer Weise, auftraten.

Mit seinen Anfängen reicht das Narrenfest so gut wie unsere Fastnacht ins heidnische Alterthum und auf die Saturnalien oder Decembrica zurück, von denen wir aus Martial[4] und dem hl. Augustin[5] wissen, daß dabei allerhand Mummenschanz und verschiedenerlei Ausgelassenheit getrieben wurden, denen auch die Christen nicht immer ferne blieben. Wir finden denn auch, daß sich die mittelalterlichen Schriftsteller dieser Herkunft des Narrenfestes recht wohl bewußt sind. In einem Rundschreiben der theologischen Facultät von Paris vom 12. März 1444, auf das wir später zurückkommen werden, heißt es nach Aufzählung der heidnischen Festlichkeiten, die an den Kalenden des Januar zu Ehren des spurcissimi Iani begangen seien: „Dort ist ohne Zweifel

---

[1] Festum hypodiaconorum, quod vocamus stultorum a quibusdam perficitur in Circumcisione. *Belethus*, Divin. offic. explicat. c. 72.

[2] *Teschenmacher*, Annales Cliviae etc. p. 56 sq.

[3] *Du Cange*, Glossarium s. v. Abbas conardorum.

[4] VI, 24; VIII, 75. [5] Serm. 125 de temp.

der Ursprung dieser schändlichen Gebräuche zu suchen, dies ist die Quelle jenes Verderbens, das man Gewohnheit nennt."[1] Johannes Belethus, Professor der Theologie an der Pariser Hochschule im zwölften Jahrhundert, der in seinem Rationale divinorum officiorum ein eigenes Kapitel „De quadam libertate Decembrica" betitelt, behauptet, dieselbe trage diesen Namen deshalb, weil es einst bei den Heiden Brauch gewesen sei, daß während dieses Monates Sklaven und Mägde gleichsam freigelassen und gleichen Standes mit ihrer Herrschaft geworden seien, an deren Festen sie Antheil nehmen durften[2]. Aehnlich beantwortet sich Wilhelm von Auxerre in seiner nur handschriftlich[3] vorhandenen Summa de officiis ecclesiasticis die Frage, warum am Feste der Beschneidung des Herrn das Narrenfest gefeiert werde. Es komme daher, meint er, daß die Heiden vor Ankunft des Erlösers an diesem Tage ein Fest gefeiert, das den Namen parentalia getragen, und sich der Hoffnung hingegeben hätten, es werde ihnen, wenn es ihnen an diesem Tage gut ergangen, das ganze Jahr hindurch ebenso ergehen. Dies Fest wollte die Kirche verdrängen, weil es gegen den Glauben war, und weil sie es nicht ganz auszureuten vermochte, duldete sie jenes andere (das Narrenfest), das nicht gegen den Glauben ist[4].

Der erste, von dessen Einschreiten gegen das Narrenfest wir Kunde haben, ist der Erzbischof Eudes de Sully von Paris. Seine Verordnung vom Jahre 1199, die von dem Decan des Kapitels, Hugo, den Archidiakonen Moritz, Heimerich und Odo, dem Kanzler Petrus und dem Magister Peter von Corbeil (Petrus de Corbolio) mitunterzeichnet ist, war veranlaßt durch eine Beschwerde des Cardinallegaten Petrus (titulo S. Mariae a via lata), in welcher derselbe u. a. sagt, er habe aus glaubwürdigen Berichten erfahren, daß am Feste der Beschneidung des Herrn in Notre-Dame solche Enormitäten und Schandthaten begangen würden, daß der Ort, den die glorreiche Jungfrau sich zu einer angenehmen Wohnung erwählt habe, nicht nur durch wüste Worte, sondern meist

---

[1] Procul dubio inde venit origo huius ritus nefarii, haec est nascentia illius corruptelae, quam consuetudinem vocant. *Migne*, PP. LL. 207, p. 1169.

[2] Atque haec quidem libertas ideo dicta est Decembrica, quod olim apud ethnicos moris fuerit, ut hoc mense servi et ancillae velut quadam libertate donarentur fierentque cum dominis suis pari condicione communia festa agentes. *Migne*, PP. LL. 202, p. 123.

[3] Cod. Parisien. 1411.

[4] Quaeritur, quare in hac die sit festum stultorum et ita sit, quod in festo B. Stephani sit festum levitarum et in festo B. Iohannis presbyterûm et in festo Innocentium puerorum? Ad quod est solutio, quod ante adventum Domini celebrabant festa, quae vocabant parentalia, et in illa die spem ponebant credentes quod si in illa die bene eis accideret, quod similiter in toto anno. Hoc festum voluit removere ecclesia, quod contra fidem est. Et quia exstirpare omnino non potuit, festum illud permittit et celebrat istud festum celeberrimum, ut aliud dimittatur. Et ideo in matutinali officio leguntur lectiones, quae dehortantur ab huiusmodi quae sunt contra fidem. Et si ista die ab ecclesia quaedam fiant praeter fidem, nulla tamen contra fidem. Et ideo ludos, qui sunt contra fidem, permutavit in ludos, qui non sunt contra fidem. Et hoc fecit permittendo.

auch durch Blutvergießen befleckt werde; darum werde das Fest mit vollem Rechte ein Narrenfest genannt[1]. In seiner Verordnung stellt Erzbischof Eudes genau fest, in welcher Weise künftig das Fest begangen werden sollte. Am Vorabend sollte zur Vesper geläutet werden wie an einem gewöhnlichen festum duplex. Danach sollte der Cantor die matricula, d. h. die Festordnung, verlesen; die Lichter auf den Triangeln sollten nicht angezündet werden, sondern höchstens die auf den Kronleuchtern, wenn derjenige, der die Chorkappe liefere, für die Kosten aufkommen wolle. Verboten wird, daß der „Herr des Festes", d. h. der praecentor stultorum, in Procession und unter Gesang in die Kirche geführt werde. Im Chore angelangt, könne derselbe unter Assistenz von zwei Canonici subdiaconi den Chormantel anlegen, und er solle, den Präcentorstab in Händen, die Prose Laetemur gaudiis intoniren. Hierauf werde der Bischof oder in dessen Abwesenheit der Decan die feierliche Vesper persönlich intoniren. Diese Prose Laetemur lautet:

Laetemur gaudiis, quos redemit verbum patris a reatus laqueo primi parentis, Dei iussa spernentis, arte ut hostis heu quando paradisum deserens exsul venit ad exitiales mundi istius labores; post humana proles omnis rueret nisi hac in carne Christus natus levaret et prima corona vestiret atque rursus in caelum collocaret.

Sonst sollte bei dieser Vesper nur noch erlaubt sein, daß das Responsorium und Benedicamus in triplo vel quadruplo vel organo, d. h. drei-, vier- oder zweistimmig, gesungen werde. Die Complet sollte ganz wie gewöhnlich verlaufen. Zu den Metten sollte nur einmal geläutet werden und nur gestattet sein, das dritte und sechste Responsorium in organo vel in triplo vel in quadruplo zu singen. In der Messe sollte nur die Epistel „cum farsia" (épitre farcie) von zwei Sängern in seidener Chorkappe und hernach erst vom Subdiakon gesungen werden. Die zweite Vesper sollte ganz wie die erste gehalten und statt des Hymnus die Sequenz Laetabundus exsultet fidelis chorus eingelegt werden. Zum Magnificat sollte der Vers Deposuit potentes de sede — während desselben wurde dem praecentor stultorum, mit dessen Herrlichkeit es zu Ende ging, der Stab abgenommen, eine Ceremonie, von der das ganze Fest auch „festum deposuit" genannt wurde — nicht über fünf Male wiederholt werden. Während des ganzen Officiums und sämtlicher Horen sollten Canoniker und Cleriker sich wie gewöhnlich in ihren stallis halten[2]. Man sieht, daß diese Verordnung nicht nur nichts Ungebührliches bestehen ließ, sondern auch in Erlaubtem, z. B. den beliebten Tropen und der Mehrstimmigkeit der Gesänge, sehr wenig zuließ. Im gleichen Jahre erschien eine ähnliche Verordnung für das Fest des hl. Stephanus, an welchem ebenfalls Mißbräuche vorkamen; in

[1] Ex fideli relatione quamplurium didicimus, quod in festo circumcisionis Dominicae in eadem ecclesia tot consueverunt enormitates et opera flagitiosa committi, quod locum sanctum, in quo gloriosa virgo gratam sibi mansionem elegit, non solum foeditate verborum, verum etiam sanguinis effusione plerumque contingit inquinari. *Migne*, PP. LL. 212, p. 70 sq.

[2] *Migne* l. c. p. 70 sqq.

derselben interessirt uns die Angabe, daß am Neujahrstage jedem Cleriker, der bei den Metten zugegen war, drei Pariser Denare, jedem Sängerknaben zwei Denare aus den Einkünften des Kapitels zugetheilt werden sollten [1].

Die Verordnung Eudes' de Sully ist besonders interessant durch den Umstand, daß dieselbe von einem Manne mitunterzeichnet ist, dessen Name mit der Geschichte des Narrenfestes eng verknüpft ist, dem Magister Petrus de Corbolio.

Liturgische Texte des Officium fatuorum sind äußerst selten. Da dasselbe kein usus, sondern ein abusus, kein kirchliches Fest im eigentlichen Sinne des Wortes war, findet man auch nicht in den Gradualien und Antiphonarien jener Tage, viel weniger noch in den Meßbüchern und Brevieren eine Spur davon. Der Text kann nur gefunden werden in eigens für das Fest und für eine Geckenbruderschaft geschriebenen Proprien. Solcher Codices sind nur wenige bekannt. Einen aus Beauvais fand Didron in Italien in Privatbesitz und pauste aus demselben die Eselsprose durch [2]; wo derselbe seitdem verblieben, ist unbekannt. Ein anderes Officium aus Beauvais besitzen wir nur in sehr späten Abschriften [3]. Die einzige zugängliche Originalhandschrift eines Narrenofficiums ist der berühmte Codex 46 der Bibliothek von Sens, berühmt schon durch das Elfenbeindyptichon, das zu seinem Einbande verwerthet worden und in merkwürdiger spätheidnischer Weise die Götter und ihre Attribute vermengt, indem es auf der einen Seite Bacchus als Sonnengott, auf der andern Diana als Mondgöttin darstellt, beide wie sie in zwei mit Centauren und Ochsen bespannten Wagen aus den Meeresfluthen auftauchen [4]. Diese Handschrift, welche aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammt, enthält ein vollständiges Festofficium von der ersten Vesper bis zur zweiten mit Einschaltung der Messe nach der Terz. Alter Localtradition zufolge soll dieses Officium von Peter von Corbeil als Erzbischof von Sens verfaßt worden sein. So berichtet Tanellus, derselbe habe das Officium, dessen man sich in Sens am Feste Mariä Himmelfahrt bediente, geordnet und die Versus zu den Responsorien verfaßt; ebenso das Officium des Narrenfestes, an dem man sein Ingenium wie den Löwen an den Spuren seiner Krallen erkennen könne [5]. Gleiches finden wir bei Sammarthanus in

[1] *Migne* l. c. p. 72 sq. [2] Annales Archéologiques XVI, 259.

[3] Bibl. Nat., Picardie 14 et 158.

[4] Die Elfenbeinplatten sind öfter beschrieben und abgebildet, so bei *Millin* l. c. p. 336; von Felix Bourquelot im Bulletin de la société archéologique de Sens VI, 79; von Anatole de Montaiglon in der Gazette des beaux arts 1880, I, 24. — Du Tilliot macht S. 9 aus den beiden Gottheiten Ceres und Cybele, obschon die eine eine nackte männliche Figur ist. Seine ganze Darstellungsweise ist sehr unzuverlässig.

[5] Officium, quo utitur Senonensis ecclesia in festo assumptionis B. M., digessisse fertur et versus, qui pro responsoriis, ut vocant, cantantur, composuisse; officium etiam, quo aliquando die circumcisionis Christi ea usa est ecclesia (quod fatuorum festum vulgo dictum est, non ob ea quae cantabantur, sed ob multa incondita et stultitia et sapientia quae fieri tum solebant et penitus obsoleverunt): ex quibus velut ex ungue leonem de ingenio et de doctrina illius licet indicare. Hist. archiep. Senon. p. 94.

der Gallia Christiana[1] und in einem Beschluß des Kapitels von Sens, nach welchem Corbeil sogar das Narrenfest „eingesetzt" haben soll[2]. Prüfen wir die Haltbarkeit dieser Ueberlieferung.

Mit Recht behauptet Chérest[3] gegen Nisard, welcher[4] die Sätze aufgestellt hatte, Peter von Corbeil habe weder Text noch Melodie zu diesem Officium verfaßt und dasselbe sei niemals ein liturgisches Officium gewesen, sondern ein Spiel für Kinder: es lasse sich aus der Person und dem Charakter Peters von Corbeil ein Grund gegen seine Autorschaft nicht geltend machen. Petrus Corbolius, der 1222 im Rufe der Heiligkeit starb, war, wie wir sahen, Canonikus von Paris und Lector der Theologie an der Pariser Hochschule, an welcher der spätere Innocenz III. sein Schüler war[5]. Alberich von Troisfontaines zufolge habe er den Beinamen doctor opinatissimus geführt[6]. Später wurde er Archidiakonus von Evreux, Coadjutor von Lincoln und endlich Bischof von Cambrai; dort aber war, wie Alberich sagt, nicht seines Bleibens, und so ging er zum Papste, der ihn zum Erzbischofe von Sens machte[7]. Petrus zeichnete sich neben seinen theologischen namentlich durch literarische Kenntnisse aus; litteraturae saecularis et theologiae praerogativa famosus nennt ihn Robert von Auxerre[8], und Chérest weiß[9] zu berichten, er habe unter anderm geschrieben Satiram adversus eos, qui uxorem ducunt, und Rhythmum, quod malum sit uxorem ducere; leider gibt er nicht an, woher er diese Nachricht hat. Nachweislich unrichtig ist es indes, wenn Chérest behauptet, das Officium von Sens sei nicht eine Reihe von Stücken, da und dort zusammengelesen, sondern sei das einheitliche Werk eines Mannes, und dieser eine Mann sei Peter von Corbeil. Das Manuscript von Sens enthält nämlich eine Reihe von Stücken, die nachweislich älter und sehr viel älter sind als der Magister Corbolius; so, von den Versen des Prudentius O crucifer bone lucis sator ganz zu schweigen, die Sequenzen Inviolata, Salus aeterna, Caeleste organum, Ave Maria gratia plena, Hac clara die turma. Ferner sahen wir oben, daß die Prose Laetemur gaudiis, die ebenfalls im Officium von Sens vorkommt, in Paris üblich war, ehe Peter von Corbeil den Stuhl von Sens bestieg. Es kann aber nicht einmal alles, was nach Abzug der nachweislich ältern Stücke übrigbleibt, einem einzigen Autor zugewiesen werden. Dagegen spricht die verschiedene Be=

---

[1] Gallia Christiana XII (1770), 60.

[2] Ad requestum vicariorum requirentium facultatem celebrandi festum circumcisionis *a defuncto Corbolio* institutum, quod vulgariter dicitur festum stultorum, pro hoc anno rationibus quibusdam moventibus non consenserunt Domini. Cod. Parisien. 1351.

[3] L. c. [4] Archives des missions scientifiques l. c.

[5] De cuius litteratura et scientia in longinquis et remotis partibus praedicatur, sub cuius magisterio nos aliquando fuisse in memoriam reducimus et ab eo divinarum audivisse paginam litterarum, quod volumus reputare gloriosum. *Innocentius III.*, Epist. „Cum olim".

[6] *Chérest* l. c. p. 35.

[7] Rerum Gallicarum et Francicarum Script. XVIII, 762.

[8] Ibid. p. 263. [9] L. c. p. 35.

handlung der Form und namentlich des Reimes. Vergleichen wir beispielsweise das Benedicamus zur Terz:

Regis natalitia,
Qui gubernat omnia,
Summa cum laetitia
Iubilet ecclesia,
Quia Dei gratia
Miseros
Reduxit ad superos

mit dem gleichfalls interpolirten Benedicamus zur Sext:

Verbum patris hodie
Processit de virgine,
Virtutes angelicae
Cum canoro iubilo
Benedicant Domino,

so sehen wir, daß der Dichter des erstern den männlichen Reim sich stets über zwei Silben (eine unbetonte mit folgender betonten) erstrecken läßt, wie dies die Reimdichter des dreizehnten Jahrhunderts durchschnittlich zu thun pflegen, während uns die stumpfen einsilbigen Reime des zweiten Benedicamus auf eine frühere Abfassungszeit hinzuweisen scheinen. Aehnlich, wenn wir z. B. den Conductus ad poculum mit dem Conductus ad tabulam, der berühmten Eselsprose, vergleichen. Wir werden also der Tradition von Sens nicht mehr zugeben können als dies, das Officium des Codex 46 sei von Peter von Corbeil purgirt und geordnet worden. Sicher ist, daß es Stücke begreift, die älter sind als er; unsicher bleibt, ob es Theile enthält, die von ihm als Autor herrühren. Daß Peter von Corbeil das Officium fatuorum in Sens revidirt und geordnet habe, wird neben der erwähnten Tradition, der man nicht mehr abzusprechen braucht, als nothwendig ist, wesentlich durch den Umstand gestützt, daß Peter ja schon früher in Paris an der Neuordnung desselben Festes sich mitbetheiligt hatte.

Ueberschauen wir nun das von Petrus Corbolius festgestellte Officium, so wie es der Codex Senonensis uns bietet, so ist zunächst interessant, wahrzunehmen, daß die Toleranz des Erzbischofes von Sens gegen Tropen, Interpolationen und ähnliches liturgisches Naschwerk sehr viel weiter ging als Eudes de Sully in seinem Erlaß von 1199. Denn von Tropen wimmelt das ganze Officium derart, daß sich schlechterdings kein Platz mehr findet, wo deren weitere angebracht werden könnten. Anstößiges findet sich in dem ganzen Officium mit Ausnahme der Eselsprose nichts; diese aber gehört streng genommen noch nicht zum Officium, das erst mit der Intonation der ersten Vesper beginnt. Der Vesper gehen vorauf zunächst die folgenden, von späterer Hand zugeschriebenen elenden Verse, die nicht gesungen wurden:

Festum stultorum de consuetudine morum
Omnibus urbs Senonis festivat nobilis annis,
Quo gaudet praecentor, sed tamen omnis honor
Sit Christo circumciso nunc semper et almo.

* * *

Tartara Bacchorum non pocula sunt fatuorum,
Tartara vincentes sic fiunt ut sapientes.

Das Fest selbst begann mit einem Gesange an der Kirchenthüre (in ianuis ecclesiae):

Lux hodie lux laetitiae, me iudice tristis
Quisquis erit, removendus erit solemnibus istis.
Sint hodie procul invidiae, procul omnia maesta,
Laeta volunt, quicumque colunt asinaria festa.

Nun folgt der Conductus ad tabulam, d. h. nicht, wie kluge Leute (Böhme, Sittard u. a.) übersetzen, „Hinführung des Esels an eine reich besetzte Tafel" (conductus sc. asini ad tabulam = mensam!), sondern eine Prose, die mehrstimmig gesungen wurde, während man sich processionsweise von der Kirchenthüre in den Chor bewegte, wo von einer Verkündtafel die Matrikel oder Gottesdienstordnung gelesen wurde[1]. Dieser Conductus ist das berühmte Orientis partibus, das Peter von Corbeil nicht abschaffen wollte oder konnte. Wir lassen hier den Text nach der Handschrift von Sens folgen; derselbe lautet, mit der Uebertragung zur Seite:

1. Orientis partibus Adventavit asinus Pulcher et fortissimus, Sarcinis aptissimus. Hez, Sir Asne, hez!	1. Aus dem Morgenlande kam Uns ein Esel lobesam, Esel schön und tapfer sehr, Keine Last ist ihm zu schwer. He, Herr Esel, he!
2. Hic in collibus Sichen Enutritus sub Ruben Transiit per Iordanem, Saliit in Bethlehem. Hez, Sir Asne, hez!	2. Ruben zog auf Sichems Höhn Auf den Esel stark und schön, Durch des Jordans Bette tief Er gen Bethlem hurtig lief. He, Herr Esel, he!
3. Saltu vincit hinnulos, Dagmas et capreolos, Super dromedarios Velox Madianeos. Hez, Sir Asne, hez!	3. Also zierlich tanzt einher Rehlein, Zicklein nimmermehr, Also hurtig traben kann Kein Kamel aus Madian. He, Herr Esel, he
4. Aurum de Arabia, Thus et myrrham de Saba Tulit in ecclesia Virtus asinaria. Hez, Sir Asne, hez!	4. Goldbeladen kam J-ah Fernher aus Arabia, Fern aus Saba hat beschafft Gold und Weihrauch Eselskraft. He, Herr Esel, he!

[1] Mit Recht spottet *Clément* p. 163: „Voyant dans les rubriques: ‚Conductus ad tabulam, conductus ad subdiaconum, conductus ad diaconum, conductus ad evangelium, conductus ad prandium, conductus ad presbyterium‘, il s'est avisé de sous-entendre partout le mot asinus. Dès lors le rôle de l'âne devenait réellement important: il était conduit à l'autel, il accompagnait le diacre à l'évangile; le sousdiacre ne pouvait lire l'épître sans avoir cet animal à ses côtés; on le conduisait après l'office à un banquet."

5. Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez, Sir Asne, hez!

5. Während er im Karren keucht
Und gar schwere Lasten zeucht,
Mahlt sein starkes Backenbein
Hartes Futter kurz und klein.
He, Herr Esel, he!

6. Cum aristis hordeum
Comedit et carduum,
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez, Sir Asne, hez!

6. Gerstenstroh mit Acheln dran,
Disteln er verknausen kann,
Auf der Tenne mit Bedacht
Drischt von früh er bis zur Nacht.
He, Herr Esel, he!

7. Amen dicas, asine,
Iam satur de gramine,
Amen, amen itera,
Aspernare vetera.
Hez, Sir Asne, hez!

7. Amen sprich nun, Eselein,
Wirst wohl satt vom Grase sein,
Amen, Amen früh und spät,
Alles Alte sei verschmäht.
He, Herr Esel, he!

Nachdem man unter Absingen der Eselsprose in den Chor gelangt war, begann die Vesper und verlief das ganze Officium, wie jedes andere damaliger Zeit zu verlaufen pflegte, mit dem einzigen Unterschiede, daß dasselbe, wie erwähnt, ausnehmend reich mit allen Arten von Tropengesängen verbrämt war, so daß die Aufführung sehr viel Zeit beanspruchen mochte. Von dem Esel ist in dem ganzen Officium nicht weiter die Rede[1], kein J-ah und kein Hinham erschallt, nur das bekannte Euovae schließt, wie ja auch heute noch die Antiphonen, ist aber kein bacchantischer Freudenruf, nicht, wie Bourquelot, auf den seither eine ganze Genealogie von Gelehrten hereingefallen ist, behauptet, das εὐοῖ der Bacchantinnen und auch nicht das avoi der chansons de Roland, sondern einfach die Vocale von seculorum amen. Man kann Chórest nur beipflichten, wenn er sagt: „Cet œuvre n'a rien qui blesse les idées reçues et préconisées dans l'église au treizième siècle." Im Gegentheile finden wir in demselben eine ganze Reihe von Poesien, die bewundernswerth sind und der Feder eines Peter von Corbeil nicht unwürdig wären.

Ob Corbeil mit seiner Revision des Officiums seinen Zweck erreichte, die Auswüchse des Narrenfestes zu beseitigen, wissen wir nicht, wissen aber, daß derselbe, wenn erreicht, jedenfalls nicht für lange Zeit erreicht ward. Denn nur zu bald stoßen wir gerade in Sens auf erneute Klagen über alte Excesse. Vom Jahre 1245 besitzen wir nämlich ein Schreiben des päpstlichen Legaten Odo, Bischofs von Tusculum, an den Erzbischof und das Kapitel von Sens, in welchem es u. a. heißt, er gebiete mit der ganzen Autorität, welche ihm sein Amt gebe, daß jene alten Spottfeste, welche zur Verunehrung Gottes, zur Herabsetzung der Geistlichkeit und zum Gespötte des Volkes am Tage des Evangelisten Johannes, der Unschuldigen Kinder und der Beschneidung des Herrn abgehalten würden, nicht in der hergebrachten Weise gefeiert oder geduldet würden, und

[1] Das ganze Officium findet sich abgedruckt von Bourquelot im Bulletin de la société archéologique de Sens VI (1858), 79 ss. und bei *Clément* l. c. p. 125 ss.

es solle jeder ipso facto suspendirt sein, der in fremder Tracht, bekränzt oder durch sonstige Ausgelassenheit sich an denselben betheiligen würde[1]. Ein ganz ähnliches Verbot enthalten die Statuten der Kirche von Nevers vom folgenden Jahre 1246[2].

Nach dem Gesagten scheint schon im 13. Jahrhundert der Kampf gegen das Narrenfest ein ziemlich allgemeiner gewesen zu sein. Mit welchem Erfolge, das läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß die Verbote in der Folge sich nicht mindern, sondern mehren. In der 21. Sitzung vom 9. Juni 1435 sah sich sogar das Basler Concil veranlaßt, auf das Fest Bezug zu nehmen. Aus seinem Decrete gegen die Schauspiele (de spectaculis non faciendis) erfahren wir auch bereits mehr Details über die Art der bestehenden Mißbräuche. Es spricht von einem schändlichen Mißbrauche, daß einige mit Mitra und Stab und bischöflichen Kleidern nach Art der Bischöfe den Segen ertheilen, andere als Könige und Herzöge angethan oder in anderweitiger Vermummung theatralische Schwänke zum besten geben, andere Tänze von Männern und Weibern aufführen und so die Umstehenden zum Gaffen und Lachen verleiten, noch andere endlich allerhand Zechgelage veranstalten. Dies alles verabscheut die heilige Synode und trägt unter Strafe dreimonatlicher Suspension der kirchlichen Einkünfte allen Ordinarien, Decanen und Rectoren auf, die Abstellung solchen Aergernisses zu veranlassen[3].

---

[1] Imprimis igitur legationis qua fungimur auctoritate districte praecipiendo mandamus, quatenus illa festorum antiqua ludibria, quae in contemptum Dei, opprobrium cleri et derisum populi non est dubium exerceri, videlicet in festo S. Iohannis Evangelistae, Innocentium et Circumcisionis Domini, iuxta modum pristinum nullatenus faciatis aut fieri permittatis. Sed iuxta formam et cultum aliarum festivitatum, quae per anni circulum celebrantur, ista volumus et praecipimus celebrari: ita quod ipso facto sententiam suspensionis incurrat, quicumque in mutatione habitus aut in sertis de floribus seu aliis dissolutionibus iuxta praecedentem ritum reprobatum adeo in praedictis festivitatibus seu aliis amodo praesumpserit se habere. *Martène,* Thesaurus Anecdot. IV, 1078.

[2] Item quia in festo stultorum scilicet innocentium et anni novi in ecclesia vestra multa fiunt sicut intelleximus inhonesta, sub poena excommunicationis inhibemus districte, ne talia festa irrisoria de cetero facere praesumant, firmiter iniungentes, ut sicut aliis diebus solemnibus servitium divinum faciatis. *Martène* l. c. p. 1070.

[3] Turpem etiam illum abusum in quibusdam frequentatum ecclesiis, quo certis anni celebritatibus nonnulli cum mitra et baculo ac vestibus pontificalibus more episcoporum benedicunt, alii ut reges ac duces induti, quod festum fatuorum vel innocentum seu puerorum in quibusdam regionibus nuncupatur, alii larvales et theatrales iocos, alii choreas et tripudia marium ac mulierum facientes homines ad spectacula et cachinnationes movent, alii commessationes et convivia ibidem praeparant: haec sancta synodus detestans statuit et iubet tam ordinariis quam ecclesiarum decanis et rectoribus sub poena suspensionis omnium proventuum ecclesiasticorum trium mensium spatio, ne haec aut similia ludibria neque etiam mercantias seu negotiationes nundinarum in ecclesia, quae domus

Kurze Zeit darauf, im Jahre 1444, sehen wir die theologische Facultät von Paris mit einem umfangreichen Schreiben gegen das Fest auf dem Kampfplatze erscheinen. Nachdem dieselbe den heidnischen Ursprung dieses Festes behauptet, heißt es, diese ihre lockern Feste hätten aber die Heiden nicht gewagt in ihren Tempeln zu feiern, sondern sie hätten dazu Haine, Felder und Schauspielhäuser benutzt. Dieser Ausbund von Schändlichkeit aber, den man Narrenfest nenne, werde an gottgeweihter Stätte von gottgeweihten Personen aufgeführt. Mit Recht heiße es Narrenfest, denn im Gebrauche der Schrift heiße Narr so viel als ein Mensch, der mit bösen Gesellen in der Ausübung jeglicher Bosheit frohlocke. Dann geht das Schreiben auf die Mißbräuche näher ein[1] und gibt eine Beschreibung der bei dem Feste unterlaufenden Skandale, die allerdings an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: Welcher vernünftige Christ würde nicht sein Schuldig sprechen über Cleriker, die während des Gottesdienstes mit Masken und monströsen Larven, in Weiberkleidung oder Narrentracht Tänze aufführen, unziemliche Lieder singen, dem Würfelspiel obliegen, auf dem Altare neben dem Priester fette Brühen schmausen, incensiren mit altem, übelriechendem Sohlenleder, um sich hernach auf schmutzigen Wagen durch die Stadt fahren zu lassen, vieler anderer Greuel zu geschweigen, die aufzuzählen sich die Zunge sträube, die aber noch heuer an vielen Orten geschehen seien. Nach energischer Abfertigung des Einwandes, man thue so nur zum Scherze und nicht im Ernst, damit die angeborene Thorheit sich doch einmal im Jahre tüchtig ausschäumen könne, redet endlich die Facultät in eindringlicher Weise den Bischöfen zu Gehör, sie möchten doch alle Kraft einsetzen, solche Mißbräuche abzustellen. Sie sollten nicht sagen: Unsere Vorgänger, die doch im Rufe standen, vortreffliche Männer zu sein,

---

orationis esse debet, ac etiam coemeterio exerceri amplius permittant transgressoresque per censuram ecclesiasticam aliaque iuris remedia punire non negligant. *Labbe* (ed. Veneta) XVII, 321.

[1] Hoc autem exsecrationis coagulum, quod vocatur festum stultorum in ecclesiis, in locis sanctificatis et a personis Deo consecratis fit et se exsecrando et loca sacra profanando Iani ritum concelebrant. O quam recte vocatum est hoc flagitiosum coagulum festum fatuorum. Nam in sacra scriptura pro eodem habetur dicere quempiam fatuum et dicere eum malorum hominum comitem exsultantium in rebus pessimis. Quis quaeso Christianorum sensatus non diceret malos illos sacerdotes et clericos, quos divini officii tempore videret larvatos, monstruosos vultibus aut in vestibus mulierum aut lenonum vel histrionum choreas ducere in choro, cantilenas inhonestas cantare, offas pingues supra cornu altaris iuxta celebrantem missam comedere, ludum taxillorum ibidem exarare, thurificare de fumo foetido ex corio veterum sotularium et per totam ecclesiam currere, saltare, turpitudinem suam non erubescere, ac deinde per villam et theatra in curribus ac vehiculis sordidis duci ad infamia spectacula, pro risu adstantium et concurrentium turpes gesticulationes sui corporis faciendo et verba impudicissima ac scurrilia proferendo? Et sic de multis aliis abominationibus, quarum pudet reminisci et recitare horret animus, quae tamen, ut fideli relatione accepimus, hoc in anno in multis locis factae sunt. *Migne*, PP. LL. 207, p. 1171.

haben das Fest geduldet; es kann uns genug sein, zu leben und zu handeln wie sie. Sie möchten vielmehr den größten Bischöfen, einem Hilarius, Martinus, Germanus von Auxerre, nachahmen, die gegen ähnliche Mißbräuche aufs schärfste eingeschritten seien. Dem Briefe sind 14 Conclusiones beigegeben, die von der Facultät geprüft und gutgeheißen waren. Der Inhalt derselben ist in aller Kürze folgender:

1. Die alte Gewohnheit, das Narrenfest in der beschriebenen Weise zu feiern, sei keine consuetudo, sondern vielmehr eine corruptela, sei gegen alle Gott und dem geistlichen Stande schuldige Ehrfurcht.

2. Es sei unerlaubt, einen sogen. Narrenbischof oder Erzbischof zu wählen; die solches thäten, schienen nicht richtig von der bischöflichen Würde zu denken.

3. Die so Erwählten dürften nicht die bischöflichen Insignien, Mitra, Stab und Vortragekreuz, gebrauchen, da hierin eine Verspottung des bischöflichen Amtes liege.

4. Dieselben dürften nicht den Segen ertheilen, sei es zu den Lectionen der Matutin, zum Evangelium oder über das Volk.

5. Da diese Dinge verboten seien wie durch die Decretalen der Päpste so durch die Beschlüsse allgemeiner Concilien, sollten Uebertreter dieses Verbotes gestraft werden und könne gegen sie als Ketzer und in fide suspectos vorgegangen werden.

6. A fortiori sei es unerlaubt, in exemten und unmittelbar dem Heiligen Stuhle unterstehenden Kirchen einen Narrenpapst (papam fatuorum) zu wählen.

7. Es sei unerlaubt, unziemlich und strafwürdig, falls Cleriker, namentlich wenn sie höhere Weihen hätten, in ungeistlicher Kleidung dem Officium am Narrenfeste beiwohnten.

8. Es sei unerlaubt, in der Kirche während des Gottesdienstes zu tanzen, zu essen oder andern Unfug zu treiben. Zuwiderhandelnde sollten gestraft und nöthigenfalls solle der weltliche Arm angerufen werden.

9. Es sei Clerikern nicht erlaubt, weltliche Kleider, noch viel weniger Weibertracht und Masken anzulegen und Possen zu spielen, am wenigsten auf öffentlichen Plätzen und vor der Menge.

10. Cleriker, vor allem solche in höhern Weihen, dürften überhaupt vor dem Volke keine Rollen spielen, die nicht zur Andacht und Lebensbesserung, sondern zu Gelächter und Ausgelassenheit anregten.

11. Weltliche dürften bei derlei bloß zu Scherz und Posse dienenden Spielen nicht die Trachten von Mönchen und Nonnen anlegen.

12. Behaupten und vertheidigen, diejenigen seien excommunicirt, welche zu hindern trachten, daß solche Feste künftig gefeiert werden, schmecke nach Häresie und Irrthum im Glauben (haeresin sentit et errorem in fide).

13. Da dem hl. Augustinus zufolge das Fest von der heidnischen Janusfeier seinen Anfang genommen, müßten Christen besonders am ersten Januar derlei Feste vermeiden, ne videantur paganizare.

14. Wer von seinem Oberhirten ermahnt sei und wer von dem Zeugnisse des hl. Augustinus Kenntniß genommen habe und dennoch von dem Feste nicht

lassen wolle, gegen die könne tamquam in fide suspectos et paganicorum rituum insectatores bei der Inquisition, wenn nöthig, unter Anrufung des weltlichen Armes vorgegangen werden.

So die berühmte Hochschule von Paris den 12. März 1444[1]. Gewiß eine furchtbare Gegnerin und zwar, wie man aus obigen Thesen ersieht, zum Vernichtungskampfe entschlossen.

Von Interesse, weil sie einen Blick ins Leben gestattet, ist eine Aufzeichnung aus dem Register des Kapitels von Amiens vom 3. December 1438. An diesem Tage erschienen in der Sitzung Johann Cornet, Abgesandter von St.-Michael in Amiens, Johann de Noeux, von St.-Mauritius bei Amiens, beide Rectoren, und Everard Duirench, Kaplan der Kirche (d. h. der Kathedrale) von Amiens, alle drei vordem erwählte, eingesetzte, ordinirte und erkorene Narrenpäpste der Stadt Amiens, gesandt, wie sie sagten, von ihren noch lebenden Vorgängern und Nachfolgern in diesem Amte, und stellten durch ihren Sprecher, den genannten Cornet, vor, daß Herr Johannes le Caron, Priester, jetzt verstorben, der bei Lebzeiten die gedachte päpstliche Würde bekleidet habe, in seinem Testament dem Papstfeste der Stadt Amiens letztwillig sämtliches Blei vermacht habe, das er im verflossenen Jahre gewonnen und das sich auf 60 Pariser Schillinge belaufen könne. Weshalb die genannten Abgeordneten bei den gedachten Herren ansuchten, sie möchten bewilligen, daß die genannten Cornet, de Noeux, Duirench und deren Vorgänger am demnächstigen Fest der Beschneidung des Herrn ein Essen veranstalteten, zu dem die Beneficiaten der Stadt geladen würden und unter dem die genannte Summe von 60 Pariser Schillingen zur Vertheilung käme, damit sie einen Papst wählen und weihen und die päpstliche Würde haben könnten, jedoch ohne irgend welche Benachtheiligung des Gottesdienstes, der am gedachten Fest der Beschneidung in der Kirche von Amiens stattzufinden habe. Gedachte Herren nun haben, nach vorhergegangener reiflicher Ueberlegung, dem Gesuche der Bittsteller willfahrt, zugestimmt und beigepflichtet[2].

---

[1] *Migne*, PP. LL. l. c.

[2] In praesenti capitulo comparentes Domini Iohannes Cornet, s. Michaelis Amb. legatus ut dicebat, Iohannes de Noeux, s. Mauritii prope Amb. ecclesiam parochialem ut dicebat, rectores, et Evrardus Duirench presbyteri ecclesiae Amb. capellani pridem electi, instituti, ordinati et assumpti in papatum stultorum villae Ambianensis, missi ut dicebant ab aliis suis successoribus et praedecessoribus superstitibus in papam huiusmodi iamdiu ordinatis et institutis, penes Dominos decanum et capitulum ecclesiae Amb. praedictae remonstraverunt per organum dicti Cornet, quod Dominus Johannes Le Caron presbyter nunc defunctus et dum viveret papatum praedictum obtinens suo in testamento et ultima voluntate, qua decessit, legavit festo papali ipsius villae totum plumbum per ipsum defunctum tunc viventem anno novissimo elapso lucratum in praefata Ambianensi ecclesia ad causam capellaniae, quam ipse hora sui obitus possidebat in dicta ecclesia. Quod plumbum ascendit et ascendere potest, ut dicebat ad LX solidos Paris., supplicantes iidem missi iisdem Dominis, quatenus ipsi consentirent, quod dicti Cornet, legatus, de Noeux, Duirench et sui

Noch wichtiger war im Princip eine Verhandlung des Kapitels von Senlis am 19. December 1403, da es sich um Sein oder Nichtsein des Festes handelte. Fünf Mitglieder (videlicet Dominus Cantor, Sorin, Gaufridus, Vetule et Verberie) waren der Ansicht, es solle der Papst in der Kirche creirt werden, dagegen die elevatio desselben und alles Tanzen unterbleiben und die Anwohnenden in anständiger weltlicher Tracht erscheinen (quod papa fieret in ecclesia, sed nulla elevatio et quod, qui vellet venire, in habitu saeculari honesto veniret et quod nulla dansio ibi fieret). Die Mehrzahl jedoch war anderer Meinung und beschloß, es habe in der Kirche nichts stattzufinden, sed extra possent facere capellani et alii quidquid vellent. Aus dem Mitgetheilten scheint hervorzugehen, daß das festum hypodiaconorum sich allmählich in ein Fest der Kapläne und Beneficiaten verwandelte, daß aber an dem Muthwillen, der verübt wurde, die Laienwelt keinen geringen Antheil nahm, weshalb ihr das Erscheinen in geistlicher Kleidung untersagt ward [1].

Vom 4. December 1444, also aus demselben Jahre, in welchem das energische Schreiben der Pariser Facultät erflossen war, liegt ein Kapitelsbeschluß von Sens vor, demzufolge es erlaubt sein sollte, das Fest in der Kirche zu feiern, genau so wie es in dem Ritual des Festes vorgesehen sei und in Gemäßheit des Statutes Odos von Tusculum, ohne Unehrerbietigkeit, ohne Possen, Tumult oder Unziemlichkeit, in der durch jenes Statut vorgeschriebenen Kleidung und nicht anders, ohne absichtliches falsches Singen, und besonders ohne dem Präcentor der Narren in der Vesper mehr denn drei Eimer Wasser über den Kopf zu gießen. Auch über das Begießen mit Wasser am Tage nach Weihnachten werden Bestimmungen getroffen. Wer dawider handle, verfalle ohne weiteres der durch das angezogene Statut verhängten Suspension. Dagegen sollte es den Narren unbenommen sein, außerhalb der Kirche anderweitige Ceremonien, jedoch nicht einem dritten zu Schaden oder zu Spott, vorzunehmen [2].

---

praedecessores in ipso papatu ordinati superstites die circumcisionis Domini proxime futuro facerent prandium, in quo beneficiati ipsius villae convocarentur ac in quo summa praedicta LX solidorum Parisiensium ex advantagia distribueretur, ut inibi eligere, instituere et ordinare valerent papam ac papatum relevarent absque tamen praeiudicio in aliqua tangendo servitium divinum in dicta ecclesia Amb. die circumcisionis praedicto faciendum. Qui Domini habita prius inter eos super praemissis matura deliberatione praedictorum ipsorum missorum requestum accordaverunt et annuerunt et consenserunt. Bibl. Nat., Picardie 158.

[1] Bibl. Nat., Picardie 158.

[2] De servitio dominicae circumcisionis viso super hoc statuto per quemdam legatum edito et consideratis aliis circa hoc considerandis et ad evitandum scandala, quae super hoc possent exoriri, ordinatum fuit unanimiter et concorditer nemine discrepante quod de cetero dictum servitium fiet prout iacet in libro ipsius servitii devote et cum reverentia absque aliqua derisione, tumultu aut turpitudine, prout fiunt alia servitia in aliis festis, in habitibus per dictum statutum ordinatis et non alias et voce modulosa absque dissonantia et assistant in huiusmodi servitio omnes qui tenentur in eo interesse et faciant debitum suum absque discursu aut turbatione servitii potissime in ecclesia nec projici-

Vom Jahre 1485 liegt wieder eine neue Verurtheilung des Festes durch ein Provincialconcil von Sens vor, welches das vorerwähnte Basler Decret in seine Beschlüsse aufnahm und noch verschärfte[1].

So sehen wir denn durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch die kirchlichen Behörden im Kampfe mit dem Narrenfeste, und die uns erhaltenen Documente beweisen, daß dieser Kampf ernst gemeint und zum Theile auch ernst geführt wurde. Wenn dennoch das Narrenfest sich noch ein weiteres Jahrhundert behauptet, ehe es völlig vom Angesichte der Erde verschwindet, so ist dies ein sprechendes Beispiel für die ewig alte und ewig junge Macht der Gewohnheit und des Herkömmlichen.

Vom 15. mag uns ins 16. Jahrhundert ein leider undatirter Brief eines Bischofs von Troyes überleiten, den de Soultrait in Didrons Annalen[2] mittheilt. Der Schreiber beklagt sich darin bitter, daß einige Cleriker am Narrenfeste großen Unfug getrieben hätten, und nicht zufrieden mit einem Tage, hätten sie vier Tage lang ihren Spectakel fortgesetzt. Wir ersehen aus diesem Briefe, daß zu Troyes eine „Pragmatique Sanction" bestand, derzufolge das Fest aus der Kirche verbannt bleiben und ohne Narrenbischof gefeiert werden sollte. Die Cleriker der Collegiatkirche St.-Stephan aber seien unbotmäßig gewesen und hätten einen arcevesque des fols gewählt, einen Vicar jener Kirche, der an der Vigil vom Neujahrstage feierlichen Gottesdienst in pontificalibus gehalten und sich durch die Stadt das erzbischöfliche Kreuz habe vortragen lassen. Und wenn man ihnen bemerkt habe, es sei ihr Thun Unrecht, so hätten sie erwidert, so werde es in Sens gehalten, und der Adressat des Briefes selbst (derselbe scheint also der Erzbischof von Sens zu sein?) hätte verordnet, daß das Fest so gefeiert werde. Noch schlimmer sei es Sonntag vor Weihnachten hergegangen. An diesem Tage hätten einige der genannten Narren auf einem der besuchtesten Plätze der Stadt ein Schauspiel aufgeführt, welches sie die Weihe ihres Erzbischofes nennen, und am Ende des Spieles sei er mit irgend einer ekligen Flüssigkeit gesalbt worden zu nicht geringer Verspottung der bischöflichen Weihe. Da er selbst diesen Unfug nicht abstellen könne, weil die Kirche exemt und seiner Gerichtsbarkeit entzogen sei, bitte er den Adressaten, in der Sache ein Einsehen zu haben[3].

---

atur aqua in vesperis super praecentorem stultorum ultra quantitatem trium sitularum ad plus nec adducantur nudi in crastino festi dominicae nativitatis sine braccis verenda tegentibus nec etiam adducantur in ecclesiam sed ducantur ad puteum claustri non hora servitii sed alia et ibi rigentur sola situla aquae sine laesione. Qui contrarium fecerit occurrit ipso facto suspensionis censuram per dictum statutum latam. Attamen extra ecclesiam permissum est, quod stulti faciant alias caerimonias sine damno aut iniuria cuiusquam. Cod. Paris. 1351.

[1] Conc. Senonen. Art. 1. c. 3. De choris et ludis in ecclesia non fiendis. *Labbe* (ed. Veneta) XIX, 413 sq.

[2] IV, 209.

[3] Au surplus vous plaise savoir que ceste presente année aucunes gens d'esglise de ceste ville, soubs umbre de leur feste aux Fols, ont fait plusieurs grandes moqueries, dérisions et folies contre l'onneur et reverence de Dieu et

Das allmähliche Absterben des Festes im 16. Jahrhundert veranschaulichen die Auszüge aus den Registern des Kapitels von Sens, die sich am Schlusse der Handschrift 1351 zusammengestellt finden. Danach wurde 1511 beschlossen, das Fest solle für dieses Jahr ausfallen und dies dem Herrn Talino Bissart, dem Gecken-Präcentor, bei Strafe der Excommunication intimirt werden. Im Jahre 1514 wird in der Sitzung vom 22. December den Vicaren erlaubt, das herkömmliche servitium zu halten; ebenso 1516 und 1517; 1519 wird die Erlaubniß verweigert, 1520 gegeben, vorausgesetzt, daß alles ehrbar und anständig verlaufe; 1521 wird das Fest trüber Zeiten wegen für abgeschafft erklärt und den Vicaren speciell verboten, den Gecken-Präcentor feierlich zu rasiren[1]; 1522 den 26. November wird die Abschaffung erneuert, aber am 31. December in letzter Stunde die Erlaubniß gegeben: nur sollte alles geziemend hergehen, kein Präcentor gewählt, kein Stab überreicht und vor der Kirche kein Theater errichtet werden. So schwankt man zwischen Verbieten und Erlauben hin und her bis zum Jahre 1614, in welchem das Fest noch einmal von sich reden macht. Aehnlich wird der Proceß des allmählichen Absterbens an andern Orten verlaufen sein.

Dem Gesagten sind nur noch wenige Notizen nachzutragen. Das Officium von Beauvais, welches uns aus spätern Abschriften bekannt ist, deckt sich in den wesentlichen Stücken mit dem von Sens, ist aber noch etwas weitläufiger und enthält wie dieses nichts Anstößiges. Um so auffallender ist, was Du Cange s. v. festum asinorum gerade von Beauvais und zwar nicht nach Tradition und Hörensagen, sondern nach einer Handschrift berichtet, der Priester habe statt des Ite missa est dreimal gewiehert und das Volk dreimal Hinham geantwortet. Uebrigens berichtet er dies von einem Feste, das am 14. Januar

---

en grant contempt et vitupere des gens d'esglise et de tout l'estat ecclesiastique, et ont plus excessivement fait la dite feste que on temps passé n'avoient accoustumé, et sy n'ont pas esté contents de la faire ung jour ou deux, mais l'ont faicte quatre jours entiers . . . et encore ceste presente année ont eleu et faict ung arcevesque des fols, vicaire d'icelle esglise, lequel la veille et le jour de la circoncision de notre Seigneur fist le service en la dite esglise, vestu in pontificalibus en baillant la benediction solemnelle au peuple, et le dit arcevesque, en allant parmi la ville faisoit porter la croix devant ly, et bailloit la benediction en allant, en grante derision et vitupere de la dignité arciepiscopale; et quant on leur a dit que c'estoit mal fait, ils ont dit que ainsi le fait on à Sens, et que vous mesmes avez commandé et ordonné faire la dite feste, combien que soye informé du contraire, et que pis est le dimenche avant Noël. Aucuns des dits fols firent un jeu de personnages qu'ils appellent le jeu du sacre de leurs arcevesques, au plus commun et plus publique lieu de la dite ville, et illec à la fin du dit jeu, de quelque vile et orde matière fut fait le dit sacre, en soy moquant et autres grant vitupere du saint ministère de consécration pontificale.

[1] Ne attemptent ultima die anni in theatro tabulato ante valvas ecclesiae aut alibi in civitate Sennonensi publice barbam illius, qui se praecentorem fatuorum nominat, aut alterius radere, radificare permittere aut procurare.

zu Ehren der Flucht nach Aegypten gefeiert wurde, also so wenig zu unserem Thema gehört als der interessante Ordo, den er aus einem Codex von Rouen anführt und der mehr ein Mysterium genannt werden muß. Sehr zu bedauern ist, daß der vollständige Text desselben nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

Aus den beigebrachten Documenten ist es, glaube ich, möglich, sich ein richtiges Urtheil über Art, Verbreitung und Geschichte des Narrenfestes zu bilden. Es ist jedenfalls klar, daß das vorgelegte Material nicht vollständig ist und daß darum mit der Zeit noch manche ähnliche Daten zur Kenntniß kommen werden. Das Mitgetheilte wird indes eine relative Vollständigkeit in dem Sinne beanspruchen dürfen, daß an dem Urtheile, welches man sich auf Grund dieses Materials bilden muß, ferner zu erwartende Einzelheiten von keinem wesentlichen Einflusse mehr sein können.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

1. **De morali systemate S. Alphonsi Mariae de Ligorio** historico-theologica dissertatio, auctore **Leonardo Gaude** e Congr. SS. Red. presbytero. 8°. (146 p.) Romae, ex typographia a Pace, 1894. Preis *Fr.* 1.75.

2. **De systemate morali** antiquorum probabilistarum dissertatio historico-critica, auctore **Franc. ter Haar** C. SS. R. 8°. (110 p.) Paderbornae, F. Schöningh, 1894. Preis *M.* 1.25.

3. **Untersuchungen über die verschiedenen Moralsysteme**, von Dr. **Karl Alex. Leimbach.** 8°. (126 S.) Fulda, Fuldaer Actiendruckerei, 1894. Preis *M.* 1.80.

Es wird unseres Erachtens mit dem Unterschiede zwischen Aequiprobabilismus und Probabilismus, wenn man diese Systeme so auffaßt, wie sie praktisch von den Theologen vertheidigt werden, viel zu viel Aufhebens gemacht. „Aequiprobabilismus" nimmt heutzutage kein Theologe, der sich als dessen Anhänger bekennt, im strengen Sinne des Wortes, sondern nach Vorgang des hl. Alfons in dem weitern Sinne, nach welchem „nicht erheblich weniger probabel" dem „gleich probabel" beigezählt wird. „Probabilismus" hinwieder oder „probabel" kann nur ausgesagt werden von der Zulässigkeit wirklich erprobter, gut begründeter Meinungen; schwach begründete, hinfällige Sätze „probabel", d. h. annehmbar, begründet oder erprobt, wahrscheinlich nennen wollen, ist ein Hohn auf den sprachlichen Ausdruck und enthält eine Verunglimpfung der Probabilisten.

Behält man dies im Auge, so wird man zugeben müssen, daß Aequiprobabilisten und Probabilisten in den Punkten, welche die Wesenheit des Moralsystems ausmachen, übereinstimmen. Beide nämlich behaupten:

1. In zweifelhaften Fällen, wo über Verpflichtung oder Freisein von Verpflichtung eine Gewißheit sich nicht erzielen läßt, darf man der zu Gunsten der Freiheit sprechenden Meinung folgen, falls für diese triftige Gründe sprechen, welche diese Meinung annehmbar, ihre Richtigkeit wahrscheinlich machen und trotz etwaiger Gegengründe sie wahrscheinlich belassen.

2. Man darf in einem solchen Falle sich nicht zu Gunsten der Freiheit entscheiden, wenn jene Meinung keine triftigen Gründe für sich hat oder nicht mehr wahrscheinlich erscheint.

Diese beiden Sätze nehmen Aequiprobabilisten im Sinne des hl. Alfons an, und es nehmen sie alle Probabilisten an, die nur irgendwie auf den Namen Probabilisten Anspruch zu erheben befugt sind.

Die Differenzpunkte innerhalb dieses gemeinsamen Rahmens sind weniger principieller, als vielmehr praktischer Natur. Und in der praktischen Anwendung kann es trotz scheinbarer Strenge in allgemeinen Sätzen sehr wohl vorkommen, daß ein Aequiprobabilist gelinder entscheidet als ein Probabilist, wie auch umgekehrt. — Ein dem Aequiprobabilismus eigener Satz ist nämlich dieser: „Ist eine von zwei entgegengesetzten Meinungen sicher oder bedeutend wahrscheinlicher als die andere, dann ist eben diese letztere nicht mehr wahrscheinlich." Als Ergänzung dieses Satzes muß man jedoch denselben auch umkehren: „Damit die eine von zwei entgegengesetzten Meinungen aufhöre, noch wahrscheinlich oder annehmbar zu sein, wird erfordert, daß die entgegengesetzte, wenn sie nicht sicher ist, so doch erheblich triftigere Gründe für sich habe."

Die Bedeutung dieser Sätze als einer praktischen Regel, um bedenkliche Meinungen und Scheingründe aus dem Bereich der sichern und befolgbaren Meinungen auszuscheiden, wird keiner verkennen. Allein daß sie die eigentlichen Grundsätze des Moralsystems bilden oder bilden müssen, ist nicht erweisbar. Zweifellos liegt der Grund, auf den hin ich verpflichtet sein mag, einer strengern Meinung zu folgen, nicht in ihrer Wahrscheinlichkeit, auch nicht der größern Wahrscheinlichkeit, sondern darin, daß und insofern die entgegengesetzte mildere Meinung nicht wahrscheinlich sei, d. h. nicht mehr triftige Gründe für sich habe. Die größere Wahrscheinlichkeit als solche läßt mir das Gesetz oder die Verpflichtung noch zweifelhaft; sie vermittelt mir noch keine Kenntniß vom Gesetz. Der Verstand wird durch die Wahrscheinlichkeit nicht genugsam bestimmt zum Urtheil, daß das Gesetz bestehe; einfachhin diesem die Zustimmung zu geben, ist dem Verstande aus sich nicht möglich; nur der Wille kann ihn zur Zustimmung drängen, jedoch vernünftiger und kluger Weise nur zu einer schwachen und schwankenden Zustimmung, die mit der Furcht, sich zu irren, gepaart ist. Allein, würde die entgegengesetzte Meinung auch noch wahrscheinlich bleiben, d. h. vernünftige und triftige Gründe für sich haben, dann könnte der Wille den Verstand auch zur Annahme dieser entgegengesetzten Meinung bewegen, allerdings auch hier in vernünftiger und kluger Weise nur unter gleichzeitiger Furcht, sich vielleicht zu irren. Erst dadurch, daß die Gründe für die eine Meinung, sei es direct oder indirect, als unhaltbar, unwahrscheinlich, unbedeutend oder nichtig erwiesen werden, wird die entgegengesetzte Meinung zu Gunsten der Verpflichtung die einzig annehmbare, die praktisch gewisse, verpflichtende Meinung.

Wir vermögen daher nicht einen Gegensatz in den Grundsätzen oder dem System zu erkennen, wenn der eine Autor sagt: „Obgleich die strengere Meinung augenscheinlich wahrscheinlicher ist, so darf man doch die entgegengesetzte mildere befolgen, wenn sie noch wahrscheinlich ist, d. h. auf triftigen Gründen beruht," der andere Autor hingegen: „Wenn die strengere Meinung augenscheinlich oder erheblich wahrscheinlicher ist, dann darf man die entgegengesetzte nicht befolgen, weil diese alsdann keine triftigen Gründe für sich hat." Die Differenz dieser beiden Sätze bewegt sich nicht innerhalb der Principien des Moralsystems,

sondern der eine läugnet nur die Thatsächlichkeit der Hypothese, die der andere offen hält.

Freilich, wenn man einmal eine augenscheinlich und erheblich größere Wahrscheinlichkeit für die eine Seite hat, dann wird der Fall außerordentlich selten sein, daß noch von triftigen Gründen für die andere Seite die Rede ist, geschweige daß sie als solche constatirt sind. Anders, wenn man bloß einfachhin eine größere Wahrscheinlichkeit für die eine Seite hat oder zu haben glaubt.

Daß im letztern Falle die mildere, wahrscheinliche Meinung befolgt werden dürfe, lehrt der hl. Alfons ausdrücklich in seinen Schriften von 1749 und 1755: „Man darf der probabeln Meinung folgen, auch wenn ihr eine mehr probable zu Gunsten des Gesetzes entgegensteht, so oft sie sichern und triftigen Grund für sich hat." In spätern Schriften, das läugnen wir nicht, hat der hl. Lehrer immer mehr die Kehrseite jenes Satzes hervortreten lassen: „Ist aber die zu Gunsten der Verpflichtung sprechende Meinung mit Sicherheit oder in erheblichem Grade probabeler, dann muß man ihr folgen; die entgegengesetzte darf nicht befolgt werden, weil sie nicht mehr hinlänglich probabel ist."

Diese Auseinandersetzungen dürften wesentlich dazu beitragen, die Bedeutung und Tragweite der drei hier zur Anzeige gebrachten Schriften ins rechte Licht zu setzen.

Nr. 1 sucht nachzuweisen, daß in den soeben wiedergegebenen Sätzen des hl. Alfons ein voller Systemwechsel ausgedrückt sei. Der hl. Lehrer sei anfangs einfacher Probabilist in seinen Schriften gewesen; er habe sich aber durchgerungen zu einem verschiedenen System, dem Aequiprobabilismus. Die Spitze der ganzen Schrift ist gegen Ballerini gerichtet, der die Behauptung aufstellte, der hl. Alfons habe freilich seine Ausdrücke modificirt, sei aber seiner ursprünglichen Lehre treu geblieben. Dabei wird freilich auch der Ordensbruder des Verfassers, der vor einiger Zeit verstorbene P. Haringer, mitverurtheilt und des Widerspruchs geziehen.

Viel versöhnlicher stellt sich zur Ausgleichung von Probabilismus und Aequiprobabilismus Nr. 2. Nach Anlage und Inhalt ist die Schrift darauf gerichtet, nachzuweisen, daß die meisten und bedeutendsten Theologen, zumal auch die aus der Gesellschaft Jesu, nicht wesentlich anders betreffs des Moralsystems gelehrt hätten als der hl. Alfons. Selbstverständlich läugnet der Verfasser damit auch einen Systemwechsel des letztern, so sehr auch in einigen Ausdrücken einige Verschiedenheit eingetreten sei. Die Besonnenheit der Ausführungen verdient Lob und Anerkennung. Nur möchten wir meinen, der principielle Gegensatz beim Probabilismus und Aequiprobabilismus des hl. Alfons sei noch geringer, als der hochw. Verfasser dieser Schrift anzunehmen geneigt ist. Die ganze Streitfrage dreht sich um folgenden Punkt: Hat das „sicher oder erheblich Probabelere" einen solchen Ueberschuß an Probabilität voraus, daß dadurch die entgegengesetzte Meinung ihre Probabilität, deren Gründe ihre Triftigkeit einbüßen? Theoretisch gesprochen, kann das gewiß nicht ohne weiteres behauptet werden, vor allem, wenn man sagt „sicher oder erheblich probabeler" (weshalb sich manche Probabilisten, wie Lacroix u. a., förmlich gegen jene Behauptung verwahren). Der praktischen Werthung nach sagte der hl. Alfons immer entschiedener ja, und zwar fügte er bei verschiedenen

Anlässen hinzu: „Ist einmal jemanden die eine Meinung zweifellos probabler, dann ist sie auch erheblich probabeler, sonst würde er nicht ohne Zweifel und Schwanken sich für größere Probabilität aussprechen." Daß dies im praktischen Leben in der Regel so der Fall ist, geben wir sehr gerne zu: das erklärt uns vollauf, wie der hl. Alfons, der eben eine Regel für das praktische Leben haben wollte, daran stets nachdrücklicher festhielt. Es ist dabei zu bedenken, daß das ganze Gebiet, um welches es sich hier handelt, nicht sicher feststehende, rein objective Sätze betrifft, sondern Meinungen, von denen ein subjectives Element gar nicht getrennt werden kann. Für den Fall nun, daß jemand über zwei entgegengesetzte Sätze nach reiflicher Abwägung der Gründe sich die Meinung gebildet hat, für den einen Satz sprächen zwar triftigere Gründe als für den andern, doch sprächen auch für letztern schwerwiegende, durchaus annehmbare Gründe, — wird er da diese Behauptung, daß die Gründe für den einen Satz größeres Gewicht hätten, wohl leicht mit voller Entschiedenheit und ohne Schwanken und Zaudern wagen? Ich denke, nein. Er wird höchstens sagen: Mir scheinen die Gründe schwerer wiegend zu sein. Damit verneint er aber eine feste Ueberzeugung. Kaum jemals anders, als wenn er die Unhaltbarkeit oder das Unzureichende der Gegengründe wahrnimmt, wird er mit voller Ueberzeugung für die unzweifelhaft größere Probabilität sich aussprechen. In einem solchen Falle aber kann auch nach den Grundsätzen des einfachen Probabilismus die gelindere, aber minder probable Meinung nicht mehr befolgt werden. So dürfte sich denn der Unterschied eines vernünftigen Aequiprobabilismus und eines vernünftigen Probabilismus auf ein Minimum beschränken.

Das ist auch die Ansicht des Verfassers von Nr. 3, wiewohl eine ganze Abtheilung des Werkes „Beweis und Rechtfertigung des Probabilismus" betitelt ist. Der Unterschied dieser Schrift und der beiden andern ist der, daß sie nicht wie diese vorzugsweise historisch-kritisch ist, sondern philosophisch- und theologisch-kritisch. Zum innern Verständniß der ganzen Frage ist es nothwendig, sich klar zu werden über das Verhältniß des menschlichen Geistes zur Wahrheit, über objective und subjective Gewißheit, über Wissen und Meinen und Zweifeln. Dies leistet der Herr Verfasser im ersten Theile. Der zweite Theil erläutert dann die verschiedenen Moralsysteme; der dritte begründet den Probabilismus; der vierte gibt die Hauptregeln an für die praktische Anwendung des Probabilismus. Das Werk nimmt unter dem Vielen, was über Probabilismus geschrieben ist, eine hervorragende Stelle ein.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Cours de théologie catholique par M. le Chanoine Jules Didiot.

Logique surnaturelle subjective. 8⁰. (XVI et 557 p.) Paris, Lefort, 1891. Preis *Fr.* 5.

Logique surnaturelle objective. 8⁰. (XI et 679 p.) Paris, Lefort, 1892. Preis *Fr.* 6.

Der rühmlichst bekannte Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die gesamte Theologie in gründlicher und umfassender Darstellung zu behandeln. Dabei faßt er die Theologie auf als eine höhere, übernatürliche Philosophie. Deshalb

überträgt er die Eintheilung der Philosophie in Logik, Metaphysik und Moral auf die Theologie, und so will er der Reihe nach die Logique surnaturelle, Métaphysique surnaturelle und Morale surnaturelle erscheinen lassen. Die übernatürliche Logik ist ungefähr das, was man sonst Apologetik oder Fundamentaltheologie nennt; die übernatürliche Metaphysik deckt sich mit der Dogmatik. Das vollendete Werk wird eine stattliche Reihe von Bänden zählen. Bis jetzt sind zwei erschienen, welche die übernatürliche Logik abschließen. Wie die philosophische Logik in Dialektik und Kritik (logica formalis und materialis) sich gliedert, so unterscheidet der Verfasser analog logique surnaturelle subjective und objective; beiden wird je ein Band gewidmet.

Der erste Band betrachtet den Habitus der Theologie, wie er sich subjectiv im Theologen vorfindet. Der Stoff wird in drei Kapitel gegliedert: 1. Begriff und Arten der Theologie im weitern Sinne; 2. die Theologie im eigentlichen Sinne; 3. das Subject der Theologie als Einzelperson oder Körperschaft, d. h. Eigenschaften, die ein guter Theologe besitzen muß, und einige Bemerkungen über die theologischen Anstalten. Die Darstellung schreitet also vom Abstracten zum mehr Concreten vor. — Das zweite Kapitel ist das wichtigste. Die Ausführung ist hier zunächst analytisch, dann synthetisch, vergleichend, antithetisch und schließlich programmatisch. Es werden uns nämlich zunächst die Elemente gezeigt, welche die Theologie zusammensetzen oder bewirken. Unter anderem kommen da die Quellen der theologischen Wissenschaft zur Behandlung (loci theologici). Hierauf wird nach synthetischer Methode die genauere Definition der Theologie gegeben. Die folgende Untersuchung befaßt sich mit dem Verhältnisse der Theologie zur beseligenden Anschauung Gottes im Himmel, zum Lehramt der Kirche, zur mystischen Erkenntniß, zum Glauben und zur natürlichen Wissenschaft. Damit verbindet sich eine Widerlegung der falschen Systeme, welche die theologische oder die Vernunft-Erkenntniß übertreiben oder unterschätzen. Das Kapitel schließt mit der Eintheilung der Theologie.

Gegenstand des zweiten Bandes ist die Objectivität oder die Wahrheit und Zuverlässigkeit der theologischen Erkenntniß. Auch dieser Band hat seine drei Kapitel: 1. die Objectivität unserer Erkenntniß im allgemeinen, wobei besonders betont wird, daß die Offenbarung eine gewisse neue Garantie für die Zuverlässigkeit des rein natürlichen Erkennens leistet; 2. die Sicherheit der Voraussetzungen des Glaubens (praeambula fidei); 3. die Gewißheit des Glaubensactes und des theologischen Schlusses. — Das zweite Kapitel, welches wiederum weitaus das bedeutendste ist, beschäftigt sich mit den theoretischen, historischen und praktischen Wahrheiten, welche beim Glauben unterstellt werden. Zu der ersten Klasse werden gerechnet: die Existenz der Körperwelt, die Geistigkeit der menschlichen Seele, das Dasein Gottes, die Möglichkeit einer übernatürlichen Wirksamkeit Gottes in der Ordnung des Seins durch Eingießung der heiligmachenden Gnade und durch Wunderthaten, in der Ordnung des Erkennens durch die Existenz von Mysterien, die Möglichkeit von Offenbarung und Weissagungen, ferner die Erkennbarkeit der Wunder und der übernatürlichen Thätigkeit Gottes in uns, die Erkennbarkeit der Göttlichkeit einer Offenbarung, die Erkennbarkeit der Mysterien durch Mittheilung von oben, die Erkennbarkeit des übernatürlichen Ursprungs

einer Prophezeiung. Als historische Voraussetzungen gelten: die Göttlichkeit der katholischen Kirche, bewiesen durch ihre wunderbare Verbreitung, Heiligkeit u. s. w., Christi göttliche Sendung, bewiesen aus den Prophezeiungen des Alten Bundes, aus den Wundern, der Lehre und der Heiligkeit Christi, die Gottheit unseres Herrn, die Stiftung der katholischen Kirche durch Christus, wie sich aus ihrer Einheit, Heiligkeit u. s. w. ergibt. In praktischer Beziehung werden am Schlusse des Kapitels erörtert: die Pflicht, den katholischen Glauben anzunehmen, sowie die Nothwendigkeit, ihm treu zu bleiben.

Das Werk zeichnet sich aus durch leichtverständliche Darstellung, ohne daß deshalb die Tiefe und Gründlichkeit Einbuße erlitte. Vielfach ist es auch geistreich und originell. Doch hält sich der Verfasser im allgemeinen treu an die bewährte Lehre der Theologen und insbesondere an die des hl. Thomas. In ihrer Vollendung wird diese Arbeit eine Zierde der französischen Theologie sein. Damit wollen wir natürlich nicht gerade sagen, daß wir alle einzelnen Aufstellungen des Verfassers unterschreiben möchten. So gibt er eine Hinneigung für eine freiere Inspirationstheorie zu erkennen, welche wir für unzulässig halten müssen. Auch hat die Definition des ens praeternaturale ihre Bedenken. Ferner könnte schärfer hervorgehoben sein, daß, wenn es sich um eigentliche Mysterien handelt, wir es nicht darauf anlegen können, deren Möglichkeit positiv zu beweisen, sondern daß wir uns begnügen müssen, Congruenzgründe beizubringen und die entgegenstehenden Angriffe abzuwehren. — Zu loben ist besonders das Bestreben, in der apologetischen Beweisführung sich möglichst dem Vaticanischen Concil anzuschließen, welches ja gerade durch seine große Bedeutung für die Fundamentaltheologie sich auszeichnet. Auch sei noch hervorgehoben, daß der Verfasser eine eingehende Kenntniß der theologischen Literatur des katholischen Deutschlands beweist.

J. **Hontheim** S. J.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Ländern deutscher Zunge, unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von **Karl Kehrbach.**

Band XVI: **Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Jesu** per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucidatae a **G. M. Pachtler** S. J. Volumen IV. complectens monumenta quae pertinent ad *Gymnasia, Convictus* (1600—1773) itemque ad *Rationem studiorum* (anno 1832) *recognitam* adornavit ediditque **Bernhard Duhr** S. J. 8°. (XVIII et 622 p.) Berlin, Hofmann & Comp., 1894. Preis *M.* 15.

Ein mühevolles Werk, eine umfassende Urkundensammlung, nicht nur culturhistorisch von Bedeutung, sondern auf dem Gebiete der Pädagogik von hohem theoretischen wie praktischen Werthe, hat mit diesem Bande den glücklichen Abschluß gefunden. Das fleißige Personen- und Sachregister, das sich auf alle

vier Bände bezieht, gibt der reichen Sammlung erst die ganze Brauchbarkeit und macht die darin enthaltenen Schätze leichter zugänglich. P. Pachtler war es nicht beschieden, selbst noch mit diesem Schlußsteine sein Werk zu krönen; schon der dritte Band, noch von ihm für den Druck bereitet, ist erst nach seinem Tode ans Licht getreten. Nicht wenig Muth, Sachkenntniß und praktischer Blick gehörten dazu, das von ihm unvollendet Hinterlassene weiter zu führen. Erheischt es überhaupt in den meisten Fällen einen hohen Grad von Selbstverläugnung, auf Grund fremder Vorarbeiten mit Benutzung fremden Manuscriptes in den Geleisen, die ein anderer nach eigener Anschauung und eigenem Geschmack für sich selbst gezogen hatte, zu gleichem Ziele und in gleichem Sinne fortzubauen, so lagen hier noch besondere Schwierigkeiten vor. Aeußere Gründe ließen es nicht rathsam erscheinen, den ursprünglich von P. Pachtler gehegten Plan (vgl. diese Zeitschr. Bd. XXVIII, S. 192 ff.) in seinem ganzen großartigen Umfange zur Ausführung zu bringen. Was dieser Begründer des Werkes im Geiste auf weitere drei bis vier Bände vertheilt hatte, galt es, der Hauptsache nach in diesem einen zu vereinigen. Es war daher von selbst geboten, auch von der durch P. Pachtler namentlich im III. Bande eingehaltenen Anordnung des Materials (vgl. diese Zeitschr. Bd. XL, S. 244 ff.) etwas abzugehen, ohne doch dadurch die Einheitlichkeit und Symmetrie des ganzen Werkes zu viel zu stören.

Dem Herausgeber dieses IV. Bandes gebührt das Verdienst, nicht nur das von P. Pachtler theilweise Gesammelte trefflich ergänzt, sondern auch aus dem großen Reichthum des so Erworbenen mit richtigem Verständniß dasjenige ausgewählt zu haben, was dem Zweck des Werkes am besten entsprach und einen Einblick in die von den Jesuiten in Deutschland eingehaltene Erziehungsweise am leichtesten und allseitigsten ermöglichte. Er thut es mit der ihm eigenen Belesenheit und gründlichen Kenntniß der vielverzweigten Geschichte seines Ordens.

Nachdem P. Pachtler im III. Bande die auf die akademischen Lehranstalten der verschiedenen Art bezüglichen Documente zur Mittheilung gebracht, wendet sich P. Duhr im ersten Theile dieses IV. Bandes dem Gymnasialwesen zu; der zweite Theil umfaßt die Ordnung und Leitung der Seminarien und Internate; der dritte gibt die auf die neue Ratio studiorum von 1832 bezüglichen und zu ihrem Verständniß oder ihrer Ergänzung dienenden Actenstücke.

Für den Neuabdruck der hervorragendsten bei den deutschen Jesuiten einst im Gebrauche stehenden gymnasialpädagogischen Schriften hatte P. Pachtler einen eigenen Band bestimmt. P. Duhr begnügt sich damit, aus mehreren derselben das Bedeutsamste und Vortrefflichste herauszuheben und auf Grund des mehr oder minder officiellen Charakters, welchen jene Schriften erlangt hatten, den Urkunden und officiellen Anordnungen einzureihen. Auch den Schulbüchern, Klassiker-Ausgaben und Handbüchern, die am deutschen Jesuiten-Gymnasium hauptsächlich im Gebrauch waren, hatte P. Pachtler eine eigene Behandlung zugedacht. Ohne gerade diesen Plan zur Ausführung zu bringen, hat P. Duhr es verstanden, durch passend eingestreute Anmerkungen die wichtigsten dieser Lehrbücher, soweit sie von Jesuiten herrührten, genauer bekannt zu machen, so daß er auch in dieser Beziehung zur Kenntniß des alten deutschen Gymnasiums einen werthvollen Beitrag geleistet hat.

Die ganze Fülle des in diesen Bänden aufgespeicherten Stoffes richtig zu ermessen und nach dem wahren Werthe zu würdigen, wird wohl erst möglich sein, wenn einmal auf Grund dieser Urkundensammlung von berufener Seite eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Jesuitengymnasiums in Deutschland oder des Erziehungswesens im Jesuitenorden überhaupt gegeben sein wird. Bis jetzt hat P. Duhr, wie vor ihm P. Pachtler, sich begnügt, mit anspruchslosem, hingebendem Fleiße aus dem Staub der Archive und den verwitterten und zersprengten Ueberresten einstiger Ordensbibliotheken einen Baustein nach dem andern herbeizuschaffen und in leicht überblickbarer Ordnung aufeinander zu thürmen, furchtlos alles der Kritik, auch der übelwollenden oder voreingenommenen Kritik, des Fernestehenden anheimgebend. Mochte es das Vertrauen in die Güte ihrer Sache sein oder die Achtung vor der ihnen gestellten Aufgabe, welche sie so handeln hieß: diese aus allen Gegenden Deutschlands, aus drei Jahrhunderten, aus verschiedenen Ordensprovinzen gesammelten Urkunden sprechen für sich laut genug. Künftig wird ein pädagogischer Schriftsteller, der auf urkundlichem Boden stehen will, nicht mehr behaupten können, wie es schon so oft geschehen ist, die alte Jesuitenschule hätte die Pflege der Muttersprache nicht gekannt, das Interesse für die Naturwissenschaften unterdrückt, den Sinn für Geschichte und vaterländische Vergangenheit nicht geweckt. Man wird nicht mehr wiederholen dürfen, die alten Jesuiten hätten ihre Sorgfalt als Lehrer fast ausschließlich der Jugend aus den angesehenen und begüterten Ständen zugewendet. Am wenigsten aber wird es dem wahrheitsliebenden Geschichtschreiber erlaubt sein, die Anklage auf geistlose Abrichtung und todten Mechanismus des Jesuitenunterrichtes zu erneuern. Nur mit wahrem Hochgenuß und freudiger Herzenserhebung vermag man in diesem IV. Bande die herrlichen Anweisungen eines P. Wagner oder P. Kropf zu lesen über die wichtigsten Sparten des Gymnasialunterrichtes, die Erklärung der Autoren, die Themata zu den Aufsätzen u. s. w. (vgl. S. 75 ff.). Es sind wahre Perlen pädagogischer Weisheit, die auch jetzt noch dem ideal gesinnten Lehrer der Jugend mit reichem Nutz und Frommen voranzuleuchten geeignet wären. Die Ausführungen P. Wagners über das Ziel der obersten Gymnasialklasse, die Bildung des edeln Geschmackes, sind unübertrefflich schön und wahrhaft klassisch.

Mit gutem Fug hat daher auch Fr. Paulsen bei Besprechung dieses Bandes in der „Deutschen Litteraturzeitung" (Nr. 40, S. 1254) geschrieben: „In der That, es erscheint ausgeschlossen, daß hinfort jemand über Jesuitenschulen schreibt, ohne zuvor das hier gebotene Material gründlich benutzt zu haben, und ebenso erscheint es ausgeschlossen, daß, wer dies gethan hat, die Fülle von ernster Sorge und sachlicher Einsicht verkennen sollte, die in diesen Documenten zu uns spricht."

Es entfaltet der ganze erste Theil dieses IV. Bandes einen wahren Reichthum von Belehrung auch für die Praxis des Jugendbildners unserer Tage, und ein Vergleich der dort aufgestellten Grundsätze und Winke mit den Erfahrungen des heutigen Gymnasiums bietet sehr verlockende und interessante Seiten. Nicht minder ist der zweite Theil ergiebig an praktisch Nutzbarem; denn er beschränkt sich keineswegs bloß auf Actenstücke über Verhältnisse, welche, wie die weiland päpstlichen Seminarien, der Geschichte angehören, sondern bietet

auch eine Reihe von Vorschriften und Anordnungen über die äußerst schwierige Leitung von Internaten, Vorschriften, welche neben der Umsicht und Frömmigkeit, die aus ihnen hervorleuchten, die Bewährung der Erfahrung an sich tragen. Im dritten Theile bildet das praktisch Werthvollste wohl der Erlaß des P. Beckx von 1858 über das dreijährige philosophische Studium, mit seiner schön geregelten Stoffeintheilung, für alle, die sich mit einem höhern Studienwesen von einem weiterschauenden Standpunkte aus befassen, überaus beherzigenswerth. Der Werth der übrigen Stücke ist vorwiegend ein historischer, sofern sie bezeichnend sind für die innern und äußern Verhältnisse, unter welchen in der wieder erstandenen Gesellschaft Jesu das Werk der Jugenderziehung aufs neue aufgenommen wurde, und aus welchen die neue Ratio studiorum zum Theil hervorgewachsen ist. Es spiegeln die verschiedenen Vorschläge und Gutachten der damaligen deutschen Ordensprovinz in den Jahren 1829, 1830, 1835 keineswegs ohne weiteres die im Orden geltenden Anschauungen wieder, sondern sie sind das Ergebniß der besondern Personen- und Zeitverhältnisse, deren nähere Erörterung für die Geschichte des wiedererstandenen Ordens von großem Interesse sein wird. Dieses schließt jedoch nicht aus, daß auch in diesem dritten Theile des IV. Bandes ein großer Reichthum des praktisch Brauchbaren, pädagogisch Werthvollen und christlich Erhebenden aufgespeichert liegt.

Die Freude an so unerwartet vielem Schönen und Nützlichen, wodurch dieser IV. Band seine Vorgänger noch zu übertreffen scheint, und die aufrichtige Anerkennung der großen Mühe, welcher der Verfasser sich unterzogen, wie der Erudition, von welcher er dabei neuerdings Zeugniß gegeben hat, machen es schwer, einen bemängelnden Hintergedanken nicht zu unterdrücken. Allein, um doch der Kritik ihr Recht zu verschaffen, will es scheinen, als ob der Verfasser — mit Rücksicht vielleicht auf den stark anwachsenden Umfang des Bandes — in Beifügung erläuternder Bemerkungen ein zu strenges Maß sich auferlegt habe. Um Beispiele anzuführen, so wäre es gewiß erwünscht gewesen, über eine Reihe jetzt verschollener, aber einst an den Jesuitengymnasien viel gebrauchter Schulbücher oder vielgenannter Autoren, auch wenn dieselben nicht dem Jesuitenorden angehörten, eine kurze Bemerkung zu finden oder wenigstens den vollen Namen oder den ganzen Titel angemerkt zu sehen. Bei Abdruck der beiden Eidesformeln für die Alumnen der päpstlichen Seminarien (S. 284/5) erwartete man wohl ein Wort der Erklärung über ihr gegenseitiges Verhältniß oder wenigstens einen Hinweis auf Hausmanns „Geschichte des ehemaligen päpstl. Alumnates in Dilingen" (1883), wo S. 40 f. die ganze Genesis und weitere Geschichte dieser Formeln dargelegt ist, indem die bloße Aufzählung dieser Schrift in Pachtlers Literaturverzeichniß (I, XLVI) für solche Einzelheiten doch kaum ganz ausreicht. Wie viel oft die Erklärung eines einzigen Wortes zu bedeuten hat, lehrt u. a. ein kleines Beispiel S. 558, wo in der Verordnung über das philosophische Triennium auch das in der Physik zu behandelnde Gebiet vorgezeichnet wird. In der sonst ziemlich umfassenden Aufzählung wird jeder Freund der Physik unwillkürlich das so interessante und gewiß nicht ganz unpraktische Gebiet der Akustik vermissen. Und doch waren dem Auge die „praecepta Aërostaticae et Pneumaticae" nicht entgangen; es bedurfte bloß einer

kleinen Anmerkung, daß zufolge authentischer Erklärung in der „Pneumatica" auch das ganze Feld der Akustik eingeschlossen liege.

Freilich ist es an und für sich überaus schwer, für das Maß solcher erläuternden Bemerkungen eine Grenze zu finden, die allen Wünschen und allen gebotenen Rücksichten entspricht. Vielleicht wird das Zuwenig, worauf wir hier hingewiesen, von andern dem Verfasser gerade zum Verdienst angerechnet werden. Vielleicht auch war diese Selbstbeschränkung bei der Masse dessen, was sich dem gelehrten Verfasser fast mit Gewalt in die Feder drängen mußte, gerade dasjenige, was ihm am meisten Ueberlegung und Opfer gekostet hat; denn es ist gewiß ein wahres Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister."

Otto Pfülf S. J.

Der ewige Jude. Episches Gedicht von **Jos. Seeber.** kl. 8°. (216 S.) Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 2.

Seit der geheimnißvolle Ahasverus einmal in der Literatur aufgetaucht ist, scheint er auch in ihr nicht zur Ruhe kommen zu sollen. Wie ihn die alte Volkssage unerwartet bald an diesem, bald an jenem Ort von einem Wanderburschen oder Strauchdieb erblickt werden läßt, so begegnen wir ihm in Büchern heute in einem Epos, morgen in einem Drama, übers Jahr in einem Roman. Besonders das hastende, kosmopolitische, pessimistische, rastlose neunzehnte Jahrhundert hat sich für ihn interessirt und ihn zum Träger von allerlei gereimter und ungereimter Philosophie gemacht. Daß er sich in der That ähnlich wie der Faust der Sage als Vorwurf für eine Gedankendichtung höhern Stiles ganz vorzüglich eignet, liegt ebenso klar auf der Hand, als daß von allen bisherigen Behandlungen trotz Edgar Quinet, Marbach, Mosen, Lenau, Hamerling, Haushofer, — Eugen Sues nicht zu gedenken — keine den Stempel klarer und klassischer Prägung der eigenartigen Grundidee aufweist. Bei allen ist zu viel subjective Zuthat und Nebenabsicht. Gelöst kann auch dieses Problem nur von streng christlich-gläubigem Standpunkt werden. Insofern ist also der neueste Bearbeiter der Ahasveruslegende bedeutend im Vortheil. Sodann aber weicht er auch in der Auffassung des Gegenstandes von seinen Vorgängern wesentlich und zu seinem Vortheil ab. Diese greifen den Weltenwanderer eben bei seinen Wanderungen durch die Geschichte auf; er ist ihnen Zeuge und Typus der menschheitlichen Entwicklung, während Seeber uns den endlichen Abschluß aller Entwicklung, das letzte Wandern und die Ruhe, vorführt. Dabei kommt es dem Dichter für seine Behandlung noch zu gute, daß er durch die Kunde, welche uns die Heilige Schrift oder die Väter und Theologen über die letzten Zeiten geben, einen festen Untergrund und klaren Auf- und Umriß für seine Dichtung gewinnt. Damit ist denn auch dasjenige gegeben, was für ein wirklich volksthümliches Epos nothwendige Vorbedingung ist: Vorhandensein des Stoffes im Volksbewußtsein. Durch die jährlich wiederkehrenden Evangelien vom Gericht, durch Predigt und christlichen Unterricht, bildende und redende kirchliche Kunst ist dem Katholiken das Weltende und das, was ihm vorausgeht, ein vertrauter Gegenstand der Betrachtung, der Phantasie und des Gemüthes, so daß eine neue Dichtung über den großartig geheimniß- und schreckensvollen Gegenstand in seinem Herzen

einen Anknüpfungspunkt und Resonanzboden findet. Wir müssen daher im allgemeinen die Auffassung des Gegenstandes durch Seeber eine glückliche nennen, möchten aber doch mit dem Zweifel nicht hinter dem Berge halten, ob es angebracht und künstlerisch gestattet sei, als Haupthelden einer so furchtbaren Welt- und Zeitkatastrophe, die doch prophetisch-geschichtliche Thatsache und Wirklichkeit ist, die legendäre Person des ewigen Juden zu nehmen, der, mag er noch so viele Ideen repräsentiren, doch immer nur der Vertreter einer Einzelnation sein kann. Aber das ist es gerade, daß der Dichter sich im ganzen zu sehr auf die Schicksale der Reliquiae domus Israel beschränkt hat. So interessant das ist, erhält der Leser doch nicht jenen weltgeschichtlichen, universalen Eindruck, wie ihn die letzten Kämpfe machen sollten. Im Buche selbst treten solche Zweifel meistens vollständig zurück, eben weil der Dichter es verstanden hat, den jeweiligen Einzelauftritten so viel Kraft und Leben einzuhauchen, daß die Reflexion zurückgedrängt wird.

Gleich der I. Gesang führt uns in „Die Weltstadt" Jerusalem.

In ihren Straßen pulst noch frisches Leben,
Und lauter hallt der wüste Lärm der Zecher,
Die sich im Qualm der Schenken gütlich thun;
Das Elend und das Laster wagen sich
Nun ungeschminkt aus ihren Kellerhöhlen;
Mit frechem Fuß betritt als ein Vertrauter
Die Schwelle der Paläste das Verbrechen,
Indes der Müßiggang bequemen Schritts
Dem Schlemmer folgt in abgelegne Gassen.
Es tönt dem Reiter . . . ein Gewirr von Sprachen,
Des Weltorchesters scharfe Dissonanz,
Betäubend an das Ohr; er schaut ins ernste,
Vom Wüstenbrand versengte Mohrenantlitz
Und in die falschen Augen des Mongolen;
An ihm vorüber gleitet aalgewandt,
Der am Vesuv die dunkle Traube preßte,
Und mit dem Drusen wandert der Arnaute;
Dem blonden Hünen, den er überholt,
Hat Heklas Glut ins Kindesaug' geleuchtet;
Und jenem dort, dem Wetterharten, sang
Ein stürmisch Wiegenlied der Niagara:
Es ist ein Markt, auf dem sich Nord und Süden,
Die alte wie die neue Welt begegnen.
Doch was sie all vereint, was sie verbrüdert,
Das ist die blutigrothe Sterncocarde,
Die jeder trägt: das Zeichen des Messias.

Aber nicht bloß Weltstadt, auch Fabrikstadt ist Jerusalem geworden:

Ein Märchen scheint
Das Marmormeer der Hallen und Paläste,
Worauf die Silberkuppeln leise schweben
Und Mast an Mast die schlanken Säulen ragen:

Doch mehr dem Ufer nahe liegt vor Anker
Die große Dampferflotte der Fabriken.
Noch rauchen ihre Schlote; gleich dem fernen
Gebraus der Wogen bringt hinauf zum Reiter,
Verworren halb, das Surren der Maschinen,
Der Arbeit eherne Stimme. Mit dem Duft,
Den weite, wohlgepflegte Gärten hauchen,
Vermischt sich der Geruch von Schweiß und Kohlen.

Eines Abends zieht als „einsamer Reiter" Ahasver in diese Stadt ein; bei ihrem Anblick empfindet er stolze Wollust; denn dieses „Jerusalem ist die Schöpfung seines Geistes":

Denn Ahasver hat nicht umsonst gelebt
Und seines Volkes Qual am wilden Schlag
Des eignen wunden Herzens abgemessen!
Wie hab' ich mühsam durch Jahrhunderte
Nur Stein an Stein zu meinem Werk gefügt,
Doch — stürzt' es tausendmal in sich zusammen —
Nun steht es fest, ein wunderbares Ganze,
Für ewig da: Mein Volk hat seine Heimat
Und seinen König wieder, den Messias,
Der auf der Feinde Haupt den Fuß gesetzt.

Dieser Messias ist Sotér, der König von Jerusalem, der alle Völker und Fürsten unterworfen, dessen letzte Feinde Ahasver soeben auf seiner Weltfahrt geknechtet hat. Gleich bei seinem Einritt in die Stadt ist der ewige Jude Zeuge, wie ein mißhandelter Haufe von Christensklaven durch geheimnißvolle Kreuzritter befreit wird, die ebenso rasch verschwinden, als sie auftauchten. Die Sklaven waren für die neuentdeckten Kohlengruben in China bestimmt, und da man deren viele braucht, so standen sie hoch im Preis. Der Schaden wird aber bald ersetzt werden:

Wenn meine [Ahasvers] Sendung anlangt aus Europa:
Zwar ist's ein träges Volk, mit zarten Händen,
Die sich nicht leicht zur Häuerarbeit schicken;
Doch wird die Peitsche sie daran gewöhnen.

Was Ahasver dagegen sehr unliebsam interessirt, ist, zu wissen, wer der Alte war, der die Befreiung der Christen anregte, und wer die geheimnißvollen Kreuzritter. Ein Jude, Kaleb, den er darum befragt, antwortet ihm flüsternd:

Herr, es ist ein seltsam Ding,
Und streng verboten ist's, davon zu reden;
Doch läßt, was alle wissen, sich nicht bergen.
Der Alte, der den Wächter schlug, er nennt
Elias sich, den gottgesandten Seher,
Und ist der Führer jener Kreuzesritter.
Es fürchtet ihn das Volk und seine Zeichen,
Und Teufelswerk und Zauberei verwirrten
Gar manchen unsrer Brüder, daß er zweifelnd
Sich vom Messias wandte zum Verführer.

Unlängst sei mit Elias auch Henoch in der Stadt erschienen, und beide hätten gegen den neuen Baal gepredigt, der sich Sotér, Messias, nenne, der aber nichts anderes sei als der Antichrist. Zum Zeichen, daß ihre Worte wahr seien, hätten sie einen Blitz vom Himmel gerufen, der die Bildsäule Sotérs zerschmettert habe. Man hat vergebens Jagd auf sie gemacht; sie verschwanden immer plötzlich im Felsenthor.

Aber, erwidert Ahasver, wo blieb denn Teitan, des Königs Prophet und Kanzler, der sich so gerne rühmt, jedes Geheimnisses Wurzel bloßzulegen? Doch ja, man weiß,

> Er ist ein Held im Kampfe nur mit Weibern,
> Als Christenbischof schon, nun auch als Kanzler —
> Ach, daß Sotér sich ihn zum Freund erwählte!
> Er lebt vom Schein und von der Leute Dummheit.

Der Jude bittet Ahasver, zu schweigen:

> Die Mauern horchen und die Steine lauschen;
> Es trägt die Luft dein Wort auf schnellen Wogen
> Entstellt, mißdeutet an das Ohr des Kanzlers.
> Zwar du, du brauchst nicht seinen Zorn zu fürchten. . . .
> Man merkt auf uns, . . . es birgt sich in der Menge
> Manch ein Spion, und tausend hält der Kanzler!
> Sie stehn im Königssaal und harren lauernd
> In der Taberne Schmutz des späten Gastes,
> Bis ihm der Wein die Zunge löst, es drängt
> Sich zwischen Freund und Freunde der Verräther. . . .

> Ich merke, lächelt höhnisch Ahasver,
> Daß ich ein Fremder bin geworden hier;
> Ein Stümper bleibt der Mensch, nie lernt er aus,
> Auch wenn er nicht in Trägheit grau geworden!
> Mich dünkt, ich muß noch weiter deine Schule,
> Mein Kaleb, nützen, eh' ich festen Schrittes
> Auf diesem glatten Boden mich bewege.

So geht denn Ahasver auch diesen Abend nicht mehr zum König, sondern mit Kaleb zu einem alten Freunde, Laban, mit dessen Tochter Sara Kaleb verlobt ist.

In diesem ersten Gesang ist der Leser mit dem historischen Boden und den Verhältnissen bekannt gemacht, auf dem und unter denen sich das große Drama abspielen soll. Auch die einzelnen Hauptpersonen sind ihm flüchtig charakterisirt und vorgestellt worden: Sotér, der Antichrist, König von Jerusalem und Messias der Juden; Teitan, ein abgefallener Bischof, sein Kanzler und Prophet, der seine Herrschaft über den König und das Volk nur durch die gemeinsten Mittel zu erhalten sucht; sein Gegner Ahasverus, der von der providentiellen Sendung und dem messianischen Königthum überzeugte Jude, der den abgefallenen Christen verachtet und dessen Einfluß auf den König und das Volk brechen möchte; Henoch und Elias, die gewaltigen, geheimnißvollen Gegner Sotérs, die bisher keiner überwinden konnte, am wenigsten Teitan.

Durch ihre Besiegung den letzten Feind des Königs zu beseitigen, ist darum das höchste und nächste Ziel Ahasvers; der Kampf zwischen diesen Ungestorbenen, den beiden Propheten und dem ewigen Juden, bildet eigentlich die Haupthandlung der Erzählung.

Der II. Gesang, „Sara“, ist anscheinend nur Episode, welche uns in die Herzensgeheimnisse des Judenmädchens einweiht, das den verlobten Bräutigam Kaleb verschmäht, weil der Kanzler sein Herz mit allerlei Versprechen und Betheuerungen von Liebe bethört hat. In Wirklichkeit lernen wir aus diesem Gesang die Stimmung der verschiedenen Schichten der Bevölkerung, die Abneigung der echten Juden gegen den Fremdling Teitan und des letztern Schuftigkeit und Unsittlichkeit besser kennen.

Es geschieht dies noch mehr im III. Gesang, „Der späte Gast“, in welchem der alte Laban dem Gastfreund Ahasver sein Herz ausschüttet über die Lage des Hofes, den Einfluß, den dort Fremde, abgefallene Christen u. s. w. jetzt haben, während die alten frommen Juden immer mehr zurückgedrängt werden und besonders Teitan alles vermag. Es ist lange nicht mehr wie vor Jahren, als der König von allen Seiten bedrängt war; da galten die Juden, die sich und das Ihre ihm zur Verfügung stellten, die sein Königthum stützten und verbreiteten, im Lande und bei Hofe noch alles. Jetzt ist das anders geworden:

Wenn du morgen, Freund,
Zum Hof des Königs gehst, so treten Fremde
Vom Thor des Hauses bis zum Heiligthum
Des Herrschers dir entgegen; seine Wachen
Sind aus der Drusen wildem Stamm gebildet;
Die Kammerherrn, die Räthe, die Veziere
Sind Fremde meist und abgefallne Christen,
Wie Teitan selbst, und Juden nur zum Schein.
Von unserm Volk, vom Volke der Verheißung,
Sind Leute nur willkommen, die wir sonst
Als abgestandne, laue Brüder schalten.

Ahasver sucht den Freund zu trösten:

Ermanne dich! Noch ist ja nichts verloren;
Ich hoffe doch, beim König was zu gelten.
Und prüft er mein Verdienst auf goldner Wage,
So leg' ich meine Thaten in die Schale,
Doch in der andern stehn des Kanzlers Phrasen.
Er oder ich! — Er wird zu leicht befunden!

Ahasver will alles daran setzen, die beiden Propheten zu entlarven und zu stürzen; er will sie schlagen mit den eigenen Waffen:

Dann wird der König mir den Preis bezahlen,
Und dieser Preis ist Teitan.

Der Kampf der beiden Rivalen beginnt gleich am folgenden Morgen, wo Ahasver dem König den „Bericht“ (IV. Gesang) über seine letzte Heerfahrt nach Europa ablegt:

Erhabner Herr, die Huldigung des ganzen
Von mir besiegten Erdtheils bring' ich dar;
Soweit die Menschheit ihren Fuß gesetzt,
Erkennt sie keinen König außer dir. . . .
Zertreten ward der alten Schlange Brut,
Es athmet frei kein Christenhund im Lande,
Am Boden liegt das Kreuz. . . .
In Ketten kommt er selbst, der Widersacher
Des Lichts, der Freiheit und der Wissenschaft,
Der letzte Papst, du wirst ihn selber richten!

Nach dem allgemeinen Bericht werden die Hofleute entlassen, und Ahasver setzt dem König allein auseinander, wie alles gekommen ist. In dieser weitausholenden Darstellung wird nun die ganze nachchristliche Weltgeschichte als der Kampf des christushassenden Judenthums mit der Kirche geschildert, die Wandlungen dieses Kampfes, die Bundesgenossen des Judenthums, seine Erfolge und Niederlagen aufgezählt. Endlich kam aus wilder, unbekannter Steppe der König.

An dir erfüllten sich die heil'gen Schriften
Und was die Meister uns im Talmud lehren:
Du bist aus Davids Stamm, der größre David,
Der Juden Weltreich war dein Losungswort,
So glaubten wir und hofften. . . .
Ich kam zu dir und stellte meinen Haß
Und die Erfahrung von Jahrtausenden
In deinen Dienst, ich legte gern die Schnüre
Der über Land und Meer gespannten Netze
Des „großen Orients" in deine Hand.
So fielen dir die Länder Asiens
Und das Gebiet der Tropen rasch anheim;
Besorgt um seinen Dollar, sandte dir
Das Krämervolk der neuen Welt Tribut.
Europa zauberte; den Blinden schien
Der Glanz des lichten Sternes nicht gefährlich. . . .
Doch Einer war, der das Verhängniß sah
Und scharfen Sinns Verderben witterte:
Der alte Papst auf seinem Stuhl zu Rom,
Der herdenlose Hirte. . . .
Die wen'gen Pfaffen, die noch treu geblieben,
Versuchten sich zum letzten Kampf zu rüsten;
Ihr Heroldsruf erklang — es war zu spät!
Zum großen Kreuzzug rief der Papst die Seinen,
Nur eine Handvoll scharte sich ums Kreuz,
Die meisten standen träg und unentschlossen. . . .
Es kam zur Schlacht. — Am Walserfelde stand
Ein Birnbaum, alt und morsch, . . .
Hier stand die Christenschar, an einem Ast
Des Baumes hing des Führers Wappenschild

Im Winde wehte keck die Kreuzesfahne,
Die Meinen drängten sich ums Sternenbanner. . . .
Vom Blute ward die Heide purpurfarben,
Und immer höher thürmten sich die Leichen;
Gar trotzig hielt der schwache Rest noch stand,
Bis auch der letzte fiel, mit ihm die Fahne. —

Alle Fürsten zahlten nun Tribut; die Kirchen wurden niedergerissen; Juden herrschen im Namen Sotérs über die einzelnen Königreiche; Tausende, die dem Christenthum nicht abschwören wollten, werden als Sklaven auf Schiffen nach Jerusalem geschleppt, unter ihnen auch der gefangene Papst.

Nach solchen Siegen für seinen König meint Ahasverus nun doch wenigstens den Lohn verdient zu haben, der nächste dem Herzen des Herrschers zu stehen und diesen für sein Volk wieder ganz zu gewinnen. Da kommt er aber bei Sotér schlecht an. „Soll ich der Sklave der Juden sein?" fragt dieser. „Alle Völker verdienen meine Huld. Und was Teitan anbelangt, so war dieser der erste, der mich als den verheißenen König begrüßte." Kurz, Ahasverus steht da in seiner tiefsten Ueberzeugung getroffen. Nach einem heftigen Disput macht der Jude sich dann anheischig, die beiden unbequemen Propheten einzuliefern, die Teitan nicht zu überwinden vermag. Nicht sehr gnädig wird er vom König entlassen:

Nur halb zufrieden, halb des Zweifels Beute,
Der ihm das Herz verwirrte, schied der Jude.

Kaum ist hinter ihm der Vorhang gefallen, als Teitan dem König die heftigsten Vorwürfe darüber macht, daß dieser dem Juden so frei zu reden erlaubt habe. Sotér sucht sich zu entschuldigen, aber Teitan schüchtert ihn ein und sagt:

Die Seinen werden dir so lang gehorchen,
Als du die Krone trägst nach ihrer Vorschrift. . . .
Ha, wüßten sie, daß du von David nicht,
Von einem Christen nur und einer Jüdin
Aus Dans Geschlecht entsprossen, o sie würden
Dir heute schon das bißchen Treue künden.

Darum, so meint Sotér, soll es die Arbeit Teitans sein, „das Giftgewächs, dies ekle Judenpack", zu untergraben, den Pöbel dagegen aufzuhetzen, so daß dann alle Feinde: Juden, Christen und Propheten, vernichtet sind, und das Räthsel des Namens Sotér sich enthüllen kann, indem alle Welt sich vor dem Messias-König als einem Gott beugt.

Der V. Gesang führt uns in „die Katakomben" bei Jerusalem, d. h. in alte Bergstollen, die einst ein Priester-König gegraben hatte, als Kanaan von den Völkern verheerend überschwemmt wurde. Hierhin hat sich unter Henochs und Elias' Führerschaft der Rest der Christen und zumal die kühne Schar der „Kreuzritter" zurückgezogen. Als Henoch die Christensklaven befreite, floh deren Treiber vor den geheimnißvollen Rittern in das Gebirge, und da man ihn für einen Christen hielt, führte man ihn in das Versteck, wo er einer Rittereinkleidung beiwohnte. Henoch aber entlarvt den Betrüger. Indes glaubt der Prophet

seine Stunde gekommen. Während man den Verräther abseits noch eine Weile gefangen hält, erklärt er den Rittern:

Zum letzten Male, Brüder, zieht ihr aus,
Zum letzten, schönsten Siege rüstet euch!
Eh' dieses Tages Sonne sich geneigt,
Vor unsrer Feinde Burg befreit den Papst! ...
Die Feinde werden, Ahasver voran,
Mit dem Verräther, den die Höhle birgt,
Im Wahn gelungner List euch lässig folgen;
Doch kehrt ihr nur zum Schein hierher zurück,
Und seid ihr an das Felsenthor gelangt,
So mag ein Dutzend Krieger es besetzen,
Den Gegner täuschend, und sich langsam dann
Auf uns zurück in diese Höhle ziehn.
Ihr andern flüchtet auf geheimen Pfaden
Mit eurem Vater [Papst] nach dem Labyrinth,
Das David barg vor Saul. ...

Auf die Bitten der Christen, die beiden Patriarchen möchten sie nicht im Stiche lassen, antwortet Elias:

Ihr Brüder, wißt ihr nicht,
Daß euer Führer Christus ist, der Herr?
Er bleibt euch nah, auch wenn wir heimgegangen.
Wir müssen sterben, daß die Kirche lebt,
Aus unserm Blute sproßt und blüht die Freiheit;
Wenn unser Zeugniß auf dem Markt erschallt,
Dann bindet Gott, mit denen er uns schlug,
Die Ruthen in ein Bündel für das Feuer. ...
O gönnt die Heimkehr uns: es krankt das Herz
Vor heißer Sehnsucht nach dem Tag der Freiheit. ...

Es werden nun durch das Los die zwölf Ritter gewählt, die sich mit den Propheten dem Opfertode aussetzen sollen, um den übrigen Christen den Umzug aus den „Katakomben" in das „Labyrinth" zu ermöglichen, d. h. die mit den Propheten sich Ahasver und seinen Häschern ausliefern sollen. Nun wird Kossof aus seiner Haft entlassen und in Freiheit gesetzt, die er natürlich sofort zum Verrath des Versteckes benutzen wird.

„Die Wahnsinnige" (VI. Gesang) ist Sara, das betrogene Judenmädchen, die, von Teitan verlassen, als eine Geistesgestörte zurückkehrt. Der Vater spricht dem entrüsteten Bräutigam den Gedanken aus, der den Dichter wohl auch geleitet hat, wenn er den Schicksalen dieses Mädchens einen solchen Raum in seinem Gedichte gewidmet hat:

Wer weiß, ob nicht der König
Mit ihm [Ahasver] und unserm Volk sein Spiel nur treibt,
Wie jetzt sein Kanzler mit der Tochter Labans.

Sara soll die Verkörperung Sions, d. h. des gläubigen, irregeleiteten Judenthums sein.

Tiefer greift der VII. Gesang, „Petrus“, in den Gang der Ereignisse ein. Er führt uns die gewaltige Scene vor, wie der gefangene Papst Petrus II. vor den Antichrist und seinen Kanzler gebracht wird und diesen Feinden Christi ihren wahren Charakter ins Angesicht sagt.

Als dann, so erzählt Gesang VIII, der Papst aus dem Palast ins Gefängniß geführt werden soll, geht jener Anschlag zu seiner Befreiung vor sich, wie Henoch es im voraus angeordnet; ebenso erfolgt die Flucht, die Verfolgung durch Ahasver und die Gefangennahme der Propheten, die nun, wie der IX. Gesang ausführt, als „Blutzeugen“ nach Jerusalem geschleppt, auf offenem Markt von Sotér gerichtet werden. Dem Antichrist prophezeit Elias:

> Drei Tage noch sind dein, drei kurze Tage,
> Dann wehe dir und denen, die dir folgen!

Henoch aber wendet sich an das Volk, das den Platz und die Straßen füllt:

> Drei Tage noch, dann wird der Schreckliche
> In seines Zornes Grimm das Unkraut roden.

Die beiden Propheten werden nun gekreuzigt, während für die mitgefangenen zwölf Ritter und die Mutter des jüngsten derselben allerlei grause Martern erfunden werden, um das Volk zu unterhalten. Als die Heiligen gestorben, tritt Teitan vor den König und grüßt ihn als „sieggekrönten“ Herrn der weiten Welt:

> Des letzten Feindes Mund ist schon verstummt,
> Die Flamme deines Zornes fraß die Hunde,
> Die sich mit stumpfem Zahn an dich gewagt.
> Nun athmet niemand, der dir nicht gehuldigt,
> Die ganze Welt liegt fromm zu deinen Füßen. . . .

Sotér redet nun auch sein Volk an; er zeigt, wie jetzt die Welt vom Fluch durch das Blut der Unterdrücker erlöst ist. Das Morgenroth der Freiheit ist angebrochen; der Tempel auf Moria ist vollendet: morgen sollen alle mit den Vertretern der Völker dort erscheinen, um ihren Gott anzubeten.

> Es wird *ein* Volk nur sein, *ein* Gott, *ein* König,
> Und seine Herrschaft wird kein Ende haben.

Morgen soll auch der große Feldherr Ahasver den Lohn für seine Thaten erhalten, das Volk aber sich drei Tage lang an Spielen und Festen ergötzen. Schon beginnen die Brunnen Wein zu sprudeln, und die Menge beginnt das Bacchanal um den rauchenden Scheiterhaufen der Blutzeugen. Ahasver, der bei der Rede des Königs und der Verheißung seines morgigen Lohnes wieder etwas Muth für sich und sein Volk geschöpft hatte, wird beim Anblick der trunkenen, wüsten Menge wieder von Ekel und Zweifel ergriffen.

Am folgenden Morgen, so beginnt der X. Gesang, durchwandelt Ahasver mit einigen Freunden, denen sich auch die irrsinnige Sara angeschlossen hat, den neuen Tempel auf Moria. Wie geht dem alten Juden das Herz auf bei dieser Pracht! Wie muß er des Tempels denken, wie er ihn zuletzt gesehen, ehe die

Römer ihn zerstörten; wie erklärt er den staunenden Freunden den ganzen Plan des Heiligthums mit seinen Vorhöfen und Hallen; wie beredt weiß sein Mund den Cultus zu schildern, der nun ohne Ende in diesem Tempel, auf diesem goldenen Altar Jehova dargebracht werden soll! Es kann nicht fehlen, Sotér wird ihn, Ahasver, heute feierlich über den Hund Teitan erhöhen; dann ist die letzte Fessel des Volkes gefallen, und Israel herrscht als das Volk der Verheißung.

Mitten in diese begeisterten Reden hinein donnern die Kanonen, Trompeten schmettern, der König kommt, umgeben von den Abgesandten der Völker. Er winkt dem Juden gnädig, und dieser folgt dem Hofstaat in das Heiligthum. Als der Gesang verstummt ist, erhebt Sotér seine Stimme zu einer Ansprache an die Welt:

> Gekommen ist mit Macht in Glanz und Farbe
> Der ewig reine Frühling der Natur,
> Das Blüthenalter der gereiften Erde,
> Da die Natur sich auf sich selbst besinnt.
> Jetzt soll der Schleier fallen von der Wahrheit,
> Ich will sie herrlich all den Meinen zeigen
> Im vollen Glanz der ungetrübten Reinheit:
> Es gibt nur einen Gott, und der bin ich!

Und wirklich tritt nach der langen Rede Teitan im Priesterornat vor den Thron mit dem Weihrauchbecken, und die Massen schreien: „Sei hochgepriesen, unser Herr und Gott!“ Ahasver steht starr bei dieser Scene. Da redet der König ihn hohnlächelnd an: „Das soll für deine Thaten dein hoher Lohn sein, daß du zuerst meiner Gottheit das Opfer bringen darfst!“

> Der Jude schweigt; in tausend Splittern liegt
> Vom jähen Blitz gespalten und versengt
> Die stolze Rieseneiche seiner Hoffnung.

Nach einer höchst aufregenden Scene und einem scharfen Wortwechsel zwischen Ahasver und dem König streckt letzterer im Anschluß an ein Wort des Juden die Hand aus und blendet ihn durch ein Höllenwunder:

> Es soll dein Auge nicht das Licht des Tages
> Und meines Sternes Zauberglanz erblicken;
> Du sollst das Elend deines Volks nicht sehen,
> Doch hören sollst du seinen Jammerschrei,
> Sein kläglich Winseln, seinen letzten Seufzer,
> Wenn es vor mir sein Knie nicht beugen will.

Da fühlt plötzlich Ahasver die Rechte Saras und hört ihr Flüstern: „Komm, ich will dich führen.“ Und wirklich, der Blinde folgt der Irren. Hohnlachend schaut der König ihnen nach:

> Dies ganze Pack ist blind und wahnbethört!
> Es nennt sich stolz das auserwählte Volk....
> Wohlan, der Tag beginnt, an dem die Hunde
> Der ganzen Welt ein Schauspiel werden sollen;
> Ich will den Fuß auf ihren Nacken setzen
> Und nicht mit Geißeln, nein mit Skorpionen
> Sie bis zum letzten Athemzuge quälen.

Während nun, widerwillig genug, die Fürsten und Vornehmen den König anbeten, zieht Ahasver und Sara „auf Irrwegen" (XI. Ges.) durch das Gebirge. Oben am Abhang stößt plötzlich das Mädchen den Blinden zurück, daß er besinnungslos daliegt, während sie selbst sich jauchzend in die Tiefe stürzt und zerschmettert. Eine Zeitlang dauert die erste Betäubung des Alten; dann ruft er verzweifelt nach dem Mädchen, und da keine Antwort kommt, bricht er in Jammerrufe aus:

O Tod, ich rufe dich, du mein Erlöser,
Und kann ich Blinder nicht dein Antlitz schauen,
Du schwebst mir vor als Gottes lichter Engel. . . .
Mein armes, armes Volk! Wir suchten beide
Den großen Schatz, das Grab, und fanden's nicht,
Uns täuscht nicht nur die Welt, uns täuscht der Tod. . . .
Jetzt lieg' ich hilflos, blind, und kann mich rächen,
Kann sterben nicht, nur ihm und all den Seinen,
Mir selbst und dir, mein Volk, verzweifelnd fluchen. . . .

Da erscheinen an der Felswand Christen, die Wasser schöpfen gehen; sie vernehmen den Schrei des Blinden, finden ihn und bringen ihn in das Labyrinth, wo seine Wunden verbunden werden und er auf ein Mooslager gebettet wird. Bald erkennt der Papst seinen ehemaligen Feind und Verfolger, er bleibt bei ihm und übernimmt seine Pflege. Seiner Liebe und Belehrung gelingt es denn auch, „den Kranken" (XII. Ges.) zum Christenthum zu bekehren („Umkehr". XIII. Ges.). Ahasver wird vor der wiedergefundenen Bundeslade getauft und erhält den Namen Paulus. Durch den Papst hat Ahasver auch das Schicksal erfahren, welches dem größten Theil der Juden zugestoßen, die von den Häschern des Königs zum Abfall gezwungen werden sollten, die aber gleich den Makkabäern standhielten. Ein anderer Theil der Juden hält sich noch verborgen; diese soll nun der neue Apostel des Herrn bekehren, um dann selbst Ruhe zu finden.

Der XIV. Gesang schildert „das Erdbeben". Auf dem Marktplatz, in Gegenwart der beiden Prophetenleichen am Kreuz, hat Teitan am folgenden Morgen wieder eine ganze Anzahl gefangener Juden zum Tode verurtheilt, deren letzte Marter jetzt der halbtrunkene Pöbel umtanzt, während der Kanzler langsam davonreitet. Da grollt plötzlich ein Donner aus der Tiefe, der Boden bebt und die Felsen dröhnen hohl, die Häuser wanken, der Sionshügel hebt und senkt sich rasch, Paläste und Hütten, Königsburg und Tempel stürzen krachend zusammen, ganze Straßen sind ein Trümmerhaufen, — ein tausendstimmiges Angstgeschrei erfüllt die Stadt. Ein Blitzstrahl schießt aus den Wolken, und es erschallt der Ruf: „Erwacht zum Leben, ihr treuen Zeugen, und steigt vom Kreuz!" Da fährt Leben in die Leichen, die Nägel lösen sich von Hand und Fuß, sonnenhell leuchtet das Antlitz der Dulder, ihre Wunden strahlen wie Purpurrosen, und selig schweben Henoch und Elias himmelan. Während Henker und Zuschauer unter den verschiedensten Eindrücken den Marktplatz verlassen, kommt Ahasver. Er sieht, wie alle fliehen; da macht er sich auf, um an die Thüren seiner alten Brüder zu pochen, sie zu sammeln und zu retten. Alle Häuser sind öde und

leer; so geht er immer weiter, immer weiter bis an die Trümmer der Königsburg. Dort schlägt ein Hilferuf an sein Ohr, er tritt hinzu und steht vor Teitan, den die stürzende Mauer mit halbem Leibe begraben hat. Beide Gegner erkennen sich; Ahasver ermahnt den Sterbenden zu Reue und Buße; doch dieser stirbt mit einem Fluch gegen Gott.

„Paulus" (XV. Ges.), d. h. Ahasver, sucht nun die versteckten Juden auf und erklärt ihnen seine Bekehrung zum Christenthum. Er fordert auch sie zum Bekenntniß der Wahrheit auf, der dann auch auf sein Wort der größte Theil sein Herz erschließt, während andere noch zaudern, einzelne sogar ihn beschimpfen. An der Spitze der Bekehrten will er nun in die Stadt zurückkehren und Gott und Christus allem bethörten Volke predigen. Es geschieht, und bald sondert sich die Menge in zwei Parteien: Hie Christus! Hie Sotér! die sogar thätlich aneinander gerathen, als eben der König dazu kommt. Die beiden Führer, Ahasver und Sotér, messen sich nun in Rede und Gegenrede vor der wogenden Menge. Ahasver ruft dem Antichrist das Wort zu: „Wer ist wie Gott?" und fordert ihn auf, zum Beweise seiner Gottheit vor aller Augen sich wie die beiden Propheten zum Himmel zu erheben. Das Volk ist gleich bei der Hand, nun auch seinerseits diese Probe vom König zu verlangen, der schließlich nachgibt und verspricht, am folgenden Tage auf dem Oelberg im Angesicht allen Volkes zum Himmel steigen zu wollen. „Das Gericht" (XVI. Ges.), d. h. die Entscheidung, hat wirklich am folgenden Morgen vor der wogenden, in zwei große Heerlager getheilten Menge statt. Durch ein teuflisches Wunder steigt Sotér wirklich in die Wolken hinauf. Schon jauchzen die Feinde in tollem Siegesrausch, der Juden und Christen bemächtigt sich ein banger Zweifel; da hebt Ahasver wie ein anderer Moses seine Hand gegen Himmel: da donnert's in den Lüften, eine Stimme erschallt: „Wer ist wie Gott?"

Und sieh, der Wolkenvorhang reißt entzwei,
Der Himmel thut sich auf, der Herr erscheint
Auf weißem Roß, der Fürst der Ewigkeit;
Des Himmels Krone strahlt auf seinem Haupt,
Aus seinen Augen sprühen Sonnenfackeln,
Die Hand ist purpurroth vom Blut der Gegner,
Und auf dem Schilde flammt das rothe Kreuz.
Ihm folgt in weißen, wallenden Gewändern
Ein starkes Heer, die Zeugen seines Namens;
Und wie der Blitz, der aus der Wolke fährt,
In e i n e Flammengluth den Himmel taucht,
So füllt der Gottheit Sonnenglanz die Welt.
Aufschreit in Angst und Weh die Creatur,
Aufschreit die Hölle selbst im Grimm der Ohnmacht,
Aufschreit Sotér: ihn faßt die Hand des Herrn
Und schmettert ihn zu Boden, und der Berg
Erbebt und spaltet sich, ein Feuerpfuhl
Verschlingt auch ihn, wie Teitan, den Propheten,
Und Gottes Engel steigt vom Himmel nieder
Und schließt den Abgrund mit dem Siegel Gottes.

Ein Erdbeben zerstört den letzten Rest der Schöpfungen Sotérs, todbeschwingte Pfeile aus den Lüften fahren nieder auf die Massen, bis alle Macht Sotérs gebrochen und todt daliegt in wüstem Knäuel.

> Und tausend Adler setzen sich zum Mahl,
> Das Gottes Zorn den gierigen bereitet. —
> Im Windeshauch erstirbt der letzte Seufzer.

Nun ist „Friede" (XVII. Ges.) auf Erden. Auf dem Tempelberg aus Schutt und Trümmern ragt das Kreuz. In weißen Kleidern, mit Palmenzweigen zieht der Juden Schar hinauf, von Knabenlippen tönt jubelnd der Gesang der Stufenpsalmen. Droben vor dem Kreuz steht als Altar die alte Bundeslade. Von seinen Priestern umgeben, tritt der Papst hinzu, um das eucharistische Opfer darzubringen. Am Schluß geht er zu Ahasver und umarmt ihn. Da spricht dieser gerührt:

> Mich ruft der Herr, er lädt den müden Pilger
> Zur langersehnten Rast; ich bin am Ziel
> Und lege gern den Wanderstab beiseite.
> Ihr aber, Brüder, traget als Apostel
> Des Himmelslichtes Fackel in die Welt!
> O führt, die noch im Todesschatten wandeln,
> Mein Werk vollendend, auf den rechten Pfad!
> Nur kurze Frist, dann rufen die Posaunen
> Den Himmel und die Erde vor den Richter.

Er wirft sich anbetend auf die Erde, ihm folgt das Volk; ein feierlicher Siegesgesang wogt zum Himmel, an dessen Schluß der Papst noch einmal seinen Segen spendet. Alle erheben sich darauf,

> . . . Nur einer bleibt von allen
> Im Staube regungslos, das Haupt gesenkt
> Zum Fuß des Kreuzes: Ahasver, der Alte;
> Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft,
> Und sel'ger Friede ruht auf seinem Antlitz. —

* * *

Das ist der Sang von „Ahasverus, dem ewigen Juden". Der vorstehende kurze Ueberblick des Inhaltes wird genügen, eine Idee von dem ernsten und reichen Inhalt sowohl als der durchgehends getragenen dichterischen Behandlung zu geben. Daß in letzterer sehr oft Stellen aus den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes zur Anwendung kommen, ist ebensosehr durch die Natur der Sache bedingt, als für den poetischen Eindruck von Vortheil. Die Vermeidung jeder originalitätssüchtigen Effecthascherei, jenes Fernhalten von subjectiven Träumereien und Beimischungen zu dem durch Schrift und Tradition gewissermaßen objectiv fixirten Stoff läßt die Behandlung auf den ersten Blick wohl etwas streng einfach und fast zu traditionell selbstverständlich erscheinen. Allein abgesehen davon, daß nur wir Katholiken an diesen Ton gewöhnt sind, der für Fernstehende hinwieder einen ganz eigenen Reiz hat, spricht zu Gunsten

der Behandlungsart, daß das Gedicht bei einer zweiten und dritten aufmerksamen Lesung unzweifelhaft gewinnt. Manche bei einer ersten Lesung übersehene Schönheiten, poetische Motive und Nebenaccorde kommen dann erst zur Geltung, die Intentionen des Dichters treten klarer hervor, und die Beschränkung zeigt sich als das, was sie ist: wohlüberlegtes, nach klassischer Abrundung ringendes Maßhalten. Wie übrigens der Dichter schildert und redet, beweisen hinlänglich die eingeflochtenen Proben.

Ueber die Art und Weise, wie der Dichter sich von den Exegeten beeinflussen läßt, bezw. welchen Autoren er folgt, soll hier keine Rede sein. Im allgemeinen wird dieselbe wohl nur Beifall finden. Nun noch ein Wort über die Hauptcharaktere.

Am meisten tritt die Auffassung des ewigen Juden selbst in den Vordergrund. Seeber hat sie des tragisch-lyrischen Charakters, den sie in der Sage hat, fast ganz entkleidet, um ihr den episch-thatkräftigen Charakter des Christushassers zu geben. Der ewige Jude ist nicht mehr der nicht sterben und ruhen *könnende*, sondern der von unsterblichem Haß beseelte, nicht ruhen *wollende* Vertreter des Judenthums.

> Sie konnten dich [das Judenthum] bedrücken, nicht vernichten;
> Denn, wie mich Alten, hielt der Haß dich aufrecht,
> Die still genährte Hoffnung auf Vergeltung.
> Wohl schien's mir oft ein Fluch — des Mannes Fluch,
> Den wir ans Kreuzesholz der Schmach geschlagen,
> Und den als Gott die Christenhunde preisen —,
> Daß wir, du selbst und ich, nicht sterben konnten,
> Wenn auch die Qual zur Riesenbürde ward.
> Doch preis' ich der Jahrtausend' Mühe nun,
> Denn endlich schaut mein Aug' den Tag der Rache u. s. w.

So ist auch Ahasver nicht der ruhesuchende Weltenwanderer, sondern der planvoll handelnde, tausend Fäden anknüpfende Agent des Antichristenthums und zuletzt noch dessen oberster Feldherr. Die Idee eines Ahasver in Generalsuniform mit Helm und Degen hat anfänglich etwas Befremdendes; bei näherem Zusehen jedoch ist sie durch die Oekonomie des Gedichtes durchaus gerechtfertigt. Läugnen aber läßt sich bei allem doch nicht, daß ein gewisser poetischer Zauber, der den *wandernden* Juden in der Volksseele umgibt, dem *handelndthätigen* Ahasver abgeht. Dieser Zauber kommt erst wieder zu Tage, wo der Haß gebrochen, die Verzweiflung zum Durchbruch gekommen und schließlich die Bekehrung vollendet ist.

Ueber die Auffassung der beiden Propheten Henoch und Elias dürfte wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit obwalten; ihre Figuren gehören zum Besten im ganzen Gedicht.

Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten bietet die Person des Antichrist selbst. Wir wagen kaum zu behaupten, daß der Dichter uns diese problematische Natur glaubhaft und zwingend vorgeführt hat. Wir sehen nicht genug in sie hinein, um uns psychologisch Rechenschaft geben zu können. Auch ihr Verhältniß zu Teitan ist nicht ganz durchsichtig motivirt, wie denn überhaupt der Zauber und

Einfluß dieses Menschen nicht ganz erklärlich für den Leser wird. Wir gestehen aber gerne zu, daß diese beiden Figuren zu dem Schwersten, — ja nahezu Unmöglichen gehören, nach dessen Lösung die Kunst ringen kann.

Daß die Figur des Papstes etwas stark in den Hintergrund der Handlung tritt, wurde bereits anfangs angedeutet. Im allgemeinen ist sie etwas schablonenhaft und zu wenig individuell behandelt.

Die Nebenfiguren einzelner Juden und des Judenmädchens Sara sind dagegen meist trefflich gelungen und, wie bemerkt, recht glücklich zu Vertretern und Symbolen ganzer Volkskreise idealisirt.

Alles in allem können wir somit in dieser neuen Dichtung Seebers eine erfreuliche Leistung begrüßen, die, wenn auch nicht dem letzten Ideal einer Ahasverus-Dichtung entsprechend, den Stoff doch in einer künstlerisch abgerundeten, gedanklich vertieften und sprachlich schönen Weise zum Vortrag bringt. Gereifte, ernste Leser werden das Buch mit Genuß verkosten und zu ihm zurückkehren. Ehe es jugendlichen Händen anvertraut wird, dürfte vielleicht eine vorherige Durchsicht durch Eltern und Erzieher anzurathen sein, da nothwendig auch Nachtseiten der Cultur zur Sprache kommen mußten.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Novum Testamentum graece et latine.** Textum graecum recensuit, latinum ex Vulgata versione Clementina adjunxit, breves capitulorum inscriptiones et locos parallelos addidit Fridericus Brandscheid, Gymnasii Hadamariensis olim Conrector. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. 4°. (VI et 487 p.) Friburgi, Herder, 1893. Preis *M.* 5.

2. **Handbuch der Einleitung ins Neue Testament.** Prolegomena zum Griechisch-Lateinischen Neuen Testament. Für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium herausgegeben von Friedrich Brandscheid, Conrector a. D. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 4°. (VIII u. 196 S.) Freiburg, Herder, 1893. Preis *M.* 5.

1. In dem Rundschreiben „Providentissimus Deus" vom 18. November 1893 (vgl. diese Blätter Bd. XLVI, S. 125 ff.) hat der Heilige Vater dringend aufgefordert zum eifrigen Studium der Heiligen Schrift. Ein treffliches Hilfsmittel dafür hat der ehemalige Conrector von Hadamar geschaffen. Das Werk, welches sich auch einer vorzüglichen Ausstattung erfreut, konnte mit Ehren Leo XIII. gewidmet werden. Es bietet in zwei Colonnen nebeneinander den griechischen Text und den lateinischen. Die Verstheilung ist mit Recht beibehalten worden. Um aber auch die innere Gliede-

rung des Textes hervorzuheben, hat der Herr Herausgeber den Kapiteln eine sorgfältig erwogene Ueberschrift gegeben und jedesmal, wenn dem Sinne nach ein neuer Abschnitt beginnt, die betreffende Verszahl durch Fettdruck hervorgehoben. Zahlreiche Verweise auf mehr oder weniger ähnliche Stellen sind in Fußnoten beigefügt. Der lateinische Text ist der der Vulgata nach der Ausgabe Vercellones. Die Fassung des griechischen Textes ist die eigene Leistung des Herausgebers; natürlich sind dabei die wichtigen Arbeiten von Lachmann, Tregelles, Tischendorf, Westcott-Hort gewissenhaft benutzt worden.

2. Bei Beurtheilung des „Handbuches der Einleitung" darf man den Untertitel „Prolegomena zum Griechisch-Lateinischen Neuen Testament" nicht außer acht lassen; sonst würde man sich vielleicht enttäuscht finden. Stoffe, die in anders gearteten Einleitungswerken weitläufig ausgeführt sind, werden hier nur eben gestreift oder ganz übergangen, während anderes dafür um so gründlicher behandelt wird. Daß bei der Masse strittiger Punkte, welche in einem solchen Werke zu besprechen sind, der Herr Verfasser immer den Beifall aller finden werde, kann niemand erwarten; aber eifrige Arbeit, ruhiges Ueberlegen, gewissenhaftes Abwägen werden ihm alle zugestehen müssen. Im ersten Abschnitt werden die heiligen Bücher des Neuen Testamentes nach Inhalt und Form vorgeführt. Der zweite Abschnitt entrollt die Geschichte des heiligen Textes bis auf die Gegenwart. Nach den Mittheilungen über die Schicksale der Heiligen Schrift im Alterthum wird ein Einblick eröffnet in das Schreib- und Bücherwesen des Alterthumes und des Mittelalters. Weiter wird der Leser bekannt gemacht mit den verschiedenen Gattungen von Lesarten, und wird an die Quellen geführt, aus denen der griechische Text zu schöpfen ist. Der wichtigste Theil dieses zweiten Abschnittes ist aber der vierte: eine Uebersicht der Leistungen auf dem Gebiete der Textkritik. Daran schließt sich eine kurze Darlegung der Grundsätze dieser Kunst. Nachdem der Herr Verfasser dann noch etwas eingehender gehandelt von den beiden großartigsten Leistungen der katholischen Kirche auf diesem Gebiete, dem Werke des hl. Hieronymus und Clemens' VIII., legt er kurz die „Grundsätze", die ihn bei seiner eigenen Ausgabe leiteten, vor. Gelegenheit, den Meister bei der Arbeit zu beobachten, bietet uns der dritte Abschnitt, eine „Beispielsammlung . . . der Behandlung textkritischer Fragen des griechischen Neuen Testaments". Dann schließt das ganze Werk recht praktisch mit tabellarischen Uebersichten über die Entstehungszeit der Bücher des Neuen Testamentes, das Leben des Heilandes, Thaten und Schicksale der Apostel.

Theologia moralis per modum conferentiarum auctore clarissimo P. Benjamin Elbel O. S. Fr. Novis curis edidit P. F. Irenaeus Bierbaum O. S. Fr., Provinciae Saxoniae S. Crucis Lector jubilatus. Editio II. Cum approbatione Superiorum. 8°. Vol. I. (XIV et 923 p.) Preis *M.* 7.50. Vol. II. (VIII et 624 p.) Preis *M.* 4.80. Paderbornae, ex typographia Bonifaciana, MDCCCXCIV.

Die erste Auflage dieser neuen, vorzüglich besorgten Ausgabe (vgl. Bd. XLIII, S. 560 f.) wurde so rasch vergriffen, daß sie schon jetzt durch eine zweite Auflage ersetzt werden mußte. Die Faßlichkeit, Gediegenheit, weise Mäßigung, welche das Elbelsche Werk auszeichnen, haben ihm also auch in dieser seiner neuen Bearbeitung rasch viele Freunde erworben. Mit Recht; denn der rühmlichst bekannte Herausgeber P. Irenäus Bierbaum hat mit großer Sorgfalt durch Heranziehung und Verwerthung der neuen Decrete und römischen Erlasse die nöthigen Veränderungen

ausgeführt. Daß dieselbe Sorgfalt, wie bei der ersten Neuauflage, auch bei dieser zweiten ihn geleitet hat, davon zeugt sofort der Einblick in die vorliegenden Bände: die neuesten Entscheidungen oder Antworten über Duell, über verschiedene die religiösen Orden betreffende Fälle haben alle an geeigneter Stelle ihren Platz gefunden. — Der dritte Band des Werkes wird hoffentlich in Bälde die zweite Auflage vollständig machen.

Anleitung zur Verwaltung des heiligen Bußsacramentes. Von Ant. Tappehorn, Ehrendomherr, Landdechant und Pfarrer von Vreden. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochw. bischöfl. Generalvicariats zu Münster. gr. 8⁰. (VIII u. 438 S.) Dülmen i. W., Laumann, 1893. Preis *M.* 4.

Die weite Verbreitung des Buches spricht schon für seine Brauchbarkeit. In der That findet sich hier das wichtigste Stück der Pastoral in einer Weise behandelt, welche sowohl den Seeleneifer als auch das gründliche Studium und die reichliche Erfahrung des Verfassers bekundet. Nicht nur der angehende Beichtvater findet für sein hochwichtiges Amt praktische Anweisung und Winke für schwierigere Fälle, sondern auch der schon mehr bewanderte Seelsorger wird durch Lesen und Zuratheziehen des Werkes manches Nöthige wieder auffrischen und sich zu eifriger Wirksamkeit neu angeregt fühlen. Besonders lehrreich ist der zweite Theil, welcher sich über die Behandlungsweise der verschiedenen Arten von Pönitenten sehr eingehend verbreitet. — Nur wenige Stellen sind es, gegen die etwas zu bemerken wäre. So würden wir z. B. meinen, S. 96 hätte bei Besprechung der „probablen" Jurisdiction das dubium facti und das dubium iuris nicht gleichwerthig behandelt werden sollen; die Zulässigkeit der S. 99 bezeichneten materia libera bezweifeln wir sehr. S. 129 ist, wohl durch ein Versehen, noch keine Notiz genommen von dem Decret des heiligen Officiums vom 23. Juni 1886, durch welches die Lossprechung von päpstlich reservirten Fällen und Censuren betreffs der „Behinderten" wesentlich verändert worden ist. Von einer andern Bestimmung hat der hochw. Herr Verfasser wohl noch keine Kenntniß nehmen können, da diese Entscheidung, wenn auch schon vor einigen Jahren erlassen, doch erst jüngst bekannt wurde. Es wird durch dieselbe hinfällig, daß auch in Todesgefahr behufs Lösung vorbehaltener Censuren dem gewöhnlichen Beichtvater ein besonders bevollmächtigter vorgezogen werden müsse (S. 93). Im Interesse der Beichtväter folge hier der Wortlaut der Antwort des heiligen Officiums vom 29. Juli 1891: „Non sunt inquietandi qui tenent validam esse absolutionem in articulo mortis a sacerdote non approbato, etiam quando facile advocari seu adesse potuisset sacerdos approbatus; nec qui tenent validam esse absolutionem in eodem articulo mortis concessam a peccatis reservatis, sive simpliciter sive cum censura, per sacerdotem non habentem iurisdictionem in reservata, etiamsi advocari seu adesse facile potuisset sacerdos habens praedictam iurisdictionem." Das vom Herrn Verfasser Gesagte über die nachträgliche Verständigung mit dem höhern Obern für den Fall der Wiedergenesung des Kranken bleibt freilich unberührt.

Qurn Dscheradi. Studien zu Matth. 8, 28; Marc. 5, 1; Luc. 8, 26. 37. Von Professor Dr. Wilhelm Anton Neumann, Cistercienser von Heiligenkreuz. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰. (65 S.) Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 1.50.

Wo ist die regio Gerasenorum, Gadarenorum, Gergesaeorum zu suchen? Nach eingehender Untersuchung kommt der Herr Verfasser S. 44 zu dem Ergebnisse: „Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß im heutigen Flurnamen Dscherabi, der

bei einer auffallenden Bergspitze sich erhalten hat, die Lösung aller topographischen Schwierigkeiten sich findet, die sich an die Lesarten ‚Gadarenorum' und ‚Gerasenorum' anheften. Die Leute, welche das zwischen Wadi Semak und Wadi Nqêb gegen den See sich vorschiebende Massiv bewohnten, wurden von den Juden ‚Geradäer' genannt, woraus sowohl die biblische Lesart Gadarener (durch Verwechslung der Buchstaben ר und ד) als auch die Lesart Gerasener (durch weichere Aussprache des ד) sich erklärte. Die Stadt, von der im biblischen Bericht die Rede ist, bezeichnet der Herr Verfasser als Hippos, von den Hebräern Susitha genannt, die allen Bedingungen der evangelischen Erzählung, namentlich auch in betreff einer ansehnlichen, nicht weit von der Landungsstelle entfernten Nekropolis, entspricht (S. 19 f. 31). Dr. Neumann hat die betreffenden Orte selbst genau besucht und gibt eine recht anschauliche Beschreibung derselben. Nebenbei werden auch andere topographische Probleme berührt, so besonders über Corozain, Kersa, Komanes u. a. — Einiges hätte bündiger gefaßt, manches wohl weggelassen werden können. Die gelehrte Abhandlung ist als Festschrift zur Secundizfeier dem hochw. Abte Heinrich Grünbeck gewidmet — daher die etwas vornehme Ausstattung.

Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit hundertundzwölf Abbildungen, auf fünfundsechzig Tafeln geschrieben und gezeichnet von Michael Engels, Maler und Lehrer des Freihandzeichnens am Großherzoglichen Athenäum zu Luxemburg. 4°. (VI u. 94 S.) Luxemburg, Bück, 1894. Preis *M.* 13.50.

Das ist einmal ein Buch, welches weit weg vom gewöhnlichen Wege seine eigenen Pfade geht und trotzdem auch bei denen Anerkennung und Lob sich erwerben wird, die andern Auffassungen huldigen. Während ikonographische Studien meist die Zeit des Mittelalters in den Vordergrund stellen und ihr den größten Theil ihrer Arbeit widmen, berücksichtigt Engels besonders die Maler der neuern Zeit bis herab zu den Nazarenern und zeigt, wie sie die mittelalterlichen Gestalten Gottes des Vaters, der guten Engel und der Teufel verändert, verbessert oder verschlechtert haben. Als ausübendem Künstler und Lehrer des Zeichnens sind ihm nicht die alten stilisirten Figuren, sondern die vom modernen Geist belebten, mit allen Mitteln der neuern Kunst gehobenen die liebsten, vorausgesetzt, daß sie dem christlichen Ideal entsprechen. Seinen Ausführungen gibt er durch eine große Anzahl trefflich gewählter Zeichnungen Licht und Stütze. Während man sonst alte Stiche und Zeichnungen mechanisch reproducirt, um möglichst treue Copien zu bieten, hat er alle Vorlagen abgezeichnet, um seinen Tafeln einen einheitlichen und künstlerischen Gesamteindruck zu sichern. Was dadurch an historischer Genauigkeit verloren geht, wird durch Gleichmäßigkeit des Ganzen ersetzt. Das Buch ist mit großer Kenntniß der neuern Kunstwerke, mit Liebe und Begeisterung zur Sache und in echt katholischem Sinne geschrieben. Es verdient einen weiten Leserkreis und eignet sich sehr als Geschenk an junge Leute, welche für die Werke christlicher Malerei Sinn haben und zu einem tiefern Verständniß vordringen wollen.

Die lauretanische Gnadenkapelle in der Pfarrkirche zur hl. Maria in der Kupfergasse. Festschrift zur sechshundertjährigen Feier der Uebertragung des heiligen Hauses nach Loreto (10. Dec. 1894) von L. H. Grubenbecher, Pfarrer. 8°. (XI u. 116 S.) Köln, Bachem, 1894. Preis *M.* 1.20.

Die Centenarfeier der Uebertragung des heiligen Hauses, in welchem Maria zu Nazareth den Erlöser empfing und lange Jahre mit ihm wohnte, wird im Advent

dieses Jahres zu Loreto hochfeierlich begangen. Auch in zahlreichen, dem Hause von Loreto nachgebildeten Kapellen will man die Gelegenheit benutzen, die ehedem in Deutschland so große Verehrung des heiligen Hauses zu erneuern oder zu steigern. Dementsprechend berichtet die vorliegende Schrift über die 1675 erbaute und geweihte Kölner Loretokapelle, ihre Schicksale und Erfolge. Da das Gotteshaus, welches man 1705—1715 um die Kapelle erbaute, 1802 zur Pfarrkirche erhoben ward, wird auch deren Geschichte erzählt. Man erhält so einen neuen Einblick in das innere geistige Leben der alten Stadt Köln und einen Beweis, daß dort im stillen, fern vom Gewühl des großen Verkehrs, von der alten katholischen Sitte mehr erhalten blieb, als eine oberflächliche Betrachtung vermuthen läßt.

Das Büchlein von der Barmherzigkeit Gottes. Von Franz Xaver Kerer, Expositus in Reithofen. (Der Ertrag für die durch den Cyklon am 14. Juli 1894 zerstörte Kirche in Forstern.) 12°. (32 S.) München, Korff, 1894. Preis 40 *Pf.*

Die Barmherzigkeit Gottes sollte der Seele des Christen womöglich ununterbrochen vorschweben: so wohlthuend wirkt diese Erinnerung auf das Geistesleben, so tröstend und ermuthigend ist sie für das menschliche Herz. Das vorliegende Büchlein, welches klar und einfach, zugleich aber auch warm anregend geschrieben ist, wird daher gewiß eine recht segensreiche Wirksamkeit entfalten.

Welche Bedeutung gebührt der Religion in den socialen Kämpfen der Gegenwart? Von Dr. Egon Huckert, Oberlehrer am Realgymnasium in Neisse. gr. 8°. (25 S.) Neisse, Commissionsverlag von F. Huchs Buchhandlung, 1892. Preis 30 *Pf.*

Eine ganz vortreffliche Schrift, die, auf gediegene Sachkenntniß gestützt, in einfacher, klarer Form mit überzeugenden Gründen den hohen Werth der Religion für die gesellschaftliche Entwicklung zur Darstellung bringt. Der Verfasser erblickt die Gefahr nicht so sehr in einer unmittelbar drohenden, gewaltsamen Umwälzung als vielmehr in dem Schwinden der religiös-sittlichen Anschauungen in der breiten Masse des Volkes. Wer dieser nächsten Gefahr wirksam begegnen will, der darf sich nicht damit begnügen, durch den Gedanken an das Jenseits die ärmern Klassen mit ihrer traurigen Lage im Diesseits zu versöhnen. Vielmehr handelt es sich auch darum, jene Lage nach Möglichkeit zu bessern, indem man gerade das diesseitige Leben nach den Grundsätzen des Christenthums praktisch umgestaltet. Darum muß die religiöse Wiedergeburt auch, ja vorzugsweise bei den obern Klassen der Gesellschaft beginnen. Ist hier einmal die religionslose Frivolität und die brutale Selbstsucht durch christliches Leben, Gerechtigkeit und Liebe siegreich überwunden, dann wird der irregeführte Arbeiter dem Christenthum nicht mehr mit Mißtrauen gegenüberstehen und das Bekenntniß des christlichen Glaubens nicht mehr als Heuchelei verhöhnen können. Im Gegentheil wird er dann in greifbarer und fühlbarer Weise an sich selbst erfahren, daß von der Verwirklichung der christlichen Lehre ihm größeres Heil erwächst als von den luftigen Verheißungen des „wissenschaftlichen" Socialismus. Wenn auch die Behandlung der Steuerpflicht von einiger Uebertreibung nicht frei ist, so glauben wir dennoch die gediegene und reichhaltige Schrift bestens empfehlen zu können.

Die farblose Presse. Eine religiöse, politische und sociale Pest. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 8°. (15 S.)

Ein nicht geringer Theil der Katholiken ist gar sehr in Gefahr, aus lauter Unparteilichkeit höchst parteiisch und aus lauter Gutmüthigkeit verrätherisch an der

eigenen Sache zu werden. Beides geschieht ganz besonders durch Halten und Unterstützen der farblosen Presse. Eine ausgesprochen schlechte Presse ist ja in ihren einzelnen Erzeugnissen verderblicher und strenger verboten; allein in gewissem Sinne schadet doch die „farblose“ Presse noch mehr. Wirklich „farblos“ ist sie im Grunde auch nie, eher wechselfarbig — und zwar mit Hinneigung zum Schlechten. Das Unkatholische, Glaubenslose wird nur in kleinen Dosen verabreicht und vielfach noch sorgfältig umhüllt oder durch Zuthaten schmackhaft gemacht: so wirkt es nur um so sicherer; es vergiftet allmählich den Geist des arglosen Lesers und macht ihn schließlich zu einem lauen und gleichgiltigen, zu einem bloßen Namenskatholiken. Die hier angezeigte Broschüre deckt dieses sehr gut auf, kennzeichnet die hauptsächlichen „farblosen“ Blätter und geißelt scharf das Verfahren derjenigen Katholiken, welche durch Inserate oder auf andere Weise jene Blätter unterstützen. Die kleine Schrift verdient in die weitesten Kreise getragen zu werden.

Fünf Jahre unter den Horden Afrikas und Asiens. Von Th. Habicher, Soldat in der französischen Fremdenlegion. 12°. (116 S.) Brixen, Verlag des Kath.-polit. Preßvereins, 1893. Preis 80 *Pf.*

Es lohnte sich der Mühe, die früher im „Raphael“ und im „Tiroler Volksboten“ nahezu vollständig erschienenen Schilderungen aus dem Lagerleben in Algier und Tongking gesammelt und ergänzt herauszugeben. Der Verfasser ist ein guter Beobachter und schrieb seine Erlebnisse ebenso anschaulich als frisch nieder; man wird dieselben mit Interesse und Nutzen lesen. Möge der Zweck, den er sich gestellt hat, unerfahrene Jünglinge von dem verhängnißvollen Schritte abzuhalten, in der französischen Fremdenlegion den jugendlichen Drang nach Abenteuern zu befriedigen, erfüllt werden! „Kommen junge Leute aus allen Ländern Europas als Rekruten nach Afrika, so sind sie meist dem Verderben verfallen, denn die ältern Soldaten machen sich als ‚gute Freunde‘ an sie heran, um sie zu allen Lastern zu verführen.... Das Endresultat ist dann der vollständige Abfall von der Kirche. Es ist dies eine leider Gottes sehr traurige Thatsache, die aber hier ewig neu bleibt. Während meiner langjährigen Dienstzeit konnte ich oft die Wahrnehmung machen, daß alle jene Legionäre, die sich von der Religion losgesagt, schon hier ihrem Verhängnisse nicht entgingen und oft ein trauriges Ende nahmen“ (S. 84). Doch gelang es manchmal den Barmherzigen Schwestern, denen der Verfasser wohlverdientes Lob spendet, die Verführten auf dem Schmerzens- oder Sterbelager wieder mit Gott zu versöhnen. Der Titel würde wohl richtiger lauten: „Fünf Jahre Lagerleben in Algier und Tongking.“ „Unter den Horden Afrikas und Asiens“ hat doch eine andere Bedeutung.

Der Apoll von Belvedere. Eine archäologische Studie von Dr. Hermann Freericks. 8°. (78 S.) Paderborn, Schöningh, 1894. Preis *M.* 1.60.

Die wahrscheinlich im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zu Grotta Ferrata gefundene, unter Julius II. in dem Halbrund einer Nische des Belvedere aufgestellte, 1532 durch Montorsoli ergänzte, jetzt im Vaticanischen Museum vielbewunderte Marmorstatue des Apollo wird hier eingehend behandelt. Zuerst gibt der Verfasser eine „Geschichte“ der verschiedenartigsten Erklärungen der Figur. Dann führt er aus, daß sie weit mehr ergänzt ist, als man gewöhnlich annimmt. Selbst die Füße, der Baumstamm hinter dem rechten Beine und der linke Unterschenkel gehören ihr nicht ursprünglich an. Dadurch wird manchen Erklärungsversuchen der Boden entzogen. Auch der Apollo Stroganoff aus Bronze, den man zur Deutung des Belvederischen verwerthete, wird als Fälschung beseitigt. Freericks sieht in dem vaticani-

schen Marmorbilde ein Gegenstück zur Artemis von Versailles, den Lichtgott, der leichten Sieges durch Blick und Drohen seine Feinde scheucht im Kraftgefühl des wiederkehrenden Frühlings. Doch ist unser Apoll nur eine mangelhafte Copie. Das Original zeigte wie der Ganymed der Kandelabergalerie im Vatican „eine dem Geiste der Plastik zuwiderlaufende, raffinirte Berechnung, indem die Composition in geistreicher Weise durch das Streben nach starkem Effect bestimmt ist“, und wird wie jener Ganymed als Arbeit des Leochares (bis gegen 328 v. Chr.) erklärt.

Die Befreier Wiens 1683. Dramatisches Gedicht von Freiherrn Adolph von Berlichingen. kl. 8°. (364 S.) Wien, Konegen, 1894. Preis *M.* 4.

Diese neue Schöpfung des begabten Dichters bringt eine Reihe geschichtlicher Thatsachen zur Darstellung, die sich an die denkwürdige Befreiung Wiens knüpfen. Im Interesse der Einheit des Stückes dürfte wohl der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, es möchte dem Verfasser gefallen haben, aus dem überreichen und oft nur lose verbundenen Stoffe eine einzelne Begebenheit herauszuheben und diese zu einem einheitlichen Kunstwerke auszugestalten, statt, wie er dies jetzt thut, der Geschichte allzusehr das Wort zu lassen. Doch ist nicht zu läugnen, daß auch für ein solches Verfahren unter anderer Rücksicht sich Gründe anführen lassen. Jedenfalls gereicht es dem Stücke, auch wie es jetzt vorliegt, zum hohen Lobe, daß dasselbe eine nicht geringe Anziehungskraft ausübt. Es kommt dies wohl daher, daß Freiherr von Berlichingen in der Ausführung der einzelnen Scenen sehr geschickt und glücklich ist. Gerade hierin tritt sein dramatisches Talent am glänzendsten hervor. Sodann aber versteht er es auch, das patriotische Gefühl im engern und weitern Sinne zu wecken und zu unterhalten. Wir können uns daher denken, daß eine Aufführung des Stückes in Wien oder Oesterreich überhaupt sich eines großen Beifalles zu erfreuen haben würde. Aber auch zur Lesung empfiehlt sich das Gedicht, das, von den edelsten Gesinnungen und religiösen Grundsätzen getragen, nur kräftigend und heilsam wirken kann, indem es uns in lebensvollen Bildern eine der wichtigsten und folgenschwersten Episoden der neuern Geschichte vorführt und uns einen Einblick in das Leben von Männern vermittelt, denen die Christenheit zum größten Danke verpflichtet ist. — In sprachlicher Hinsicht wäre dem Stücke wohl noch eine sorgfältige Durchsicht zu wünschen.

Tassilo II. Trauerspiel in fünf Acten von Heinrich Hüttinger. 8°. (112 S.) Straubing, Volks- und Jugendschriften-Verlag, 1893. Preis *M.* 1.40.

Die Vaterlandsliebe und Begeisterung für die eigene Stammesgröße, die der Verfasser dieses Trauerspieles bereits in einem frühern Drama bekundete (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLII, S. 468 f.), ist eine sehr gute und in der Poesie besonders schätzenswerthe Sache; allein sie sollte sich doch immer innerhalb der Schranken der geschichtlichen Wahrheit halten und z. B. nicht wie hier den Franken Karl den Großen auf Kosten des Bayern Tassilo gar zu arg erniedrigen. Mag der gewaltige Held auch seine Fehler gehabt haben, so kleinlich und modern-politisch, wie er uns hier geschildert wird, war er gewiß nicht. Auch seine Umgebung ist nicht echt. Alcuin z. B. war gewiß nicht ein so lächerlicher Schwätzer, wie er uns hier vorgeführt wird. Allein sehen wir von der geschichtlichen Wahrheit ab und betrachten das Trauerspiel vom Standpunkt seiner eigenen Ideenwelt, so müssen wir freilich manche lobenswerthe Einzelheit anerkennen, können aber dem Ganzen doch den Vorwurf des Unabgeklärten, etwas Verworrenen nicht vorenthalten. So hätte unserer Ansicht nach gleich von vornherein die Situation deutlich gezeichnet werden müssen: Tassilo und

Leutperga sind nach Ingelheim gelockt oder gebracht, um von Karl wegen ihrer Eidbrüchigkeit — wahrer oder vorgeblicher — gerichtet zu werden. Tassilo hätte dann Zeit gehabt, bevor die Sache vor den König und sein Gericht kam, den Zuschauer von seiner Unschuld zu überzeugen, wenn er glaubte, dies zu können. Dadurch wäre sein Charakter gewachsen, und ohne Karl selbst gering zu achten, hätte man dem Kampf der beiden mit Interesse entgegengesehen. Jetzt weiß der Leser eigentlich die zwei ersten Acte hindurch gar nicht, worum es sich handelt; er sieht in Karl, den er nur aus den Zornausbrüchen Tassilos und den Greuelthaten und Grausamkeiten der fränkischen Herren kennt, nur den egoistischen Tyrannen, der Recht und Gerechtigkeit unter seinen Riesenfüßen zertritt. Im dritten Act ist die Einheit der Anklage und Vertheidigung nicht hinreichend gewahrt, um das dramatische Interesse zu concentriren, abgesehen davon, daß die Caricaturen der Beisitzer jeden Genuß unmöglich machen. Mit Freuden jedoch erkennen wir an, daß das Stück manche echt dramatisch zugespitzte Scene enthält, z. B. die Liebeswerbung des Verräthers Audulf u. dgl. Es spricht überhaupt aus der Dichtung ein wirkliches Talent, das sich nur zu klären braucht, um mit der Zeit Tüchtiges zu liefern.

Mystische Rosen. Von Michael Maria Rabenlechner. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Professor P. Meidler. 86 S. 8°. Würzburg, Woerl, 1893. Preis *M.* 1.70; cart. m. Goldschn. *M.* 2; geb. in Leinw. m. Goldschn. *M.* 2.40.

Auch in Bezug auf die Dichter gilt das Wort des Magnificat: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter", und so wird überall da, wo echtes wahres Kunstleben erwacht oder waltet, das Lob der Gottesmutter ein beliebter, nie erschöpfter Stoff des Gesanges sein. So begrüßen wir denn auch nach dem monumentalen Werk der Münchener Dichterin dieses bescheidenere Büchlein des Wiener Sängers als einen erfreulichen Versuch, die Andacht zur allerseligsten Jungfrau durch Betrachtung der Geheimnisse des dreifachen Rosenkranzes zu beleben und zu verbreiten. Die Gliederung des Stoffes ist die natürlichste: Rosen der Freude — Rosen des Schmerzes — Rosen des Triumphes. Unter jeder dieser Gruppen sind je fünf längere oder kürzere Betrachtungen über das jeweilige Geheimniß eingereiht. Die Form der Gedichte ist glatt und leicht, die einzelnen Gedanken sind klar und fromm, nähern sich aber doch meistens noch etwas zu sehr der Reflexionsprosa, als daß es möglich wäre, ein bestimmtes Urtheil über die dichterische Befähigung des Verfassers auszusprechen. Wir würden ihm gerne auf minder betretenen Gebieten begegnen, um zu ermessen, wie weit er berufen ist, an der Neuerweckung der katholischen Literatur Oesterreichs mitzuwirken.

Die ägyptische Königstochter. Ein Weihnachtsspiel in drei Aufzügen von Joseph Hecher, Canonicus. kl. 8°. (54 S.) Stuttgart, Roth, 1895. Preis 60 *Pf.*

Dieses Weihnachtsspiel unterscheidet sich wesentlich von dem, was man gewöhnlich unter solchen Dichtungen versteht. Es führt uns nicht nach Bethlehem, sondern nach Aegypten in den Palast des Fürsten Balthasar. Dieser ist abwesend mit noch zwei andern, die gleich ihm einen geheimnißvollen Stern gesehen haben. Im Palast ist seine Tochter Atossa zurückgeblieben, die sich jetzt mit ihrer Gesellschafterin Rhodopis und einer jüdischen Sklavin Lia unterhält. Sehr gut hat der Dichter es verstanden, uns in diesen drei Mädchen drei Culturbilder mit ihrer eigenen Weltanschauung und Lebensphilosophie und deren Verhältniß zu dem kommenden Erlöser vorzuführen. Der gefürchtete Ueberfall der verlassenen Hauptstadt durch den

Negerfürsten gibt Gelegenheit, die Probe auf die verschiedenen Systeme zu machen. Wo die Noth am höchsten, erscheint Fürst Balthasar von der Reise zurück, befreit sein Kind und seine Hauptstadt und bringt Kunde von dem gefundenen Messias. Noch ist die erste Freude des Wiedersehens nicht vorüber, das Verlangen Atossas aber nach dem Welterlöser bereits stark erwacht, so wird auch die Ankunft der heiligen Familie in Aegypten, und zwar in der Stadt Balthasars, gemeldet. Die Anbetung des Kindes durch die Familie und Leute des Fürsten schließt das Stück, das dadurch dann zu einem rechten Weihnachtsspiel auch in dem mehr gewöhnlichen Sinne wird. Die Sprache ist einfach und fließend, die dramatische Handlung fortschreitend und interessant; nur zwischen dem zweiten und dritten Act vermissen wir die zwingende Verbindung. Der Zuschauer kann glauben, daß mit dem Schluß des zweiten Actes das Stück seinen Abschluß gefunden. Uns deucht, dieser Fehler wäre leicht zu beseitigen.

Lebende Bilder in religiösen Dichtungen von Jos. Hecher, Canonicus. Zweite Auflage. kl. 8⁰. I. Passionsblumen. (50 S.) Preis 60 *Pf.* II. Marienrosen. (64 S.) Preis 60 *Pf.* III. Märzenveilchen. (32 S.) Preis 40 *Pf.* Stuttgart, Roth, 1895.

Diese „religiösen Dichtungen" sind als begleitender oder verbindender Text zu lebenden Bildern gedacht und helfen somit einem oft empfundenen Bedürfniß ab. Sie thun dies in einer sehr würdigen und verdienstvollen Weise. Ihre Gedanken sind edel, volksthümlich und theologisch reichhaltig, ihre Sprache ist würdig und schön. Das erste Heft bietet den Text zu 13 Bildern aus der Leidensgeschichte, der Auferstehung und der Gründung der Kirche. Sehr sinnreich sind die Einzeldarstellungen eingeleitet, erklärt und verbunden durch ein Zwiegespräch zwischen Adam und dem Erzengel Gabriel. In den „Marienrosen" reden zwei allgemein als „Genien" bezeichnete Wesen miteinander und erläutern die 15 Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes, welche als ebensoviele lebende Bilder gedacht sind. „Märzenveilchen" ist dem hl. Joseph geweiht und enthält poetische Declamationen zu neun Bildern aus dem Leben des heiligen Patriarchen von seiner Vermählung bis zu seinem Tode und zu dem Schlußbild „Gesellen, huldigend vor dem Bilde des hl. Joseph". Man merkt es diesen Dichtungen an, daß sie aus dem Leben entstanden, d. h. für wirkliche Aufführung geschrieben wurden. Allen, die in die Lage kommen, zu lebenden Bildern der obengenannten Art würdige Texte zu benöthigen, können wir die Büchlein nur warm empfehlen, glauben andererseits aber auch, daß die Büchlein selbst mancherorts den Wunsch nach solchen lebenden Bildern rege machen werden.

Schlichte Weisen. Gedichte von Evarist Bickmann. kl. 8⁰. (144 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1894. Preis brosch. *M.* 2; Salonband *M.* 3.

Der Titel dieser poetischen Sammlung entspricht vollkommen dem Charakter ihres Inhalts. Schlicht und einfach, wie die Welt des Sinnlichen und Uebersinnlichen, der äußern Erscheinungen und innern Eindrücke, der Natur und Uebernatur sich in der frommbeschaulichen Seele des Sängers spiegelt, ist auch die Wiedergabe dieses Spiegelbildes im Gedicht. Nirgends himmelanstürmende Gedanken, aber auch keine weltschmerzlichen Jammerklagen; keine Bergschroffen im Alpenglühen, aber auch keine Abgründe voll unheimlicher Nacht; es ist ein stiller, freundlicher Wiesenpfad unter blühenden Apfelbäumen im Frühling, unter duftenden Heuschwaben im Sommer und besonders unter fruchtfrohen Bäumen im Goldschimmer der Herbstsonne. Eine eigenthümliche Sehnsucht zieht diesen Pfad und findet ihr Echo in allem, was da grünt und blüht, fliegt und singt.

„Auf den Hügeln sitz' ich gerne
In der milden Herbsteszeit;
Rings die klare blaue Ferne,
Und das Auge schaut so weit. —

Dort im Thal die Herden weiden;
Durch den sonnigen Azur
Ziehen Vögel, und sie scheiden
Von der heimatlichen Flur.

Nimmer konnt' ich noch verstehen
Diesen Wechsel in der Brust:
Hab' ich Vögel sonst gesehen,
Kam mir gleich die Wanderlust.

Regt sich wohl auch jetzt ein Sehnen,
Immer unerklärlich mir;
Nicht mehr treibt es mich zum Wandern,
Und ich bleib' am liebsten hier."

Diese halb natürliche halb übernatürliche Sehnsucht ist so recht der Grundton dieser Weisen, und es überraschte uns nicht, zu vernehmen, daß der Verfasser ein durch langwierige Krankheit heimgesuchter Ordensmann sei. Außer den lyrischen Gedichten enthält das Büchlein noch Sprüche, Sonette und Episches. Von den Sprüchen sind einige sehr gut gelungen; das Epische löst sich meistens wieder in Lyrik auf, welche die stärkste Seite des Dichters zu sein scheint. Die Verlagshandlung hat dem Büchlein ein außergewöhnlich feines Gewand gegeben.

Laumannsche Kinderlegende. Herausgegeben von Freunden christlicher Jugend. 1. Bändchen. (1.—6. Lieferung; die Lieferung zu 64 S. 12° à 25 *Pf.*) Dülmen i. W., Laumann, 1894.

Das 1. Heftchen bringt nach einem kurzen Lebensabriß des hl. Franciscus Xaverius eine ausführlichere Erzählung seiner Wunder. Das 2. schildert das wunderbare Wirken des hl. Bernhard. Das 3. zeichnet das Bild des hl. Vincenz von Paul. Das 4. erzählt das Leben des hl. Bruno und in einem Anhange kurz dasjenige der übrigen Heiligen Kölns. Das 5. entwirft das tugendreiche Leben der hl. Rosa von Lima, und das 6. endlich führt der Jugend den großen hl. Karl Borromäus vor die Augen. Diese kleine Sammlung von Heiligenleben, welche zusammen ein erstes Bändchen bilden, wird gewiß bei allen Freunden der katholischen Jugend Anklang finden.

Laumannsche Jugendbibliothek. 1. Bändchen. (1.—6. Lieferung; die Lieferung zu 64 S. 12° à 25 *Pf.*) Dülmen i. W., Laumann, 1894.

Die Laumannsche Jugendbibliothek empfiehlt sich durch ihre Wohlfeilheit. Darf man daher die Anforderungen auch nicht gar zu hoch stellen, so ist doch das Unternehmen selbst, welches es sich zum Ziele gesetzt hat, „die Zahl der guten und edlen Schriften zu vermehren", gewiß mit Freuden zu begrüßen. Unter den Erzählungen hat uns W. Suerlands „Im Mühlengrunde" recht gut gefallen. Das ist eine „Dorfgeschichte", welche Knaben auf dem Lande gewiß ansprechen und von denselben nicht ohne Nutzen gelesen werden dürfte. Auch die „Guckkastenbilder" von F. Meinholb enthalten manches Erheiternde und Belehrende. Weniger gefallen haben uns die beiden ersten Lieferungen. Das Werthvollste des Bändchens ist die frisch erzählte

„Rheinfahrt" von R. Herwig, in welcher die Jugend den herrlichen deutschen Strom vom Rheinfall zu Schaffhausen bis nach Wesel und Kevelaer in trefflichen Schilderungen, untermischt von interessanten historischen Anekdoten und manchem der schönsten Rheinlieder, kennen lernt.

Erzählungen von Adolf Kolping. V. Band. 12⁰. (348 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1894. Preis *M.* 2.40.

Kolpings Meisterschaft in der Volkserzählung ist so allgemein anerkannt, daß wir darüber kein Wort zu verlieren brauchen. Seine herrlichen Kalenbergeschichten, kernig erzählt, voll Kenntniß des menschlichen Lebens, namentlich der arbeitenden Klassen, von echt christkatholischem Geiste erfüllt, werden immer eine reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung, ein wahres Kapital unserer deutschen Volksliteratur bleiben, wenn hundert andere „Novellen" und „Dorfgeschichten" längst begraben und vergessen sind. Die Schöninghsche Ausgabe, deren V. Band nunmehr vorliegt, hat ein recht handliches Format und ist gut gedruckt.

Deutsche Sängerhalle. Sammlung vierstimmiger Männerchöre, ausschließlich Originalcompositionen deutscher Tonsetzer der Gegenwart, für Cäcilienvereine, höhere Lehranstalten und Männergesangvereine herausgegeben von Joh. Diebold, Chordirector in Freiburg i. Br. 8⁰. (448 S.) Regensburg, Feuchtinger u. Gleichauf, 1894. Partitur eleg. geb. *M.* 3.50; Stimmen ebenso *M.* 1.50.

Die vorliegende Sammlung empfiehlt sich durch das, was ihr fehlt sowohl, als durch das, was sie bringt. Es fehlen ihr die Lieder erotischen Inhalts, nur an wenig Stellen finden sich derartige Anklänge. Hierdurch wird das Buch für manche Chöre brauchbar, ohne für andere an Werth zu verlieren, da sich ja Liebeslieder überall mehr als genügend vorfinden. Weiterhin fehlen manche alte, ebenso bekannte als beliebte Gesänge. Dies könnte als Nachtheil erscheinen; allein mit Recht bemerkt die Vorrede: „Die vielen bestehenden Männerchor-Sammlungen haben alle Perlen der klassischen und neuern Periode so vielmal gebracht, daß man längst das Bedürfniß nach gediegenem Neuen hat." Dieses wird hier geboten; an die Stelle des schönen Alten ist das schöne Neue getreten. — Das Buch ist praktisch angelegt. Die große Mehrzahl der Lieder dient natürlich der Erholung; doch sind auch verschiedene für katholische Chöre häufig genug eintretende Gelegenheiten berücksichtigt, an denen Männergesang die Festfeier zu verschönern pflegt: Cäcilienfest, Papstfeier, Empfang des Bischofs, Priesterjubiläum u. a. Die Liedertexte sind sorgfältig gewählt; daß indes die 136 Nummern in Bezug auf poetischen Gehalt nicht alle sich gleichstehen, ist selbstverständlich. Nr. 54, das „Trinklied vor der Schlacht", hätte ohne Schaden fortbleiben können. In Nr. 30 muß es S. 101, Zeile 1 heißen: genaht statt gemacht. Für die Trefflichkeit des musikalischen Theils würde allein schon der Name des Herausgebers bürgen, wenn auch nicht so viel andere, aus dem Cäcilienvereins-Katalog bekannte und geschätzte Componisten ihre Beiträge geliefert hätten. Alle, nicht bloß schwächere, sondern auch die geübtesten Chöre werden in dem Buche ihr Stück Arbeit finden, in der Arbeit aber lohnenden Genuß.

Ida Gräfin Hahn-Hahn. Novellistisches Lebensbild von Alinda Jacoby. Mit Bildniß. kl. 8⁰. (224 S.) Mainz, Kirchheim, 1894. Preis brosch. *M.* 3.

Es ist ohne Zweifel ein eigenthümliches und gewagtes Unterfangen, heute, im Zeitalter der exacten Forschung, über eine ganz moderne Persönlichkeit ein Lebens-

bild schreiben wollen, dem man selbst den Charakter eines „novellistischen" beilegen muß. Es unterliegt auch gar keinem Bedenken, daß von vorneherein von einem solchen Unterfangen, wenigstens von der Nachahmung und Wiederholung desselben, durchaus abzurathen ist. Und doch können wir den vorliegenden Versuch nicht ohne weiteres abweisen. Lag es in der Natur des Stoffes oder im Geschick der Erzählerin, kurz, es muß zugegeben werden, der Eindruck, den der Leser des Büchleins über den Charakter, den Entwicklungsgang, die Thätigkeit und Schicksale der Heldin gewinnt, deckt sich ziemlich treu mit der Wirklichkeit. Das Bild im ganzen ist richtig; ob die einzelnen Striche Porträtgleichheit haben, kann dahingestellt bleiben. Für Leserinnen, denen es mehr auf Charaktereindrücke als auf literarische Belehrung ankommt, ist die Arbeit Alinda Jacobys durchaus zu empfehlen. Sie liest sich angenehm; sie hat von der Novelle das Interessante und vom Stoff selbst das Charakteristische. Ob freilich die Verfasserin bisweilen nicht doch etwas zu sehr aus der Heldin redet? Die Gefahr liegt gar zu nahe, und deshalb können wir nicht umhin, noch einmal vor ähnlichen Unternehmen zu warnen.

Marie, Königin von Bayern. Ein Lebensbild von Marie Schultze. Zweite Auflage. (Das Reinerträgniß ist für die Marien-Krankenküche.) 8°. (96 S.) München, Korff, 1894. Preis *M.* 1.20.

Es ist recht hübsch und macht den Bayern Ehre, daß die edle christliche Frau, in der sie einst eine liebenswürdige Königin geehrt, später eine große Dulderin bewundert haben, bei ihnen noch nicht ganz vergessen ist. Das kleine Lebensbild, das vor zwei Jahren eine der Königin persönlich bekannte Dame ihrem Andenken gewidmet hat (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIII, S. 329), ist in handlicherem Format, noch reicher und geschmackvoller in der Ausstattung, auch inhaltlich mehrfach ergänzt und vervollkommnet, neu ans Licht getreten. Ganz im Geiste jener gekrönten Wohlthäterin der Leidenden ist der Reinertrag der Schrift einem Zwecke christlicher Nächstenliebe bestimmt, und schon deshalb verdient dieselbe Empfehlung. Bietet das Schriftlein nicht alles an Belehrung und Erbauung, was eine mehr auf das Innere gehende Lebensgeschichte der muthigen Glaubensbekennerin und hohen Dulderin wohl bieten könnte, so ist es doch geeignet, vielleicht auch in Kreisen, in die sonst selten ein Wort religiöser Erhebung dringt, ein Spiegelbild schöner Frauentugend zu verbreiten. Auch wird es dazu beitragen können, dem alten Talisman des Bayernvolkes, der Liebe zu seinem Regentenhause, neue Nahrung und Anregung zu bieten.

Vida del P. Bernardo F. de Hoyos, de la Compañía de Jesús, arreglada y aumentada de como la escribió y dejó inedita el P. Juan de Loyola, por el P. José Eugenio de Uriarte de la misma Compañía. Con aprobación de la autoridad eclesiástica. 8°. (470 p.) Bilbao, Administracion del Mensajero.

Das Buch enthält die Lebensbeschreibung eines heiligmäßigen spanischen Ordensmannes, dessen Seligsprechung zu erwarten steht. Bernhard von Hoyos (geb. 1711, gest. 1735), ausgezeichnet durch die herrlichen Gaben seines Geistes und Charakters und noch mehr durch seine hohen Anlagen zur Heiligkeit, trat nach unschuldig durchlebter Jugend auf höhern Gnadenruf im Alter von 15 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein. Schon als Novize wurde er außergewöhnlicher Gnaden und himmlischer Erscheinungen gewürdigt, die ihn in immer gesteigertem Grade bis zu seinem Tode

fast ununterbrochen begleiten. In die Zeit seiner philosophischen Studien im Collegium von Medina del Campo fällt sein Eingreifen bei der Pest durch sein Gebet. Später, während der theologischen Studien im Collegium des hl. Ambrosius in Valladolid, erhält er vom Himmel die Mission, die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu in Spanien zu verbreiten. Nach der Priesterweihe beginnt er seine kurze Thätigkeit als Prediger. Er wird ein Apostel der Herz-Jesu-Verehrung, die besonders seit jener Zeit in ganz Spanien bei Ordens- und Weltleuten, Priestern und Bischöfen, Armen und Reichen, beim Adel und selbst beim königlichen Hofe in Madrid Eingang findet. Sein erbaulicher Tod erfolgte im Colleg des hl. Ignatius zu Valladolid während seines Tertiates. Die im vierten Theil des Buches beschriebenen hervorragenden besondern Tugenden, Gnaden, Prophezeiungen, wunderbaren Gebetserhörungen dienen zur Ergänzung der drei ersten Theile, welche streng die geschichtliche Folge innehalten. Die Hauptquellen, aus denen geschöpft wurde, sind sowohl zahlreiche Briefe des heiligmäßigen Ordensmannes als auch beglaubigte Mittheilungen erleuchteter Geistesmänner, insbesondere seiner Obern, die von seinem innern Leben genau unterrichtet waren. Gerade bezüglich der wunderbaren Visionen ließen sie es an strenger Prüfung nicht fehlen. — Wir freuen uns zu vernehmen, daß eine deutsche Bearbeitung dieser Lebensbeschreibung in Aussicht genommen ist.

Miscellen.

Ein Protestant über das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus in der Gegenwart. Ein gutes Wort findet guten Ort, selbst dann, wenn es aus einem Stimmgewirre heraustönt, das sonst gar nicht gefallen will. In einer kleinen Broschüre (der Lieferung eines ausgesprochen protestantischen Broschürenwerkes), welcher man Werth und Bedeutung sonst wirklich nicht beimessen und welche man vom Vorwurfe mancher starken Mängel leider nicht freisprechen kann (Höhere Schule und sociale Frage von Prof. Dr. Ludwig Schädel. Stuttgart, Belser'sche Verlagshandlung, 1894), findet sich (S. 33 f.) eine Stelle, welche in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland immerhin eine erfreuliche genannt werden darf. Wir lassen sie wortgetreu und mit dem Sperrdruck des Originals hier folgen:

„In all diesen Fragen der Schulorganisation, der Erziehung, des Unterrichts müssen wir Fühlung suchen mit den besonnenen, aber kirchlich treuen Katholiken. Und wenn wir diejenige evangelische Schule haben, deren Bild wir soeben umrissen haben, dann brauchen wir auch die Jesuiten nicht zu fürchten. Sie würden uns dann nicht schaden, wie sie uns, von kleinen Grenzkriegen abgesehen, auf dem Gebiete der Schule fast dreihundert Jahre lang

nichts geschadet haben[1]. Lange Zeit habe ich angenommen, das Wirken im Sinne des Evangelischen Bundes sei unsere erste Protestantenpflicht, aber die Binde ist mir von den Augen gefallen, ich halte es für das zunächst Nöthige zur Erhaltung des Christenthums in der Schule, daß man mit den katholischen Mitchristen in der Schulfrage Hand in Hand gehe. Denn der Abgrund ist ungleich tiefer, der uns von den antichristlichen Freigeistern trennt, als der uns von den Katholiken scheiden kann."

Diese Worte hatte Professor Schädel mit rühmlichem Muthe in einer Rede geäußert, welche er auf dem VIII. Deutschen Evangelischen Schulcongreß zu Dresden am 29. September 1893 zu halten Veranlassung hatte und welche er nachträglich zu der genannten Broschüre erweitert hat. In der Broschüre fährt er erläuternd fort:

„Diese Worte wurden in Dresden Anlaß aller möglichen — und unmöglichen Mißverständnisse und haben entschiedene Proteste hervorgerufen gegen eine Anschauung, ‚welche die Jesuiten nach Deutschland einlade'. Allerdings zeigte sich dabei die beachtenswerthe Thatsache, daß ein Theil der anwesenden Geistlichen (aber gerade die höhere Geistlichkeit nicht!) sich diesen Mißdeutungen ergab, während die Schulmänner und Juristen vielfach die Gelegenheit suchten, mir persönlich ihr vollkommenstes Einverständniß auszudrücken. Zerlegen wir daher die so angefochtenen Sätze näher, wiewohl ich dabei nicht umhin kann, von meiner Person zuvor wenigstens so viel Erwähnung zu thun, um festzustellen, daß ich den ersten Aufruf des Evangelischen Bundes mitunterzeichnet, dem Bunde Vorträge gehalten und Broschüren geschrieben habe. Allein seit dem zweiten halben Jahrzehnt des Bundes, den eine unbefangene geschichtliche Betrachtung als Nachklang des Culturkampfes würdigen muß, sind viel verderblichere Gegensätze offenbar geworden. Die Socialdemokratie hat seitdem offenbar ihr Heidenthum bekannt, beim Volksschulgesetzentwurf hat ‚die Bildung' ihren Landsturm gegen das confessionelle Christenthum in der Schule gerichtet. Beides zusammengefaßt heißt: die Massen und die ‚Elite der Nation' wollen unserem Glauben keine Stätte in der Erziehung gewähren, das Christenthum soll aufhören, der Sauerteig unseres deutschen Volkslebens zu sein. Sie wollen nur noch die ‚Religion der Moral'. Dagegen haben die Katholiken durchaus das Banner des Christenthums überall hochgehalten, haben seitdem vielfach erklärt, die Grundwahrheiten des Christenthums seien das mit den Evangelischen sie Einende; auf dem Gebiete der Schule wollten sie, um das bekannte Stichwort anzuwenden, zwar ‚getrennt von uns marschiren', aber mit uns ‚schlagen'. Der müßte z. B. fürchterliche Vorstellungen von unsern katholischen Mitchristen haben, dem das Herz nicht warm erbebte, wenn er die Worte des Licentiaten

[1] „D. h. seitdem der westfälische Friede klare Grenzen schuf. Unbedeutend nenne ich die bekannten Bekehrungen jüngerer Fürstenlinien; der Thorner Vorgang spielte sich im polnischen Ausland ab, und die Vertreibung der Salzburger läßt sich mit frühern Vorgängen, die sich zwischen Evangelischen und — Evangelischen in der Pfalz und Sachsen begeben, an Inhumanität gar nicht vergleichen."

Heußer von Augsburg liest, die dieser unter ungeheurem Beifall auf dem Katholikentag zu Würzburg gesprochen hat: ‚Wir wollen unsern evangelischen Mitchristen die Bruderhand entgegenstrecken, glauben sie doch mit uns an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn.‘ Meine Aeußerung zu Dresden war ein einfaches, natürliches und sympathisches Echo auf diese ergreifende Apostrophe, war eine Antwort, die sich vor Gott und Menschen freilich rechtfertigen läßt. Wenn die Verheißung von der einen Herde unter dem einen Hirten Christus diesseits sich verwirklichen soll, und wenn geschichtliche Ergebnisse sich nur durch geschichtliche Factoren, menschliche Initiative vollziehen, so läßt sich die Erfüllung doch kaum anders denken, als daß irgendwie eine Union der Katholiken und Evangelischen eintrete, entsprechend der mit den Griechisch=Unirten. Es sei denn, man suche die Einheit auf der gleitenden Ebene immer größerer Verflachung und Vergleichgiltigung beiderseits. Wenn aber der Name ‚Protestant‘ nur noch die Gleichgiltigkeit gegen die geoffenbarte Wahrheit (‚Dogmen‘) verdecken sollte, so könnte der Protestantismus dem Schicksal des Arianerthums nicht entgehen, das auch dreihundert Jahre lang die Germanenwelt ausschließlich beherrschte . . .“

Traurig zu sagen, gehört für einen Protestanten unserer Tage einige Unabhängigkeit des Geistes und ein gewisser Grad von Muth dazu, mit solchen Aeußerungen hervorzutreten. Dies hat aber wenigstens den Vortheil, daß kein plausibler Grund vorliegt, an der Ehrlichkeit derselben zu zweifeln. Solche Aeußerungen aber aus ehrlichem Herzen sind ein erfreuliches, wahrhaft wohlthuendes Zeichen, und jeder rechte Katholik wird sie willkommen heißen.

Apologetisches aus dem Mittelalter. Schon Cahier und Martin hatten in ihren Vitraux de Bourges und in ihren Mélanges wiederholt und mit Vorliebe auf eine Reihe mittelalterlicher Darstellungen hingewiesen, in welchen die Personificationen der Kirche und der Synagoge neben den Bildern des Gekreuzigten erscheinen. Die Kirche trägt dort die Siegesfahne und fängt das aus Christi Seitenwunde strömende Blut in einen Kelch auf. Sie steht zur Rechten des Gekreuzigten; zur Linken wendet die Synagoge sich ab mit zerbrochener Fahne und mit verbundenen Augen. Zweifelsohne soll hier der Glaube an die Gottheit und an die Verdienste des Gekreuzigten im Gegensatz zum Unglauben dargestellt, dann auch an den Werth des neuen Opfers erinnert werden, welches den Alten Bund wirkungslos machte. Den ersten Versuch dieser geistreichen und inhaltsvollen Versinnlichung des Verhältnisses zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde seit dem Tode Christi finden wir im Meßbuch des Bischofs Drogo von Metz. Zur vollen Klarheit ward der Gegenstand entwickelt in einer Reihe dem 9. und 10. Jahrhundert entstammender, meist im Umkreis von Metz geschnitzter Elfenbeintafeln. Dr. Paul Weber hat nun in einer werthvollen, wenn auch in einigen Punkten nicht einwandsfreien Schrift (Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältniß erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Stuttgart 1894) die Wandlungen nachgewiesen, welche die Bilder der Kirche und der Synagoge durchmachten, und überdies gezeigt, daß das geistliche Schauspiel bei diesen Veränderungen einen wichtigen Einfluß ausübte.

Die Figuren von Kirche und Synagoge standen anfangs ruhig neben dem Kreuze, wie wir heute Maria und Johannes zu beiden Seiten desselben zu finden gewohnt sind. Bald näherten beide sich, um eine Gruppe zu bilden; sie unterreden sich, sie streiten miteinander, die Kirche besiegt die Synagoge und triumphirt über dieselbe. Kleidung und Auftreten der erstern wird immer königlicher, während letztere mehr und mehr als Verstoßene und Entthronte erscheint. Schon der Anblick dieser beiden Figuren hatte ein bedeutendes apologetisches Gewicht; erinnerte er doch das Volk in lebhafter und verständlicher Weise an das Verhältniß der beiden Testamente zu einander, an die Würde, welche die Kirche dem Blute Christi verdankt, und an die durch Unglauben verschuldete Verwerfung des Judenvolkes. Am Straßburger Münster stehen darum unter den herrlichen Statuen der Kirche und der Synagoge die Worte: „Mit Christi Blut überwind' ich dich", „Dasselbe Blut verblendet mich". Die apologetische Bedeutung der beiden Figuren stieg um ein bedeutendes, wenn Kirche und Synagoge in Portalen und in andern Bildwerken von Propheten, Sibyllen und Darstellungen neutestamentlicher Ereignisse umgeben wurden. Es ist ein Verdienst Webers, nachgewiesen zu haben, warum man gerade solches Bildwerk neben jene beiden stellte und was sie dem Volke sagten. Schon frühe kannte man im Mittelalter eine dem hl. Augustinus zugeschriebene Predigt an die Katechumenen, welche sich zum Empfang der heiligen Taufe vorbereiteten (*Migne*, Patrol. XLII, col. 1117 sq.). Darin wird den Täuflingen zuerst „gegen die Heiden" das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit, die Gottheit Christi sowie dessen Menschwerdung aus einer Jungfrau erklärt. Dann wird „gegen die Juden" die Messiaswürde Christi bewiesen aus Isaias, Jeremias, Daniel, Moses, David und andern Propheten, aus den Zeugnissen des Simeon und des Zacharias, aus den Büchern der Heiden, d. h. aus Virgil und aus den Sibyllinischen Büchern, aus den Wundern, durch die Christus seine Macht bewies über den Himmel, das Meer, die Erde und den Tod, endlich aus Christi Auferstehung. Die Rede schließt mit einem Hinweise auf die Auferstehung aller Menschen und auf das ewige Leben. Schon in ihr ist die Form eines geistlichen Schauspiels vorbereitet; denn die Juden werden angeredet und die Zeugen aufgerufen. So heißt es z. B.: „Sprich, Moses, (gib) ein Zeugniß für Christus." In einer zweiten, ebenfalls dem hl. Augustin zugewiesenen Schrift (Altercatio ecclesiae et synagogae. *Migne* l. c. col. 1131 sq.) streiten Kirche und Synagoge in langer Wechselrede vor einem Richter. Auch in ihr werden die Propheten und die Auferstehung Christi als wichtigste Beweismittel verwendet.

Die Hauptstellen jener ersten Rede wurden schon früh in Verse gebracht und am Weihnachtstage in der Kirche vorgetragen. Die Propheten, Simeon, Zacharias, Virgil und die Sibylle traten der Reihe nach auf und brachten zur Widerlegung der Juden ihre Weissagungen vor. In einzelnen Spielen waren hier und dort Gruppen von Juden und Heiden aufgestellt, an die jeder der Redenden sich wendete. An dies „Prophetenspiel" schloß sich dann später ein „Weihnachtsspiel" an. Im Benediktbeurer Weihnachtsspiel ruft Augustinus die einzelnen Propheten auf. Sie treten vor und richten ihre Weissagung an den Archisynagoga und seine Juden, die zur Linken sitzen. Augustinus läßt zuletzt

vor den Juden die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige u. s. w. aufführen, damit sie durch Thatsachen bekehrt würden.

Seit dem 12. Jahrhundert entstanden aus jenen beiden dem hl. Augustinus zugeschriebenen Werken und dem Prophetenspiel eine Reihe Schauspiele, in welchen Kirche und Synagoge gegeneinander auftreten und streiten; ja diese beiden Frauen werden auch in andern Spielen streitend eingeführt. So disputiren sie um Weihnachten über Marias Jungfräulichkeit. Das Volk war so sehr daran gewohnt, Kirche und Synagoge als streitende Parteien auf der Bühne zu sehen, daß beide auch in zahlreichen Bildwerken einander gegenübergestellt wurden.

Wenn noch heute in vielen Kirchenportalen Kirche und Synagoge die Reihe der Statuen abschließen, so dürfen wir, ohne Furcht, zu irren, annehmen, daß die Propheten und Sibyllen, sowie die Scenen aus Christi Leben, welche dort zwischen jenen beiden Figuren stehen, das Volk an jene Festspiele erinnerten, worin die Kirche ihre Zeugen und Thatsachen gegen das Judenthum einführte. Es leuchtet ein, daß die Verbindung der kirchlichen Kunstwerke und Schauspiele ein überaus wirksames Unterrichtsmittel war. Das Volk wurde durch die Bildwerke immer wieder an den Inhalt des Spieles erinnert, in welchem die Kirche so viele Propheten, die Patriarchen und Könige Israels, Virgil und die Sibyllen ins Feld führte, um die wichtigsten Geheimnisse des Glaubens gegen Juden und Heiden zu vertheidigen.

„**Weder Protestantismus noch Romanismus, sondern Katholicismus.** Streit- und Friedensschrift eines orthodoxen Katholiken." Das ist der Titel eines Schriftchens, welches jüngst zu Berlin in der Conradschen Buchhandlung erschienen ist. Wir durchgingen dasselbe, gespannt, den religiösen Standpunkt des Herrn zu entziffern. Der Gegensatz von „Romanismus" und „Katholicismus" ließ vermuthen, daß es mit der „Orthodoxie" des Verfassers wohl eigenthümlich bestellt sei. Das bestätigte sich denn auch; doch fanden wir neben mancher Confusion auch oft recht treffende Bemerkungen über den Protestantismus. Gut wird die Heuchelei jener Herren an den Pranger gestellt, welche, obgleich im Herzen Pantheisten, dennoch den Gehalt eines Professors der evangelischen Theologie beziehen und den Nachwuchs der evangelischen Prediger heranbilden. Gut wird auch die Selbsttäuschung gezeigt, in welcher viele Protestanten meinen, ihr Glaube ruhe auf freier Forschung und nicht auf Autorität. „Allerdings", so heißt es S. 29, „eine gemeinsame positive Ueberzeugung kann dieser Umstände (der Zerrissenheit) wegen sich bei den Protestanten nicht bilden, wohl aber eine negative; denn alle Autoritäten, von Vater und Mutter angefangen bis zum Gymnasial- und Universitätsprofessor, alle seine Bekannten, keinen einzigen ausgenommen, betrachten den Katholicismus als Aberglauben, Geistesknechtschaft, Corruption ... Und so bildet sich eine feste und unausrottbare negative Ueberzeugung, die allen Protestanten gemeinsam ist, die den Kitt bildet, der den Protestantismus zusammenhält, und ohne den er sofort zerfallen würde." Es wird gezeigt, wie man die alte lutherische Rechtfertigungslehre jetzt als nicht schriftgemäß erkannt hat. „Sollte", so fährt der Verfasser fort, „sollte diese Erkenntniß denn nicht Evangelische, die auf der Höhe der Bildung stehen, dazu bestimmen,

den (echten und unverfälschten) Katholicismus einer nähern Prüfung zu würdigen und zuzusehen, ob nicht vielleicht die Abneigung gegen ihn theils aus Mißverständnissen theils aus ungenügender Kenntniß . . . entspringt?" (S. 47.) Aber welches ist denn dem Verfasser der „echte und unverfälschte Katholicismus"? Es erübrigen nur noch die letzten fünf Seiten des Schriftchens, und wir haben es noch immer nicht erfahren. Endlich wird es Licht. S. 48 empfiehlt der „orthodoxe Katholik" den Protestanten zum Studium als „katholische Theologen": Döllinger, Friedrich, Reusch und Langen. Also vom Altkatholicismus soll den Protestanten das Heil kommen? Zum Altkatholicismus sollen sie übergehen? Doch nein! Solche Ansprüche werden im Jahre 1894 nicht mehr erhoben. Aber was soll denn geschehen? Um es kurz zu sagen: „Russisch" sollen die deutschen Protestanten werden. Denn „die orthodoxe, oder wie man sie im Abendlande, um Antipathien gegen sie zu erwecken, zu nennen pflegt, die ‚russische' Kirche ist die katholische Kirche" (S. 52)! Da haben wir's! In diesem Sinne wollte also vermuthlich Graf Moltke verstanden sein, als er die Worte sprach, welche der Verfasser zum Motto seines Buches gewählt hat, die Worte: „Katholisch müssen wir Protestanten doch alle einmal wieder werden." Zu „Russen" wollte Graf Moltke die Deutschen machen.

Es ist doch merkwürdig, wie man lieber jede andere Religionsgesellschaft aufsucht, als daß man sich zur alten, von Christus gestifteten, wirklich katholischen Kirche zurückwendet! Der Verfasser sollte doch selbst einmal zusehen, ob nicht vielleicht seine eigene Abneigung gegen sie „theils aus Mißverständnissen theils aus ungenügender Kenntniß entspringt".